



[redacted]

# ARCHIV

FÜR DAS

# STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

# UND LITERATUREN.

---

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

---

XXIV. JAHRGANG, 44. BAND.

---

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1869.

# Inhalts-Verzeichniss des XLV. Bandes.

## Abhandlungen.



## Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

## Programmenschau.



## Miscellen.



## Bibliographischer Anzeiger.

# Eine neapolitanische Märchensammlung
aus der
ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

---

Die Neapolitaner besitzen eine nicht unansehnliche mit dem
rzehnten Jahrhundert beginnende Literatur in ihrem vom
ienischen stark abweichenden Dialekte, welcher überhaupt
hr Selbständigkeit hat, als die übrigen Mundarten der Halb-
el und durch die Volkstheater, namentlich durch das beliebte
ı Carlino in Neapel, dessen Stücke zum Theil auch im Druck
heinen, in Kraft erhalten wird.

Unter dem erwähnten Schriftenthume ragt der seit 1637 in
lreichen Auflagen erschienene Pentamerone des Giam-
:tista Basile hervor, eine der ältesten Märchensammlungen
istlicher Völker, welcher Jakob Grimm in seiner Märchen-
ıe* eine nicht geringe Bedeutung zuschreibt. Der Name
ntamerone ist ein Nachklang des anderthalb Jahrhunderte
ıer erschienenen Decamerone des Boccaccio. Wie dieser hun-
t Novellen bringt, von fünf Herren und fünf Damen an
n Tagen vorgetragen, so giebt uns der Pentamerone fünfzig
rchen, welche an fünf Tagen von zehn alten Weibern der
warzen Gemahlin des Prinzen Thaddäus von Rundfeld**
hselsweise erzählt werden.

Wenn diese Märchensammlung wenig jenseits der Grenzen
Halbinsel, ja jenseits des Neapolitanischen bekannt gewor-

---

* Kinder- und Hausmärchen, dritter Band.

** Taddeo de Campo retunno.

den ist, so haben wir wohl die Hauptursache in der Fremdartigkeit der Mundart zu suchen. Es giebt zwar eine Uebersetzung ins Italienische, aber eine sehr ungetreue, verstümmelte, ausserdem eine modenesische, eine englische und eine deutsche, letztgenannte aus dem Jahre 1846 durch Felix Liebrecht, einen sehr sprachkundigen, sprachgewandten Mann, eingeleitet durch eine Vorrede Jakob Grimms.

Uebrigens vertragen bekanntlich Dialektdichtungen am wenigsten eine Uebertragung in ein fremdes Idiom, zumal in eine eigentliche Schriftsprache; man denke nur an Hebel und Fritz Reuter. Dazu kommt, dass die neapolitanische Mundart ganz besondere Schwierigkeiten bietet, so dass Liebrecht in einzelnen Fällen nicht einmal von Neapolitanern Auskunft erhalten konnte.

Ist so der Pentamerone im Ausland ein Fremdling geblieben, so hat er sich daheim einer besonderen Gunst erfreut, und dies ist auch nicht zu verwundern, da er ein treues Spiegelbild des sinnlich heiteren, redseligen, unendlich lebhaften, rasch aufwallenden, zu Scherz und carikirter Uebertreibung neigenden Völkchens ist, das in der Poesie stark aufträgt, gerade wie seine Maler stets in grellen Farben gemalt haben. Der Ausländer, der mit der neapolitanischen Art fremd ist, steht nicht selten kopfschüttelnd vor dem Pentamerone; denn der Erzähler liebt es, mit den Dingen wie die Katze mit der Maus zu spielen und mitten in der feierlichsten Stimmung in einen burlesken, parodirenden Ton zu fallen. Für Den dagegen, welcher diesen seltsamen Menschenschlag kennt, haben die Erzählungen einen besonderen Reiz; man glaubt, wenn man Basile liest, Freund Pulcinella, den papageiennasigen Schelm im weissen Hemde, zu vernehmen, wenn er, die Bretter San Carlinos beschreitend, seine groteske Beredsamkeit entfaltet.

Natürlich ist die damalige Richtung der italienischen Literatur auf diese wunderliche Dichtung von Einfluss gewesen. Der ruhmstrahlende Parnass, auf dem Ariost und Tasso die ersten Sitze inne gehabt, ist gesunken, und was in der Gerusalemme liberata des Letzteren von manierirtem Wesen sich wie im Keime findet, hat sich bei den Seicentisten üppig entfaltet unter der Fahne jenes allgemein bewunderten Marini,

Basiles Zeitgenossen, der Neapel gleichfalls seine Vaterstadt nannte. Wer hat nicht von dem eitlen Wortgepränge, von der Bilder- und Witzjagd und dem Schwulst der Marinisten, deren Echo sich ja auch in unserer Literatur, namentlich bei der zweiten schlesischen Schule findet, vernommen? Liest man den Pentamerone, so kann man zweifeln, ob Basile den beliebten Ton anschlägt, weil er der Strömung der Zeit folgt, oder ob er ihn verspottet. Mir scheint, Beides ist zugleich der Fall; denn wenn er auch seine Concetti reichlich umherstreut, wie ein Carnevalheld seine Confetti, so weiss er doch auch wieder den falschen Schmuck zur Seite zu legen und echte Goldkörner der Poesie, die er mühelos aus reichem Vorrath schöpft, zu spenden.

Wir wollen als Beispiel einige Gleichnisse wählen, an denen Basiles Märchen ausserordentlich reich sind. Der Ausdruck: „Beim nächsten Schimmer der Morgenröthe“ oder: „Als der Tag erschien“ ist ihm viel zu trivial; er giebt diesen Gedanken in hundert verschiedenen Wendungen, indem er uns stets ein neues Bild vorführt. So lesen wir: „Sobald die Vöglein der Sonne ein Vivathoch zu bringen begannen;“ oder: „Zur Zeit, wo, von den Trompeten der Hähne geweckt, der Sonnenreiter sich in den Sattel schwang, um die gewohnten Stationen zu durcheilen;“ oder: „Als die Sonne mit dem Strahlenpinsel die Schatten der Nacht hell übermalte;“ oder: „Um die Stunde, da der Sonnenführer seine Rosse löste, um den Thierkreis zu durchjagen;“ oder: „Die Liebenden kosten miteinander, bis der Sonnenhirt die Feuerrosse aus dem Stalle zog, um sie auf den von Aurora besäten Feldern weiden zu lassen.“ An andern Stellen rollt der Sonnengott spielend eine goldene Kugel durchs Himmelsfeld; oder er giebt den Schiffern und Boten ein Feuersignal, dass sie bei guter Zeit ihren Weg wieder aufnehmen sollen; oder er richtet wegen des Siegs, den er über die Nacht gewonnen, Lichttrophäen auf; er schickt die ersten Strahlen als Pioniere aus, um dem nahen Lichtheer die Strasse zu ebnen; oder einfacher, Apoll treibt mit goldenen Ruthen die Schatten vom Himmel weg.

Von der Nacht heisst es: sie stickt Sterne in die Himmelsdecke; sie kühlt das glühende Angesicht der Sonne im Thau;

sie erscheint in schwarzer Larve, um den Sternentanz anzuführen; sie zündet die Lichter auf dem Himmelskatafalk an, um die Leichenfeier der geschiedenen Sonne abzuhalten. Der Mond steigt herauf, um „die Gluckhenne und die Küchlein“ (die Plejaden) mit Thau zu laben.

Von dem Walde sagt Basile, dass ihn die Sonnenrosse meiden, um nicht auf den dunkeln Weideplätzen zu erkranken; von der Waldquelle, dass sie die krystallene Zunge rege, um die Vorübergehenden in ihre Herberge zu einem frischen Trunke einzuladen; von dem Bache, dass er die Steine peitsche, die sich ihm muthwillig in den Weg werfen. Für „sterben“ gebraucht er den schönen Ausdruck: vom Baume des Lebens herabgleiten.

Sind dies nicht Bilder, wie sie nur dem wirklichen Dichter zu Gebote stehen? Aber daneben finden sich auch gekünstelte Gleichnisse ganz im Charakter Marinis, die zwar eigenthümlich sind, aber unserem Geschmacke wenig zusagen. Kehren wir zu den Ausdrücken, womit der Tagesanbruch bezeichnet wird, zurück. Da lesen wir: Aurora bestreicht die Räder des Sonnenwagens mit Fett und wird kirschroth über der Anstrengung. Die Sonne fegt mit dem Reisbesen ihrer Strahlen den Himmel aus; sie wirft den goldenen Angelhaken mit dem Köder des Lichts aus, um die Schatten der Nacht zu fischen; sie steckt die Stoppelfelder des Himmels in Brand. Die Schatten der Nacht, von den Häschern der Sonne verfolgt, fliehen aus dem Lande. Der Hahn, der Spion des Sonnengenerals, benachrichtigt seinen Herrn, dass die Schatten der Nacht abgemattet seien: daher solle er dem kraftlosen Feinde in den Rücken fallen, um ihn niederzumachen.

Die dritte Art von Bildern, deren sich Basile bedient, sind die burlesken, welche auf die Lachmuskeln des Lesers wirken sollen. Wir halten uns wiederum an das Erscheinen des Tages. Basiles Sonne hat sich des Nachts in den Flüssen Indiens einen Schnupfen geholt und macht sich nun eine Motion, denselben wieder auszuschwitzen. Am Abend verschwindet sie von der Weltenbühne, um — das Hemd zu wechseln. Sie löscht ihr Licht aus, um, von den Mücken unbelästigt, an den Ufern des indischen Stroms zu ruhen. In den Morgenstunden hört sie als

in Schulmeister den Vögeln eine Gesanglektion ab, und theilt
len Grillen Hiebe mit ihrer Strahlenruthe aus, weil sie die Nacht
indurch so viel Lärm gemacht haben. Sie giebt dem Himmel
ine goldene Pille als Purganz ein, damit er die Dunkelheit
on sich gebe. Aurora erhebt sich, um zur Stärkung ihres be-
ahrten Gemahls frische Eier zu holen. Sie breitet am Himmels-
enster die rothe Bettdecke aus und schüttet die Flöhe herunter;
a, sie leert — kaum wag' ich es in unserem säuberlichen,
olizeilich geordneten Deutschland zu sagen — einen gewissen
Topf von dem Altan des Himmels aus.

Ueberhaupt sind alle Gleichnisse Basiles, die echt poetischen
owohl wie die verkünstelten und burlesken, der eigenen An-
chauung entnommen. Man kann an dem Pentamerone das
eapolitanische Leben studiren, wie denn z. B. jenes Eierbringen
lte Volkssitte ist, die bei Neuvermählten am Morgen nach der
Iochzeit Anwendung findet.

Ich theile hier eine unter dem Titel der Gevatter auf-
geführte Geschichte, die freilich ausnahmsweise kein Märchen,
ondern ein blosser Schwank ist, nach Liebrechts Uebersetzung
II. 10) mit, um eine Vorstellung von der Art und Weise der
Erzählung zu geben.

Es lebte einmal in Pomegliano ein gewisser Cola Jacovo,
der Mann der Masella Cronecchia von Resina, ein von Krank-
heit geplagter, aber steinreicher Mann. Obwohl er nun aber
weder Kind noch Kegel hatte und das Geld mit Scheffeln mass,
ar er doch so knickerig, dass, man mochte ihn drehen, wie
an wollte, man ihm dennoch nie auch nur einen rothen Heller
is der Tasche lockte; dabei führte er nicht minder für seine
gene Person ein so kärgliches Leben, dass er aussah wie ein
gemagerter Hund, und alles dies, um nur ja recht viel bei
ite zu legen und zu sparen. Es kam jedoch jedesmal, wenn
sich zu Tische setzte, zu seinem Aerger und Verdruss ein
rtrackter Gevatter zu ihm ins Haus, der ihm keinen Schritt
m Leibe ging, und der, als wenn er die Glocke im Leibe
nd die Uhr in den Zähnen hätte, sich immer gerade zur Ess-
eit einstellte, zu schwatzen begann und mit grenzenloser Un-
erschämtheit sich wie eine Klette an ihn hing, dergestalt, dass
r ihn auf keine Weise los werden konnte; und so lange zählte

er ihnen den Bissen in den Mund, tischte so lange Spässe und Schnurren auf, bis man zu ihm sagte: „Wenn's gefällig ist;" worauf er, ohne sich lange nöthigen zu lassen, sich zwischen Cola Jacovo und seine Frau drängte und dann, als wenn er vor Hunger und Gier dem Tode nah, seine Esslust wie ein Rasiermesser scharf geschliffen und er angehetzt wie ein Jagdhund wäre, ja als hätte er einen Wolf im Leibe, und mit der geflügelten Schnelligkeit eines vom Gehöft fortgejagten Fuchses sogleich begann, die Hände zu rühren wie ein Pfeifer, die Augen umherzuwerfen wie eine wilde Katze und die Zähne in Thätigkeit zu setzen wie einen Mühlstein, wobei er Kaltes und Warmes hinunterschlang, und ein Bissen nicht den andern erwartete. Wenn er sich nun die Backen gehörig gefüllt, den Wanst angestopft, seinen Bauch einer Trommel ähnlich gemacht, die Schüsseln bis auf den Boden geleert und Alles rein gefegt hatte, ergriff er einen Krug, saugte, trank, leerte, zechte und soff ihn in einem Zug bis auf den Grund aus und ging dann, ohne auch nur „Adje" zu sagen, seiner Wege, indem er Cola Jacovo und Masella mit einem langen Gesichte sitzen liess. Da diese nun die Unverschämtheit des Gevatters sahen, der, wie wenn es in einen aufgetrennten Sack ginge, ass und frass, schluckte und schlang, ausleerte, abräumte, einhieb, einlud, einwammste, einpackte, fortbrachte, verschwinden machte, vernichtete, zerstörte und verheerte dermassen, dass nichts auf dem Tische blieb: so wussten sie nicht, wie sie sich diesen Blutegel, dieses Zugpflaster, dieses Hosenverunreinigungsmittel, diese Purganz, diese unverschämte Fliege, diese Filzlaus, diesen Folterstrick, dieses Ueberbein, diesen schweren Miethzins, diese immerwährende Abgabe, diesen Polyp, diesen Igel, diese Bürde, diesen Kopfschmerz vom Halse schaffen sollten, und nimmer wurde es ihnen so gut, dass sie einmal unbelästigt und ohne diese beschwerliche Zugabe, ohne diese endlose Beschwerde essen konnten, bis eines Tages Cola Jacovo erfuhr, dass der Gevatter sich an einen Beamten, der die Stadt verliess, gehängt hatte und daher ausrief: „Gelobt sei der Himmel, dass wir endlich einmal nach hundert Jahren das Glück haben, ohne diesen Henkersknecht die Zähne rühren, die Backen in Trab bringen und einen Bissen unter die Nase stecken zu können; darum

rill ich mich einmal lustig machen und Etwas darauf gehen ıssen, da man in dieser elenden Welt ja doch nur das geniesst, ras man durch die Gurgel jagt. Darum zünde rasch ein Feuer n, liebe Frau; denn da wir jetzt gerade freies Spiel haben nd nach Herzenslust essen können, so will ich mir irgend twas Leckeres, irgend einen delikaten Bissen zu gut thun.“ ndem er dies sagte, lief er fort, um einen schönen Teichhecht, in Mass feines Weizenmehl und eine Flasche vom besten Wein inzukaufen; worauf er, nach Hause zurückgekehrt, während eine Frau voll geschäftiger Eil einen schönen Kuchen backte, en Aal selbst briet und sich dann, als Alles fertig war, mit Iasella zu Tisch setzte. Kaum aber hatten sie sich niedergeısen, so klopfte Jemand an die Thür, und als Masella ans 'enster trat und den verwünschten Gevatter, den Störenfried ihrer ehaglichen Ruhe erblickte, sagte sie zu ihrem Manne: „Nieıals, mein lieber Jacovo, kauft man doch ein Pfund Fleisch ı dem Scharren der menschlichen Freuden ohne die Knocheneilage des Verdrusses; man schläft nie auf dem reinen Laken er Zufriedenheit ohne irgend eine Wanze des Aergers; man rocknet niemals die Wäsche des Genusses ohne den Regen er Unannehmlichkeiten; so ist jetzt dieser bittere Bissen uns ı die Schüssel gefallen, dieses Dreckessen uns in der Kehle tecken geblieben;“ worauf Cola Jacovo alsbald erwiederte: Verstecke rasch die Sachen, die auf dem Tische stehen, hebe e auf, nimm sie fort, schaffe sie weg, damit er sie nicht sieht, nd dann öffne die Thür; denn wenn er das Nest leer findet, › wird er vielleicht klug genug sein, bald wieder fortzugehen nd uns die paar Bissen Elend aufessen zu lassen.“ Während un der Gevatter die Sturmglocke läutete und Alarm schlug, chob sie den Aal in einen Schrank, die Flasche unter das Bett nd den Kuchen zwischen die Kissen; Cola Jacovo aber kroch nter den Tisch und guckte durch ein Loch der Decke, welche is auf die Erde hinabhing, unter demselben hervor. Der Geatter hatte jedoch durch das Schlüsselloch Alles, was in der tube vorging, gesehen; er trat daher, sobald geöffnet wurde, ıit angenommener Furcht und Bestürzung hinein und sprach, ls Masella ihn fragte, was ihm wäre, folgendermassen: „Während du mich durch dein langes Zaudern und Trödeln fast um

alle Geduld brachtest, und ich wie auf glühenden Kohlen stand, indem ich dich erwartete wie eine warme Semmel, damit du mir aufmachen solltest, kroch mir zwischen den Füssen eine Schlange, die so furchtbar und hässlich war, dass mir noch die Haut schaudert; stelle dir vor, sie war so gross wie der Aal, den du in den Schrank gesetzt hast. Da ich mich nun in einer so bösen und gefährlichen Lage sah und vor Furcht zitterte, und vor Angst bebte und vor Schreck klapperte, hob ich einen Stein auf, der ungefähr so gross war wie die Flasche unter dem Bette, warf ihn der Schlange auf den Kopf und machte so einen Kuchen wie der dort zwischen den Kissen; wobei das Unthier im Sterben mich anstierte wie der Gevatter da unter dem Tische, so dass mir vor Schreck und Entsetzen alles Blut erstarrt ist!“ Bei diesen Worten konnte Cola Jacovo sich nicht länger halten, denn diese Dosis dünkte ihm doch zu stark; er steckte den Kopf unter der Decke hervor, wie ein Hanswurst, der sich auf der Bühne zeigt, und sprach also zum Gevatter: „Wenn die Sachen so stehen, dann hört alles auf! Jetzt habe ich es dick, jetzt komm mir nicht wieder so, jetzt bleibe mir ja vom Leibe! Wenn du Etwas zu fordern hast, so verklage mich: wenn ich dir ein Unrecht gethan habe, so mache einen Process anhängig; wenn du dich beleidigt glaubst, so vergelte Gleiches mit Gleichem; wenn ich dir zu nahe getreten bin, so mache es eben so, und wenn du dich revangiren willst, so blase mir den Hobel aus oder thue sonst noch was! — Was für ein Benehmen, welch eine Art und Weise ist denn das von dir? Es scheint wahrhaftig, du hast alle Scham vergessen und willst dir das Unsrige mit Gewalt aneignen. Du hättest mit dem Finger zufrieden sein und nicht die ganze Hand nehmen sollen; denn jetzt sieht es wirklich schon aus, als ob du uns durch dein unausstehliches Betragen aus dem Hause jagen wolltest! Freilich sagt man: „Schamlos thut, was er will,“ aber auch: „Wer selbst nicht klug ist, wird klug gemacht,“ und wenn es dir an Mitteln dazu fehlt, haben wir Knittel und Knüppel genug. Kurzum, du weisst ja, dass man sagt: „Auf einem groben Klotz gehört ein grober Keil“ und: „Jeder Hahn bleibe auf seinem Mist.“ Darum lasse uns ungeschoren; denn wenn du etwa glaubst, von heute ab das alte Lied fortsetzen zu können,

läufst du dir die Füsse vergeblich ab, du bringst Nichts zu 'ege, verlierst nur Hopfen und Malz und bist am Ende, wo ı am Anfang geweeen bist. Wenn du dir einbildest, immer bei mir im Warmen zu sitzen wie bisher, so irrst du gar hr, du hast deinen Theil dahin, mit dir ist es vorbei und du usst dir diese Gedanken schon vergehen lassen. Wenn du nkst, mein Haus ist ein offenes Wirthshaus für deinen unerttlichen Hals, damit er so viel zechen und schlucken kann, s er will, so entschlage dich dieser Hoffnung, lass fahren esen Irrthum, deine ganze Mühe ist verloren, es ist Alles ıders und keine Hoffnung mehr vorhanden. Doch ist es deine gene Schuld. Du hattest einen Tölpel gefunden, den du wie ne Taube rupftest; hattest einen Esel getroffen, dem du die ugen auswischtest, und lebtest mit einem Wort wie im Schlaffenlande. Jetzt aber geh deiner Wege, wir sind geschiedene eute; dieses Haus ist für dich nicht mehr vorhanden, wir ıben Nichts mehr mit einander zu schaffen; denn du bist ein :hmarotzer, ein Brotvernichter, ein Tafeldieb, ein Küchenerer, ein Topfausräumer, ein Tellerlecker, ein Nimmersatt, n Kloak, der du eine wahre Fresssucht, einen wahren Heissınger, einen Wolf und einen bodenlosen Abgrund im Leibe st; der du einen Esel verschlucken, ein Schiff verschlingen ıd einen Bären verputzen könntest, den heiligen Gral nicht rschonen würdest; dem weder Tiber noch Po genügen, und r sich selbst auffressen möchte. Gehe nur dem nach, was dir ıkommt, gehe Kloaken ausräumen, Lumpen auf den Kehrichtufen aufklauben, Nägel in den Rinnsteinen suchen, Wachs i Begräbnissen aufsammeln und Abtritte ausfegen; meinem ause komme aber ja nicht wieder nahe; denn Jeder hat seine genen Leiden, Jeder hat mit sich selbst zu schaffen und Jeder :iss am besten, wo ihn der Schuh drückt. Auch brauchen r deine lahmen Witze, deine hinkenden Geschichtchen, deine gedroschenen Spässe gar nicht länger, und wollen durchaus chts mehr von dir wissen; darum musst du schon einmal esen Bissen fahren lassen. Du lockerer Vogel, du Tagedieb, ı Bärenhäuter, du Faulpelz, arbeite lieber, lerne ein Handerk und suche dir einen Meister!" Als der arme Gevatter esen unaufhaltsamen Wortstrom, dieses Aufplatzen des Ge-

schwürs, diese Krämpelei ohne Krämpel empfand, so zitterte und bebte er wie ein auf der That ertappter Dieb, wie ein verirrter Wanderer, wie ein verunglückter Schiffer, wie eine Hure, die ihren Kunden verloren, und wie ein Kind, das sich verunreinigt hat, und ohne dass er wagte den Mund aufzuthun, schlich er sich davon mit gesenktem Kopf, mit dem Kinn auf der Brust, mit Thränen in den Augen, mit tropfender Nase, mit klappernden Zähnen, mit leeren Händen, mit beklommenem Herzen, wie ein abgebrühter Pudel still und stumm, ohne auch nur zu muksen oder sich umzudrehen, indem ihm das bewährte Sprüchwort einfiel: „Ungeladene Gäste setzt man unter den Tisch."

Man wird mir zugeben, dass Basile es versteht, seinen Gestalten Leben einzuhauchen, wenn auch die Erzählung mehr Fülle hat, als der Deutsche gewöhnt ist.

Obschon überall der Volkston getroffen ist, so verrathen doch gelegentliche Anspielungen auf Geschichte und Mythologie den wohlunterrichteten Mann. Basile schreibt für alle Stände seines Landes, deren Bildungsgrad übrigens gar nicht so weit von einander absteht, wenigstens damals abstand. Einzelne Stellen, wie ganze Geschichten, verstossen gegen unser Sittlichkeitsgefühl, so dass der Uebersetzer öfters in der Lage war zu vertuschen. Einige Schuld an diesen Unziemlichkeiten mag die rohere Zeit tragen, wie dies ja auch bei Shakspeare der Fall; die Hauptursache aber ist, dass wir hier, wie bei Aristophanes, einem andersgearteten Volk gegenüberstehen, bei welchem tiefer herabgehende Masse des Wohlanständigen gelten. Die heissblütige Natur und Lebhaftigkeit der Auffassung, die weitgehende Oeffentlichkeit des Lebens und die Nacktheit der Menschen wirken zusammen und schaffen eine Naivität, die den Neuling staunen und starren macht. Statt: „Sie assen mit Lust" heisst es bei Basile: „Sie assen, bis ihnen der Bauch platzte." Eine Mutter, die ihr Kind verwünscht, ruft: „Wärst du doch nie zwischen meinen Knieen hervorgegangen!" Von einem kinderlosen König heisst es: „Er flehte die Götter an, dass sie seiner Frau den Bauch schwellen möchten." Zu einem Jüngling, der ängstlich eine schwere That zu vollbringen zaudert, sagt eine Fee: „Du hast immer die Hosen voll." Dergleichen erregt bei dem Neapolitaner ebenso wenig Anstoss, als

Basiles Reflexion: „Jeder Mensch hat seinen Werth, wie jedes Häuflein seinen Rauch,“ oder seine Betrachtung über das häufige Zusammensein von Tugend und Armuth in den Worten: „Armuth ist die Filzlaus der Tugend.“ Von dem Ungeziefer, das den Menschen, zumal unter jenem heissen Himmel, plagt, spricht er so unbefangen, wie wir von der Fliege an der Wand. In dem Märchen der Floh (I. 5) fängt sich ein König einen Floh, der so stattlich ist, dass Se. Majestät sich — nach Basiles Ausdruck — ein Gewissen daraus macht, ihn auf dem Schaffot des Nagels vom Leben zum Tode zu bringen. Er steckt ihn also in eine Flasche und füttert ihn sorgsam mit dem Blute seines Arms. Der Floh aber erfreut sich eines so wunderbaren Gedeihens, dass er bald in ein grösseres Quartier gebracht werden muss. Nachdem er schliesslich die Stärke eines Hammels erreicht hat, lässt ihn der König als ein Mann von wunderlichen Launen schlachten und die Haut gerben. Darauf muss der Reichsherold öffentlich verkünden: wer Seiner Majestät sagen könne, von welchem Thier das erwähnte Fell sei, der solle der Prinzessin Hand zum Lohne erhalten. Eine Menge Heirathslustige, denen eine so glänzende Verbindung ins Auge sticht, Zoologen und Nichtzoologen, stellen sich ein und strengen vergeblich ihren Scharfsinn an, bis endlich ein missgeschaffener wilder Mann nach langem Beschauen und Beriechen den Ausspruch thut: „Das ist die Haut des Grossmeisters der Flöhe.*“

Der weitere Verlauf der Geschichte ist nun der, dass die Prinzessin dem Ungethüm, das Zauberkräfte besitzt, in die Wildniss folgen muss, bis sie von einer ebenfalls zauberkräftigen Frau, die sieben starke Söhne hat, befreit wird und einen bessern Gemahl erlangt.

Der üppigen Natur Neapels entsprechend, wird viel von Schwangerschaften und Zwillingsgeburten gehandelt. Jene sind oft wunderbarer Art, wie in dem Märchen Pervonto (I. 3). Ein Dümmling dieses Namens wird nach Holz in den Wald geschickt. Er findet dort drei Feensöhne, die ihm, weil er sich gefällig zeigt, Zauberkraft verleihen, so dass alle seine Wünsche in Erfüllung gehen. Doch bleibt ihm diese Gabe fürs Erste

* Chisto cuoiero è dall' arcefanfaro de li pulece.

noch unbekannt. Nachdem er ein grosses Reisigbündel gemacht hat, setzt er sich rittlings darauf mit den Worten: „O wenn doch dieses Bund mich forttragen möchte wie ein Pferd!“ Alsbald setzt sich das Bund gleich dem besten Andalusier in Trab und bringt ihn vor den Palast des Königs, wo die in Trübsinn verfallene Prinzessin Vastolla ob dem seltsamen Reiter plötzlich in lautes Gelächter ausbricht. Pervonto, höchlich erzürnt so lächerlich gefunden zu werden, spricht einen zweiten Wunsch aus: „O Vastolla, möchtest du schwanger werden!“ Sofort stellen sich Uebelkeiten und weitere sehr ins Auge fallende Folgen bei der, wie man sich denken mag, höchlich überraschten Prinzessin ein; ihr Vater aber ergrimmt um so mehr, da sie nicht im Stande ist, den Schuldigen namhaft zu machen. Nach neun Monaten gebiert sie zwei Knaben. Der König, in der Absicht, sie und den vermeintlichen Buhlen mit dem Tode zu strafen, beschliesst auf den Rath der Hofweisen so lange zu warten, bis die Zwillinge sieben Jahre alt geworden sind, um von den ausgeprägteren Gesichtszügen auf den „Falschmünzer“ schliessen zu können. Es wird ein grosses Gastmal veranstaltet, zu dem die Edlen des Landes geladen sind; aber, so scharfe Musterung auch die weisen Männer halten, sie gelangen zu keinem Ergebniss. Am folgenden Tage wird die Tafel für Leute niedern Standes gerichtet, für Paternosterhändler, Messerschmiede, Kammmacher, Holzschuher u. s. w., zu denen sich, getrieben von der Gier, einmal ihren Hunger gründlich zu stillen, alle Lumpenkerle und Vagabunden gesellen. Unter diesen findet sich, barfuss und zerlumpt, auch der garstige Pervonto ein, der sich denn wirklich als der gesuchte Missethäter ausweist, da die Zwillinge auf ihn zueilen und ihn mit Liebkosungen überhäufen. Die Strafe, die nun der König verhängt, besteht darin, dass der Dümmling mit Vastolla und den Kindern in ein Fass gesteckt und ins Meer geworfen wird. Während sie dahin schwimmen, frägt die Prinzessin Pervonto aus und erfährt nicht nur, was er unwissend an ihr verschuldet hat, sondern auch, wie er mit einer Wunderkraft ausgestattet ist, wovon er in seiner Beschränktheit noch immer kein Bewusstsein erlangt hat. Natürlich treibt sie ihn nun, neue Wünsche auszuprechen, in Folge deren das Fass, in das sie gesteckt sind, in ein Prachtschiff,

: Uferstelle, an der sie landen, in einen Park mit einem :hlosse, er selbst aber in einen wohlgebildeten, liebenswürdi- :n Jüngling verwandelt wird. Ein Zufall führt schliesslich den ıf der Jagd verirrten König zu den glücklichen Gatten, und ie Aussöhnung kommt leicht zu Stande.

Toller ist noch das Märchen von der bezauberten lirschkuh (I. 9). Ein Einsiedler räth dem König Jannone,* einer Gattin, über deren Unfruchtbarkeit er unglücklich ist, ekochtes Seedrachenherz einzugeben. Alsbald wird ein solcher 'isch gefangen, das Herz ausgeschnitten und von einem Edelfräu- in in einem Zimmer des Schlosses übers Feuer gesetzt. Pech- hwarzer Rauch steigt auf, in dessen Qualm sofort das Fräu- n schwanger wird. Aber nicht genug: auch die Möbel des mmers schwellen an, und nach einigen Wochen gebiert das mmelbett eine Wiege, der Schrank ein Schränkchen, die seel Kinderstühle, der Tisch ein Katzentischchen und der ıchtstuhl ein Nachtstühlchen „so niedlich, dass man es hätte issen mögen.“ Natürlich hat, nachdem sich schon der blosse auch so kräftig erwiesen, der Genuss des Seedrachenherzens ei der Königin die gleiche Wirkung. — An die Schicksale er beiden Kinder, die dann von der Königin und dem Edel- äulein geboren werden, knüpft sich der weitere Verlauf der ieschichte.

Von ausserordentlich komischer Wirkung ist das Märchen »n der Gans (V. 1), das nur in Umrissen wiedergegeben erden kann, da die derbe Natürlichkeit desselben genauere ittheilung verbietet. Lilla und Lolla, zwei arme, fleissige Mäd- ıen, kaufen auf dem Markte eine Gans, die durch die Fügung ner gütigen Fee als ein anderes Dukatenmännlein Goldthaler ır die zwei Schwestern producirt. Neidische Nachbarinnen spähen die Goldmünze, die sich plötzlich für die Mädchen ıfgethan, und bereden sie, ihnen die Gans auf eine Stunde zu ihen. Aber der wunderbare Vogel liefert diesen nur gewöhnliche xcremente, und sie drehen im Zorn dem Thier den Hals um ıd werfen es in eine Sackgasse. Nun fügt es der Zufall, dass ›r Sohn des Königs in dieser Sackgasse, von einem natürlichen

* Zu deutsch etwa Dickhans.

Bedürfnisse getrieben, sich auf gut neapolitanisch niedersetzt. Plötzlich schnappt die Gans, die noch nicht todt ist, nach dem niederkauernden Prinzen und beisst sich dabei so fest in sein Fleisch ein, dass es nicht gelingt, sie loszubringen. Er ruft sein Gefolge zu Hülfe, er citirt, nach seinem Palaste zurückgekehrt, die Männer der Wissenschaft — umsonst! Weder Medicin, noch Chirurgie, noch Scheidekunst vermögen die Schmarotzerpflanze zu lösen. In seiner Verzweiflung bietet er Jedem, der ihn von dem Appendix zu befreien im Stande wäre, wenn ein Mann, sein halbes Königreich; wenn ein Frauenzimmer, seine Hand zur Ehe. Da erscheint, nachdem Hunderte sich vergeblich um ihn bemüht haben, die schöne, gute Lolla, die jüngere jener beiden Schwestern. Sie hat früher die Gans auf das Sorgsamste gepflegt und soll nun den Dank dafür ernten; denn kaum ist sie vor das Lager des Prinzen getreten, kaum hat sie dem Vogel mit schmeichelndem Ton ihr wohlbekanntes „Wulle, wulle, wulle!" gerufen, so lässt das bisher so hartnäckige Thier den Königssohn los und eilt der Freundin entgegen. Der Prinz aber hält Wort: Lolla wird seine Gattin und Königin.

Der Pentamerone führt den zweiten Titel: *Das Märchen der Märchen, Unterhaltung für die Kleinen.** Es scheint also, dass dieses Buch seiner Zeit auch zur Ergötzlichkeit der Kinder diente, was uns billig verwundern muss, wenn auch die italienische Jugend viel früher als die unsre mit den geschlechtlichen Verhältnissen bekannt wird. Die Mehrzahl der Erzählungen sind nämlich Liebesgeschichten, und zwar frei und derb, doch ohne Lüsternheit. Dem Naturell des Südländers entsprechend, steigt die Leidenschaft rasch auf den Siedepunkt, und der sinnliche Liebesgenuss wird auf das Heftigste erstrebt. Doch bleibt auch der Ehe ihr Recht, und es fehlt nicht an Erzählungen, wo Treue in der Liebe, wie auch in der Freundschaft, eine Hauptrolle spielen.

Einen ungemein komischen Eindruck macht es, wenn in dem Märchen *Rosella* (III. 9) eine Prinzessin aufgeführt wird, die sich — dem Palaste eines Prinzen, der ihr untreu

* Lo cunto de li cunte, tratteniemento de li peccerille.

geworden, gegenüber — eingemiethet hat, um durch ihre Erscheinung am Fenster eine Sinnesänderung bei ihm herbeizuführen. Das reizende fremde Mädchen erregt alsbald die Aufmerksamkeit der Hofleute. „Sie umschwärmten sie wie Mücken,“ sagt Basile, „und es verging kein Tag, wo sie nicht Rosella auf der Strasse umringten und ihr Fensterparade machten. Die Sonette kamen schockweise und die Liebesbriefe in ganzen Haufen; die Serenaden waren so zahlreich, dass sie den Nachbarn die Ohren betäubten; es regneten so viele Kusshände, dass ihnen die Lippen davon aufsprangen, und da der Eine vom Andern nichts wusste, schossen sie alle nach demselben Ziel und waren in gleicher Weise bemüht, als Trunkenbolde der Liebe dies schöne Fass anzuzapfen.“

Da diese Menschen ihr nützlich sein konnten, that sie mit allen freundlich; als aber weitgehende Forderungen kamen, sann sie auf ein Mittel, die unsaubern Herrn loszuwerden. Zu diesem Ende versprach sie Einem um den Anderen ihre Gunst, und Einer um den Andern stellte sich zum nächtlichen Besuche ein. Aber der Erste konnte die Thür nicht schliessen, da sie durch einen Zauber immer wieder aufflog, bis ihn endlich der Morgen zwang, unverrichteter Sache und auf den Tod abgemüdet, das Weite zu suchen. In ähnlicher Weise bemüht sich der Zweite die ganze Nacht vergeblich das Licht auszublasen; zuletzt nimmt er fluchend und schweisstriefend seinen Rückzug. Der Dritte soll der Schelmin zuvor das Haar auskämmen; aber je eifriger er mit dem elfenbeinern Kamm arbeitet, desto wirrer und verfilzter wird das Haar, so dass auch er zuletzt mit langer Nase abzieht, nachdem er, wie auch die beiden Andern, wegen seiner tölpelhaften Ungeschicklichkeit nachdrücklich ausgescholten worden ist.

Mag der Ton, den Basile in seinen Märchen anschlägt, uns häufig an den Decamerone erinnern, wie denn Boccaccio überhaupt seinen Schatten Jahrhunderte lang durch die italienische Literatur wirft: ein grosser Unterschied zwischen dem Toscaner und dem Neapolitaner ist schon durch die Tendenz gegeben. Boccaccio geht recht geflissentlich dem Pfaffenthum zu Leibe; auch das deutsche Volksmärchen, so wenig es eigentlich polemisch ist, fasst gelegentlich einen üppigen Mönch recht

derb bei den Ohren und trägt überhaupt christliche Farbe, indem es Himmel, Hölle und Fegfeuer, den Papst, die Heiligen und den Teufel sammt seiner Grossmutter mit aufgenommen hat. Basile dagegen weicht diesen Dingen wie Fussangeln sorgfältig aus, und rührt nicht einmal mit der Fingerspitze an die Kirche und ihre Diener. Ich erinnere mich nicht, in dem ganzen Buche das Wort „Mönch“ oder „Bruder“ gelesen zu haben. Die Wunderwelt, in der wir uns bei ihm bewegen, schwebt in den Wolken, so derbe Griffe überall auch in die Realität gethan werden. Bisweilen wird Gott, ein- oder zweimal auch die Götter angerufen; im Allgemeinen aber behilft er sich ohne Himmel und Hölle. So ist wenigstens der Censur kein Anstoss gegeben, und es steht dem unvermeidlichen „Reimprimatur“ des Generalvicars, das meiner Ausgabe von 1674 vorgedruckt ist, nichts im Wege. Gewiss haben auch diese Märchen überall Eingang gefunden, bei Laien und Klerikern, im Palaste des Fürsten und in der Heimlichkeit des Klosters. Sie nehmen dies Recht um so mehr in Anspruch, als ihnen ein moralisches Mäntelchen umgehängt ist, indem sie, nach Art der Novellen Boccaccios, durch Sitten- und Klugheitsregeln eingeleitet sind und mit einem Spruch oder Vers ähnlicher Art enden. Diese seltsame Zuthat berührt die Erzählungen nicht weiter; überall hat man vielmehr bei ihnen das Gefühl, dass nichts als „trattenimento,“ als Unterhaltung und Ergötzlichkeit erstrebt wird. Die Märchen machen überhaupt den Eindruck des Unmittelbaren; man sieht ihnen an, dass sie aus mündlicher, frischer Ueberlieferung geschöpft sind. Insbesondere haben sie mit den 1550 und 1554 in Venedig erschienen 74 Märchen Straparolas, „tredici piacevoli notti“ genannt, keine Berührung.

Basiles Erzählungen sind wesentlich Feenmärchen. Die Fata* spielt überall eine grosse Rolle, sei es, dass sie der Armuth, der verfolgten Unschuld oder auch der Dummheit — ganz wie in unserem deutschen Märchen — unter die Arme greift; sei es, dass sie ihr Leben mit dem Leben der Menschen enger verflicht. In dem Märchen das Myrtenreis (I. 2) ist dies besonders der Fall. Eine Bäuerin, welche „fatata“** ist,

* Fee. ** Mit Feenzauber behaftet.

ebiert ein Myrtenreis statt eines Kindes und pflanzt es in nen Blumentopf. Ein Prinz, der auf der Jagd an dem Fenster er Bäuerin vorüberkommt, findet Gefallen an der niedlichen [yrte und nimmt den Topf mit nach Hause, wo er das Bäum-nen sorgfältig pflegt. Sein Lohn lässt nicht lange auf sich arten. In der Nacht verwandelt sich die Myrte in ein Feen-mädchen von wunderbarer Schönheit und sucht das Lager des Prinzen auf, um ihn ungesehen und unerkannt in aller Heim-ichkeit zu beglücken. Aber der Prinz will wissen, wen er in einen Armen gehalten, und zündet in einer der folgenden Nächte las Licht an, während er das Haar der Fee um seinen Arm eschlungen hat, um ihr Entrinnen zu verhindern. Sein Liebes-ausch wächst nur noch bei dem Anblick der Schönen. Wie un aber in der Mythe von Amor und Psyche das Schicksal ler Letzteren dadurch eine unglückliche Wendung nimmt, dass ie, das Geheimniss nicht achtend, Amor beleuchtet, so auch ier. Die Liebenden werden getrennt und finden sich erst nach nancherlei Schicksalen wieder. Das Märchen schliesst mit der eierlichen Vermählung der Fata mit dem Prinzen. So verkehren lie Feen hier mit den Menschen, wie in der antiken Mythe lie Götter.

Der Gegensatz zu der schönen, jugendlichen und meist rohlwollenden Fata ist der wilde Mann: huorco* (uorco), ein Jngethüm, das, fernab von den Menschen, in Wald und Wild-iss wohnt und nach dem Fleische der Jugend lüstern ist — er Menschenfresser unseres deutschen Märchens. So wie es eenfamilien gibt, so hat auch der huorco mitunter eine huorca s Frau zur Seite. In dem Märchen die sieben Tauben V. 8) tritt ein huorco auf, der, weil ihm seine Frau im Schlafe e Augen ausgestochen hat, aus Rache Weiber frisst, so viel deren habhaft werden kann.

Aber auch andere zauberkräftige Wesen erscheinen bei asile, insbesondere alte hexenartige Weiber, welche Krän-ungen durch einen Unheil bringenden Fluch erwidern. Eine lche Alte tritt uns schon gleich im Eingang zu den Märchen

* Ital. orco, franz. ogre, offenbar mit dem lat. Orcus zusammenhängend.

entgegen. Es hat nämlich ein König von Buschthal* eine trübsinnige Tochter Zoza,** vor deren Fenster er einen Springbrunnen von Oel errichten lässt, damit sie etwas zu lachen habe, wenn die lieben Unterthanen, die sich dort in Menge zu versammeln pflegen, in der schlüpfrigen Flüssigkeit ausgleiten, taumeln und durcheinander purzeln. Eine Alte stellt ihren Topf unter den Brunnen, um Oel zu gewinnen; aber noch ist das Gefäss nicht angefüllt, als ein muthwilliger Hofpage dasselbe durch einen wohlgezielten Steinwurf zertrümmert. Fürs Erste bethätigt das Weib seinen Zorn durch Schimpfreden, die ein Shakespeare nicht reichlicher erfinden würde. „O du Schmutzkerl!“ so beginnt es, „du Faselhans, du Dreckjunge, du Seichbüchse, du Bocksspringer, du Windsack, du Galgenvogel, du abgezehrter Maulesel, auf dem die Flöhe vor Frost den Husten bekommen, die Pestilenz soll über dich kommen! Möge deine Mutter so viel Böses von dir zu hören bekommen, dass ihr schwarz vor den Augen wird! Möge dir ein spanischer Spiess zwischen die Rippen fahren oder ein Strick um deinen Hals geworfen werden, dass kein Tropfen deines kostbaren Blutes verloren gehe! Möge tausendfache Trübsal über dich kommen mit Vorschuss; möge die schwere Noth dich ansegeln mit vollem Wind, damit du mit Stumpf und Stiel zum Teufel fährst, du Lump, du Unflat, du Zolleinnehmersjunge, du Erzgauner!“

Da der Hofpage, soweit es seine Mittel erlauben, mit gleicher Münze zurückzahlt, und die Lunge der Alten erschöpft ist: so erwiedert sie mit einer unanständigen Geberde, und als nun Zoza am Fenster des Palastes über diese Scene plötzlich in unbändiges Lachen ausbricht, wendet sich die Hexe gegen sie und verhängt den Fluch über sie, dass ihr nie ein anderer Gatte zu Theil werden solle, als der schon oben erwähnten Prinz von Rundfeld, welcher aber durch Zauber in Todesschlaf verfallen ist und nur ins Leben zurückgerufen werden kann, wenn der Krug, der bei dem Brunnen neben seinem Grab aufgehängt ist, in drei Tagen mit den Thränen einer Frau gefüllt wird. Da die von ihrer Schwermuth geheilte Prinzessin keineswegs

* De Valle pelosa.

** Abkürzung für Lucrezia, also etwa Lucrezel.

ıst trägt, in Ehelosigkeit zu verharren: so beschliesst sie, die ·lösung des Prinzen in der angegebenen Weise zu versuchen. ırch die Hülfe einer gütigen Fee gelangt sie nach vielen benteuern an das in fernen Landen aufgerichte Marmorgrab s Prinzen. Schon nach zwei Tagen hat sie den Krug beim runnen nahezu vollgeweint. Als sie dann aber erschöpft in chlaflosigkeit sinkt, zieht ihr eine verschmitzte Mohrensclavin en Krug unter den Händen weg, weint die noch fehlenden hränen hinzu und bewirkt hierdurch die Auferstehung des rinzen von Rundfeld, der nun, durch einen Zauber an die hässche Schwarze gefesselt, sich mit ihr vermählt. Während ihrer chwangerschaft befriedigt der Gatte sorgfältig alle ihre Geste, und als sie von einer durch Feerei bewirkten unwiderehlichen Begierde nach Geschichten ergriffen wird, schafft er ne hässlichen Alten herbei, welche ihr die 49 ersten Märchen es Pentamerone erzählen. Nur das 50. Märchen wird von Zoza, e sich unerkannt den Alten listig beigesellt hat, vorgetragen. ie Erzählung hat die glückliche Wirkung, dass sie dem Prinen die Augen über die schwarze Betrügerin öffnet, so dass er ın die Mohrin zum Tode verdammt, und Zoza an deren Stelle tritt.

Andere alte Weiber üben guten oder bösen Zauber je nach n Personen, mit denen sie in Berührung kommen. In dem ärchen die beiden Brötchen (IV. 7) erweist die schöne ıd gute Marziella einer Alten die Freundlichkeit, dass sie ihr ı Brötchen schenkt, welches sie am Brunnen zu einem frischen ·unk Wasser hatte verzehren wollen. Dafür wird ihr nun r Zaubersegen, dass ihr, so oft sie sich kämmt, Perlen und ranaten vom Kopfe fallen. Um dieses Glückes ebenfalls theilftig zu werden, schickt die Tante Marziellas ihre hässliche, se Tochter Puccia in gleicher Weise mit einem Brötchen m Brunnen. Die Alte richtet dort auch an Puccia die Bitte n Speise; aber diese weist sie schnöde zurück und empfängt für bösen, statt guten Zauber. Als sie, nach Hause geeilt, n Kamm durch die Haare zieht, fällt ihr etwas ganz Andes als Perlen und Granaten in den Schooss, und Mutter und ochter sind ausser sich vor Zorn und Neid.

Nach einiger Zeit geschieht es, das Ciommo, der Bruder arziellas, dem Könige von deren Schönheit und wunderbarer

Eigenschaft Kunde giebt. Der König entbietet das Mäd nach dem Hofe, wohin sie, statt der kranken Mutter, die Tante geleiten soll. Da die Reise zur See geht, stürzt Marziella ins Meer und bringt dann dem König die ei Tochter, statt der Nichte. Dieser aber jagt die widerwä Dirne sammt der bösen Alten fort und macht Ciommo, dem er sich betrogen glaubt, zum Hirten der Hofgänse. arme Bursche treibt seine Pfleglinge Tag für Tag dem Str zu, und sitzt, ohne sich viel um sie zu kümmern, weinend sein Schiksal beklagend in einer Strohhütte, die er sich gebaut hat. Aber dann taucht jedesmal seine Schwester M ziella, die im Schosse des Meers bei einer Sirene gute A nahme gefunden, aus der Flut empor und füttert, ohne dass Bruder ihrer gewahr wird, die Gänse mit Zuckerbrod, so d sie wunderbar gedeihen. Am Abend, wann die Thiere an Königs Fenster vorüberkommen, rufen sie untereinander: „P pire, pire! Sehr schön sind Sonne und Mond; aber viel sc ner ist noch, wer unser wartet.“ Ciommo, von dem Kö über die ausserordentliche Zunahme der Gänse befragt, k keine Erklärung geben, bis dann ein nach dem Strande al schickter Diener deren Fütterung erspäht. Nun findet sich König selber am Strand ein und sieht staunend, wie das sch Mädchen aus dem Meer aufsteigt, wie es das Zuckerbrot st und sich dann auf einen Stein setzt, um Perlen und Gran aus ihren langen Haarflechten zu kämmen, während ein T pich von Blumen unter ihren kleinen Füssen hervorquillt. fort ist der König von heftiger Liebe entzündet. Er l Ciommo kommen und erfährt von ihm, dass dies Mäd die echte Marziella, seine früher von ihm so hochgeprie Schwester ist. Der König hat keinen lebhafteren Wunsch, sie zu seiner Gemahlin zu erheben; aber bald bemerkt er, eine feine goldene Kette, die ins Meer hinab zu dem Krys haus der Sirene führt, sie gefangen hält. Doch Marziella, dem König hold ist, lehrt ihn, wie die Kette gelöst we kann, und bald feiert er unter grossen Festlichkeiten seine V mählung mit ihr.

In dem Märchen die Bärin (II. 6) wird die Prinze Preziosa von einer Alten vermittelst eines Spänchens, das

ır in den Mund steckt, in eine Bärin verwandelt, um sie vor en Liebesanträgen des eigenen Vaters sicher zu stellen. Die rme Bärin verbirgt sich im tiefen Walde. Dort trifft sie der Sohn eines anderen Königs, der des Weidwerks pflegt. Anfangs erschrickt er über das zottige Thier, gewinnt aber bald Zutrauen zu demselben, als es wie ein Hündchen sich an ihn schmiegt. Er nimmt die Bärin mit nach Hause und lässt ihr in einem Garten vor seinem Palaste ein Quartier bereiten, damit er sie vom Fenster aus sehen kann. Eines Tages, als fast alle Bewohner des Schlosses dasselbe verlassen haben, glaubt sich Preziosa unbeachtet und nimmt das Spänchen aus dem Munde. Sogleich verwandelt sie sich in die schöne Prinzessin, die sie zuvor war, und beginnt, sich niedersetzend, die goldenen Flechten zu kämmen. Kaum hat der Prinz, der allein zurückgeblieben, die holde Erscheinung bemerkt, als er in den Garten eilt. Aber nun hat sie wieder das Spänchen in den Mund genommen, und er findet, statt des holden Mädchens, das zottige Thier. Darüber verfällt er in Schwermuth und Krankheit und ruft früh und spät: „Liebe Bärin, liebe Bärin!"

Die Königin, welche glaubt, dass ihm das Thier ein Leid angethan, giebt Befehl es fortzunehmen und zu tödten; aber die Diener, die mit dem guten Geschöpfe Mitleid fühlen, beschränken sich darauf, es in den Wald zu bringen. Kaum ist dies zu des Prinzen Ohren gekommen, als er sich — krank, wie er ist — aufs Pferd wirft und der Bärin in die Wildniss nacheilt. Zurückgeführt, muss sie nun, statt des Gartens, sein Zimmer bewohnen. Aber dies kann seine Sehnsucht nicht stillen. Da liegt er krank aufs Lager gestreckt und klagt, dass, die er liebe, ein mit rauhem Fell umgebenes Thier sei. Vergeblich sind alle Vorstellungen der Mutter; sie muss ihm zugestehen, dass die Bärin bei ihm bleiben und für ihn Sorge tragen darf. Das anstellige, sanfte Thier pflegt den Kranken aufs Beste; aber die Leidenschaft des Prinzen wächst nur immer mehr. „Liebste Mutter," ruft er die Königin an, „wenn ich dieser Bärin nicht einen Kuss gebe, schwindet mir der Athem." Voll Angst sagt die Königin zu ihr: „Küsse ihn, mein schönes Thierchen, damit ich meinen armen Sohn nicht verscheiden sehe." — „Und indem nun die Bärin herankam," heisst es wörtlich weiter,

zog sie der Prinz an seine Brust und konnte nicht satt werden sie zu küssen. Während so Mund an Mund gedrückt war, entfiel — ich weiss nicht, wie es zuging — Preziosa das Spänchen, und — das schönste Geschöpf der Welt hing in seinen Armen! „Jetzt bist du in Haft gerathen, Schelmin!“ sagte er, sie fest mit den Zangen seiner Liebe umschliessend; „du sollst mir ohne meinen Willen nicht mehr entwischen.“ Indem das schöne Menschenbild sich in die Farbe der Scham tauchte, sagte sie: „Ich bin freilich in deiner Hand, doch empfehle ich dir meine Ehre. Sonst verfahre mit mir, wie du magst.““

Soweit Basile. Natürlich gibt die Königin ihre Zustimmung, und die Hochzeit wird mit grosser Festlichkeit und Illumination* gefeiert.

Grimm zählt unter den fünfzig Märchen, die der Pentamerone enthält, nicht weniger als dreiunddreissig auf, welche sich mit den deutschen Märchen seiner Sammlung berühren. So wird z. B. in dem Dümmling** (III. 8) der tölpelhafte Mascione — ähnlich wie die Prinzessin in dem oben erwähnten Märchen der Floh — von fünf Personen, die mit wunderbaren Eigenschaften ausgestattet sind, unterstützt und gelangt durch sie zu grossen Reichthümern. Denselben Stoff behandelt Grimms Märchen Sechse durch die Welt. Aber auch die Märchen der 1001 Nacht, die seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Europa bekannt wurden, bringen eine ähnliche Geschichte, und gleich das erste der kalmückischen Märchen des Siddhi-Kür, die Jülg vor einigen Jahren in Original und Uebersetzung veröffentlicht hat, geht in denselben Spuren. Diese kleinen von Mund zu Mund wandernden Dichtungen sind eben Gemeingut der Völker; das gleiche Metall erhält verschiedenes Gepräge je nach der Eigenthümlichkeit des Volkscharakters.

Oft zeigt sich in kleinen Zügen eine merkwürdige Aehnlichkeit der Auffassung. Basiles Märchen der Rabe (IV. 9) führt uns einen König vor, der auf der Jagd im Walde das rothe Blut eines frischgetödteten Raben auf einem weissen Marmorstein findet und darüber in tiefes Nachsinnen verfällt, bis er

* Co feste e lommenarie granne.

** Lo Gnorante.

ıdlich in die Worte ausbricht: „Könnte ich doch eine Frau rlangen weiss wie dieser Stein mit Haaren schwarz wie Raengefieder!“ Aehnliche Wünsche hegt in dem Märchen die lrei Citronen (V. 9) ein Prinz, der sich derart in den Finger chneidet, dass ihm zwei Tropfen Blut auf einen frischen Käse allen; nur schlägt der Dichter hier den Ton der Parodie an. Lesen wir solche Stellen, so können wir nicht umhin an die Grimmschen Märchen vom Machandelboom und von Sneewittchen zu denken, wo Blutstropfen im Schnee in dem Herzen einer geringen Frau und einer Königin Wünsche nach inem Kinde „weiss wie Schnee und roth wie Blut“ rege machen. Steigen wir von diesen anspruchslosen Märchen zum Epos des Iittelalters auf, so begegnet uns derselbe Zug im Parcival, 'o der genannte Held durch drei Blutstropfen im Schnee an ie vergessene Gattin Conduiramour gemahnt wird.

Auch der Zug, der uns mehrmals in diesen Märchen entegentritt, dass nämlich Personen, die noch niemals gelacht, urch eine komische Erscheinung heiter umgestimmt werden, ndet sich bei Wolfram an jener Stelle, wo der junge Parcival ı Nantes am Artushofe im Narrenkleid erscheint.

Dass sich Bächlein von dem Strome der alten Mythen abveigen und ihren Weg in die volksthümliche Märchenwelt verhiedener Völker finden, zeigt sich an solchen Beispielen. Wie ir in den Märchen der 1001 Nacht, ja, wie wir sogar bei den khotsken Ostsibiriens dem aus der Odyssee uns bekannten )lyphem begegnen, so stossen wir bei Basile auf Siegfried ler Sigurd; denn in dem Märchen der Drache (IV. 5) tritt ı Drachentödter Miuccio auf, der die Vögelsprache versteht, e der nordische Held, und auch hier besitzt das Drachenblut ınderbare Kraft.

Noch reichere mythologische Beziehungen bietet das Mären Sonne, Mond und Talia (V. 5), das ich zum Schlusse ıllständig nach Liebrechts Uebersetzung mittheile. Vorher möge ır noch der nahen Berührung mit unserm Dornröschen dacht werden. Das deutsche Märchen führt uns bekanntlich ı Königspaar vor, bei dem nach langer Kinderlosigkeit ein öchterchen erscheint. In seiner Freude veranstaltet der König ı grosses Fest, zu dem von dreizehn „weisen Frauen“ des

Landes nur zwölf geladen sind, weil er nur soviel goldene Teller zu deren Bewirthung hat. Die dreizehnte spricht nun den Fluch über das Kind aus, nämlich, dass es sich in seinem fünfzehnten Jahre an einer Spindel todt stechen solle; worauf die zwölfte Fee den Fluch dahin mildert, dass sie den Tod in einen hundertjährigen Schlaf mildert. Die Prinzessin wächst nun zu Aller Freude, mit Tugend und Schönheit geschmückt, heran; doch geräth sie trotz aller Vorsicht, womit sie behütet wird, in einem unbewachten Augenblick in einen alten Thurm des Schlosses und trifft dort ein altes Mütterchen beim Spinnen. Neugierig nimmt sie die Spindel in die Hand und sticht sich; worauf nicht nur sie selbst, sondern König und Königin mit dem ganzen Hofe in Zauberschlaf fallen; sogar die Pferde im Stall, der Hund im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliege an der Wand, ja, der Wind in den Bäumen schläft. Allmählich wird das Schloss von einer immer höher wachsenden Dornhecke verhüllt. Nachdem zahlreiche Prinzen vergeblich versucht diese Hecke zu durchdringen und den Tod dabei gefunden haben, kommt nach hundert Jahren ein Königssohn vor das dornenumhegte Schloss, und siehe! die Hecke verwandelt sich vor ihm in einen holden Blumenwald, der ihm einen Durchgang öffnet. Er kommt aus dem Schlosshof in den Saal, aus dem Saal in das Stübchen, wo Dornröschen schläft. Ein Kuss bricht den Bann, und alle im Zauberschlaf Befangenen kehren plötzlich ins Leben zurück — was in reizender Kleinmalerei ausgeführt wird.

Hören wir nun, wie sich derselbe Stoff auf neapolitanischem Boden gestaltet hat. Die alte Popa, eine der von Prinz Thaddäus aufgestellten Erzählerinnen, hatte, wie Basile sich ausdrückt, den Fuss bereits im Steigbügel und begann in folgender Weise:

„Es ist durch die Erfahrung vielfach bewiesen, dass die Grausamkeit meistentheils gerade der Henker desjenigen wird, der sie ausübt, und man hat ferner jederzeit gesehen, dass, wer Andern eine Grube gräbt, selbst hineinfällt; so wie andererseits die Unschuld ein Schild von Feigenbaumholz ist, an welchem jedes Schwert der Bosheit dergestalt zerbricht oder die Spitze verliert, dass gerade in dem Augenblick, wo der Unglück-

liche sich schon für todt oder begraben hält, er mit Fleisch und Blut wieder auflebt, wie ihr dies aus der folgenden Erzählung ersehen könnet, die ich aus dem Fache meines Gedächtnisses durch den Hahn meiner Zunge zu Tage fördern will.

Es war einmal ein vornehmer Herr, der bei der Geburt einer Tochter alle Weisen und Wahrsager des Königreichs zusammenkommen liess, damit sie ihr Lebensgeschick prophezeien sollten. Nach mehrfachen Berathungen nun sagten sie aus, dass ihr durch eine Flachsfaser grosse Gefahr drohe; weshalb ihr Vater, um jedem Unfall vorzubeugen, ein strenges Gebot erliess, dass weder Flachs noch Hanf, noch irgend etwas Aehnliches jemals in seinen Palast gebracht würde. Als jedoch Talia herangewachsen war und eines Tages am Fenster stand, sah sie eine alte Frau vorübergehen, welche spann, und da sie niemals weder Kunkel noch Spindel zu Gesicht bekommen hatte, sie auch an dem Hin- und Herdrehen derselben grosses Gefallen fand, wurde sie von so grosser Neugier ergriffen, dass sie die Alte heraufkommen liess und, den Rocken in die Hand nehmend, anfing den Faden zu drehen. Unglücklicherweise jedoch stach sie sich dabei eine Hanffaser unter den Nagel eines Fingers, und sogleich fiel sie todt zur Erde. Sobald die Alte dies sah, eilte sie die Treppe hinunter; der arme Vater aber, von dem Unfall unterrichtet, bezahlte erst mit ganzen Fässern Thränen diesen Becher Wermuthtrank, liess dann die todte Tochter in dem Lustschloss, in welchem er sich eben befand, auf einen Sammetsessel unter einen Thronhimmel von Brokat setzen; worauf er alle Thüren verschloss und den Ort, welcher die Ursache eines so grossen Unglücks gewesen war, verliess, um gänzlich und für immer das Andenken daran aus seinem Gedächtnisse zu verbannen.

Es geschah nun aber eines Tages, dass ein König auf die Jagd ging, und ein Falke, der ihm von der Faust entschlüpfte, in ein Fenster jenes Schlosses flog, so dass der König, da der Vogel nicht auf die Lockpfeife hörte, an das Thor pochen liess, indem er glaubte, dass das Gebäude bewohnt würde. Nach langem und vergeblichem Klopfen jedoch hiess der König eine Winzerleiter herbeiholen, um selbst hineinzusteigen und zu sehen, wie es inwendig aussehe, und nachdem er es völlig durch-

wandert hatte, war er ganz ausser sich vor Staunen, keine lebende Seele darin zu finden. Endlich gelangte er in das Zimmer, in welchem die verzauberte Prinzessin sich befand, und rief sie, indem er glaubte, dass sie schliefe. Da sie aber trotz alles Schreiens und Rüttelns nicht erwachte, er aber von ihrer Schönheit durch und durch erglühte, so trug er sie in seinen Armen auf ein Lager und pflückte dort die Früchte der Liebe. Hierauf liess er sie auf dem Bette liegen und kehrte in sein Königreich zurück, woselbst er lange Zeit an diesen Vorfall nicht mehr dachte.

Talia aber gebar nach neun Monaten ein Zwillingspaar, einen Knaben und ein Mädchen, welche einem zwiefachen Juwelenschmuck glichen und von zwei Feen, die in jenem Palast erschienen, an die Brust der Mutter gelegt wurden. Da sie nun einmal wieder saugen wollten und die Brustwarzen nicht fanden, so erfassten sie einen Finger und saugten daran so lange, bis sie die Faser herausgesogen; worauf Talia wie aus einem Schlaf zu erwachen schien, den kleinen Engeln, welche sie neben sich sah, die Brust darreichte und sie liebgewann wie ihr eigenes Leben, während sie jedoch gar nicht wusste, was mit ihr vorgegangen war, da sie nämlich wahrnahm, dass sie sich mit zwei Säuglingen ganz allein in dem Palast befand und von unsichtbaren Händen Speise und Trank herbeibringen sah. Endlich jedoch geschah es, dass der König, sich Talias erinnernd, unter dem Vorwande auf die Jagd zu gehen, zu ihr in den Palast kam, und indem er sie erwacht und ausserdem zwei Engelchen an Schönheit bei ihr fand, fühlte er darüber die grösste Freude. Sobald er nun Talia mitgetheilt hatte, wer er wäre und was sich zwischen ihnen zugetragen, schlossen sie ein sehr enges Freundschaftsbündniss und blieben einige Tage zusammen; worauf der König mit dem Versprechen, zurückzukehren und sie abzuholen, sich von ihr verabschiedete und sich wieder in sein Königreich begab. Dort aber gedachte er jederzeit Talia's und seiner Kinder, so dass, mochte er nun essen oder trinken, er zugleich auch Talia und Sonne und Mond (sò hatte er nämlich die Kinder genannt) im Munde führte, und wenn er sich zur Ruhe legte, den Namen jener sowohl als dieser ausrief. Der Gemahlin des Königs jedoch, welche durch die lange Abwesen-

heit desselben einigen Verdacht gefasst hatte, wurde bei dem steten Anhören der Namen: „Talia, Sonne, Mond“ immer brühheiss. Daher nahm sie einmal ihren Geheimschreiber bei Seite und sprach zu ihm: „Höre, mein Freund, du befindest dich jetzt zwischen Angel und Thür, zwischen Block und Beil, zwischen Strick und Leiter. Wenn du mir nämlich sagst, wer die Geliebte meines Mannes ist, so mache ich dich zum reichen Mann; wenn du mir dies aber verheimlichst, so ist es um dich geschehen.“ Der Geheimschreiber, einerseits durch die Furcht getrieben, andrerseits durch den Eigennutz gezogen, der das Scheuleder auf den Augen der Ehre, die Augenbinde der Gerechtigkeit, der graue Staar der Treue ist, schenkte der Königin reinen Wein ein. Diese sandte daher ihn selbst im Namen des Königs zu Talia und liess ihr sagen, er wolle die Kinder sehen; worauf Talia ihm dieselben mit grosser Freude schickte, jenes Medeaherz jedoch dem Koch befahl, sie zu schlachten, und aus ihnen verschiedene Suppen und Ragouts zu machen, die sie dann dem armen König zu essen geben wollte. Der Koch aber, ler ein weiches Herz hatte, wurde, sobald er die beiden kleinen Engelchen erblickte, von Mitleid ergriffen, und indem er sie seiner Frau übergab, damit sie sie verstecken sollte, bereitete er statt ihrer zwei Zicklein auf hunderterlei Weisen zu und ibersandte sie der Königin, welche die Speisen mit grosser Freude empfing. Als nun der König kam und mit vielem Wohlbehagen zu essen begann, wobei er einmal über das andere sagte: „Das schmeckt ja herrlich, bei meiner Seele! Das schmeckt ja köstich, so wahr ich lebe!“ entgegnete seine Frau immer: „Iss, lenn du issest von dem Deinen!“ Der König liess dies Gerede zwei- oder dreimal unbeachtet; da er jedoch sah, dass sie gar nicht aufhören wollte, rief er endlich aus: „Ich weiss, dass ich von dem Meinigen esse; denn du hast mir Nichts ins Haus gebracht!“ Worauf er zornig aufsprang und sich auf ein entferntes Landhaus begab, um dort seinen Aerger verfliegen zu assen.

Inzwischen trug die Königin, deren Wuth noch nicht durch las, was sie gethan, gesättigt war, dem Geheimschreiber wielerum auf, Talia unter dem Vorwande, dass der König sie erwarte, herbeizuholen. Diese nun kam alsobald, voll Freude

und Verlangen, das Licht ihrer Augen wiederzufinden, und nicht ahnend, dass sie statt dessen Feuer erwartete. Als sie daher vor der Königin erschien, sprach diese zu ihr mit einem Nero-Gesichte und giftig wie eine Natter: „Ei willkommen, willkommen, du kostbares Frauenzimmer! Du also bist die Metze, das Unkraut, das meinen Mann von mir abzieht? Du also bist die infame Hündin, die mir so viele schlaflose Nächte gemacht hat? Lass nur gut sein! Jetzt bist du in das Fegefeuer gekommen, wo du für das büssen sollst, was du mir angethan hast.“ Sobald Talia die Rede vernahm, fing sie an sich zu entschuldigen, indem sie sagte, dass sie Nichts verbrochen und der König, während sie im Schlafe dalag, von ihrem Grund und Boden Besitz genommen habe; jedoch die Königin, welche keine Entschuldigungen hören wollte, liess im Hofe des Palastes selbst ein Feuer anzünden und befahl, Talia hineinzuwerfen. Da diese nun sah, wie schlecht es mit ihr stand, so fiel sie vor der Königin auf die Kniee und flehte sie an, ihr wenigstens so viel Aufschub zu gestatten, bis sie ihre Kleider abgelegt habe. Die Königin, nicht sowohl aus Mitleid mit der Unglücklichen, als um sich die mit Gold und Perlen gestickten Gewänder anzueignen, erwiederte daher: „Nun denn, so ziehe dich aus;“ worauf Talia sich zu entkleiden anfing und bei jedem Stück, das sie ablegte, ein lautes Geschrei ausstiess. Als sie nun nach Ablegung des Ueberwurfs, des Kleides und des Mieders eben auch den Unterrock herunterstreifte, wobei sie den letzten Schrei vernehmen liess, und man sie bereits fortschleppte, um aus ihrem Körper Asche für die Lauge zu Charons Hosen zu bereiten: eilte der König herbei und wollte beim Anblick dieses Schauspiels wissen, was vorging. Hierauf fragte er nach seinen Kindern, und da er vernahm, dass seine Frau, um sich wegen seiner Untreue zu rächen, sie hatte schlachten lassen, rief er aus: „Ich selbst also war der Wolf meiner Schäflein? Weh mir, warum erkannten meine Adern nicht, dass sie die Quelle ihres Blutes waren? O du schändliche Barbarin, was für eine Grausamkeit hast du begangen? Aber warte nur, es wird dir nicht hingehen; deine Strafe soll wahrhaftig nicht sehr sanft ausfallen.“ So sprechend, befahl er, dass sie in das für Talia angezündete Feuer geworfen würde und zugleich mit

ihr auch der Geheimschreiber, welcher der Bube in diesem Unglücksspiel und der Anzettler dieses Gewebes der Bosheit gewesen war. Indem er nun aber mit dem Koch das Nämliche thun wollte, weil er glaubte, dass er die Kinder kleingehackt habe, warf dieser sich ihm zu Füssen und rief aus: „Fürwahr, Herr König, es bedürfte gar keiner andern Sinecur für den Dienst, den ich dir erwiesen, als wenn ich in eine Kalkofengluth geworfen würde, keines andern Kostenersatzes, als wenn man mir einen Pfahl in den Hintern bohrte, keiner andern Belustigung, als mich im Feuer weich zu kochen und braten zu lassen, keines andern Vortheils, als dass die Asche eines Koches mit der einer Königin vermischt würde; aber dies wäre denn doch keine sonderliche Belohnung dafür, dass ich euch eure Kinder, trotz jener mitleidlosen Betze, die sie tödten wollte, gerettet habe, um dir einen Theil deiner selbst wiederzugeben.“ Als der König diese Worte vernahm, blieb er wie versteinert stehen; denn er glaubte zu träumen und konnte nicht glauben, was seine Ohren vernahmen; endlich jedoch wandte er sich zu dem Koch und sprach: „Wenn du mir wirklich meine Kinder gerettet hast, so sei sicher, dass du nicht weiter Bratspiesse drehen, sondern in der Küche meines Herzens meinen Willen drehen sollst, wie du willst, indem ich dich so belohnen werde, dass Nichts zu deinem Glücke fehlen soll.“ Während der König dies sprach, brachte die Frau des Kochs, welche sah, wie nöthig dies war, Sonne und Mond vor den König, der sogleich anfing bald mit seiner Frau, bald mit seinen Kindern Kussmühle zu spielen, den Koch aber reich belohnte und ihn zu seinem Kammerherrn machte. Hierauf heirathete er Talia, welche nun mit ihrem Gemahl und ihren Kindern ein langes und glückliches Leben führte, nachdem sie erkannt hatte:

„Wem der Himmel wohl will, dem gibt er das Glück im Schlafe.“

Man sieht, dass dieses Märchen, wenn es auch nicht so unschuldig-kindlich wie unser Dornröschen auftritt, dennoch seine eigenthümlichen Schönheiten besitzt. Vergleicht man la Belle au bois dormant in der französischen Märchensammlung, welche Perault 1697 unter dem Titel: Contes de ma mère l'oye herausgegeben hat, so findet man daselbst, ähnlich wie im

Dornröschen, sieben Feen als Gevatterinnen bei der Taufe. Eine alte Fee ist nicht mit eingeladen, weil sie fünfzig Jahre lang ihren Thurm mehr nicht verlassen hat. Da sie dennoch während des Gastmahls erscheint, wird ihr ein Teller, aber kein goldener, vorgesetzt, und nun erfolgt, wie im deutschen Märchen, der Fluch. Auch hier tritt der Zauberschlaf der Prinzessin nach der Verwundung mit der Spindel ein. Die übrigen Bewohner und die Thiere des Schlosses werden ebenfalls, aber erst, nachdem sie mit einem Feenstab berührt worden, in Schlaf versenkt. Nach hundert Jahren erscheint als Befreier der Königssohn, dem die Bäume, welche das Schloss umwachsen haben, von selbst Raum geben. Er kniet vor der Belle au bois dormant nieder, und mit einmal wacht Alles wieder auf. Zwei Jahre verweilt der Prinz bei der Geliebten, die ihm eine Tochter Aurore und einen Sohn Jour gebiert. Diese Kinder werden von der alten Königin verfolgt, schliesslich aber doch gerettet.

Merkwürdig sind die Kindernamen Sonne und Mond bei Basile, Morgenröthe und Tag bei Perrault. Man ist versucht an Lichtgötter zu denken, die von der alten Mythe her durchschimmern. Ebenso ist die Beziehung der Sigurdsage unverkennbar. In der Edda küsst Sigurd die durch Odin in Zauberschlaf versenkte Brynhild wach und erfreut sich ihrer Liebe. Statt des Falken erscheint ein Habicht, der sich in das Fenster setzt, wo die Walküre schlummert.

So leben wir noch unbewusst mit unseren alten Göttern und Heroen fort, und auch die romanische Welt ist von ihnen berührt.

Den Namen des neapolitanischen Dornröschens Talia deutet Grimm auf Italia.

Karlsruhe. Karl Aug. Mayer.

# Lord Byron.

## Eine psychologisch-ästhetische Studie.

---

Indem ich die nachstehenden Studien und Untersuchungen der Oeffentlichkeit übergebe, ist es nöthig, ein paar Worte zur Verständigung vorauszuschicken.

Die Arbeit ist ursprünglich aus dem doppelten Bemühen hervorgegangen, zu rechtem Verständniss der Dichter und ihrer Werke durchzudringen und zugleich über mein eigenes Wesen mir Klarheit zu verschaffen.

Verblendet durch eine gute dilettantische Begabung für die Kunst, zu der sich eine grosse Vorliebe für Kunststudien gesellt, krankte ich in früheren Jahren an dem Irrthum, dass ich bei rechter Ausbildung *ein Künstler* hätte werden können. Ich habe lange Zeit mit dieser Thorheit hart kämpfen müssen und schwer darunter gelitten. Ich fand Niemand, der mich recht aufklären konnte. Im Gegentheil wurde ich nur zu oft in meinen Ansichten bestärkt; denn der Wahn, an dem ich litt, ist nur zu weit in der Welt verbreitet.

Endlich gelang es mir, durch Studien und ernstes Nachdenken zu einer Erkenntniss durchzudringen, die ich für die richtige halte. Ich wünsche Jedem, der sich mit mir in gleicher Lage befindet, die innere Ruhe und Freudigkeit zu verschaffen, welche diese Einsicht mir gegeben hat. Ich wünsche dies um so herzlicher, da ich mich durch mein eigenes Schicksal und durch Beobachtung meiner Mitmenschen davon überzeugt habe, dass ein solcher Wahn, der des Verlockenden nur zu viel in

sich birgt, sowol denen, die dem falschen Berufe folgen, als auch denen, die eine beständige Sehnsucht danach mit sich herumtragen, eine Fülle von eiteln Sorgen, unnützen Kränkungen, Missmuth und Kummer bereitet und Tausenden das rechte Lebensglück zerstört.

Die Untersuchungen, welche den Unterschied zwischen dem Wesen und dem Schaffen eines Künstlers (Dichters) und eines Dilettanten betreffen, bilden einen wesentlichen Theil nachstehender Arbeit.

Als ich zu dieser gesicherten Ueberzeugung gelangt war, glaubte ich zu erkennen, dass man diesen Unterschied durchaus klar im Auge behalten muss, wenn man Dichter recht verstehen lernen und ein eingehendes ästhetisches Urtheil erlangen will. Ich glaube einzusehen, dass man in Folge der Unklarheit, die in Bezug auf diesen Punkt noch herrschend ist, vielen Dichtern und namentlich Byron sehr bitteres Unrecht gethan habe, und dass Menschen sich als Dichter breit machen dürfen, die nur feinere Dilettanten sind und den „Kuss der Muse“ nie empfangen haben. Gestützt auf oben genannte Untersuchungen unterwarf ich die bisherigen Ansichten über den grossen englischen Dichter einer eingehenden Kritik und suchte die richtige Auffassung darzulegen. Da meine Kritik nicht allein niederreisst, sondern auch aufbaut, so darf ich diese Arbeit, welche lediglich aus dem innern Triebe nach Erkenntniss hervorgegangen ist, mit ruhigem Gewissen der Oeffentlichkeit übergeben.

Vielleicht dürften meine Untersuchungen noch in besonderer Hinsicht von Nutzen sein. H. Hettner sagt in seiner Vorrede zur 3. Auflage von Wilh. von Humboldt's ästhetischen Versuchen über „Hermann und Dorothea“ von Goethe Folgendes:

„Humboldt wusste, dass es darauf ankomme, die Kantische „Kritik der Urtheilskraft“ zu einer Kritik der Einbildungskraft umzugestalten. Er ist der Erste gewesen, welcher, um in heutiger Sprachweise zu sprechen, die Aesthetik wesentlich als Physiologie der Phantasie fasste. . . . Die Aesthetik ist jedoch unvollendetes Bruchstück geblieben. Daher war der Einfluss Humboldt's auf die Fortbildung der Aesthetik kein nachhaltiger und ist sogar mehr, als billig verdrängt worden.

helling, Solger und Hegel brachten die sogenannte Metaphysik s Schönen und gewannen die Uebermacht. Die Achillesferse eser „speculativen“ Aesthetik der Schelling-Hegelschen Schule t, dass sie den psychologischen Ursprung der Kunst icht erklärt. Sie setzt die Nothwendigkeit der Kunstschön- eit in die Unzulänglichkeit der Naturschönheit und in den rang, diese zu überwinden. Wer aber löst auf dieser Grund- ge das Räthsel, dass schon bei den unentwickelten Natur- ölkern, die sich nicht nur der Natur nicht überlegen fühlen, ondern von deren Gewalt überwältigt, die nackten Naturdinge ls ihre höchsten Götter verehren, unaufhaltsam der Kunsttrieb ervorbricht und sich zum Theil sogar schon in den überraschend- ten Werken bethätigt? Die speculative Aesthetik, so gross- rtig auch sonst ihre Errungenschaft ist, macht das Ideal, das ie erst aus der Thatsache und der Anschauung vollendeter unstwerke gewonnen hat, zum treibenden Grundgedanken; ie macht das Ende zum Anfang. Sollte es also nicht n der Zeit sein, zu dieser Humboldtschen Physiologie ler schöpferischen Einbildungskraft wieder mit voller ewusstheit zurückzukehren, um sie folgerichtig fortzu- ilden und auszugestalten?“

Meine Arbeit enthält einen Versuch dieser Rückkehr. ielleicht geben meine Darstellungen Anregung zu eingehendern ntersuchungen. Wenn der rechte Kopf dieses Stoffes sich emächtigt, so kann ein solches Unternehmen der Aesthetik, elche nach meiner Ansicht noch gar sehr an hohlen Specula- onen krankt, nur zum Segen gereichen.

Mögen die ernsten Männer der Wissenschaft meine Worte üfen. Vielleicht kann durch diese Arbeit ein Fortschritt an- bahnt werden, welcher Nutzen bringt für alle Zeit.

* * *

Die letzten Jahrzehnde haben uns eine grosse Menge von hriften gebracht, die scheinbar alle in der Absicht verfasst sind, chter und ihre Werke dem Volke verständlicher zu machen d zu einem tiefern Studium derselben anzuregen. Die bessern lletristischen Journale wimmeln von Essays, Kritiken und Ab-

handlungen über Dichter aller Nationen; die untergeordneten bringen fast in jeder Nummer Lebensbilder, Abbildungen, Citate, Anekdoten, Enthüllungen und Erinnerungen an die Blüthezeit unsrer deutschen Literatur und die anderer Nationen. Alljährlich erscheinen eine Menge grösserer und kleinerer Literaturgeschichten, Erklärungen, Beleuchtungen und Biographien vaterländischer und fremder Dichter.

So erfreulich diese Schriften für den wachsenden Einfluss der schönen Literatur sprechen, sind sie doch sehr geeignet, ernste Bedenken zu erregen.

Um Kunstwerke zu geniessen, bedarf Niemand einer Anleitung oder Erklärung. Die Dichtkunst enthält eine reiche und lebenspendende Quelle, aus der ein Jeder, wie gering auch seine Gaben und seine Bildung sein mögen, Erheiterung, Erfrischung, Erhebung, Freude schöpfen kann.

„Sie theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.“

Schon das Kind der Volksschule erfreut sich wahrer dichterischer Schönheit und lauscht dem guten declamatorischen Vortrage des Lehrers in athemloser Stille. Die Höhe der Bildung bedingt nicht immer die Höhe des wahren Kunstgenusses; vielmehr die Reinheit und Tiefe des Gemüthes. Wie Du das Leben liebst, die Menschen und die Natur, so wirst Du die treuen Bilder des Lebens lieben, welche die Dichtkunst im Zauber der Sprache Dir vorführt.

Ein Anderes als Kunstgenuss ist das ästhetische Urtheil. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, dass dies durchaus interesselos ist. (S. Kant's Kritik der Urtheilskraft.) Dasselbe kann dazu beitragen, den Kunstgenuss zu verfeinern; es kann uns dahin führen, dass wir mehr hören und ein reicheres Vergnügen empfinden, als der Ungebildete: aber es ist wohl zu beachten, dass wir zum Genuss eines Kunstwerkes nur dann gelangen, wenn das ästhetische Urtheil im Bewusstsein ganz zurücktritt.

Das ästhetische Urtheil des Volkes kann nur recht gebildet

werden mit Hülfe ernster Forschungen der Wissenschaft. Jegliches Spielen mit Begriffen und hohlen Speculationen über Kunst und Künstler, jegliches Spielen mit geistreichen Bemerkungen und witzigen Urtheilen ist seiner rechten Ausbildung geradezu schädlich. Man wirft uns Deutschen sehr mit Unrecht vor, dass wir zu gründlich sind. Nur die ernste wissenschaftliche Forschung bedingt den wahren Fortschritt, der allein auf gesicherter Erkenntniss beruht.

Unter den Beurtheilungen und Forschungen über Dichter und ihre Werke giebt es nur drei Arten, welche vor dem Forum der Wissenschaft Geltung finden: die ästhetische, die historische und die psychologische.

Man beurtheilt einen Dichter ästhetisch, wenn man das, was er geschaffen hat, nach den Regeln und Anschauungen beleuchtet, welche die Wissenschaft der Aesthetik bisher aus den Werken der Künstler abstrahirt hat, oder als neue entdeckt. Als vorzügliche ästhetische Beurtheilungen nenne ich z. B. Gervinus und Kreyssig: Ueber Shakespeare's Dramen, Wilhelm von Humboldt: Ueber „Hermann und Dorothea“ von Goethe.

Man beurtheilt einen Dichter historisch, wenn man die Wirkung seiner Werke auf Mit- und Nachwelt und den Zusammenhang derselben mit den Ideen seiner Zeit und der vorhergegangenen Perioden darlegt. Diese Darstellung kann sich entweder auf die Entwicklung der Literatur, oder auf die allgemeine historische Entwicklung der Völker beziehen. („Die Literaturgeschichte ist nicht Geschichte der Bücher, sondern die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen.“ H. Hettner, Literaturgeschichte Englands im 18. Jahrhundert.) Vortreffliche historische Beurtheilungen haben wir von Gervinus, Schlosser, Macaulay; vortreffliche literarhistorische von Hettner in seinen Literaturgeschichten des 18. Jahrhunderts.

Die dritte Art der Beurtheilung ist die psychologische. Diese sucht entweder die Weise des künstlerischen Schaffens der Dichter klar zu machen — wie es Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft bereits begonnen hat — oder sie bemüht sich, den Entwicklungsgang des Künstlers im Dichter aus seinen Werken darzulegen. Sie zeigt, wie der Mensch den Künst-

ler in sich erzieht und sich allmählich zur Höhe seiner Vollendung aufschwingt.* In ihr erwarten wir noch den rechten Meister.

Diese drei Arten allein sind wahrhaft verdienstvolle Behandlungen von Dichterwerken; es sind diejenigen, welche allein dem Werthe solcher Schätze und deren Erzeuger angemessen sind und ein wahres Verständniss im Volke vermitteln können. Alle andern leisten bei weitem mehr Schaden, als Nutzen und sind durchaus zu verdammen. Es ist wohl an der Zeit, mit ganzem Ernste darauf hinzuweisen, damit man endlich aufhöre, den grossen Männern unseres Volkes und der benachbarten Nationen so schweres Unrecht zuzufügen, wie es jetzt leider! allenthalben geschieht.

Mit welcher Bewunderung und herzinnigen Freude empfing man die Dichterwerke am Anfange unsres Jahrhunderts und in der letzten Hälfte des verflossenen! Man betrachtete sie mit Ehrerbietung als Geschenke aus der Hand bevorzugter Wesen, die selber unter dem Einflusse einer höhern Macht so Schönes geschaffen, denen der Geist, die Muse, die herrlichen Worte eingegeben. Man freute sich der erhebenden Gedanken, der schönen Formen, erweckte daran im Busen das schlummernde Feuer eigener Begeisterung, trug die schönsten Aussprüche und Verse von Mund zu Mund und betrachtete die einzelnen Werke als Talismane, die da feien können gegen die Stürme und die Sorgen dieses Lebens. Man citirte die schönen Gedichte beim heitern geselligen Spiel; man sang sie gemeinschaftlich ein- und zweistimmig; Greise, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen stimmten in den Chorus mit ein. Hunderttausende haben so Schiller's „Lied an die Freude" gesungen. Es war ja damals so recht die Hymne der neuen Gesellschaft, welche die finstere und lieblose Lebensanschauung der alten Zeit von sich abgeschüttelt hatte und sich neu verjüngt fühlte im frohen Morgenrothe der Humanität. So sang man: „Was frag ich viel

---

* Es ist klar, dass diese Beurtheilung mit der ästhetischen Hand in Hand gehen muss. Sie kann sehr verdienstvoll werden, wenn sie klar ächte Kunstwerke von denen unterscheidet, bei welchen die Persönlichkeit des Dichters zu sehr herauszufühlen ist. Meine Arbeit wird diese Behauptung näher beleuchten.

ch Geld und Gut;" „Wer wollte sich mit Grillen plagen, so ıg noch Lenz und Jugend blühn;" „Wir Menschen sind ja e Brüder" und alle die anderen schönen und naiven Freuden- ıe ächter Dichtergenien. Man las, man declamirte und sang, ın fühlte mit dem Dichter, erfrischte Herz und Gemüth an r Poesie und liess sie begeisternd in den Busen einziehen. :iner dachte daran, den Dichter zu tadeln; Niemand fiel es ı, unnütze Vergleiche anzustellen, oder an den Kunstwerken e an Heringswaare zu mäkeln. Was nicht gefiel, wurde cht durchsprochen, nicht citirt, nicht gesungen, nicht be- ındert: das war das ganze Kriterium.

Mir schwebt die Erinnerung an solche Gesellschaften wie ı lichtes schönes Traumbild aus meiner frühsten Kindheit vor r Seele, und die Erzählungen meiner Mutter aus ihrer Jugend- :t haben mir obige Schilderung, welche ich aus kulturhisto- chen Darstellungen jener Zeiten entnommen, zur Genüge stätigt.

Diese naive Freude ist jetzt fast ganz verschwun- n. Ueberall hört man tadeln und bekritteln. Man gebehrdet h wie Feinschmecker, deren überreiztem Gaumen keine Speise ınden will, wenn man sich nicht geradezu gleichgültig zeigt gen alles Schöne der Kunst. Dies liegt weniger an der :htung unsrer Zeit, von der man wol sagt, dass sie nur Sinn ɔe für das Praktische und nicht für das Ideale, sondern viel hr an dem unheilvollen Einfluss der verkehrten Ausbildung ; Geistes durch die Schulen und durch die Schriftsteller, lche in unberufener Weise das Urtheil des Volkes über seine :hter beeinflusst, falsch geleitet und verwirrt haben.

Man gehe doch in die Bildungsanstalten und höre, wie die reifen Jüngelchen mit eingepaukten fertigen Urtheilen über Dichter und ihre Werke um sich werfen, wie sich ein Jeder nüht, den Schein eines gelehrten Kenners anzunehmen, wo- glich den eines Literarhistorikers, der bereits Alles gelesen, n höchstens noch ein seltener Fund Interesse erwecken kann. ın höre sie doch reden und schwatzen. Sie haben Alles ge- en, wissen Alles, haben flugs ein Urtheil bei der Hand, als es sich um Pfeffer und Salz, um Heringe und Dünnbier ıdelte. Die Schüler sind nicht zu tadeln; sie ahmen nur den

Lehrern nach, die jenen Schein annehmen, die nicht Lehrer, sondern Gelehrte sein wollen, die nicht die Freude an der Kunst zu wecken und zu nähren verstehen, sondern die Köpfe mit fertigen Urtheilen füllen und dies hohle Wissen zur Bedingung eines guten Examens machen.

Diese Lehrer stehen grösstentheils selbst unter dem Einflusse jener leichtfertigen und einseitigen Urtheile, die jetzt in solcher Weise verbreitet sind, dass man ihnen überall begegnen muss, wenn man nicht absichtlich nur gediegene Werke zur Hand nimmt.

Man beachte zunächst das Unwesen der Literaturgeschichten. Ist es nicht empörend, dass man es wagt, das Wesen und die Bedeutung solcher Männer wie ächter Dichter durch ein paar elende Begriffe auszudrücken, die nicht nur falsch, sondern auf alle nur denkbare Arten tendenziös gefärbt sind? Ist solch ein literarischer Schmierer zufällig ein ächter Teufelsbruder, so beschimpft und besudelt er die grössten Dichter nur aus dem Grunde, weil sie nicht „spezifisch christliche Frömmigkeit“ zur Schau getragen haben, und erhebt solche, die sich im Leben als Frömmler zeigten, in den Himmel. Ist er ein Demokrat, so greift er Alle an, die nicht in demokratischem Sinne gedichtet haben, ist er conservativ, so lobt er die Conservativen. Gedenkt Jemand eine Literaturgeschichte zusammenzustehlen, die mit Bewilligung der Regierung in Schulen und Seminarien eingeführt werden möge, so spionirt er das Urtheil der „hochmögenden Herrn“ aus und modelt darnach sein Lob oder seinen Tadel. Ja man entblödet sich nicht, leicht und keck hingeworfene Aufsätze, die man als Lesefutter für Journale geliefert hat, zu dickleibigen Literaturgeschichten zusammenzustoppeln. Wenn es nur recht „geistvoll und pikant“ geschrieben ist: die Welt forscht ja nicht so tief nach der Wahrheit!

Nicht minder verderblich wirkt die grosse Menge der Darstellungen, Kritiken, Essays und Biographien, die überall in reichster Fülle wuchern. Die übergrosse Menge der schlechten Aufsätze in den untergeordneten Journalen und Zeitungen sind noch am wenigsten gefährlich: denn diejenigen, welche sie lesen, pflegen sie gar leicht wieder zu vergessen. Verderblicher wir-

ken die Essays und grössern Abhandlungen, die oft gar gewichtige Namen an ihrer Spitze tragen. Wenn sie auch manches Vortreffliche gebracht haben, so glaube ich doch, dass es um das Urtheil der ganzen gebildeten Welt besser stände, wenn sie nicht existirten. Der Grund dafür liegt darin, dass sie mit wenigen Ausnahmen nicht aus dem ächten innern Berufstriebe hervorgegangen, sondern absichtlich verfasst sind, um Beiträge für gelehrte Zeitschriften und andere buchhändlerische Unternehmungen, oder Vorträge für Vereine zu liefern. Dies rächt sicht gar oft in sehr empfindlicher Weise; denn sie sind mehr bestechend als wahr und es kommen nicht selten in ihnen Aussprüche vor, die unter keinen Umständen zu rechtfertigen sind und das Urtheil des Lesers um so ärger verwirren, je grösser der Name ist, unter dessen Aegide sie erscheinen.

Am verderblichsten aber wirken die Dichterbiographien.

Welche Anforderungen sind an eine gute Biographie zu stellen?

Wir müssen einfache historische Biographien, welche den Menschen von seiner Geburt bis zum Tode nach seinen Erlebnissen und Thaten äusserlich schildern, von den wissenschaftlichen Biographien unterscheiden, deren Zweck darin besteht, dem Leser den ganzen Helden in seiner wahren Wesenheit als Mensch und zugleich in seiner Bedeutung als Berufsmensch vorzuführen. Der Biograph muss also nicht allein ein vorzüglicher Psychologe und Menschenkenner, sondern auch ein vorzüglicher Kenner des Berufes und der Berufsthaten seines Helden sein.

Der erste Theil, die Schilderung des Wesens des Menschen an sich, kann unter allen Umständen nur mangelhaft ausfallen — die Gründe dafür wird diese Arbeit näher beleuchten — dagegen kann der zweite Theil, die Schilderung des Berufsmenschen und seiner Bedeutung oft trefflich gelingen, wenn der rechte Mann getrieben von innerm Berufe dieselbe unternimmt. Eine solche vorzügliche Biographie ist Droysen's: York von Wartenburg.

Wenden wir Vorstehendes auf Dichterbiographien an. Wer will es wagen, eine Dichternatur wie unsern Goethe in seiner ganzen Wesenheit uns vorzuführen? Ist denn das Wesen

einer solchen Künstlernatur und ihres poetischen Schaffens schon so vielseitig und gründlich erforscht, dass man die Resultate dieser Forschungen zur Grundlage seiner Studien machen kann? Ein Jeder sollte wissen, dass die Acten darüber noch kaum geöffnet sind, dass man noch arg im Dunkeln tappt. Es ist klar, dass man uns in dieser Hinsicht in allen Biographien statt wahrer Schilderung nur subjective Meinungen bringen konnte, die jeder gesicherten Grundlage entbehren und darum für wahre Erkenntniss vollständig nutzlos sind. Darum haben sich bisher nie wissenschaftliche Forscher, sondern nur „Schöngeister“ dieser Aufgabe unterzogen.

Nicht minder schwierig ist die Schilderung des Berufsmenschen im Dichter, des Künstlers und seiner Thaten, d. h. seiner Werke.

Der Schilderung muss ein festes Urtheil zu Grunde liegen. Wir haben oben gesehen, welche Beurtheilungen allein wissenschaftliche zu nennen sind. Der Biograph muss also nicht allein ein vorzüglicher Psychologe und Kenner der besondern Künstler- speziell der Dichternatur sein, sondern zugleich ein vorzüglicher Aesthetiker und Literarhistoriker: ein Mann, der mit genialem Blick das Wesen jener grossartigen Schöpfungen, deren Zusammenhang mit den Ideen der Zeit und deren Wirkung sicher zu erkennen und zu umfassen vermag. Wie will er sonst das ganze Bild eines solchen Mannes zu einheitlicher Darstellung bringen? Wenn er nicht alle diese Eigenschaften in sich vereinigt, so muss seine Schilderung nothwendiger Weise den Dichter in seinen heiligsten Rechten kränken, so verunstaltet sie sein Bild, trübt sein Andenken, verwirrt das Urtheil des Volkes und beeinträchtigt die wahre Wirksamkeit dieser grossen Männer. Dies ist die Anklage, die man mit vollem Rechte gegen alle Biographen erheben darf, welche sich bisher an die Darstellung von Dichtern, namentlich der bedeutendern, gewagt haben. Da ist auch nicht Einer auszunehmen, möge sein Werk noch so viel gelesen sein und noch so grosses Aufsehen erregt haben.

Was hat ihr Bemühen, uns den Menschen im Dichter zu schildern, für Resultate erzielt? Es hat jene widerliche Sucht erzeugt, mit der man unter dem Scheine von Bewunderung und

Verehrung das Privatleben des Dichters in ganz unnützer Weise ausspionirt und die grossen Männer schonungslos blossstellt. Es hat jene Sucht erzeugt, über den Dichter zu klatschen und mit literarischen Notizen zu spielen, statt seine Werke zu lesen; hat der Klatschsucht, dieser hässlichen Schattenseite des Menschengeschlechts Vorschub geleistet und ihr den Schein einer Sanction gegeben. Ein Blick in unsre Gesellschaften und in die vielen Journale mag die Herren von diesen Behauptungen überzeugen.

Und wie steht's um die Darstellung des *Berufsmenschen*? Statt wissenschaftlicher Forschungen *haben alle ohne Unterschied uns Plaudereien gebracht*, die zum grossen Theil keinen Nutzen, sondern nur eine arge Begriffsverwirrung in der Welt verbreitet haben. Man hat beim Nachforschen nach Aeusserlichkeiten, die bei der Conception eines Dichterwerkes stattgefunden, dieselben nur zu häufig als den Grund für die Entstehung des Werkes selbst angesehen; man hat nicht scharf genug den Menschen vom Dichter — dem Künstler — geschieden, hat den letztern für die Wirkung seiner Werke verantwortlich gemacht, hat ohne Einblick in die Schaffensweise eines Genius Faseleien von Lob und Tadel verbreitet und die wahre Bedeutung eines solchen Künstlers in dem Bewusstsein des Volkes vollständig unklar gemacht. Ich erinnere beispielsweise an das widerliche und thörichte Geschrei, welches Jahre lang gegen den grossen Goethe im Schwange war. Glaubte doch damals jeder Winkelschmierer, ja jeder Quartaner im Recht zu sein, den Dichter als „Fürstendiener“ verachten und Boerne in seinen bekannten pöbelhaften und ungerechtfertigten Schmähungen überbieten zu dürfen!

Mögen die halb ästhetischen, halb literarhistorischen Plaudereien einzelner Biographen noch so geistvoll sein; mögen sie vor dem Forum der Theetische und literarischen Kränzchen noch soviel Geltung finden: die ernste Wissenschaft muss sie verurtheilen. Sie haben eine dankenswerthe Menge literarhistorisches *Material* zusammengebracht; aber Niemand wird durch sie zu einem wahren Verständniss der Dichter und ihrer Werke gelangen.

Unter allen Dichtern ist *Lord Byron* durch solche leicht-

fertige und gewissenlose Literaturgeschichten, Kritiken, Essays und Biographien wol am meisten Unrecht gethan worden. Er hat schon zu seinen Lebzeiten und noch bis zur Stunde unter der dadurch verbreiteten Unklarheit, Begriffsverwirrung und Thorheit am ärgsten leiden müssen. Unter den zahlreichen Essays, Kritiken und Biographien, die ich über ihn gelesen, habe ich keine gefunden, die ihm gerecht geworden wäre und ihn gegen dieses Unrecht wirksam in Schutz genommen hätte. Selbst das verdienstvolle Werk von Sir Thomas Moore: Briefe und Tagebücher von Lord Byron, das in der edeln Absicht geschrieben ist, den dahingeschiedenen verkannten und schwer beleidigten Freund zu rechtfertigen, hat keine rechte Wirkung ausgeübt, weil es die irrigen Anschauungen nicht in der Wurzel angegriffen und beseitigt hat. Indem ich es unternehme, den grossen Dichter zu rechtfertigen, sühne ich zugleich eine alte Schuld, denn auch ich bin Jahre lang in jenen Irrthümern befangen gewesen.

* * *

Ich muss die Bekanntschaft mit Byron's Gedichten, und mit seinen hauptsächlichsten Lebensschicksalen, deren Schilderung man nur zu oft begegnet, bei meinen Lesern voraussetzen.

Byron's Gedichte zeigen eine düstere und trübe Grundanschauung des Lebens und seiner Verhältnisse; sie sind, als ein Ganzes betrachtet, einem gewaltigen Oratorium zu vergleichen, bei dem eine tief ernste und schwermüthige Melodie als Thema aus der grossen Fülle der Accorde und Modulationen herauszuhören ist. Dies ist bereits vielfach als richtig anerkannt und ausgesprochen worden; vielleicht am geistvollsten von Macaulay, dessen Worte ich hier citiren will:

„Niemals," sagt er, „hat ein Dichter in solchem Maasse die ganze Beredtsamkeit des Menschenhasses, der Verachtung und Verzweiflung beherrscht. Diese Quelle der Trübsal war nie trocken. Diese ewigen Wasser der Bitterkeit versiegten nie, so oft er auch aus ihnen schöpfte. Eine ähnliche Vielseitigkeit der Monotonie, wie bei Byron, ist nirgends zu finden. Von

wahnsinnigem Gelächter bis zu durchdringender Klage giebt es nicht einen Ton menschlicher Herzensangst, dessen er nicht Meister wäre. Jahr um Jahr und Monat um Monat fuhr er fort zu wiederholen, dass elend zu sein, die Bestimmung von uns Allen, hervorragend elend zu sein, die Bestimmung der bevorzugten Menschen sei; dass alle Begierden, zu denen wir verdammt sind, gleicherweise in's Elend führen: unerfüllt in das Elend nagender Verdrossenheit, bei Erfüllung in das der Uebersättigung. Seine Helden sind Männer, welche auf verschiedenen Wegen zu derselben Hölle der Verzweiflung gelangt sind, welche lebenskrank mit der Gesellschaft im Kampfe stehen und in ihrer Pein nur durch einen unbesiegbaren Stolz gestützt werden, der dem des Prometheus an dem Felsen, oder dem des Satan in seinem brennenden Pfuhle ähnlich ist; Männer, welche ihre Seelenqualen beherrschen können durch die Kraft ihres Willens und welche endlich die ganze Macht von Himmel und Erde herausfordern."

Aber worin besteht denn das Unrecht, das man Byron gethan?

Man hat diese eigenthümliche Lebensanschauung, welche die Gedichte aufweisen, dem Dichter zur Last gelegt, hat den Grund dafür in Byron's (des Menschen) Charakter gesucht, hat die Helden seiner Muse mit ihm identifizirt, hat für ihn eine Sündenschuld erfunden, um die Seelenqualen seiner Helden zu erklären und sich auf diese Weise einen Schein des Rechts verschafft, den Aerger „sittlicher Entrüstung" an dem grossen Manne auszulassen. Jede Biographie lehrt, in welch widerlicher und empörender Weise die Mitwelt dies gethan. Die Nachwelt — namentlich die Biographen — würden ebenso handeln, wenn der Dichter leider! nicht schon gestorben wäre. Man begnügt sich jetzt damit, ihn als warnendes Beispiel für die Sprösslinge der Herrn Gevatter Schneider und Handschuhmacher hinzustellen!

Ich meine, dies ist des Unrechts genug. Es liefert diese Thatsache einen neuen Beweis für die alte Wahrheit, dass durch Dummheit in der Welt mehr Unrecht gethan und mehr Unglück erzeugt wird, als durch Laster und Bosheit.

Bevor ich zeige, warum es überhaupt falsch ist, Byron mit seinen Helden zu identifiziren, oder die Lebensanschauung

in seinen Gedichten auf sein Leben und seine Thaten zurückzuführen, will ich zunächst die hauptsächlichsten Behauptungen widerlegen, denen man in den verschiedensten Biographien begegnet.

Die Menge von Ansichten, deren Zergliederung nur von pathologischem Interesse wäre, will ich übergehen und nur diejenigen widerlegen, welche dem Durchschnittsverstand der grossen Menge nur zu plausibel erscheinen und darum um so gefährlicher wirken.

Man nimmt frischweg als unbestreitbar an, dass Byron Verzweiflung, Menschenhass, Melancholie und Weltschmerz in seinem Busen getragen haben müsse und meint, dies könne nur die Wirkung seines „lüderlichen Lebenswandels“ sein. „Unabhängig und ungebunden, wie er war,“ so etwa lauten mit unwesentlichen Variationen alle diese Argumente, „begann er den Becher sinnlicher Vergnügungen zu kosten und leerte ihn in zügelloser Hast bis auf die Hefe.“ (Dem Kenner wird dabei sofort der Vers aus dem dritten Gesange des Childe Harold einfallen: And thus untaught in youth my heart to tame, my springs of life were poison'd.)

Ich will einmal annehmen, dass jener Obersatz wirklich unbestreitbar wahr sei und seinen Lebenswandel bis zum zweiundzwanzigsten Lebensjahre, bis zum Erscheinen von „Childe Harold“ einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen, will untersuchen, ob er so beschaffen war, dass er jene düstere Grundstimmung, jenes ewig nagende Schuldbewusstsein erzeugen konnte.

Was hatte er denn bis dahin so Fürchterliches gethan? Er hatte auf der Universität in Cambridge gar arg die Collegia geschwänzt und sich in Gesellschaft lustiger Cumpane mit Schwimmen, Reiten, Kahnfahren, Pistolenschiessen, Boxen und Fechten die Zeit vertrieben. Auch hatte er oft in langen Sitzungen schwer gekneipt.

Ei, ei, lieber Byron, das klingt bedenklich! Wie kann man die Collegia schwänzen, die Dich vorzugsweise zu einem weisen und tugendhaften Manne machen können! Das viele Bier- und Weintrinken schadet der Gesundheit und die vielen schlechten Witze, die dabei gemacht werden, mussten sicherlich Dein Ge-

müth verwildern. Hinterher stört man die nächtliche Ruhe der ehrbaren Bürger, prügelt Nachtwächter — ein gar bedenklicher Casus — widersetzt sich der heiligen Polizei — entsetzlich! der von Gott verordneten Obrigkeit und muss wol gar in's Carcer wandern. Byron, Deine Biographen werden doch wol Recht haben. Gerechter Himmel! Du hast ja in Deiner Vision of Judgement sogar Deinen König verspottet! Wie, Du wagst noch zu sagen, dass Georg III., dessen Leben nach Thackeray sich in einen Bückling und eine grinsende Fratze zusammenfassen lässt (in a bow and a grin), Deines Spottes werth war, und dass Du damit nur die elenden Lobhudeleien des Hofpoetasters Bob Southey unschädlich machen wolltest? Hochverräther, Deine Kneipereien und dummen Streiche haben Dich wahrlich tief sinken lassen!

Hast Du nicht nach dem Kneipen einen heillosen Katzenjammer verspürt, der Dich unfähig machte, fromme Betrachtungen anzustellen und ernstlich in Dich zu gehen? Warst Du nicht mit Dir und der ganzen Welt zerfallen? Lieber Byron, es muss wol wahr sein: Deine losen Streiche sind an Allem Schuld. Du hättest statt dessen fleissig zum Staatsexamen arbeiten und an eine gesicherte Brodstelle denken sollen. Du wärst dann vielleicht einer jener ehrbaren, fleissigen und glücklichen Männer geworden, die statt selber zu dichten, lieber die Menschheit über Dichter aufzuklären beflissen sind. Am besten hättest Du gethan, in einen conservativen Jünglingsverein zu treten. Du hättest Dich dort mindestens zum vollendeten Heuchler ausbilden können und hättest gelernt, Deine Streiche, so klug zu verdecken, dass kein Biograph auf Vorwürfe wie die oben genannten gefallen wäre.

„Aber," sagen die Biographen betroffen, „er hat doch in Newstead-Abbey so entsetzlich gelebt und unzüchtigen Umgang mit Frauenzimmern gepflogen. Er schildert sich doch im Childe Harold: Der Ritter hatte so gelebt, dass ausser feilen Dirnen und Schwelgereien nichts Schönes und Gutes Gnade vor seinen Augen fand. Er hat doch an so vielen Stellen seiner Dichtungen Aehnliches gesagt und dies noch mehr detaillirt."

Diese Behauptungen sind ernster und darum einer sorgfältigen Untersuchung werth.

Vor Allem sind dergleichen Citate aus **seinen Gedichten** nicht ohne sorgfältige Kritik als Belege anzunehmen, die meisten als solche geradezu zurückzuweisen. Die Gründe dafür werden später erörtert werden. Will man Beweise aufsuchen, so hat man sich nur an seine Tagebücher und Briefe und an die Mittheilungen glaubwürdiger Personen zu halten, die mit ihm jene Zeit durchlebten, und auch später mit ihm in innigem Verkehr blieben. Sir Thomas Moore sagt ausdrücklich: „Sein Haushalt wurde in jener Zeit auf sehr mässigem Fusse geführt, da ihm die Mittel zu grösserem Aufwande fehlten, und seine Gefährten waren in ihrem Geschmack und in ihren Gewohnheiten viel zu fein und geistvoll, als dass sie an nackter, wüster Lüderlichkeit Gefallen finden konnten. Er selbst sagt: „Ich habe zwar nicht wie ein Joseph gelebt, aber **nie ein Mädchen verführt.**“ Wir dürfen ihm dies unbedingt glauben, denn seine Offenheit war so gross, dass sie vom Standpunkte der Weltklugheit betrachtet wie Thorheit erscheint.“ Sir Walter Scott sagt: „Wir wissen genug selbst von seinem geheimsten Privatleben, um zu verbürgen, dass Falschheit und Bosheit allein ihm eine reale Ursache für hoffnungslose Gewissensangst und trübe Melancholie andichten können.“

In Bezug auf die Ansichten über Sünde, Sündenschuld und Schuldbewusstsein krankt die ganze Welt noch heutzutage an den Wirkungen der theologischen Erziehung, die leider noch immer den überwiegenden Hauptheil in der Volkserziehung bildet. Die Folgen der wüsten Scholastik des Mittelalters und seiner finstern Anschauung unsers Erdenlebens sind noch so stark zu fühlen, dass die neue vernunft- und naturgemässe Weltanschauung, welche sich aus den Kämpfen des vorigen Jahrhunderts emporgerungen hat, nur bei einem sehr kleinen Theile der gebildeten Menschheit gefunden wird. Die Verschwommenheit und Unklarheit der Begriffe und Ideen zeigt sich schon darin, dass es Niemand einfällt, über die eigene „Sündenschuld“ nachzudenken und dieselbe zu erklären. Man ist desto eifriger bemüht, sie Andern anzudichten und diesen unklaren Begriff zu einem Schreckbild, zu einer Art Popanz oder Teufel zu machen, dem man alles Mögliche in die Schuhe schieben kann. Der Priesterstand hält aus leicht erklärlichen

Gründen an den verrotteten Ansichten fest — er würde ja seinen falschen Nimbus und seine Macht zu Glaubens- und Gewissenszwang zerstören, wenn er anders handelte — die von ihm abhängige Schule muss die Ansichten der Jugend einbläuen und schlechte Dichter und Schriftsteller helfen durch ihre Phantastereien bereitwilligst diese Unklarheit hegen und pflegen. „Die schlechten Menschen," heisst es, „die Sünde thun, können nicht glücklich werden, denn wer Sünde thut, ist der Sünde Knecht. Er muss Stunden der Verzweiflung haben, in denen er von Reue über seine verlorne Unschuld ergriffen wird, in denen er sich Gewissensbisse macht, den Tugendpfad verlassen zu haben. Die Furcht vor Gottes Strafgericht in diesem und jenem Leben treibt ihn zur Verzweiflung, diese zu neuen Sünden und er geräth immer tiefer in den Pfuhl hinein!"

Aber was ist denn Sünde, was ist Tugend zu nennen? Als Antwort weisst man im Allgemeinen auf Verletzungen der „heiligen zehn Gebote" — die Jeder täglich mehr oder weniger verletzt, ohne Gewissensbisse zu spüren und sich besonders für einen „Sünder" zu halten — und denkt bei dem Begriff „Tugend" an das Leben eines ehrlichen Philisters, der ein guter Gatte und Familienvater und ein gesetzter, ruhiger Staatsbürger und Unterthan ist und mit der Kirche in Frieden lebt. Ausserdem hat der Begriff „tugendhaft" durch die Dichter des vorigen Jahrhunderts noch eine besondere Bedeutung erhalten, die bei den Meisten für die hauptsächlichste gilt. Richardson und seine tendenziösen moralischen Familienromane, die überall mit dem grössten Enthusiasmus gelesen wurden und hunderte von Nachahmern auch in Deutschland fanden, haben die Idee festgesetzt, dass ein tugendhafter Jüngling das Gegenstück zu einem Lovelace, einem Wüstling und Mädchenverführer, sei und dass der Jüngling am tugendhaftesten handele, der sich von geschlechtlichem Umgange mit Weibern fern hält und seine Begierden zügelt. Hat doch Lenz, der Dichter aus unsrer „Sturm- und Drangperiode" ein Drama geschrieben, in welchem der Held aus Verzweiflung, nicht „tugendhaft" leben zu können, sich selbst entmannt!

Alle diese unklaren Ideen, die nur zu sehr dazu angethan sind, ein liebloses Beurtheilen des Nächsten und ein widerliches

gedankenloses Pharisäerthum zu stärken, haben in jener oben genannten Beurtheilung von Byron's Lebenswandel noch bis zum heutigen Tage den Austrag gegeben. Kein Wunder, dass diese Ansichten zu des Dichters Lebzeiten in dem bigotten priesterlich erzogenen England, der Heimath jener Familienromane, in so gehässiger und widerlicher Weise, wie die Thatsachen lehren, sich breit machen konnten.

Es ist klar, dass ein Gefühl der Verantwortlichkeit für alle unsre Thaten in dem Busen eines jeden Menschen lebt. Die Natur hat es uns eingepflanzt, wie den Geschlechtstrieb. So wie dieser „der Kunstgriff der Natur zur Erhaltung der Gattung" ist, bildet diese Verantwortlichkeit das Mittel zur Erhaltung der Gesellschaft im weitesten Sinne. Es basirt dies Gefühl auf unsern Anlagen für Gerechtigkeit und Liebe. Wir fühlen uns in unserm Thun nicht bloss dem eigenen Ich verantwortlich, sondern auch der nächsten Umgebung, der Stadt, der Nation, in der wir leben, ja der ganzen Menschheit. Dies Gefühl hat viel Gemeinsames — dies ist es ja, das ein Abstrahiren allgemeiner Sittengesetze möglich gemacht hat — aber es ist an Stärke und Richtung bei jedem Menschen ein anderes. Thöricht ist's also, zu behaupten, Jemand müsse einer That wegen diesen oder jenen innern Vorwurf fühlen; wir müssten ihn denn zuvor gefragt haben, was sein subjectives Gefühl der Verantwortlichkeit als Richter dazu gesagt hat. Der feinfühlende Mensch kann über eine Verstellung, eine Lüge, die er im Leichtsinn gegen seine bessere Ueberzeugung ausgesprochen, solche Gewissensbisse fühlen, dass er in Thränen ausbricht, dass ihm die Erinnerung daran noch nach Jahren das Blut in die Wangen treibt. Der Mensch von rohem Gemüth belügt Euch mit frecher Stirn eines elenden Gewinnes wegen und wundert sich, wie man einen solchen „Act der Klugheit" ihm zur Last legen darf. Ein Faraday macht sich eine schwere Sünde daraus, seine Talente des eigenen Vortheils wegen auszubeuten. Er will, statt der unermesslichen Reichthümer, die er sicher erworben hätte, lieber der Wissenschaft sein Leben opfern und stirbt als armer Mann. Der reiche Banquier richtet durch Finanzoperationen, die seine Kasse füllen, hunderte von Familien zu Grunde und wundert sich, wie man dies unsittlich

finden, wie man ein so offenes, schönes Geschäft auch nur tadeln könne!

Es ist klar, dass sich die Stärke des Schuldbewusstseins lediglich nach der Feinheit des subjectiven sittlichen Gefühls (des Gefühls der inneren Verantwortlichkeit) und nach der Grösse der subjectiv darnach abgeschätzten Sünde richten wird.

Byron besass als Dichter ein sehr feines Gefühl. Es fragt sich aber, ob er diese geschlechtlichen Verirrungen für so schwere Verbrechen angesehen hat, dass ihm der Gedanke daran Lebensruhe und Freudigkeit rauben und seine Seele mit Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit füllen konnte. Es giebt ohne Zweifel zartfühlende Naturen, die sich Gewissensbisse machen, wenn sie vor der Ehe ein Weib berühren und die den furchtbaren Kampf mit den sinnlichen Reizen, welche gerade im Jünglingsalter so verzehrend wirken, mit ganzem Ernst durchführen. Aus allen Briefen und Mittheilungen erhellt aber zur Genüge, dass Byron zu diesen Naturen durchaus nicht gehört habe. Er war eine ächte, frisch und heisslebige Dichternatur, der es Bedürfniss war, viel zu lieben und das Leben zu geniessen. Sehen wir uns doch unter *seines Gleichen*, unter ächten Dichtern um, ob je Einer in seiner Jugend anders gelebt, und ob je Einer über dergleichen Thaten eine solche Hölle der Verzweiflung gefühlt habe, wie man ihm andichten will.

Aber, wird man sagen, es leiden doch so viel der reichen und vornehmen Leute, namentlich in England, am Spleen, warum sollte dies bei Byron nicht der Fall gewesen sein?

Diese Frage enthüllt uns den rechten Kern der Gedankenlosigkeit unter den Beurtheilern. Es giebt in der That solche Menschen; aber es sind wollüstige, gedankenlose, freche und faule Wüstlinge, die nach einem greulichen Leben voll unnatürlicher Ausschweifungen in diese Art von Krankheit, den Spleen oder Lebensüberdruss verfallen. Mit diesen elenden Lumpenseelen haben Viele Byron auf eine Stufe gestellt! Wagt man es, ihm gegenüber von *Faulheit* und *Gedankenarmuth* und *geistiger Hohlheit* zu sprechen, ihm, dem grossen Denker und Dichter, der in seinem kurzen Leben eine solche Fülle von Werken geschaffen? Wird man noch länger wagen, seine feine Sinnlichkeit auf eine Stufe zu stellen mit der viehischen Brunst

und Tobsucht jener innerlich ausgebrannten, mark- und saftlosen Gesellen, die man eben nur Menschen nennen darf, weil sie die äussern Kennzeichen der Gattung an sich tragen? Wo bleibt die Logik, wo die Vernunft in der Welt? Doch genug davon. Gehen wir zu den andern Behauptungen über.

Man hat zur Begründung seiner tiefen Melancholie auf seine verunglückte Jugendliebe hingewiesen. Als er sechzehn Jahre alt war, fasste er eine zärtliche Neigung zu seiner schönen Cousine Miss Mary Ann Chaworth. Leider musste er eines Tages hören, dass das Mädchen in der Nebenstube zu ihrer Zofe sagte: „Glaubst Du, dass ich mir im Ernste aus dem lahmen Jungen Etwas mache?“ Dies wirkte auf ihn so niederschlagend, dass er im selbigen Augenblicke in später Abendstunde das Haus verliess und sich dem Mädchen nicht mehr näherte. Was haben die Biographen über diese unbedeutende Geschichte gefaselt, was für ein mächtiges Gebäude von Trugschlüssen aller Art haben sie darauf begründen wollen! Eine Primanerliebe, die unreife Liebe eines Jüngelchen von sechzehn Jahren, eine Gefühlsaufwallung, die durch eine einzige Dosis verletzter Eitelkeit unterdrückt werden kann, soll nicht allein der Grund für Byron's, des *Menschen* Trübsinn, sondern zugleich für Byron's, des *Dichters*, trübe Lebensanschauung in seinen Kunstwerken geworden sein! Man braucht wahrlich nicht mehr hinzuzufügen; jedoch wollen wir, da ähnliche Anschauungen überall sich breit machen, die Sache noch näher untersuchen.

Die Liebe, selbst die tiefste und gewaltigste, welche mit der ganzen Macht dämonischer Leidenschaft einen Menschen ergreift, vermag *nie* das ganze Wesen desselben, seinen Charakter und dessen Grundanschauung *auf die Dauer umzuformen*, geschweige denn, der Grundstimmung einer dichterischen Muse eine andere Richtung zu geben. Sie wirkt nach Art einer tief erschütternden Nervenkrankheit. Der Mensch kann durch diese Leidenschaft vernichtet werden; ist dies nicht der Fall, so vernichtet er die Leidenschaft. Er kann im Liebesstadium so ergriffen werden, dass er wie in einer Art von Delirium denkt und handelt; aber dies ist eben nur vorübergehend. Es können Spuren und Schwächen dieses Zustandes zurückbleiben; aber nimmer kann die Liebe aus einem Schurken einen

edeln Menschen, oder aus einem Menschenfreunde mit liebevollem, hochherzigem Gemüthe einen Menschenhasser machen. Dergleichen Kunststücke werden wol von schlechten Romanschreibern und Versemachern, aber nie von der Natur zu Stande gebracht. Dass der Mensch Byron keinen Menschenhass kannte, dass er überall ein edles, hochherziges, liebendes Gemüth zeigte, ist so zur Genüge constatirt worden, dass man darüber nicht Worte zu verlieren braucht. Bei Byron können wir nicht einmal von einer so verzehrenden, gewaltigen Leidenschaft sprechen. Worauf wollen denn die Biographen ihre Faseleien gründen? Sie weisen auf das Gedicht: Der Traum und auf einzelne Gedichte aus seinen ersten Versuchen, den Hours of idleness, in denen er von seiner tiefen Liebe zu jenem Mädchen spricht. „Das,“ rufen sie aus, „sind keine erdichtete Klagen, das kommt tief aus dem Grunde eines schmerzbewegten und verzweifelten Herzens.“

Abgesehen davon, dass man solche Citate aus den Gedichten, wie ich bereits erwähnt habe und später beleuchten werde, nur mit sehr sorgfältiger Kritik zur Beurtheilung des Menschen im Dichter benutzen darf, will ich die Herren hier mit ihren eigenen Waffen schlagen. Man lese unter andern Herzensergiessungen aus den Hours of idleness das Gedicht an die blondlockige Mary, eine junge Dame, von deren schönem Haar Byron stets eine Locke bei sich trug:

Hier sah ich (er spricht von ihrem Bilde) dieser Locken Gold,
Die Deine weisse Stirn umgeben,
Die Wange — o so reizend hold,
Den Mund, der Dir mich ganz gegeben.
Dein holdes Bild . . . .
Betrübt und bangend ohne Grund
Ob wol die Zeit mich lasse wanken,
Nicht wissend, wie in Herzens Grund
Ihr Bild mein einziger Gedanke.
Durch Zeit und Jahre lächelnd mild
Mein Hoffen all' in Gram und Leiden,
So häng an Dir, Du theures Bild,
Mein Blick noch bei dem letzen Scheiden.

Welche Mary hat er nun bis zur Verzweiflung geliebt, diese, oder die andre?

Eine grosse Hauptrolle spielen bei allen Biographen die Behauptungen über den Einfluss von Byron's Erziehung. Die bösen Wärterinnen, die schlechten Schulmeister, die heftige Mutter, der Einfluss der Pairswürde, die er im zehnten Lebensjahre erbte, die schlechten Freunde — diese Alle haben an dem Kinde gesündigt, diese haben ihn verdorben, haben ihn zu einem fürchterlichen, lasterhaften Menschen und zu einem zwar grossen, aber entsetzlich unmoralischen Dichter gemacht! Namentlich schildert dies in wahrhaft ergötzlicher Weise der Herr Professor Eberty in seiner viel gelesenen Biographie.* Ich glaube in der That, er hat dies Buch nur in der Absicht geschrieben, an Byron den Einfluss schlechter Erziehung darzulegen, und ein warnendes Beispiel für Eltern, Erzieher und junge Leute aufzustellen, Es fehlte nur noch, dass er als haec fabula docet hinzufügt: Ihr Jünglinge, meidet die Wollust und die Schwelgerei, sonst fallt Ihr in Menschenhass und Trübsinn und schreibt wol gar Gedichte, wie Childe Harold, der Corsar und Don Juan! Es wäre endlich an der Zeit, diese unklaren, empirischen, schulmeisterlichen Begriffe von dem Einfluss der Erziehung auf das rechte Mass einzuschränken. Man vergisst nur zu oft, dass unser Einfluss auf das sittliche Handeln unsres Zöglings über eine gewisse Dressur und ein gedächtnissmässiges Einprägen von sittlichen Grundsätzen nicht hinauskann. Ob diese Grundsätze für die Denk- und Handlungsweise zur Grundlage werden, oder bloss als Gelerntes und auch wohl Verstandenes im Kopfe unfruchtbar liegen bleiben, hängt durchaus nicht mit der Wirksamkeit der Erzieher, sondern mit der innern Organisation des Zöglings zusammen. Aus dem, was ich über das Wesen der

* Lord Byron, eine Biographie von Dr. Felix Eberty, Professor in Breslau. Alle Vorwürfe, die ich in der Einleitung Biographien im Allgemeinen gemacht habe, gelten dieser Schrift im reichsten Masse. Keine hat den grossen Dichter ärger misshandelt. Sie ist nach ihrem Erscheinen sehr viel gelesen worden, ist aus naheliegenden Gründen in die meisten Leihbibliotheken übergegangen und fährt auf diese Weise noch immer fort, die Begriffe zu verwirren und die Klatschsucht zu befördern. Sie liefert den Beweis, wohines führt, wenn schulmeisterliche Pedanterie und hohle Büchergelehrsamkeit sich an eine Arbeit wagen, zu der sie auch nicht den mindesten Beruf besitzen.

innern Verantwortlichkeit angedeutet, erhellt schon zur Genüge, dass man durch's Studium der aus menschlichen Handlungen abstrahirten Sittengesetze ebensowenig tugendhaft, wie durch das ästhetischer Gesetze und akademischer Uebungen ein Künstler werden kann: man kann dadurch nur den Tugendhaften oder den Künstler in sich erziehen und ausbilden — wenn man sie eben von Natur schon in sich trägt. Daher die scheinbar wundersame und doch so leicht erklärliche Thatsache, dass ein Burns hinter dem Pfluge bei vollständigem Mangel einer sorgfältigen Erziehung und geistigen Anregung unter entsetzlichen Hindernissen und Entbehrungen sich zu einem der grössten lyrischen Dichter der Welt ausbildet, oder dass Kinder ruchloser Eltern bei einer ganz verwahrlosten Erziehung, umgeben von den schlechtesten Beispielen, zu peinlich rechtschaffenen und edel denkenden Menschen sich entwickeln.

Aber auch abgesehen von diesen Wahrheiten; wer giebt uns auch nur ein scheinbares Recht, Byron's Erziehung in solchem Masse zu tadeln, wie die biedern Biographen es gethan? Mutter und Wärterin haben ihn bis zum zehnten Lebensjahre zu einem recht ungezogenen Jungen gemacht. Ei prächtig: es giebt auf der Welt nichts Schöneres und Herzerfrischenderes, als von Herzen gute ungezogene Jungen, namentlich wenn sie recht viel dumme Streiche im Kopfe haben. Soll denn für solche prächtige Kerlchen das Urtheil von hysterischen Gouvernanten, wirrköpfigen Schulmeistern und Spiessbürgern allein massgebend sein? Ei wie das lacht, wie das jubelt, der ganzen Welt ein Schnippchen schlägt, den kleinen Kopf trotzig aufsetzt gegen jede Art von Unterdrückung und frischweg ohne Scheu heraussagt, was das Herzchen denkt. Ihr Duckmäuser, Ihr frömmelnden Heuchler, Ihr gehorsamen und ganz gehorsamsten Unterthanen, Ihr verrotteten Bücherwürmer von Professoren geht hin und lernt Weisheit von diesen „ungezogenen Jungen!“

Hat der Knabe denn Liebe entbehren müssen?

„O nein,“ antworten die Biographen, „seine Mutter und die alte Wärterin haben ihn wahr, aufrichtig, tief, leidenschaftlich geliebt.“

Worin haben sie in aller Welt denn an ihm gesündigt?

„Sie haben ihm zuviel Liebe erwiesen, sind zu nachsichtig gegen seine Schwächen und Unarten gewesen, haben ihn verhätschelt.“

Zuviel Liebe! Hört Ihr die Perrückenstöcke, seht Ihr sie nicht leibhaftig vor Euch, diese Zopfmagister, seht Ihr nicht den pedantisch demonstrirenden Zeigefinger, die farblosen, eingekniffenen Lippen, die ganze sauertöpfische Miene, dieses Schreckbild der frischen Kinderschaar? Zuviel Liebe! Hört Ihr nicht das Geschrei, das Klagen und Jammern, wenn die rohe Faust physischer Uebermacht an den muntern guten Jungen die eigenen ärgerlichen Gelüste kühlt? Seht Ihr sie nicht, diese Väter, diese Lehrer und Erzieher der Jugend, wie sie nach der Execution, das Gesicht verzerrt von Wuth und Groll ihre widerliche Sclavenarbeit mit den verrotteten, heuchlerischen Phrasen von heilsamer strenger Zucht zu rechtfertigen und zu beschönigen suchen?

Gute Mutter, gute alte Wärterin, wenn zuviel Liebe Euer Fehler gewesen ist, so wünschte ich von Herzen, dass jede Mutter, jede Wärterin, jeder Vater und namentlich jeder Erzieher diesen Fehler in recht hohem Masse besitzen möchte. Der grosse Dichter hat das wohl erkannt. Als seine Mutter gestorben war, fand der Diener ihn in der Nacht allein bei der Leiche. „Ach,“ rief er im tiefsten Schmerz, „ich hatte nur diese eine wahre Freundin in der Welt und sie ist von mir gegangen!“

Haben dies die Biographen beachtet? Bewahre!

Naiv genug theilen sie alle Züge dieser ächten Liebe mit; ergehen sich aber in so detaillirten Schilderungen der leidenschaftlichen Heftigkeit dieser Frau und stellen das Privatleben des Dichters in einer solchen Weise bloss, dass man alte, giftige, klatschsüchtige Jungfern, aber nicht Männer von verständigem Urtheil zu hören glaubt.

Im zehnten Jahre kam der Knabe nach der Erziehungsanstalt in Harrow on the Hill, wo ihn der treffliche Dr. Drury in so tüchtiger Weise leitete, dass er Byron's ganzes Herz gewann. Dort war der Knabe wacker und tüchtig, beschützte schwächere Kameraden, focht bedenkliche Faustkämpfe für sie durch und war sehr fleissig. Er lernte zwar seine Lectionen nur unvollständig — wer will ihm dies verdenken — arbeitete

aber aus eigenem Antriebe so anhaltend, dass er in Literatur, Geschichte und gemeinnützigen Kenntnissen auch den besten Schülern weit überlegen war. Was giebt uns denn auch nur einen Schein von Recht, eine solche Erziehung, welche Vorzüge vor tausend andern hat, zum Grund für ein lasterhaftes Leben und eine trübe Lebensanschauung zu machen? Würde Byron die Grundanschauungen eines Göthe, oder eines Swift, oder eines Humoristen zeigen, hätten die Herren Biographen den Grund dafür sicherlich in derselben Erziehung gesucht und gefunden.

Alle diese Behauptungen sind durchaus müssig und als falsch zu verurtheilen, denn sie verrathen alle den vollständigen Mangel an Verständniss für das Wesen eines Dichters und die Art seines poetischen Schaffens. Sie gründen sich auf irrige Grundanschauungen, auf denen man ein luftiges Gebäude von Trugschlüssen baut. Es fehlte nur noch, dass Jemand mit der Behauptung auftrete, Byron sei unglücklich geworden, weil er nicht an Bileam's redenden Esel geglaubt habe. Sind doch ähnliche Redensarten oft genug geschwatzt worden. Als *scheinbar vernünftigen* Grund für die düstre Grundanschauung, namentlich der ersten Gedichte, könnte man sich an das *jugendliche Alter* des Dichters halten.

Die Jugend jedes grossen Mannes, namentlich jedes Dichters hat Stunden, ja Tage und längere Zeiten aufzuweisen, in denen das Herz von tiefer Wehmuth, von einem seltsamen, oft an Verzweiflung grenzenden Schmerz durchzuckt wird. Rousseau erzählt in seinen „confessions“, dass er sich in solchen Zeiten oft in die tiefste Einsamkeit, an das Ufer eines stillen Waldbachs zurügezogen und dort geweint habe. „Ich empfand,“ sagt er, „eine gewisse grausame Lust, meine Thränen in den Bach tropfen zu sehen. Und doch wusste ich nicht, warum ich weinte.“ Von derselben Stimmung berichtet Göthe in seiner Selbstbiographie. Die Erklärung derselben ist keine leichte Aufgabe für die Psychologie; auch ist hier nicht der Ort, dies Thema zu erörtern. Es sei nur erwähnt, dass der Hauptgrund in dem überkräftigen Schaffenstriebe zu suchen ist — man kann es sehr bezeichnend mit dem „Weinen“ des Weinstocks vergleichen — in dieser Triebkraft, die das Phantasie- und Ge-

müthsleben leidenschaftlich bewegt, und alle äussern Eindrücke leidenschaftlich in sich aufnimmt und verarbeitet, während der Charakter noch nicht jene Festigkeit erlangt hat, welche auf richtiger Selbst- und Menschenkenntniss beruhend, die Phantasie recht zu leiten und sich mit dem Leben und der Welt zu versöhnen versteht. Auch spielt dabei vielleicht eine Rolle jenes ahnungsreiche Schauen grosser Männer, wodurch sie die späteren furchtbaren Kämpfe, die sie in dieser Welt voll Dummheit, Selbstsucht und Trug zu bestehen haben, dunkel vorausfühlen. Haben wir doch Beispiele genug, dass grosse Männer in ihrer Jugend gerade gegen ihren spätern wahren Beruf mit aller Gewalt wie vor einem Schreckbilde sich gesträubt haben. Denn die Grösse ist ein gefährliches Geschenk der Götter und aus allen den ernsten Gesichtern blickt unverkennbar ein Zug von Wehmuth.

Auch Byron hat als Jüngling diese Kämpfe gehabt und sicher verzehrender, als mancher andre Dichter, da sein Genius ihn zu grübelnder und forschender Betrachtung hinleitete. Aber solche Stimmungen sind *vorübergehend*. Mit ihnen hängen kleinere „*Gelegenheitsgedichte*“ zusammen — über die bekannte Göthesche Erklärung dieses Wortes werde ich später sprechen — aber sie geben keine Erklärung für die *Grundstimmung der ganzen Muse* eines Dichters. Nach dem Erscheinen der ersten zwei Gesänge von Childe Harold wurde Byron der gefeiertste Held des Tages, der Abgott der ganzen Gesellschaft, sah sich gekrönt mit dem höchsten Dichterruhm, bewundert und verehrt von der ganzen Welt: und dennoch athmen alle Gedichte, die er in dieser glücklichsten Periode seines Lebens schuf — der Giaour, Lara, Corsair etc. — ganz dieselbe düstere Grundstimmung.

Also auch diese scheinbar vernünftige Erklärung — die ich, nebenbei gesagt, noch nirgends gefunden habe — ist hinfällig. Noch weniger darf man Macaulay beistimmen, wenn er sagt: „Byron entdeckte bald, dass er durch das Schaustellen seines Kummers vor der Menge eine ungeheure Sensation erregte. Die Welt gab ihm jede Ermuthigung, über seine geistigen Leiden zu reden. Das Interesse, welches seine ersten Bekenntnisse (!) erregten, brachte ihn dahin, Vieles zu affectiren,

was er nicht fühlte, und das Affectiren wirkte wahrscheinlich zurück auf seine Gefühle. Wie weit der Charakter, in welchem er sich selbst darstellte, ächt, und wie weit er theatralisch war, würde ihm selbst wahrscheinlich Verlegenheit gemacht haben, zu erklären."

Man sollte es kaum glauben, dass der grosse Historiker Macaulay das geschrieben habe, und wir finden darin einen interessanten und schlagenden Beweis, dass ein grosser Geschichtschreiber, der die Werke eines Dichters vorzüglich historisch zu beleuchten weiss, doch ein sehr schlechter Biograph eines solchen Künstlers sein kann. Diese Deutung ist in der That eine tiefe Beleidigung für Byron's Genius, denn sie stellt ihn auf eine Stufe mit jenen elenden Poetastern, die nach Art gewinnsüchtiger Gastwirthe die Wünsche des grossen Haufens ausspioniren und mit „frischen Austern," „feinstem Schnepfendreck," „Bairisch Bier, frisch vom Fass," oder „Königsgrätzer" aufwarten. Nein, Herr Macaulay, Byron war ein ächter Dichter, und zwar einer der bedeutendsten, den die englische Nation aufzuweisen hat. Wer hat ihn in der wunderbaren Pracht poetischer Schilderung bisher übertroffen? Schwerlich wird ihn Jemand darin erreichen. Wie wenige sind ihm gleich an Schönheit des Versbaues und Reichthum an erhabenen Gedanken? Das hat der grosse Historiker in seinem essay wohl anerkannt und vorzüglich dargestellt; er irrt nur in jenen citirten Worten.

„Aber," rufen die Biographen, „so nenne uns endlich den rechten Grund für diese Verzweiflung, diese Hoffnungslosigkeit, diese tiefe Melancholie in Byron's Versen."

Wollen Sie, meine Herren, gefälligst erklären, warum die Lilie eine weisse Blüthe, die Tulpe eine mit brennenden Farben erzeugt? Ich habe Sie durch meine bisherigen Untersuchungen auf das Thörichte der Frage selbst aufmerksam machen wollen. Es giebt eine Art von Erklärung dafür; aber diese betrachtet, wie wir später sehen werden, nicht den Dichter als Menschen, sucht den Grund auch nicht in seiner Persönlichkeit, sondern in der auf Naturgesetzen ruhenden Entwicklung der Völker und ihrer Ideen. Der Schmerz war Byrons Muse. Die Natur hatte ihm die göttliche als Beglei-

terin beigesellt, dass sein Mund ausspreche, was sie ihm zu lehren eingab.

Um dies recht zu verstehen, müssen wir tiefer gehen, müssen uns das Schaffen eines Dichtergenius vergegenwärtigen und klar zu machen suchen.

Kein Kunstwerk ist so entstanden, dass der Dichter sich vorgenommen hat: Du willst nun ein Drama oder Epos, oder lyrisches Gedicht, oder einen Roman oder eine Satyre schreiben. Mit der dämonischen unerklärlichen Macht einer zwingenden Naturgewalt entstehen in ihm die Ideen zu seinen Werken, bilden sich die Entwürfe in seinem Kopfe, wie die Knospen in der Blume. Unglück mancher Art, die Sorge und Noth des Lebens können die Knospen unterdrücken, oder zur verkümmerten Blüthe treiben, aber nie die Art in eine andere verwandeln. Tritt, begünstigt durch die rechten Umstände, die rechte Begeisterung hinzu, so wird der Entwurf zur That, so reiht sich Idee an Idee und das Kunstwerk tritt als ein Ganzes zu Tage.* Göthe hat den für diesen dämonischen Zwang so bezeichnenden Ausdruck gebraucht: Der Dichter befreit sich durch seine Werke. Die Gedanken, welche ihm zuströmen, als ob sie nicht sein eigen wären, verarbeitet er gemäss den in ihm liegenden künstlerischen Grundanschauungen und Regeln, über die er sich im letzten Grunde keine Rechenschaft abzulegen weiss, die er selbst durch das sorgfältigste Studium der der Kunst nachhinkenden Aesthetik nur oberflächlich zu moduliren vermag. Des Dichters Streben nach Selbsterkenntniss lehrt ihn, oft sich über die in ihm liegenden Gesetze seines Schaffens klar zu machen — man denke an Schiller und Göthe — aber er kann nur erkennen, was von Natur schon da ist, nie diese Gesetze wesentlich verändern, oder sich fremde vorschreiben. So wie er sich dazu zwingt, erlahmt der Flug seines Genius und er kann nichts wahrhaft Schönes schaffen. Ein ächter Dichter ist ein ächter Künstler im wahrsten Sinne des

* Es ist sehr bedenklich, Preisbewerbungen für Kunstwerke auszuschreiben. Sie nähren und begünstigen nur den Dilettantismus auf Unkosten der rechten Künstler oder bringen die Kunst in falsche Bahnen. Richtig ist's nur, die einmal entstandenen Werke zu krönen.

Wortes. Leider ist dieser Begriff so Wenigen recht klar; daher das vielseitige bittere Unrecht, das man unsern grössten Männern anthut. Dilettanten, die bei ihrem Schaffen durch ein auf künstliche Weise durch Studium erlangtes Urtheil verbunden mit verständiger Auswahl geleitet werden, sind durchaus keine Künstler, wenn sie auch diesen Namen annehmen und von der thörichten Menge bewundert und angestaunt werden. Der wahre Künstler empfängt seine Werke frei und ganz unmittelbar aus der Hand der Natur. Es ist, als ob der Natur- und Volksgeist durch sie zu uns spräche. Darum ist es auch gewiss richtig, dass das Auftreten solcher Männer mit Naturgesetzen zusammenhängt, dass in solchen Gesetzen der Grund für das Erscheinen Einzelner, sowie ganzer Kunstrichtungen gesucht werden darf. Hat man doch Beispiele genug, wie furchtbar solche Männer gerungen haben, wenn das Schichsal sie in Verhältnisse geschleudert hatte, die ihrem Schaffenstriebe feindlich waren. Ein Dilettant kann auch in einem andern Berufe, der ihn am Schaffen vollständig hindert, Ruhe finden, ein Künstler nimmer. Gebt dem ächten Maler, dem ächten Musiker, dem ächten Dichter alle Schätze der Welt und ihre Herrlichkeit unter der Bedingung, dass sie nie in ihrem Leben schaffen sollen, was ihren Busen bewegt — sie werden Euch abweisen. Wenn sie der Verlockung erliegen, so werden sie Wohlleben und sinnlichen Genuss mit der Verzweiflung und Ruhelosigkeit eines gramerfüllten Daseins erkaufen. Gebt ihnen selbst Freiheit, alles Schöne zu geniessen, sich mit Allem zu beschäftigen, nur nicht mit ihrer Kunst, — und dies wird die Wirkung nicht verändern, denn dies hiesse sie zu langsamer, qualvoller Selbstvernichtung verdammen. Sie müssten zuletzt an ihren eigenen Gedanken ersticken. Wenn Dilettanten, wie man so oft hört, die Meinung äussern: „Wenn ich nur rechte Ausbildung gehabt hätte, wäre ich auch ein Künstler geworden,“ so liefern sie damit nur den Beweis, dass ihnen das Wesen eines Künstlers nicht klar ist.

Um uns diese Klarheit zu verschaffen, wollen wir die Schaffensweise eines ächten Dichters genau untersuchen. Worin besteht seine Kunst?

Sie besteht darin, durch Kunstwerke der Sprache

das Menschengeschlecht in seinem ganzem Empfinden, Denken und Handeln nach den verschiedenen Richtungen und Beziehungen naturwahr und schön darzustellen, „der Natur einen klaren, eigenthümlich erleuchteten Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, dem Laster sein Bild, dem ganzen Zeitalter seine Gestalt und sein Gepräge wahr und doch eigenthümlich verklärt zu zeigen.“

Die Darstellung der Natur, in welcher der Mensch lebt, ist einem ächten Dichter nie Hauptzweck. Naturschilderungen dienen ihm entweder zur Darstellung der menschlichen Empfindungen, welche durch den Anblick der Natur erregt werden, oder er will durch sie den Leser auf künstliche Weise in die Stimmung versetzen, deren er gerade bedarf, um für seine Bilder aus dem Menschenleben die rechte Aufnahme und Wirkung zu erzielen. Je nach ihrer Begabung scheiden sich die Dichter in zwei grosse Gruppen. Die Schöpfer des Epos, des Dramas, des Romans, die eine derselben bilden, stellen mehr einzelne Menschen in ihrer Ganzheit dar, die sich vorzugsweise in ihren Handlungen ausprägt, die andern, die lyrischen Dichter, mehr die Empfindungen, Gefühle, Neigungen und Leidenschaften der Nation, ja der ganzen Menschheit.

Um Empfinden, Denken und Handeln der Menschen darstellen zu können, muss man die Kraft haben, dies Alles wahr zu erkennen, in seine Seele aufzunehmen und zu verarbeiten. Die Kraft, das innere Wesen der Dinge zu erkennen und in die Seele aufzunehmen, nennt man Anschauungsvermögen. Dies besitzt zwar in gewissem Masse ein Jeder; aber in Bezug auf Empfinden, Denken und Handeln der Menschen besitzt es der Dichter nicht etwa in quantitativ erhöhter, sondern in qualitativ verschiedener Weise.

Dies bedarf einer genauen Untersuchung. Wir müssen uns zu diesem Zwecke zunächst die Thätigkeit unseres Anschauungsvermögens klar machen. Aus der Menge der einzelnen Wahrnehmungen, welche das junge Kind aufnimmt, scheidet es unbewusst durch instinctives, beständiges Vergleichen das Gleichartige bei den äussern Erscheinungen vom Ungleich-

artigen ab und bildet sich durch Verknüpfung desselben Gattungsbegriffe. (Das Begriffswort, welches ihm von den Erziehern mitgetheilt wird, ist ihm nicht eher klar, als bis es diese geistige Operation beendet hat.) Es hat dabei freilich Verschiedenartiges zusammengefasst — beim Begriff Baum z. B. den Stamm, die Krone und die Wurzel — aber erst, nachdem es die Zusammenhörigkeit dieser Theile bei allen einzelnen Bäumen von Theilverbindungen anderer Art abgeschieden hat. Diese Anschauungen sind Anfangs rein äusserlich und dienen ihm nur dazu, sich in der Welt zu orientiren, die einzelnen Dinge von einander zu unterscheiden. Daher die beständigen Fragen kleiner Kinder: Was ist das? Als ich neulich einem kleinen Jungen von zwei Jahren einen ausgestopften Uhu zeigte, griff er darnach und sagte: „Katz!" Woher dies? Er hatte die Anschauung, die seinem Begriffe „Katze" zu Grunde lag, erst ganz äusserlich gebildet, so dass er dies Thier nur nach dem charakteristischen runden Kopfe und noch nicht zugleich nach andern Beziehungen von andern Thieren unterscheiden konnte. Deshalb hielt er den Uhu für eine Katze, denn der runde, mit Ohren und grellen Augen versehene Kopf des Thieres entsprach vollständig der äusserlichen Anschauung, die er sich von Katzen gebildet hatte. In ähnlicher Weise pflegen sie Alles, was fliegt „Vogel" zu nennen. Je älter das Kind wird, desto mehr lernt es die Dinge in ihren Beziehungen zu einander und zu seiner Person unterscheiden: Die Anschauungen erweitern und vertiefen sich. Zu den Anfangs sehr weiten Begriffen treten immer mehr engere, schärfere; wo sie fehlen, lernt es beschreibende Begriffswörter (Eigenschaftswörter), Thätigkeitswörter und Umschreibungen zu Hilfe nehmen. (Der Begriff: Thier verengert sich in Säugethier, Vogelthier etc. Säugethier in Hund, Katze, Kuh etc. Hund in treuer, bissiger, falscher Hund etc.) Die Erscheinungen lernt es nach Ursache und Wirkung erfassen, lernt bewusste Urtheile und Schlüsse zur Berichtigung seiner Anschauungen benutzen. Zu den Begriffen, die es sich durch Anschauen äusserlicher Merkmale gebildet hat (concrete), treten diejenigen, welche nach Anschauungen des innern Wesens hervorgebracht werden. (Man nennt diese allein abstracte Be-

griffe, jedoch mit Unrecht, da die geistige Operation, welche dem Bilden dieser zu Grunde liegt, genau in derselben Weise wie beim Bilden der sogen. concreten Begriffe von Statten geht.) So geht das unterscheidende Anschauen fort, und dringt immer tiefer in das innere Wesen der Dinge ein. Der Grad von Intensität und Umfang, der im Leben erlangt wird, richtet sich nach den Anlagen und den damit verbundenen Berufszwecken* des Individuums, erreicht bei Männern der Wissenschaft oft einen sehr hohen Grad von Feinheit, Schärfe und Umfang. Die so erlangten Anschauungen nennen wir Kenntnisse, Erkenntnisse, Urtheile, Ideen. Derjenige, dessen Anschauungen nur an der Oberfläche, an dem Aeussern der Dinge und Erscheinungen haften, ist ein flacher, oberflächlicher Kopf; wer gut zu scheiden und zu unterscheiden und dadurch seine Anschauungen zu vertiefen versteht, ist gescheidt. Ein genialer Kopf versteht aus den zerstreuten, unklaren Anschauungen der Menge das Richtige vom Falschen klar zu scheiden, wie in einem Brennpunkte zu sammeln und dadurch zugleich neue Wege zur Erreichung höherer Zwecke der Wissenschaft anzubahnen.

Man möge festhalten, dass alle diese Anschauungen, die ich bis jetzt geschildert habe, die Dinge und Erscheinungen nach bestimmten Zwecken von einander unterscheiden.

Gelangt man, frage ich, auf diese Weise zu einer wahren Anschauung der Dinge an sich?

Die Antwort ist ein entschiedenes Nein.

Die höchste Art dieser unterscheidenden Anschauungsweise ist die des wissenschaftlichen Forschers. Während der gewöhnliche Mensch durch sein unterscheidendes Anschauen die Dinge und Erscheinungen nur soweit erforscht, als seine persönlichen Zwecke es erfordern — praktisches

* Wir pflegen gewöhnlich nur bei hervorragenden Menschen von einem „Berufe“ zu sprechen; aber es ist klar, dass ein Jeder seinen eigenthümlichen Beruf in dem grossen organischen Getriebe des Volks- und Naturlebens hat, ein Beruf, der dem bürgerlichen, gewählten, oder aufgezwungenen gar oft bitter widerstreitet.

*Anschauen* — geht das unterscheidende Anschauen der wissenschaftlichen Forscher ohne Rücksicht auf praktische Zwecke fort bis in die äusserste Tiefe: *es ist sich selbst Zweck und Ziel.* (Daher pflegen diese Männer der grossen Menge als Thoren und wunderliche Heilige zu erscheinen.) Die Wissenschaft hat aber nicht, wie die Kunst, das Bestreben, die Dinge und Erscheinungen an sich *zur Darstellung* zu bringen, sondern sie *allmählich ihren Theilen nach zu erforschen und die Gesetze für das Zusammenwirken dieser Theile zu ergründen.* Ihr Bestreben ist: scharfe Begriffe, allgemeine Regeln und Gesetze aufzustellen.

Gelangt der wissenschaftliche Forscher dazu, sich aus diesen zersetzenden Einzelanschauungen *das ganze Ding an sich in seiner wahren Wesenheit* zusammenzusetzen? *Nein, er kann es nicht.* Jeder neue Forscher nimmt zwar die bisher erzielten Resultate zusammenfassend in sich auf; aber es werden ihm dadurch vorzugsweise die Lücken in der erlangten allgemeinen Erkenntniss klar und damit zugleich der Weg, den seine neue Forscherarbeit einzuschlagen hat. Auch liegt es in der Natur der Sache, dass die Wissenschaft beim Anschauen der innern Theile der Dinge nie ganz dazu gelangt, *diese Theile in ihrem richtigen Verhältniss zu einander und in dem Verhältniss ihres Zusammenwirkens bei Individuen anzuschauen.*

Giebt es denn bei uns Sterblichen *keine andere, als die praktische und die wissenschaftliche Unterscheidungsanschauung?*

Ich bitte sehr, die **unbewusste** Anschauung, die durch bewusste Schlüsse und Urtheile nur *unterstützt, aber nicht ersetzt werden kann,* für einen Augenblick zu verlassen und lediglich Acht zu geben, wie wir *in* **bewusster** *Weise ein Ding anschauen, wenn wir es zur* **Darstellung** *bringen* **wollen.** Jeder wird wissen, dass es eine ganz andere Anstrengung erfordert, wenn man ein Ding *darstellen* soll, als wenn man es nur von andern zu *unterscheiden* hat. Die Sprache hat für das Darstellen nach *Unterscheidungsanschauungen* den richtigen Ausdruck: schil-

dern* und nennt streng genommen nur das Vorführen des Dinges an sich ein Darstellen. (Daher hat Iffland für den Begriff: Schauspieler den viel passendern: Menschendarsteller gebraucht — genauer: Darsteller des Menschen nach der Seite seines characteristischen Gebahrens.)

Beabsichtige ich ein Gebäude nach einem bestimmten Zwecke darzustellen — also zu schildern — so habe ich bei meinem Anschauen den bestimmten Massstab anzulegen. Soll ich es etwa einem kauflustigen Freunde schildern, so habe ich zuvor das Aeussere und Innere mit dessen Anforderungen zu vergleichen, um zu sehen, ob das wirkliche Haus mit dem Ideenhaus meines Freundes — mit dessen Ideal von einem Hause — übereinstimmt. Sind diese Untersuchungen beendet, so kann die Schilderung erfolgen. Sie wird entweder eine günstige, oder eine ungünstige sein.

Will ich das Haus an sich zur Darstellung bringen, so habe ich es im Innern und Aeussern nach allen Theilen, nach dem Verhältniss derselben zu einander und zum Ganzen genau zu messen und überall die Zwecke zu erforschen, welche der Baumeister damit verbunden und ausgeführt hat. Habe ich das Alles klar angeschaut, so kann von Lob oder Tadel nicht die Rede sein, so ist die Anschauung und die darnach gemachte Darstellung eine objective.

Wenn man einen Menschen zur Darstellung bringen will, so muss man ihn in der Weise anschauen, wie das Haus. Man muss sein Aeusseres und Inneres nach allen Theilen, Anlagen und Eigenschaften, nach dem Verhältniss derselben zu einander und zum Ganzen genau messen, und überall die Gesetze und Zwecke erforschen, welche der Baumeister, die Natur, damit verbunden hat. Kann Jemand dies genau machen, so wird die Anschauung und Darstellung eine objective sein, die von jedem Lobe oder Tadel frei ist.

Will man einen Menschen schildern, so muss man ihn zuvor mit einem Ideal — das also stets ein praktisches,

---

* Schildern ist abgeleitet von Schild, der Schutzwaffe, welche unsere Vorfahren mit bezeichnenden Malereien zierten, um sich dadurch von andern Kämpfern zu unterscheiden.

ein Zweckbild ist — vergleichen und das abgeschiedene Gleichartige in einen Begriff bringen. Darnach werden die nach solchen Anschauungen geschilderten Menschen als tugendhafte, oder gottlose, oder liebenswürdige, oder passende — nützliche — oder unpassende — schädliche — kleine oder bedeutende erscheinen. Bei Mangel an persönlicher Bekanntschaft hat man sich die Anschauungen aus den vorhandenen Briefen, Ausserungen, oder Erzählungen über den Menschen durch Schlüsse zu verschaffen, die man mit Hilfe der Psychologie und Erfahrung auf sein Inneres zieht, und seine bestimmten Berufsthaten nach dem vom Berufe gegebenen Massstabe zu messen.*

Wer eine Handlung, die er angeschaut, — etwa einen Streit, der zum Morde geführt hat — zur Darstellung bringen will, muss in derselben Weise vorgehen, wie in den bereits genannten Fällen. Er muss die einzelnen Theile der Handlung — das Wortgefecht, welches vorherging, die Nebenhandlungen, welche mitwirkten, so dass allmählich in der Seele des Mörders der Gedanke zum Ziehen des Messers entstehen und die That erfolgen musste, in ihrer Naturnothwendigkeit anzuschauen, muss die handelnden Menschen nicht so, wie er sie sich denkt, sondern so, wie ich es vorhin bezeichnet habe, objectiv anzuschauen vermögen. Dabei wird er zugleich genau das Wesentliche, Charakteristische, vom Unwesentlichen, Zufälligen zu unterscheiden wissen, wird z. B. wissen, dass vielleicht gerade ein einziges Wort, das dem Einen unbedacht entfuhr, die Seele des Andern in die furchtbarste Aufregung versetzte, wird sich der Gründe bewusst sein, die gerade dies zur Nothwendigkeit machten. Kann er dies, so wird seine Anschauung eine objective sein, und die Darstellung die Handlung an sich objectiv uns vorführen.**

Wir haben aus den angeführten Beispielen ersehen, dass

---

* Es ist klar, dass eine solche Schilderung den Menschen an sich nie in Vollendung zur Darstellung bringen kann. Der grösste Werth solcher Arbeiten liegt darum auch stets nur in der wissenschaftlichen Darstellung des Berufsmenschen und seiner Bedeutsamkeit für seine, oder für alle Zeiten.

** Bei der historischen Schilderung werden Handlungen nach äussern Merkmalen begrifflich uns vorgeführt. Bei dieser und jener Gelegen-

eine Darstellung zweckwahr und objectiv wahr gemacht werden kann, und dass zwischen beiden ein scharfer bedeutender Unterschied existirt, also, dass eine zweckwahre Darstellung nie zugleich eine objectiv wahre sein kann.

Es ist ferner daraus klar geworden, dass unbewusste Unterscheidungs-Anschauungen, selbst im höchsten Grade (bei wissenschaftlichen Forschern) nie zu objectiven Anschauungen der Dinge an sich und zu den darauf beruhenden objectiv wahren Darstellungen führen können. Es ist ferner klar, dass wir bei bewusster Anschauung mit Hilfe bewusster wissenschaftlicher und Erfahrungsschlüsse auch nie zu einer objectiven Ansschauung der Dinge an sich gelangen können, weil die Wissenschaft stets Lücken hat und die Erfahrung zu leicht trügt.

Ei wie aber, wenn nun die Natur selbst einige Menschen dazu bestimmt hätte, einzelne ihrer Werke zur objectiven Darstellung zu bringen, wenn sie dies Schaffen objectiver Darstellung zu deren Naturberuf gemacht hätte? Was für besondere Kräfte müssten diese Menschen besitzen? Etwa ein noch höheres unterscheidendes Anschauen, als die Gelehrten? Nein! Etwa die blosse Lust, mit Hilfe bewusster wissenschaftlicher oder Erfahrungsschlüsse nach objectiven Anschauungen zu streben? Nein! Was denn? Nun; ein **instinctives, objectives Anschauungsvermögen** für diese Werke.

Giebt es solche Menschen? Ei freilich, es sind dies alle **ächten Künstler.** Sie unterscheiden sich nur nach der besondern Richtung ihres objectiven Anschauungsvermögens in Dichter, Maler, Tonkünstler, Bildhauer, Mimen. Ausser den Künstlern besitzt kein Mensch auf Erden ein instinctives objectives Anschauungsvermögen der Dinge an sich. Dies ist ihre unbestreitbare Eigenthümlichkeit, welche sie scharf von allen andern Menschen absondert. (Die Frage, ob sie deshalb höher oder tiefer stehen, als Gelehrte, als wissenschaftliche Forcher, ist als eine durchaus müssige zurückzuweisen.)

---

heit (Schilderung der äussern Verhältnisse) enstand zwischen den und den Personen (Schilderung ihrer äusserlichen Verhältnisse) ein Wortstreit, der zum Morde des N. führte. (Begriffliche Schilderung der äussern Handlung zur Unterscheidung von andern.)

Ich behauptete am Anfange dieser Untersuchung, dass das Anschauungsvermögen des Dichters sich von dem anderer Menschen nicht nach der *Quantität*, oder *Intensität*, sondern nach der *Qualität* unterscheide. Das Vorstehende hat die Behauptung gerechtfertigt: der Dichter vermag im Unterschiede von allen andern Sterblichen *die Menschheit nach ihrem Empfinden, Denken und Handeln objectiv als Ding und Erscheinung an sich anzuschauen.*

Die Anschauungen aller Nicht-Dichter sind in Bezug auf andere Menschen und deren Inneres entweder *einseitig*, oder nur *zweckwahr*. Auf der rohesten Stufe vermag der Mensch seines Gleichen nur äusserlich von der Menschenmenge und von den Thieren und Sachen zu unterscheiden. Das Volk vermag nach längerem persönlichen Umgange seine Freunde von seinen Feinden, tüchtige Menschen von untauglichen erkennend zu trennen. Der Schmeichler vermag leicht die eiteln Schwächen der Menschen, der Spötter und Witzbold die verwundbaren Stellen seiner Gegner anzuschauen, Mancher leicht die sogenannten guten Seiten seiner Mitmenschen (ohne die bösen), der Menschenhasser die bösen (ohne die guten). Der Gastwirth erkennt oft leicht den Geschmack des grossen Haufens, der Spekulant, der Humbugmacher, die Denkweise, welche die grossen Schwindeleien ermöglicht, der spekulirende Staatsmann diejenige, welche seine Pläne unterstützt. Der Feldherr, der Gebieter, der grosse Unternehmer verstehen oft vorzüglich, „ihre Leute zu wählen," das heisst, sie *zweckwahr* anzuschauen, leicht diejenigen Seiten in ihnen zu erkennen, durch welche sie zu passenden Werkzeugen für ihre Pläne werden.*

*Wir bilden uns nur zu oft ein*, das wahre Wesen der Menschen zu verstehen, während wir dies in der That *nicht vermögen*. Wenn dies nicht so wäre, würde es wohl soviel Unrecht, soviel Hass, soviel Klatsch, soviel Thorheit in der Welt geben? Würde man wol so oft der widerlichen und betrüben-

* Da mit jeder Zweckanschauung zugleich eine Werthschätzung verbunden ist, so findet man nur zu oft selbst bei gescheidten Köpfen, dass man sich bei ästhetischer Beurtheilung von Kunstwerken, die *ganz interesselos* sein muss, wenn sie die richtige sein soll, durch *Werthschätzung der dargestellten Personen* beeinflussen lässt.

den Erscheinung begegnen, dass der rohe Erfolg sich breit machen darf, dass ganze Völker vom Schwindel ergriffen werden, dass Rang, Stand und Geld eine solche Hauptrolle spielen, dass die Menschheit heute „Hosianna“ und morgen „Kreuzige“ ruft? Man will Alles den Leidenschaften in die Schuhe schieben. Die grösste „Leidenschaft“ in der Welt ist der Mangel an Anschauung des wahren Wesens aller Erscheinungen.

Selbst wenn ein Nicht-Dichter die Menschen absichtlich studirt, gelangt er nie zur Anschauung ihres wahren Wesens in der ganzen innern Harmonie seiner Theile. Wer sie zu seinen praktischen Zwecken beobachtet, gelangt oft zu einer scharfen und ausgebreiteten Kenntniss *einzelner Seiten*, so dass er sie mit Leichtigkeit und Sicherheit *benutzen* kann; die Psychologen und Physiologen haben bereits eine grosse Menge richtiger Beobachtungen zusammengestellt, geistvolle Gelehrte eine Menge richtiger Theilanschauungen gegeben; aber Niemand vermag selbst mit Hilfe der grössten Sorgfalt und tiefgehender Studien daraus ein *organisches Ganzes* zusammenzusetzen. Dem Dichter dienen diese Erkenntnisse als gute *Hilfsmittel*. Er *bedarf* derselben nicht, aber sie können die Ausbildung seines Talents erleichtern und beschleunigen und seine Darstellungen verfeinern. Für *einzelne Seiten* der Menschen hat mancher Gelehrte, mancher praktische Kopf einen viel schärfern Blick, als selbst grosse Dichter; aber nicht für das Verhältniss dieser Seiten zu allen andern, die in harmonischer Gemeinschaft erst den wahren Charakter geben. *Das Vermögen, dieses Verhältniss unbewusst richtig abzuschätzen, ist das bei dem dichterischen Anschauen zu Grunde liegende* **künstlerische Urtheil**, *während dies beim unterscheidenden Anschauen ein* **Zweckurtheil** *ist.* (Daher in Bezug auf Menschen und ihr Handeln die beständigen *Vorurtheile*.) Es ist klar, dass sich die richtigen Anschauungen über diese Verhältnisse nur durch beständiges unbewusstes Vergleichen herausfinden lassen. (Daher das träumerische, nach innen gekehrte Wesen der Dichter, das schon in ihrer Kindheit sich deutlich zeigt.) Darin liegt zugleich begründet, dass ihre Jugendproductionen oft mangelhaft sind und nur den spätern

grossen Mann errathen lassen. Soll ein vollendetes Kunstwerk erscheinen, müssen diese Messungen erst berichtigt und in der Seele fixirt sein. Jugendhitze, Einfluss der Erziehung, Kämpfe aller Art müssen dabei störend mitwirken. Bei gar vielen wird ja das rechte Erkennen durch solche Hindernisse überhaupt getrübt; aber nichtsdestoweniger muss die Fähigkeit dazu bei ihnen vorhanden gewesen sein.

Selbstverständlich fasst des Dichters objectives Anschauungsvermögen die Kraft des bloss unterscheidenden Anschauens in sich. Da die Dichter im Allgemeinen hochbegabte Menschen sind, so pflegt diese Kraft ihnen in recht bedeutendem Grade eigen zu sein. Es verträgt sich auch sehr gut, dass ein Dichter zugleich ein Gelehrter sein kann; nur ist die Art seiner Thätigkeit beim Dichter wesentlich eine andere als beim Schaffen wissenschaftlicher Werke.

Die Richtung des Schaffens eines Dichters hängt zusammen mit der Eigenthümlichkeit seiner persönlichen objectiven Anschauung. Während der Eine einen vorherrschenden Blick für das Erhabene besitzt, ist einem Andern der Blick für das Komische, dem Dritten für das Humoristische, oder für das Naive u. s. w. gegeben. Man möge bei diesen Worten keiner Täuschung Raum geben! Was nämlich nach dem Zeit- und Menschenurtheil als erhaben, oder komisch, oder humoristisch, oder naiv gilt, legt der Dichter nicht in die Erscheinungen hinein, **sondern findet es an ihnen auf.** Der vorherrschende Blick giebt auch die vorherrschende Darstellungslust. Schiller verstand trefflich, das Gemeine und Kleinliche darzustellen — die Mörder im Wallenstein, den Hofmarschall Kalb etc. — aber er that es nur da, wo er Grosses und Erhabenes dadurch um so schärfer hervorheben konnte, jenes diente diesem zur Folie.

Man spricht so oft davon, dass der Dichter uns Ideale vorführe und verbindet damit ganz falsche Vorstellungen. Ein Ideal, das man an die Gegenstände **heranbringt,** um sie darnach abzuschätzen, ist ein Zweckbild, oder Traumbild; das Ideal, welches man in den Dingen **auffindet,** ist ihr wahres Wesen, ihr wahrer Charakter. Die Darstellung ist nur schön, insofern sie wahr ist und dabei

[redacted]



zugleich das Charakteristische, von dem Nebensächlichen, Zufälligen befreit, uns vorführt. Die Kunst wird aber zu einer phantastischen Spielerei, sobald sie naturwidrig wesentliche charakteristische Züge der Erscheinungen verändert. Deshalb ist jeder ächte Dichter ein idealisirender — wenn man diesen Ausdruck, der eigentlich ein Pleonasmus ist, nun einmal gebrauchen will — und es ist Unrecht, dieses Prädikat einem Einzelnen besonders beizulegen. Durch leeres Phrasendrehen gedankenloser Beurtheiler sind dergleichen Ausdrücke: subjective und objective, reale und ideale Dichter in die Welt gebracht und von unklaren Schwätzern nur zu begierig aufgenommen worden. Ist Schiller in seinen Dichtungen naturwahr? Ja! Folglich ist er ein Dichter. Ist Göthe naturwahr? Ja! Folglich ist er auch ein Dichter, aber weder realer als Schiller, noch idealer, als der so ungerecht getadelte Bürger. Was soll das heissen: Jemand dichtet idealer, als ein Anderer? Kann man Erscheinungen wahrer, als wahr darstellen? Es giebt eine thörichte Bewundrung der Dichter, welche vergisst, dass kein Meister vom Himmel fällt, dass Jeder einer Entwicklung bedarf und dass seine Vollendung sich oft nur in wenigen Werken zeigt. Auch vergisst man nur zu leicht, dass der Begriff „Dichter“ nur im Kreise aller Dichter, sowie der Begriff Mensch im Kreise der Menschheit sich vollendet. Leider sind die Menschen zum grössten Theile so kurzsichtig, dass sie nicht das Wahre vom Falschen zu unterscheiden wissen. Gemeinhin nennen sie in der Dichtkunst das Gedicht eine ideale Schöpfung, welches sie eigentlich als „unvollkommene“ bezeichnen sollten. Wer die Welt und ihre Erscheinungen nicht darstellt, wie sie sind, sondern wie er sie gerne haben möchte, der wird, möge sein Ideal — in diesem Falle soviel als Traumbild — noch so grossartig sein, nie vollendete Kunstwerke schaffen, denn sein Dichten ist in diesem Falle nicht objectiv, sondern entspringt aus einer subjectiven, d. h. praktisch interessirten Anschauungsweise. Das Grosse, Erhabene, das Moralische, das Gute, das Edle, das Naive, das Humoristische ist da in der Welt, es braucht nicht erdichtet zu werden. Die Kunst des Dichters besteht nur darin, den Schleier recht zu lüften, der es profanen

Augen verhüllt. Wir vermögen nicht, es zu sehen, zu umfassen, wenngleich es in nächster Nähe von uns weilt. Wem wäre dies nicht aufgefallen, wenn er Fr. Reuter's „Stromtid“ gelesen? Aber auch das existirt, was die Menschheit nach ihrer Laune als unsittlich, wild, sinnlich, verbrecherisch, unheimlich, frech u. s. w. bezeichnet, und hat zu seiner Existenz dasselbe Recht. Wer dies als Dichter mit Naturwahrheit darstellt, ist in seinem Schaffen ebenso ideal, wie unser Schiller, oder Klopstock. Darum hatte Byron wol Recht, zu sagen: „I hate all poetry that is mere fiction.“ „All is true,“ schrieb der grosse Shakspeare über den Eingang zu dem Hause, in welchem seine Werke aufgeführt wurden. Jedes Gedicht, das diesen Sinnspruch führen darf, ist ein vollendetes Kunstwerk — soweit man bei menschlichen Werken von Vollendung sprechen darf. Schiller hatte den schärfsten Kunstblick für das Grosse, Gewaltige, Erhabene bekommen und mochte darum dies am liebsten darstellen. Weil nun ein gewaltiger Geist überhaupt dazu gehört, dies anzuschauen, mag man ihn einen grossen, einen gewaltigen Dichter, aber nicht einen idealen nennen.

Aus dem Gesagten wird klar geworden sein, dass der Dichter durch künstlerisches objectives Anschauen aller Erscheinungen des Lebens vom Dilettanten sich unterscheidet. Dies allein sollte man sein Talent nennen. Dasselbe kann durch sorgfältige allgemeine Ausbildung des Geistes, sowie durch besondere Studien geschärft, aber der Mangel daran weder durch Fleiss, noch durch Einübung nach fremden durch blosse Vernunft erkannten Kunstregeln ersetzt werden. Dies Talent trägt dem Dichter von Jugend auf unbewusst das Material zu seinen Werken zusammen und stellt es seinem Genius zu freier Verfügung. Dieser Genius, d. h. die Kraft, die empfangenen Anschauungen zu Kunstwerken zu verarbeiten, steht mit jenem Talente in causalem Zusammenhange. Lessing lässt den Maler in Emilia Galotti sagen: „Raphael wäre das grösste Malergenie gewesen, auch wenn er zufällig ohne Hände geboren wäre.“ Dies ist in der That ein richtiger und kein paradoxer Ausspruch. Wer meine bisherige Darlegung klar aufgefasst hat, wird Lessing verstehen.

Dies Talent wird ermöglicht durch die eigenthümliche Be-

gabung des Künstlers. Seine Geisteskräfte sind im Allgemeinen so bedeutend, dass sie ihn befähigen, alle Kenntnisse, die ihm zu seiner Ausbildung als Künstler förderlich sein können, mit Leichtigkeit sich anzueignen. Bei der Auswahl des Bildungsstoffes leitet ihn, wie jeden hervorragenden Menschen, das Berufsgefühl, das ihn für manche Studien mit hohem, oft sogar leidenschaftlichem Interesse erfüllt. Für Sprachen — ausgenommen die Grammatik derselben — für Geschichte, Literatur und Kunst, und in gewisser Hinsicht für Naturwissenschaften pflegen sich Alle zu interessiren. Wenn sie Gelegenheit zu sorgfältiger Ausbildung gehabt haben, stehen sie stets auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit.

Man pflegt die Geisteskräfte, welche das Anschauen vermitteln, mit dem Collectivbegriff: Verstand zu bezeichnen, und darf darum wohl von „Verstanden“ sprechen. Wenn wir den verschiedenen Verstand der Menschen nach den Arten der Anschauung eintheilen, so dürfen wir bei Dichtern von einem besondern Kunstverstand sprechen, durch den sie, wie Andere durch einen praktischen, oder historischen, oder politischen Verstand ausgezeichnet werden. Dieser Kunstverstand leitet ihm Auge und Ohr und führt ihn gar oft durch Kleinigkeiten, auf die kein Anderer achtet, zu den tiefsten Erkenntnissen. Aus dem Spiel der Mienen, der Geberden, aus entschlüpften Worten, wie aus absichtlichen Aeusserungen lässt dieser wunderbare Verstand ihn blitzschnell und unbewusst die sichersten Schlüsse ziehen und giebt ihm richtige Bilder, wo Andere nur undeutliche, oder gar keine bleibenden Eindrücke mitnehmen. Alle diese Bilder werden mit Hilfe einer starken Phantasie oder Gedächtnisskraft treu festgehalten und befähigen ihn bei seinem spätern Schaffen, seine Gestalten mit solcher Sicherheit in den verschiedensten Lagen darzustellen. Man nennt die Phantasie fälschlich Einbildungskraft, weil man ihr die Gabe des Fabulirens, des Erfindens von Handlungen zuschreibt. Die Kraft, welche die erhaltenen Anschauungen aufbewahrt, ist nur eine Seite der allgemeinen Gedächtnisskraft, ein Wort, das, wie leicht denkbar, nur durch einen Begriff die allgemeine Kräftigkeit der Urvermögen, Eindrücke und Seelengebilde festzuhalten, ausdrücken soll. Diese Phantasie besitzt der Dichter

nur in stärkerem Masse, als viele andere Menschen, aber durchaus nicht in absonderlicher Weise. Die Arbeit des Fabulirens, welche man gewöhnlich der Phantasie zuschreibt, ist nichts weiter, als ein Spiel des combinirenden Verstandes. Verschiedene Ereignisse, die nur oberflächlich nach ihren Wirkungen (nicht nach Beweggründen) angeschaut, oder durch Lectüre und „Hörensagen“ ins Gedächtniss aufgenommen sind, werden unter Anwendung von Witz und Scharfsinn äusserlich zusammengestellt, verglichen, auf mannigfache Weise durchflochten und mit Zusätzen versehen, wie in dem bekannten anmuthigen Gesellschaftsspiele, welches dem Verurtheilten die Aufgabe stellt, verschiedene, von den Mitspielenden regellos genannte Begriffe in einer fortlaufenden Erzählung anzubringen. Was Lessing unter Einbildungskraft versteht, ist nicht die Kraft, Bilderchen und Fabeln zu erdenken, sondern der dichterische Genius, sein Ich, sein eigenthümlicher Geist, der die empfangenen und gemachten Anschauungen zu Kunstwerken verarbeitet. Dies Verarbeiten findet ununterbrochen statt. Von frühster Jugend an werden die Anschauungen zu Skizzen verwandt: der Künstler dichtet von der Wiege bis zum Sarge. Daher das träumerische Wesen, das der Mann schon als Knabe zeigt. Lasst ihn träumen; er ist dabei nicht unthätig. Vielleicht hegt und pflegt seine Seele jetzt schon einen Keim, der sich später immer herrlicher entwickeln und Euch als vollendetes Werk von dem Manne geschenkt werden wird. In Folge dieser rastlosen Thätigkeit der schöpferischen Kraft pflegt bei dem ächten Dichter auch jenes oben geschilderte Witzspiel (fälschlich Phantasiethätigkeit genannt) leicht und anmuthig von Statten zu gehen; doch liegt hierin nicht sein Kriterium; denn er wird in dieser Hinsicht nicht selten von Dilettanten übertroffen.

Eigenthümlich ist des Dichters Gemüth, ein Begriff, unter dem man gewöhnlich die Quelle unsrer Lust- oder Unluststimmungen versteht. Des Dichters Gemüth ist sehr fein organisirt, d. h. sein ganzes Nervensystem ist so fein angelegt, dass er auf alle Eindrücke wie eine empfindliche Silberplatte fein und kräftig reagirt.

Es ist klar, dass er, der das Leben umfassen und dar-

stellen will, demselben nicht mit den kalten Gefühlen des wissenschaftlichen Forschers, sondern mit dem lebendigsten und wärmsten Gefühle des Menschenherzens, mit Liebe entgegenkommen wird. Die Liebe zu den Menschen, zur Natur, zu „Allem, was sich sonnt im Licht,“ gehört in der That so recht zu eines Dichters ureigenstem Wesen. Auch der Forscher besitzt eine Art dieser reinen, uneigennützigen, hingebenden Liebe; aber sie ist nicht so menschlich schön wie bei ihm, der die ganze weite Welt mit ihren Harmonien und Disharmonien, mit ihren Freuden und Schmerzen in sein mitfühlendes Herz aufnehmen muss und will. Ein Dichter ohne diese Liebe ist ein Unding, ist nicht denkbar. Das tiefsinnige Wort: Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an? schildert sie ergreifend mit wenigen Worten. Nur ein Dichter konnte dies sprechen. Sie ist ein Strahl jener himmlischen Liebe, welche die Menschen ihrem Gott beilegen, jener Liebe, nach der sich Alle sehnen und die sie doch nimmer begreifen. Sie kann nie in Hass verkehrt werden. „Yet though I cannot be beloved, still let me love!“* Sie ist reine Schönheit, nur durch sie wird die Kunst zur Darstellerin vom Ideal des Lebens. Sie ist des Dichters schönstes Geschenk, das die Natur ihm gegeben; aus ihr entspringt seine Begeisterung, sein Freiheitsmuth, sein Streben nach Licht und Wahrheit. Darum ist sein Gemüth so ruhig, seine Seele so voller Harmonie und stillem Glück, sobald er diesem Liebeszuge ungestört folgen, unbehelligt als stiller Beobachter mit dem Leben verkehren, oder in der Einsamkeit seiner Begeisterung Ausdruck und Gestalt geben kann.

„Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt,
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“

Aber leider hat er so selten dies ungestörte Glück. Als Künstler steht er in der That auf einer höhern, mindestens auf einer andern Warte, als auf der Zinne der Partei. Aber die Welt sorgt schon dafür, dass er beständig an seine mensch-

* Byron in seinem letzten Gedicht, geschrieben kurz vor seinem Tode.

liche Stellung in ihr erinnert wird, und nur sehr selten ist es einem Glücklichen vergönnt, sich ihren Forderungen zu entziehen. Dies bringt ihn nur zu oft in einen furchtbaren Zwiespalt mit sich selbst und der Gesellschaft, in welcher er lebt. Er muss sich in einen Zwang fügen, den seine Künstlerseele als unnatürlich und ungerechtfertigt empfindet; wird aus seiner innern Kunstwelt vertrieben und zum subjectiven Anschauen der nackten Wirklichkeit gezwungen. Kein Wunder, dass dies in sein Gemüth einen schreienden Missklang bringt. Man denke, wie derselbe sich steigern muss, wenn äussere Noth und Sorge sich dazugesellen, wenn er täglich im Kampfe liegen muss mit den engherzigen, kurzsichtigen, eigennützigen Anschauungen gewöhnlicher Menschen, die eine objective Anschauung und ein Dichtergemüth mit seiner vollen Liebe nie begreifen und darum thöricht oder roh Jeden zurückstossen, der nicht genau ihre Liebe und ihren Hass theilt, oder an Andern nur das loben, was ihnen an der eigenen werthen Person als Vorzug gefällt und das Aufjauchzen seines liebenden Gemüths in der Weise wie das der ebenfalls für sie unbegreiflichen Kinderherzen mit thörichter Bekrittelung oder roher Gewalt zu dämpfen suchen. Wir haben eine bis in die kleinsten Züge naturwahre Darstellung eines solchen Dichtergemüthes in Goethe's Torquato Tasso. Der grosse Meister zeigt uns in diesem wundervollen Kunstwerke, was ein solcher Genius selbst in jenen Kreisen, wo er als Künstler wohl verstanden wird, als Mensch zu leiden hat. Welche Qualen muss ein Freiligrath erduldet haben im fremden Lande unter jenen mangelhaft gebildeten Krämerseelen, deren Stand mehr als jeder andere die Ausbildung eines widerlichen, rücksichtslosen Eigennutzes befördert! Welch hohe sittliche Kraft muss in dem Manne leben, dass er soviel Leiden so lange um seiner Ueberzeugung willen erduldet hat. Wahrlich, er steht als Mensch und als Dichter gleich gross da und ist unsrer ganzen Verehrung würdig.

Man kann sich leicht vorstellen, wieviel schöne Blüthen durch solche Leiden und Kämpfe geknickt, wieviel verkümmert werden. Wohl wäre jedem Dichter mindestens so viel äusseres Lebensglück zu wünschen, als Goethe es von der Wiege bis zum Sarge genossen hat, dass er ungestört seinem Zuge nach

liebender Beobachtung und begeisterter Darstellung seiner innern Kunstwelt folgen könnte.

„Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen:
Er scheint sich uns zu nah'n und bleibt uns fern,
Er scheint uns anzusehn, und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen.“

Man erzählt von einem Dichter, er habe seine Wohnung in einer reizenden Vorstadt von Dresden keinem Menschen verrathen und sei stets auf Schleichwegen heim zu seiner Familie gegangen. Als man sein Asyl doch auskundschaftete, war er eines Tages verschwunden, hatte heimlich ein anderes bezogen. Wer ein Dichtergemüth recht versteht, wird dies nicht launenhaft, oder wunderlich, sondern ganz natürlich und gerechtfertigt finden.

Um die Schaffensweise eines ächten Dichters ganz zu begreifen, müssen wir noch die *Form seiner Darstellung* ins Auge fassen.

Der Darstellung unserer Gedanken liegt, wie bekannt, die *Begriffsbildung* zu Grunde. Die meisten Begriffe sind, wie leicht erklärlich, nach subjectiven, d. h. praktisch interessirten Anschauungen gebildet worden. Zwar glaube ich, dass der Volksgenius beim Schaffen der *Wurzelwörter* in künstlerischer Weise thätig gewesen ist: *) aber die *Stamm- und Spross-*

---

* Vielleicht in ähnlicher Weise wie beim Schaffen von Volksliedern. also geleitet durch rein *objective* Anschauung. Das *urerste* Wort als Ausdruck der Anschauung kann nach meiner Ansicht *nur ein Dichter* geschaffen haben.

formen hat sicherlich zum grossen Theil das praktische Bedürfniss allmählich geschaffen. Der Dichter empfängt die Sprache seiner Zeit durch die Erziehung. Es ist klar, dass zum Darstellen seiner *künstlerischen* Anschauungen die meisten Begriffe zu eng, zu arm sind. Darum beginnt er, sie zu modeln, *wol auch ganz neue zu bilden*, mindestens neue Zusammensetzungen zu formen: er „*ringt mit dem Ausdrucke.*“ Je gewaltiger sein Geist, je erhabener der Flug seines Genius, desto gewaltiger ist dies Ringen; eine Erscheinung, wie wir sie an jedem Dichter, besonders interessant an Schiller, Klopstock und Milton beobachten können. Mit der Vollendung des Künstlers wächst allmählich die Intensität und Formvollendung des *Ausdrucks.* Erst auf der Höhe seines Schaffens dürfen wir von seinem *poetischen* und *künstlerischen Styl* sprechen. Man redet bei Dichtern schlechtweg von einem poetischen und prosaischen Styl; man sollte statt des Letztern wenigstens *Prosastyl*, oder besser *künstlerischer Prosastyl* setzen: denn auch in seiner Prosa macht jeder echte Dichter aus den Sätzen kleine Kunstwerke, die sich von den Sätzen gelehrter Schriftsteller — aller Nichtdichter — nach der Weise der früher geschilderten Grundanschauungen unterscheiden.

Um die Armuth der Begriffe zu ersetzen, wählt der Dichter *Bilder* — nicht *willkührlich*, sondern unbewusst: er *denkt in Bildern.* Mit der Vollendung seines Genius wächst auch die seiner bildlichen Ausdrucksweise. Die Bilder werden *immer kürzer* und *immer treffender*; der Styl wird *plastisch. Klarheit* und *Plastik* sind darum untrennbar vom *schönen*, d. h. künstlerischen Styl (sowohl in Kunstwerken mit gebundener, als auch mit freier Rede); die Vorzüge jedes andern, d. h. wissenschaftlichen Prosastyls sind *Klarheit* und *Schärfe.* Es giebt einen gewissen *poetisirenden* Styl, den Dilettanten und kunstpfuschende Gelehrte anwenden. Er besteht darin, dass diese Schriftsteller bildliche Wendungen und Begriffe anbringen, die sie nicht, wie die Dichter, selbst durch künstlerische Anschauung gebildet, sondern aus *der Lectüre* der verschiedenartigsten Dichterwerke im *Gedächtnisse* behalten haben. Er macht einen ähnlichen widerlichen Eindruck, wie der Kanzelstyl der Priester, welche die oft so hochpoetischen

Ausdrücke der alten hebräischen Poesie zu gedankenlosem Phrasendrehen verwenden. *

Dasselbe Bemühen der Dichter, ihren künstlerischen Anschauungen den vollsten Ausdruck zu geben, hat auch die metrischen Formen, den Reim sowie die grossen Formen geschaffen, nach welchen die Aesthetik die Kunstwerke in Dramen, Epen, Romane, Novellen, Lieder, Idyllen, Romanzen, Balladen u. s. w. eintheilt. Mit Recht sagt Deinhardstein: „In Versen denken ist eben Dichten.“ Die neuere Zeit hat uns wahre Sprachvirtuosen gebracht — man denke an Rückert — doch pflegen die grössten Künstler nicht gern zu „leimen,“ sondern wie Goethe, lieber „aus ganzem Holze zu schnitzen.“

Betrachten wir noch des Dichters Handeln, da auch dies nicht nur mit seiner allgemein menschlichen, sondern zugleich mit seiner eigenthümlichen Künstlernatur in causalem Zusammenhange steht.

Unser Handeln hängt zusammen mit unserm Willen, dieser mit unsrer innern Verantwortlichkeit, oder was dasselbe ist: mit unsrer Disposition zu Gerechtigkeit und Liebe, die, wie wir früher gesehen haben, bei den Individuen verschieden ist. Wenn das Erkennen des wirklichen Wesens der Tugend zugleich das tugendhafte Handeln zur Folge haben müsste, so müssten alle ächten Dichter zugleich wahrhaft tugendhafte Menschen sein, da ihnen die Gabe zu diesem Erkennen gegeben ist. Aber dies ist nicht der Fall in der Welt; ein solcher Zusammenhang existirt nicht. Die grosse Menge, welche kein objectives Anschauen versteht, fordert freilich, dass derjenige, welcher die Tugend so erhaben dazustellen vermag, sie auch selbst ausüben müsse, und gründet darauf einen bedenklichen Theil ihrer Verehrung für die grossen Dichter. Aber es ist klar, wie thöricht diese Forderung ist. Lessing hat oft und scharf genug auf diesen Fehler hingewiesen. Wenn man ihn nur zu hören verstände! Es lässt sich daher nicht ergründen, welche Forderungen das individuelle persönliche Sittengesetz

* Namentlich macht der poetisirende Styl sich jetzt in naturhistorischen Darstellungen und Schilderungen so widerlich breit, so dass Werke ganz tüchtiger Forscher geradezu ungeniessbar sind.

an den Dichter als Menschen stellen muss; wol aber können mit Bestimmtheit einige Behauptungen aufgestellt werden, sobald man seinen Künstlerberuf erwägt. Alle Dichter müssen eine grosse sittliche Arbeitsforderung in sich besitzen; denn ohne diese können sie den Zweck ihres Daseins, ihren eigentlichen Beruf nicht erfüllen. Es muss ihnen ferner die grosse sittliche treibende Forderung zur Vollendung in ihrer Kunst innewohnen. Ohne diese Forderungen ist ein Dichter nicht denkbar. Wir finden daher stets, dass solche Genies, die diesen sittlichen Gesetzen nicht genügen, innerlich zerrissen und zerfahren werden und wie Lenz in Wahnsinn enden. Ein solcher Beruf lässt nicht mit sich spielen. Wer ihn nicht erfüllt, wird von ihm vernichtet. Sogenannte „verdorbene Genies“ gehören zu einer andern Klasse. Es sind Menschen, die bei oft guter Begabung keinen eigentlichen Beruf und namentlich keine sittliche treibende Arbeitsforderung in sich tragen. Sie werden nie vernichtet, sondern nur zu unbrauchbaren Lumpen.

Wir wissen ferner, dass „tiefe Liebe zu Allem, was sich sonnt im Licht,“ also vor Allem zur Menschheit ein Grundtrieb in des Dichters Seele ist. Daher ist es nur denkbar, dass ächte Humanität ihre Forderungen an ihn allenthalben wird geltend machen. Diese Liebe zum Leben lässt ihn zugleich persönlich als Mensch Freude finden an jedem sinnlichen Lebensgenuss; aber da seine Nerven fein und sein Schönheitsinn gross ist, kann der Genuss im Grunde nie roh werden. Kein Dichter ist ein Wüstling, kann es nicht sein, selbst wenn sinnliche, namentlich geschlechtliche Ausschweifungen und die Freuden des Bechers seine physische Gesundheit untergraben. Ebensowenig kann je einer ein Bösewicht sein.

Es ist klar, dass er, der das Leben nur dann recht anschauen kann, wenn er sich mit vollständiger Freiheit in ihm bewegt, diese Freiheit der äusseren Bewegung als die unerlässliche Forderung seiner innersten Natur empfinden muss. (Man möge dies Wort nur recht verstehen und nicht mit Frechheit verwechseln.) Daraus entsteht — namentlich in der Sturm- und Drangperiode — der beständige Conflict mit den erstarrten Formen der Welt, mit der Sitte,

der Convenienz, dem Herkommen, den Standesvorurtheilen und allen andern, durch welche die grosse Masse sich erhält und vor gegenseitiger Zerfleischung schützt.

Ob jeder ächte Dichter eine bestimmte Stellung zu den Parteikämpfen seiner Zeit einnehmen müsse, lässt sich aus der Erkenntniss seines Künstlerberufs nicht beantworten. Sicher ist nur zu behaupten, dass er nie roher Gewalt und Unterdrückung das Wort reden kann, und zu den Vertheidigern der Menschenrechte gehören muss, weil Menschenliebe zu seinem Wesen gehört. Wir wissen auch aus Erfahrung, wie alle Dichter die französische Revolution mit Begeisterung begrüssten, als sie jene herrlichen Ideen verkündigte. Wenn er seine Muse zu Parteizwecken verwendet, wird er nie ein Kunstwerk schaffen. Diejenigen poetisirenden Schriftsteller, welche ihre ganze sogenannte Muse einer Partei widmen, die „Tendenzdichter," sind keine Künstler. Ihre Werke, mögen sie noch so Tüchtiges wirken, gehören nicht zur ächten Poesie.

Aus den bisherigen Betrachtungen geht hervor, dass alle dargestellten Kunstwerke mit unbewusster — man kann sagen instinctiver — künstlerischer Anschauung des Lebens in nothwendigem Zusammenhange stehen müssen. Dies wird so selten richtig begriffen. Wie wäre es sonst möglich, dass jedem wirklichen Künstler, der in seinen Dichtungen nicht anders, als originell sein kann, zu allen Zeiten ein solches Heer von Nachahmern folgen könnte?* Die Nachfolger unseres Auerbach — abgesehen davon, dass sie sich in Bezug auf ihren Beruf arg täuschen — begreifen nicht, dass selbst ein ächter Dichter das ländliche Volksleben nicht in seiner ganzen Tiefe und wahren Gestalt wird darstellen können, wenn er es nur oberflächlich bei sonntäglichen Ausflügen oder Ferienreisen beobachtet hat. Im Schwarzwälder Dorfe ist unser Berthold heimisch, dort hat er als Kind gelebt, gelacht, gespielt, ist mit den jungen Burschen singend die Dorfgasse entlang gezogen.

---

* Es ist eine Möglichkeit, dass zwei, oder mehr Dichter genau in einer und derselben Richtung originell sein können, aber solche Fälle sind selten und man wird dabei das Aechte leicht in allen erkennen können.

(Wie ist es so rührend schön, wenn er sagt: „Einst war eine helle Stimme darunter, die jetzt nicht mehr so hell klingt.“) Dort hat er das ganze Leben schon als Kind und Jüngling in sein hochschlagendes wackeres Menschen- und Dichterherz aufnehmen können. Darum ist seine Poesie neben der vollendeten Naturwahrheit noch umgeben mit jenem eigenthümlichen Hauche der Jugendfrische und naiven Schönheit.

*Muss denn der Dichter, um recht naturwahr zu sein, Gestalten der Wirklichkeit, Personen, die ihm bekannt sind, copiren?*

Die Frage ist nicht müssig. Man meint überall, dass er es thun müsse, mindestens, dass er es thue. Forscht man doch überall mit elender Neugier nach den Personen, die einem Dichter zu seinen Darstellungen „gesessen“ haben, also nach den lebenden Originalen zu seinen Copien. Dies beruht auf irrigen Anschauungen.

Des Künstlers Geist *verarbeitet* ja sofort alle Eindrücke nach allen Richtungen hin in der Weise, dass sich ihm daraus dies richtige Verhältniss der Erscheinungen zu einander in seiner ganzen natürlichen Gesetzmässigkeit offenbart. Auf diese Weise schreitet er bis zur Höhe seines Schaffens fort und vollendet die Bahn von der noch ganz unvollkommnen Anschauung in seiner Kindheit bis zur naturwahren Kunstanschauung seines Mannesalters. Er betrachtet eine Erscheinung nie allein, oder einseitig. Darum wird sein Blick von der Wirklichkeit sofort abgelenkt auf das Erkennen der innern Gesetzmässigkeit. Wilhelm von Humboldt sagt in „Hermann und Dorothea“ sehr richtig: „Wie ist es dem Dichter z. B. möglich, das Alter des Jünglings lebendig zu schildern, ohne dass der Phantasie *zugleich* das Kind, aus dem er hervorgeht, der Mann, dem seine Kraft entgegenreift, und der Greis, in dem die letzten Funken seines auflodernden Feuers verglimmen, *gegenwärtig* wären? Wie den Helden zu malen, der auf dem Schlachtfelde das Verderben planmässig anordnet, ohne den ruhigen Denker, der nur Wahrheiten nachschöpft, oder den ruhigen Pflüger, der nur für das Bedürfniss des Tages besorgt ist, bloss der zukünftigen Ernte gedenkt, *zugleich vor die Seele zu rufen?*“ Was in diesen Worten von der Thätigkeit des Dichters beim *Dar-*

stellen gesagt ist, gilt auch für sein Anschauen. „Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth.“ Durch beständiges rastloses nach allen Richtungen gehendes Vergleichen findet sein Geist das allgemein Typische, Charakteristische in allen Erscheinungen heraus und trennt es von dem nebensächlichen und Zufälligen. Dass die Natur überall typisch schafft, dass auch in dem oft scheinbar Zufälligen eine innere Gesetzmässigkeit existirt, fühlen wir alle mit minderer oder grösserer Deutlichkeit; aber wir Nichtdichter vermögen nicht, unbewusst ohne künstliche bewusste Beihilfe des klügelnden Verstandes, „die ruhenden Pole in der Erscheinungen Flucht“ allseitig zu entdecken. So empfängt er mit dem Erkennen der Typen zugleich die Erkenntniss der Gesetze für ihr Handeln und Wirken und vermag daher so leicht, das Angeschaute zur Composition von Handlungen zu verwenden, die, wenngleich sie nie geschehen sind, doch so geschehen sein könnten; vermag uns eine ideale Welt mit dem täuschenden Schein ächter Wirklichkeit vorzuzaubern. Er kann also keine wirkliche Person bei seinem Schaffen durch Copiren verwenden. Er muss sie zunächst in den Kreis seiner Anschauungen aufnehmen, und innerlich verarbeiten. Sie wird dann an den Gestalten seiner Muse ihren Antheil haben. Wie gross derselbe ist, richtet sich lediglich nach dem Interesse, das sie ihm einflösst, kann durch ihn selbst nicht willkürlich bestimmt werden. Wollte er Jemand ziemlich genau copiren, so müsste er zuvor wie ein Biograph künstlich den persönlichen Charakter dieses Menschen erforschen und künstliche Gestalten zurechtschneiden, die ungefähr mit ihm in Gemeinschaft eine Handlung, die jene Charaktereigenthümlichkeiten darstellt, erzeugen könnten. Dann entstände eine Künstelei, aber kein naturwahres Kunstwerk. Daher antwortete Goethe, als Herder's Frau ihn fragte, ob sie die Leonore im „Pater Brei“ so ganz bedeute: „Bei Leibe nicht; der Dichter nimmt nur so viel von einem Individuum, als nöthig ist, seinem Gegenstande Lebendigkeit zu geben; das Uebrige holt er aus sich selbst und dem Eindruck der lebenden Welt.

Aber der bei weitem grösste und folgenschwerste Irrthum knüpft sich an die allgemein verbreiteten Ansichten über lyrische Poesie und lyrische Dichter. Man findet ihn in allen

Lehrbüchern der Verskunst, in allen Anthologien, in allen Biographien, wohin man nur das Auge wendet. Man hört ihn in allen Schulen, von allen Kathedern mit bald grösserer, bald geringerer Unklarheit vortragen und einpauken. Die Primaner bringen ihn zur Universität und die Aesthetiker sorgen durch hohle Phrasen dafür, dass auch der letzte Rest eines sich etwa regenden Zweifels vertilgt wird. Der Kern des Irrthums liegt in folgenden Worten: „Die lyrische Poesie", sagt man, „ist diejenige, welche als unmittelbare, subjective den Gemüthszustand des dichterich erregten Subjects, die Empfindung desselben unmittelbar ausdrückt." Daraus folgert man denn, „dass der Lyriker Liebe und Hass, Freude und Schmerz dann am wahrhaftesten und ergreifendsten darstellen könne, wenn er sie selbst empfunden, durch Erfahrung an sich selbst Alles bis in die äussersten Tiefen erschöpft habe. Wer nicht selbst geliebt hat, könne keine ächten erotischen Lieder, wer nicht religiös sei, keine religiösen Hymnen dichten."

Ist Alles grundfalsch, ist Alles baarer Unsinn. Dies thun die Dilettanten. Sie schildern uns ihren Jammer, ihre Noth, ihre Freude, der lyrische Dichter die nach rechter Anschauung in sich verarbeiteten Empfindungen seines Volkes, seiner Zeit, ja ein Lyriker wie Goethe und Byron die der ganzen Menschheit in seinem Jahrhundert. Darum sind auch die Lyriker objective Dichter — was eigentlich ein ähnlicher Pleonasmus wie „schwarzer Rappe" ist — und es ist falsch, die Lyrik die unvermittelte, subjective Poesie zu nennen. Die meisten lyrischen Dichter haben geliebt, haben Schmerz, Lust, Gram, Sorge, Kummer, Verzweiflung, alle die tausend Töne unsres Innern selbst gefühlt, weil sie doch auch Menschen, weil sie ein Theil des grossen Ganzen sind, dessen Empfindungen sie darstellen. Aber zu ihrem Schaffen sind diese Erfahrungen der eignen Brust nicht unbedingt nöthig. Auch derjenige Lyriker, welcher keine wahre Liebe genossen hat, kann sie wahr, glühend, tief ergreifend schildern, wenn er Gelegenheit gehabt hat, sie recht anzuschauen. Auch der, welcher ein Atheist ist, kann religiöse Hymnen dichten, wenn er religiöse Menschen und die Art ihrer Empfindung durch rechte Beobachtung recht

angeschaut hat. Stehe auf, grosser Lessing! Die ächten Dichter bedürfen Deiner wieder mehr, als zu andern Zeiten. Das Heer der Poetaster wuchert ärger, als je, und die verblendete Menschheit vermag nicht mehr den Schein dieser Talglichter und Gasflammen von dem zauberhaften Mondenschein ächter Poesie zu unterscheiden! —

Der grosse Kritiker sagt in seinen Rettungen des Horaz: „Hiezu füge man die Anmerkung, dass alles, woraus ein Dichter seine eigene Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzählt. Er muss die Empfindungen, die er anregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muss scheinen, aus der Erfahrung und nicht aus der blossen Einbildungskraft*) zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle möglichen Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiss, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begriff machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig sein könne, ohne zu zürnen, wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkürliche Vorstellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bei sich führt und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Weil sie nicht eher feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind, so muss er selbst ihnen zu Gefallen verliebt sein, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben, so muss ihm selbst eine Neaera untreu geworden sein, wenn er die Natur und ihre Ausbrüche bei einer solchen Gelegenheit schildern will."

War denn Wieland nicht ein Mensch von sittlich reinem correcten Lebenswandel? Und doch hat er in seinen Gedichten

* Ueber dieses Wort siehe S. 73.

die sinnliche Liebe mit all ihren Wollustempfindungen so reizend und „lieblich lose“ dargestellt. Gehören diese Gedichte etwa nicht zur Lyrik? Wenn Ihr dies nicht wollt, so bleibt mir überhaupt mit all Euren unklaren, willkürlichen, oft ganz unnützen Eintheilungen der Poesie vom Halse. Ist denn Victor Hugo etwa einmal zum Tode verurtheilt und auf dem Schaffot begnadigt worden? Und doch hat er uns die Seelenleiden eines solchen Menschen so ergreifend dargestellt. Ist „Frauenliebe und Leben,“ sind die Empfindungen des „Gretchens“ im Faust etwa von Mädchen gedichtet worden? Heine hat doch das treffliche Lessingsche Gleichniss vom Aeneas und seinen Windschläuchen klar genug bewahrheitet. Seht doch hin, wie er den sanftesten lieblichen Zephyr plötzlich in einen kalten Nordost umspringen lässt.

Aber, sagt man, viele Dichter frommer Hymnen sind doch wirklich fromme Menschen gewesen, viele Sänger der Freiheit und der Tugend wirklich freiheitsliebende und tugendhafte Menschen.

Gewiss; dies soll auch gar nicht bestritten werden. Man soll nur einsehen, dass dies nicht unbedingt nothwendig ist, und dass die Darsteller der dunkeln Seiten des menschlichen Herzens nicht schlechte Menschen sein müssen.

Aber, sagt man ferner, wir verdanken doch viele schöne Lieder selbst erlebten Schmerzen und Freuden, und Goethe hat klar und deutlich durch Tasso's Mund gesagt: „Und wo der Mensch in seiner Qual verstummet, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.“

Dergleichen Redensarten, die man nur zu häufig hört, und überall lesen muss, bekunden einmal, dass man keinen klaren Einblick in die Schaffensweise und das wahre Wesen eines Dichters hat, sodann, dass man keinen Einblick in wirkliche Kunstwerke besitzt und endlich, dass es sehr gefährlich ist, ohne Kritik auf eines grossen Mannes Aussprüche zu schwören.

Schiller und Goethe sind unbestritten grosse Dichter. Aber gehört es etwa zu ihrer Kunst, wissenschaftlich definiren zu können, was Lyrik, oder was ein lyrischer Dichter sei? Goethe waren philosophische Untersuchungen über Kunst und Künstler zuwider. Schiller gab sich eine Zeitlang solchen

Studien hin; aber schliesslich kam er so weit, dass er äusserte, er wolle gern Alles, was er, oder ein Anderer von Elementar-Aesthetik wisse, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hingeben. Man erfreue sich an den Werken dieser Heroen; aber behandele ihre philosophisch-ästhetischen Aussprüche mit grosser Vorsicht und sehr sorgfältiger Kritik. Ich hoffe in einer spätern Arbeit dieses Thema eingehender zu erörtern. Ebensowenig wie auf jenes Wort aus Tasso darf man sich auf Goethe's oder Schiller's Definition von einem Dichter stützen. Beider Aussprüche hinken so sehr, dass man annehmen darf, der Unterschied zwischen einem wahren Dichter und einem recht feinen sorgfältig künstelnden Dilettanten sei ihnen nicht klar gewesen, wenngleich sie *Kunstwerke* von *Dilettantenwerken* wohl zu unterscheiden wussten.* Leider findet man — sehr zum Nachtheile der ächten Künstler — diese Unklarheit nur zu häufig und stösst überall auf die irrige Ansicht, dass sich jene Männer in ihren Anlagen nur *quantitativ*, nicht *qualitativ* von Dilettanten unterscheiden, während zwischen ihnen doch in der That ein solcher Unterschied, wie etwa zwischen *Bäumen* und *Sträuchern* existirt.

Ich hoffe, dass meine Untersuchungen jeden Zweifler klar überzeugen werden.

Betrachten wir das Wort aus Tasso von der rechten Seite! Wo der Mensch in seiner grössten Qual verstummt, wird und muss auch der grösste Dichter verstummen. Dies Naturgesetz gilt für Alle, deren Gemüth einer tiefen Empfindung fähig ist; ja diese Erscheinung steht in Bezug auf Stärke und Dauer in geradem Verhältniss zur Stärke und Tiefe des Gemüthes, so dass sie sich bei Dichtern am schärfsten und tiefsten zeigen muss. Aber die *Auflösung des Schmerzes* gestaltet sich bei einem Dichter anders, als bei den meisten der gewöhnlichen Menschen. Während Andre dabei, um vollständig frei

---

*) Schiller: Jeden, der im Stande ist, seinen Empfindungszustand in ein Object zu legen, so dass dieses Object mich nöthigt, in jenen Empfindungszustand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, nenne ich einen Dichter. Goethe: Lebendiges Gefühl der Zustände und die Fähigkeit, sie auszudrücken, macht den Dichter.

zu werden „sich aussprechen“ d. h. ihre Klagen oder bei Glück die freudigen Empfindungen in den Busen wenigstens eines Andern niederlegen müssen, befreit sich der Dichter, auch wenn er ganz einsam ist, durch poetische Schöpfungen. Das thut aber nicht allein der lyrische, sondern auch der epische, der dramatische, überhaupt jeder Dichter und es ist nur der Unterschied, dass sich dieses „Befreien“ bei dem einen in Form von Gedichten, die wir „Lieder“ nennen, bei dem andern oft nur in Form von Sprüchen, Aphorismen, auch Epigrammen. oder Gedankenspänen in poetischer Prosaform äussert. Ich behaupte sogar, gestützt auf meine Untersuchungen, dass dies „Befreien“ von den eigenen Empfindungen nur bei ächten Dichtern ein wirkliches natürliches Bedürfniss ist, da alle andere Menschen wol den Drang besitzen, sich auszusprechen, aber nicht, das Ausgesprochene künstlerisch zu gestalten. Dass Viele sich dies Bedürfniss erkünstelt und, getrieben von eitler Freude, aus der Unnatur eine Art von Natur geschaffen haben, kann an der Wahrheit nichts ändern.

Von dieser Seite betrachtet, wenn man die rein subjectiven Seufzer und Klagen gewöhnlicher Menschen nicht als ein „Verstummen“ auffasst, enthält des grossen Dichters Wort eine tiefe Naturwahrheit, während dasselbe, anders aufgefasst, auch dem Poetaster ein Recht gäbe, sich an eines Tasso, oder Goethe Stelle zu setzen.

Aus dem Gesagten scheint hervorzugehen, dass lyrische Gedichte die Darstellungen (Befreiungen) eigener Empfindungen des Dichters sein können.

Man höre weiter!

Wenn ein Dichter, der als alter Junggeselle lebt, seinem Freunde in einer poetischen Epistel in Versen klagt, dass er mit zerrissenen Beinkleidern gehen müsse, dass ihm an der Wäsche beständig Knöpfe und Bänder fehlen, dass ihm beständig die Suppe versalzen und von der ordnungsliebenden Aufwärterin die Bücher verschleppt werden, so wird der Freund, der ihn persönlich kennt, über die Verse herzlich lachen; Andre, die ihm ferne stehen, werden nur lächeln, oder auch nur die Achseln zucken. Wie oft kann man die Erfahrung machen, dass ein Brief, über den der Empfänger, der persönlich

[redacted]



Befreundete des Autors, sich vor Lachen „auschütten“ will, uns ganz kalt lässt, so dass nur die Höflichkeit uns bewegt, in dieses Lachen einzustimmen. Will der Dichter denselben Brief so umgestalten, dass er auf alle Leser einen gleich komischen Eindruck machen soll, so muss er die persönlichen Beziehungen fallen lassen und an diesen Erlebnissen die charakteristische Empfindungsweise aller Junggesellen zur Darstellung bringen. (Wir wissen schon, dass sein Talent ihn instinctiv befähigt, diese in ihrer wahren Wesenheit anzuschauen, während dies einem Dilettanten auch nicht einmal auf künstlichem Wege durch bewusste Verstandesschlüsse gelingt). Ob ihm diese Wirkung am besten gelingt, durch Darstellungen der Empfindungen selbst, oder eines Menschen, den er zum Träger derselben macht, wird sich je nach der Eigenthümlichkeit seines Talentes richten; aber Eindruck auf Alle kann er unter allen Umständen nur dann machen, wenn seine Persönlichkeit in dem Gedichte ganz verschwindet.

Ein anderes Beispiel.

Wenn der Dichter seinen eigenen Schmerz und Zorn, seine Entrüstung, seinen eigenen Groll und Hass schildert, wird selbst der treueste Freund denselben nur sehr unbedingt theilen. La Rochefoucauld sagt sehr richtig: „Es giebt im Unglück selbst unsrer besten Freunde ein Etwas, das uns mit geheimer Freude erfüllt.“ Jeder Fremde wird gar keine Theilnahme fühlen; wenn er sie zeigt, wird es aus Höflichkeit, aus Anstandsgefühl oder aus Heuchelei geschehen. Bei ihm können Spott und Hohn viel eher dabei entstehen, als wirkliches Mitgefühl. Was wir Mitleid nennen, sind nur sympathische Nervenreize, die entweder durch den Anblick, oder durch eine schildernde Darstellung, die wie der Anblick wirkt, entstehen können. Jedes Gefühl ist ein unbewusstes Urtheil. Will der Dichter also seine persönlichen Empfindungen von der ganzen Menschheit getheilt wissen, so muss er sie so darstellen, als ob nicht er allein, sondern die ganze Welt die Veranlassung dazu gehabt hätte. Er muss entweder die Veranlassungen so darstellen, dass in jedem Leser oder Hörer seine Empfindungen mit Naturnothwendigkeit erregt werden, oder er muss die Veranlassungen übergehen und statt

seiner dadurch erregten persönlichen Gefühle die menschlich charakteristischen, d. h. die der ganzen Menschheit schildern. Je klarer er dabei diejenigen darzustellen vermag, welche wir Alle dabei haben, oder haben könnten, je mehr er versteht, der „dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen“, durch sein Lied zu wecken, desto „ergreifender“ wirkt es; je mehr er uns dadurch über unser innerstes Wesen, den tiefsten und edelsten Kern unsres Gemüthes aufklärt, desto erhebender wirkt sein Gedicht.

Man ersieht also auch an diesem Beispiele, dass bei einem Kunstwerke der Dichter mit seinen persönlichen Erlebnissen und seinen eigenen, persönlichen Empfindungen ganz verschwinden muss. Da das Anschauen der Empfindungsweise der Menschheit bei ihm unbewusst geschieht, so wird er oft glauben, seine eigene Empfindung zu schildern, während er in That und Wahrheit die der Menschheit darstellt, eine Erscheinung, die bei Dilettanten in umgekehrter Weise stattfindet. Daraus erklärt sich's auch, dass der Lyriker so oft in der ersten Person spricht. Aber während wir durch ein Kunstwerk gezwungen werden, unwillkürlich unser Ich an Stelle des dichterischen zu setzen, erregt ein Dilettantenwerk den Widerspruch unsres Selbstgefühls, und wir tadeln den eiteln Narren, der sich mit seiner werthen Persönlichkeit so hervordrängen will. Aber nicht jedes Gedicht eines ächten Künstlers ist ein Kunstwerk. Diese wichtige Wahrheit hat man nur zu oft übersehen, oder nicht klar aufgefasst.

So lange der Dichter so unter dem Einflusse seiner eigenen menschlichen Empfindungen und Leidenschaften steht, dass er die allgemeine menschliche Empfindungsweise nicht zur Darstellung bringen kann, schweigt die Muse. In der Hitze aufwallender Leidenschaft liefert er kein Epigramm, keine Satyre, sondern ein Pasquill; deutsch gesagt: er schimpft und verhöhnt. Immerhin mag es ein geniales Schimpfen sein; aber im Grunde ist diese That von der eines schimpfenden Arbeiters nicht verschieden. Wenn er mitten in der Hitze der Parteileidenschaft seiner persönlichen Bewunderung eines Hel-

den Ausdruck giebt, so wird daraus keine Hymne, kein Heldenlied, sondern eine Lobhudelei, für die er als Mensch persönlich zur Rechenschaft gezogen werden darf. Wenn er mitten im Liebesfeuer dichtet, kann er leicht statt eines erotischen Liedes eine Albernheit oder eine Fratze schaffen, mitten in der Bitterkeit des Schmerzes persönlich ungerecht werden. Es ist die wahrste und zugleich fruchtbarste Aufgabe der Aesthetik, solche Gedichte von echten Kunstwerken zu unterscheiden.

Es ist klar, dass solche Fehler in der Jugend eines Dichters am meisten vorkommen werden. Er besitzt freilich die Kraft, „Alles zu vergolden, was er berührt,“ aber immerhin darf man sich durch eine thörichte Bewunderung nicht verleiten lassen, alle seine Erzeugnisse unbedingt als Kunstwerke anzustaunen. Je leidenschaftlicher der Dichter als Mensch, je mehr er Aufregung und Angriffen ausgesetzt ist, desto häufiger wird er „persönlich“ werden. Dies wird sich um so mehr steigern, je leichter ihm das Schaffen wird. Dies Alles vereinigte sich in Byron, und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Ansichten über ihn zu verwirren. Darum muss er vor Allem sorgfältig behandelt und sein schöner Kern aus den Schlacken dargestellt werden. Ich hoffe später meinen Theil dazu beizutragen. Als interessanten und schlagenden Beweis für die umstehenden Behauptungen möge der Leser aus Byron's: Domestic pieces die beiden Gedichte an seine Frau vergleichen. Das erste, das berühmte: Fare thee well! ist ein ächtes Kunstwerk, das andere: Lines bei der Nachricht, dass Lady Byron krank sei, enthält persönliche Bitterkeit.

Auch tiefe und sehr ernste Studien, oder ernste sittliche Kämpfe können die Muse eines Dichters zum Schweigen bringen d. h. das Schaffen rechter Kunstwerke verhindern, oder beeinträchtigen. Für den ersten Fall bleibe ich vorläufig ein Beispiel schuldig, weil ich es noch nicht aussprechen will; für den zweiten Fall erinnere ich an Freiligrath's „Selbstbekenntnisse.“ Sie sind theilweise wirklich nur Darstellungen seiner eigenen, persönlichen Kämpfe. So hoch sie auch den Menschen ehren — es sind keine Kunstwerke. Zu ihnen erhebt er sich erst im „Rübezahl“, auch in „Ein Dämpfer fuhr nach Biberich“ und andern, in denen er, bereits fest und einig mit sich selbst,

die Empfindungen seines Volkes, seiner Zeit darstellt. Sie werden bleiben, wie seine „Auswanderer“, „O lieb, so lang du lieben kannst“, „Löwenritt“ und andere.

Dass innere Zuchtlosigkeit und die Gier nach schnödem Gewinn die schönsten dichterischen Blüthen knicken müssen, wird einleuchten. Die Kunst ist das Edelste und Schönste: einem unreinen Gemüthe versagt sie ihre Gaben. Aber wohl bedarf die Göttliche der milden Sonne äusserer Lebensruhe und eines wenig getrübten Lebensglückes, um ihre schönsten Gaben darreichen zu können. Wenn die Sorge ums tägliche Brod des Dichters Gemüth verstimmt, wenn die widerlichen kleinlichen Geschäfte und Plackereien eines ihm peinlichen Amtes ihn in Fesseln schlagen, denen er nicht entgehen kann, um des lieben Brotes, um der Seinigen willen nicht entfliehen darf, so verhüllt die Muse ihr Antlitz. Seine schönsten Blüthen verkümmern, die innere Kraft schafft gar nicht mehr, oder nur verdrossen, bruchstückweise. Denn der Dichter kann sich wohl bestimmen, das innerlich Empfangene, die Entwürfe, zur Ausführung zu bringen, aber die dichterische Empfängniss kann er nicht erzwingen. Sie steht unter dem Einflusse einer höhern Macht, der unerklärlicen Macht des Naturgesetzes.

Man sieht also: die bisherigen Erklärungen für Lyrik sind unhaltbar. Kein dichterisches Kunstwerk ist die Darstellung der subjectiven Empfindungsweise des Dichters, sondern die ganze Lyrik ist schöne Darstellung der Empfindungen der Menschheit.

Mithin ist jeder Dichter, auch der Lyriker, als ein objectiver zu bezeichnen.

Mithin können die eigenen Erfahrungen und die eigenen Ansichten des Dichters wohl den Anlass zu seinen Kunstwerken geben; aber diese sind nie die Ansichten, oder Erfahrungen, oder Empfindungen selbst.

Mithin ist es richtig, dass Dichter von sittlich reinem Wandel und Gemüthe fein und plastisch das ganze Gebiet der Wollustempfindungen schildern, Dichter, die nie Liebe genossen, herrlich und ergreifend die Liebe besingen, Atheisten herrliche religiöse Hymnen dichten können, sobald sie Gelegenheit

gehabt, die Aeusserungen dieser Empfindungen zu beobachten, diese selbst in ihrem Wesen anzuschauen. Es sprach daher jener Dichter nur Wahrheit, als er äusserte: „Ich habe meine Schilderungen sinnlicher Liebe ohne Sinnlichkeit, meine religiösen Hymnen ohne Religiosität gedichtet.“

Mithin ist es mindesten thöricht, einen Dichter wegen der Darstellung sogenannter moralisch schöner oder religiöser Empfindungen zu loben, oder einen andern, der die dunkeln Seiten des Menschengeschlechts zur Darstellung bringt, zu tadeln und wohl gar zu verdammen und im Tone sittlicher Entrüstung über ihn herzufallen. Darum sagte Byron beim Erscheinen seines „Don Juan“ mit vollem Recht: „Wenn die Leute mir gesagt hätten, die Poesie sei schlecht, so hätte ich mich beruhigt. Aber nun sagen sie das Gegentheil und sprechen über Moralität. Ich behaupte, dies ist das moralischste von allen Gedichten. Wenn die Leute die Moral nicht entdecken wollen, so ist das ihr Fehler, nicht der meinige. Ich wollte den Mantel aufheben, der die Gebräuche und Grundsätze der Gesellschaft umhüllt, wollte aufdecken ihre geheimen Sünden und sie der Welt zeigen, wie sie wirklich sind.“

Noch thörichter handeln diejenigen, welche, auch abgesehen von den Dichtern, die ganze dunklere Richtung der Poesie verdammen wollen. Ist ein Dom zu tadeln, weil etliche Dummköpfe sich an einzelnen Pfeilern den Schädel stossen?

Diese Thorheiten sind zum Theil auch durch falsche Vorstellungen über dichterische Begeisterung erzeugt worden. Man stellt den Dichter sich vor, wie er mit stolz erhobenem Haupte, „sein Aug' in schönem Wahnsinn rollend“, in überirdischer Verzückung seine Verse schreibt. (Daher denn auch etliche Poetaster, wenn die Muse ihnen in den Nacken schlägt, daheim mit gesträubter Mähne umherrennen und ihren Angehörigen bei den unbedeutendsten Störungen gar arg mitspielen sollen.) Man schliesst daraus, eine solche Verzückung könne nicht anders, als durch Gedanken an das Schönste, das Herrlichste, das Edelste erregt werden.

Niemand blickt in die stille Arbeitsstube; Niemand sieht den Dichter, wie er ernst sinnend, über das Buch gebeugt,

seine Werke schreibt; wie er ringt, um dem Gedanken den vollen Ausdruck und die schönste Form zu geben; wie er verbessert, erwägt, sorgsam feilt und immer noch unzufrieden mit sich selbst, das ernste Haupt schüttelt. Wer dies recht versteht, weiss, dass gerade in dieser ernsten, sorgfältigen Arbeit die wahre Begeisterung sich zeigt. Freilich leuchten eigenthümliche Blitze in des Dichters tiefliegendem Auge, wenn er „den Kuss der Muse“ empfängt, wenn plötzlich die Idee zu einem Werke wie mit Zaubermacht in seinem Innern erscheint, oder die einzelnen Theile eines bereits in der Hauptidee erfassten Werkes wie Krystalle um den Kern anschiessen: aber dieses Leuchten ist so schnell vorrübergehend und verändert bei Manchen so wenig sein äusseres Wesen, dass nur der Eingeweihte, oder der verständige Freund es zu betrachten versteht. Auch erscheinen solche Entwürfe oft da, wo der Laie es am wenigsten vermuthet: in Gesellschaften — namentlich in langweiligen — beim Anhören langweiliger Reden oder Amtshandlungen; oft bei Gelegenheiten, die mit der Erhabenheit und Schönheit der empfangenen Ideen in gar komischem Gegensatze stehen; am ehesten da, wo der nie rastende Geist, nicht ergriffen vom Anschauen interessanter Erscheinungen oder Ideen, in sich versenkt wird. Lamartine hat viele seiner schönsten Gedichte, namentlich viele seiner harmonies réligieuses in den Sitzungen der provisorischen Regierung concipirt. Das innere Glück, welches er dabei, sowie bei der Arbeit selbst empfindet, ist so gross, dass ihm dabei wirklich das „Herz vor Freude hüpft.“ Von Hoelty erzählt man, dass er zuweilen unerwartet aufgesprungen sei, in die Hände geklatscht und mit strahlendem Gesichte wie ein Kind umhergehüpft habe. Auf die Frage, was ihm wäre, habe er geantwortet: „Ach, ich freue mich!“ Aber diese innere Schaffensfreude zeigt sich bei allen Dichtern ohne Unterschied; auch bei dem, der einen „Don Juan“, oder Musarion, oder „Die Grazien“ empfängt und ausführt. Auch zeigt sich dieselbe bei allen Denkern, die zum Produciren von Geisteswerken wahrhaft innern Beruf haben, sowie bei allen erfinderischen Köpfen, die man die „mathematischen“ nennen kann.

In Berlin hatte ich einen jungen sehr talentvollen Mathematiker zum Freunde. Nach dem Essen pflegte er mich oft

auf ein Stündchen zu besuchen. Wir rauchten dann behaglich unsere Pfeifen, machten schnöde Witze, baueten Luftschlösser und freuten uns unsrer Jugend. Einst wollte das Gespräch nicht fliessen. Mein sehr lebhafter Freund rückte unruhig hin und her.

„Vetter, Du bist heute entsetzlich langweilig!“

„Sehr natürlich.“

„Jugendlicher Bösewicht! Warte, ich werde Dich mathematisch strafen!“ —

Ich kannte ihn darin, schnitt ein Gesicht und sann auf lustige Ausflüchte. Plötzlich sah er mich wie abwesend an und blickte starr auf einen Punkt. Dann wurden seine Augen fast noch einmal so gross, und der Kopf hob sich langsam mit wahrhaft schönem, eigenthümlich verklärtem Ausdrucke in die Höhe. „Vetter,“ rief er aufspringend, „Papier und Feder und nun ganz still!“ In fliegender Eile begann er eine Menge arithmetischer Formeln und Zeichen auf das Papier zu werfen, dass mir's vor den Augen flimmerte. So schrieb er, ununterbrochen von ernstem Sinnen, wol eine halbe Stunde. Dann warf er die Feder gegen die Decke, sprang mit leuchtenden Augen auf, gab mir einen Schlag — sein gewöhnliches Liebeszeichen — und schrie: „Vetter, da ist sie, ich habe sie, die verdammte Aufgabe, die mich schon seit Wochen gequält hat.“ Er wollte mir flugs mit seiner Integral- und Differenzialrechnung zu Leibe rücken; aber ich bekreuzigte mich und dankte. Mein Interesse war gestillt. Ich hatte beobachten können, wie ein genialer Mensch sich äussert, wenn die innere stillschaffende Kraft mit ihrem Werke fertig geworden ist und die Geburtsstunde erscheint.

Die auf Seite 58 begonnene *Darstellung der Schaffensweise eines Dichters* dürfte nun als vollendet zu betrachten sein. Aber ich will, der vollständigen Klarheit wegen, noch die *Schaffensweise des Dilettanten* mit wenigen Zügen beleuchten.

Jedoch müssen wir zunächst den Ausdruck „Dilettant“ etwas umändern. Ein wirklicher Dilettant, welcher sich mit den Künsten lediglich aus Liebhaberei beschäftigt, ist in seinem Schaffen durchaus nur zu loben und durch herzliche Mitfreude

zu begünstigen. Er ist nur dann zu tadeln, sobald er sich als Künstler geberdet, den wahren Werth seiner Arbeiten überschätzt und sich mit ächten Künstlern auf eine Stufe stellen will. Tritt ein solcher Mensch als Dichter auf, so ist er *ein Dichterling oder Poetaster* und muss mit rücksichtsloser Strenge in seine Schranken gewiesen werden. Freilich vernichtet ihn unter allen Umständen die Zeit; aber auch die ästhetische Kritik muss dies Amt übernehmen. Sie muss es thun im Interesse der ächten Dichter, die von der Mitwelt so oft verkannt werden und soviel zu leiden haben; im Interesse der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts, sowie im Hinblick auf die Vielen, welche durch thörichte Hingabe an einen eingebildeten Beruf ihr Lebensglück zerstören.

Betrachten wir zunächst die *lyrischen Poetaster*, die Helden der „Goldschnittsliteratur."

Wie wir gesehen haben, fehlt ihnen die Gabe, die Empfindungen der Menschheit in ihrer Wesenheit anzuschauen und unbewusst in sich aufzunehmen. Was sie uns darstellen, ist ihr *eigener* Jammer, oder ihre *eigene* Freude. Alle ihre Gedichte sollten eigentlich mit den Worten beginnen: Mit Vergnügen, oder mit betrübtem Herzen ergreife ich die Feder. Auch verstehen sie wol recht gute allgemeine Gedanken, oder hübsche Erzählungen in gefälligen, glatten Reimen uns vorzuführen. Aber es fehlt naturgemäss allen diesen Gedichten *der ächte poetische Hauch*, welcher das ächte Kunstwerk umgiebt; ein Hauch, den der ächte Dichter zum Theil selbst den Darstellungen persönlicher Empfindungen verleiht, die doch keine Kunstwerke sind. Alle diese Gedichte der Poetaster sind *Kunststücke des Witzes*; alle darin enthaltenen Bilder sind nicht *durch eigene dichterische Anschauung gebildet*, sondern von fremden Dichtern *entliehen*. Alle diese Poesien sind „Gelegenheitsgedichte" und stehen auf einer Stufe mit den Machwerken, welche man im Wunschbüchlein für den lieben Papa und die gute Mama zum Geburtstag findet, oder sind Zwangspoesien, wie die der Hofpoetaster. Goethe hat jedes Gedicht ein „Gelegenheitsgedicht" genannt. Nun ja, er für seine Person hatte wohl Recht, und doch that er Unrecht, diesen Ausspruch so flugs ohne Erklärung in die Welt zu schleudern. Er hat

dadurch viel Verwirrung geschaffen. Man wird jetzt schon einsehen, worin dies Unrecht begründet ist, und wir wollen deshalb den Ausdruck „Gelegenheitsgedicht“ nur für die Dichtungen der Poetaster anwenden und für jedes ächte Gedicht den Ausdruck „*Kunstwerk*“ beibehalten.

Es ist klar, dass Poetaster durch beständige Uebung einen leichten Fluss der Verse erlangen, dass sie sogar Stücke liefern können, die allgemeines Aufsehen, *Effect* erregen. Dessen ungeachtet sind es noch keine Kunstwerke. Wie ein Redner oft „uns aus der Seele spricht“, so sind dergleichen Effectstücke der Ausdruck dessen, *was die Menge denkt*, ohne der Ausdruck *allgemein menschlicher Empfindungsweise* zu sein. Man denke an Becker's Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein.“ Es war zu seiner Zeit in Aller Munde, ist componirt und viel gesungen worden; aber es ist ebensowenig ein Kunstwerk, als Becker zu den Dichtern gezählt werden darf. Es ist der Ausdruck der durch *bewusstes Denken entstandenen Meinungen*, aber nicht allgemein menschlicher Gefühle, welche auf *unbewussten Urtheilen* beruhen. Dergleichen Gedichte sind Schlagwörter, „geflügelte Worte“, durch die ein genialer Mensch ausspricht, was die grosse an Logik arme Menge nicht klar auszudrücken vermag. Darin liegt für solche Gedichte der *Keim zur Vergänglichkeit*, während ächte Kunstwerke ihren *Werth nie verlieren können*, wenn sie auch einer spätern Generation nicht recht *gefallen*.

Betrachten wir noch die Schaffensweise *andrer Poetaster*, die in „epischen und dramatischen Gedichten *machen*“.

Sie besitzen ebenfalls *keine künstlerische Anschauungskraft*, durch welche der Dichter den wahren Charakter der Menschen und ihrer Handlungen in seiner natürlichen Gesetzmässigkeit zu erkennen und *unbewusst* in sich aufzunehmen vermag. *Bruchstückweise* sehen sie *Einzelnes* recht scharf, aber um die ganze Wesenheit zu erkennen, müssen sie *bewusste Verstandesschlüsse zu Hilfe nehmen*. Die *Wissenschaft*, namentlich die *Psychologie*, hat ihnen dazu recht wacker vorgearbeitet. Sie wird ihre Stütze, um den Machwerken den *Schein der Naturwahrheit* zu geben. Durch sie

sowie durch eigene Beobachtungen, zu denen eine reichhaltige Lectüre mannigfache Anregungen bietet, wissen sie im Allgemeinen, wie der Ehrgeiz, der Geiz, die Liebe, wie Tugenden oder Laster sich äussern. Einem feinen Kopf kann es daher nicht schwer werden, passende Gelegenheiten zu entdecken, um homunculi vorzuführen, die man aus etlichen Tugenden, und Lastern zusammengebraut, oder auf eine besondere Tugend ein besonderes Laster zugeschnitten hat. Ausserdem unterstüzt sie ein glückliches Gedächtniss, das ihren Geist mit den verschiedenartigsten Theilen der Bilder erfüllt, welche ächte Dichter ihnen vorgeführt haben. Da tummeln sich herum diverse Köpfe, Arme, Beine, Mädchenbusen und Augen, Theile von Landschaften, Familien- und Schlachtscenen, Helden- und Jammergestalten, von denen einzelne Theile deutlich sind, während sie die andern kaum in den Umrissen erkennen. Man giebt Kindern auf Holz geklebte, in einzelne Theile zerschnittene Bilder, aus denen sie zur Erheiterung das Ganze zusammensetzen sollen. Aehnlich, wie diese Kinder verfahren die Herren und Damen von Poetastern. Aus allen diesen Erinnerungen wird ein Bild zusammengesetzt. Die Risse und Spalten verschmiert man mit einigen Naturschilderungen und allgemeinen Betrachtungen. Man erdenkt zuerst recht pikante Situationen, Handlungen und schneidet dazu Figuren. Dabei kommts nur zu oft, dass man die in der Phantasie schwebenden Theile verwechselt. Figuren werden auf den Kopf gestellt, ein Kind erhält den Kopf eines Mannes, ein Jüngling den eines Greises, statt Menschen werden Engel oder Teufelsgestalten hingestellt, einige Menschen werden allmächtig und allwissend, andere alldumm und ohnmächtig gemacht; einige zu Glückspilzen, andere zu Stiefkindern der Zufallslaunen erhoben, wie es den Fabulisten gerade in den Kram passt. Nun, was thut's? Ist die Schilderung doch „spannend“, ist's doch ein „höchst interessanter“ Roman, ein hübsches Zugstück für die Bühne und ach! so moralisch, so recht voll „glücklicher Griffe“ in die Gegenwart und ihre Zänkereien. Die Welt ist ja nicht so scharfsichtig, sie braucht Lese- und Bühnenfutter; die Romane gehen ab, wie warme Semmel und Herr N. N. in B. bezahlt die prächtigsten Honorare! — Es ist klar, dass ein gescheidter Kopf sich in solche zum Zeitvertreib und

zur Erholung sehr anmuthige Spielereien so hineinarbeiten kann, dass es ihm leicht wird, in einem Jahre Bände auf Bände zusammenzuschmieren. Es sind dies alles, wie die lyrischen Dilettantenwerke, Kunststücke des klügelnden Verstandes, der einseitige und mangelhafte Anschauungen, oder leere Einbildungen in phantastischem Spiele verarbeitet.

Wie wir gesehen haben, enstehen bei ächten Dichtern die Entwürfe zu ihren Kunstwerken unbewusst mit zwingender Nothwendigkeit, wie die Knospen in einer Pflanze. Dieser Trieb ist bei Poetastern nicht vorhanden; sie schaffen sich denselben auf künstliche Weise. Daraus entstehen die beabsichtigten, Zweck- oder Tendenzdichtungen,* die darum nie ächte Kunstwerke sein können. Man kann bei keinem ächten Dichter eine Tendenzdichtung nachweisen, wenn auch hie und da ein Kunstwerk den Schein einer solchen Arbeit an sich trägt. Auch in dieser Hinsicht hat die ästhetische Kritik noch eine schöne Aufgabe zu lösen. Die Poetaster wollen entweder nur Geld schneiden, oder sie wollen ihre Gedanken über Moral, Politik, Religion und sociale Einrichtungen unter der Menge verbreiten. Es lassen sich dabei so bequem allerlei Faseleien und Hirngespinste unter dem Schein prophetischer Enthüllungen anbringen; auch kann man dabei die eigene Oberflächlichkeit und die Mängel an Wissen und Studium gar leicht verdecken und mit dem Schein von Gründlichkeit und gediegenem Wissen umhüllen. Dieselben Gedanken in Form von wissenschaftlichen Arbeiten zu liefern, ist eine sehr heikle Sache. Die Männer der Wissenschaft sind gar so scharfsichtig und ernst. Das grosse Publikum ist viel gemüthlicher und plaudert so gern. Daraus erklärt sichs auch leicht, dass jeder originelle Dichter ein solches Heer nachahmender Poetaster in die Welt

---

* Hettner sagt in seiner Geschichte der franz. Literatur im XVIII. Jahrhundert: „Es ist der untrügliche Unterschied zwischen Dichter und Schöngeist, dass der Dichter immer nur aus der innern Nothwendigkeit seiner Natur schafft, der Schöngeist aber wie ein rechnender Kaufmann von den wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnissen des Tages sich abhängig macht. (S. 234.)

zu- rufen pflegt. Daher denn auch der gerechte Zorn, den alle ächten Dichter gegen jede Art von Tendenzdichtung und Tendenzen empfinden. Sie müssen naturgemäss ihrem innersten Wesen zuwider sein. „Bleib mir vom Halse mit deiner Tendenz," lässt Auerbach den Maler Reinhard im „Lorle" sagen. „Die Menschen haben den Teufel zur Welt hinausgejagt; aber den Schwanz haben sie ihm ausgerissen und der heisst Tendenz. Wie in dem Märchen von Moerike legen sie ihn als Merkzeichen in's Buch, in Alles. Ich möchte einmal Etwas machen, bei dem sie gar keine Tendenz herausquälen könnten, wo sie bloss sagen müssten: Das Ding ist schön!" —

Jede Handlung ergiebt sich mit Naturgesetzmässigkeit aus dem Zusammenwirken der Charaktere. Diese Gesetzmässigkeit vermag aber nur ein ächter Dichter in ihrer Wesenheit instinctiv anzuschauen. Bei seinen Entwürfen entstehen daher Handlung und Charaktere zu gleicher Zeit. Die Bilder zu seinen Darstellungen erscheinen in seiner Seele in der Weise wie optische Nebelbilder und er bedarf nur einer grössern Anstrengung seines innern Schauens, um die feinsten Umrisse der Gestalten und die feinsten Abstufungen der Farbentöne zu erkennen. Dies giebt seinen Werken die Gesetzmässigkeit und zugleich die Einheit. Daher zwingt uns ein ächtes Kunstwerk, Alles zu lesen, um das Ganze zu verstehen. Wer Gemälde copirt hat, wird, wie ich, die Erfahrung gemacht haben, dass man beim Copiren von Meisterwerken auch nicht eine Linie, oder einen Farbenton anders darstellen darf, als das Original zeigt, ohne die harmonische Zusammenwirkung aller Linien und aller Farben zu stören. Man darf absolut nichts ändern, wenn auch die Aenderung, an ihrer Stelle allein betrachtet, ganz hübsch erscheinen kann. Dagegen kann ein guter Copist, der viel Schönes gesehen und sein ästhetisches Gefühl recht ausgebildet hat, die Werke von feinen Dilettanten — selbst von solchen, die als Künstler auftreten — durch Abänderung ganzer Theile oft wesentlich verbessern. Ich habe diese Erfahrung sogar beim Copiren flüchtig hingeworfener Skizzen von Künstlerhand gemacht.

Dieselbe Harmonie aller Theile findet sich auch bei ächt

dichterischen Meisterwerken. Sie mangelt naturgemäss allen Machwerken der Poetaster, da bei ihnen nicht die Naturgesetzmässigkeit, sondern der Zufall die Hauptrolle spielt. Deshalb kann man ihre Producte ohne Verlust durchjagen. Man braucht nur die Punkte aufzusuchen, an denen die Handlung eine neue Wendung nimmt, d. h. wo ein neuer Zufall sie wendet. Alles Uebrige kann man sich ohne Verlust selbst hinzudenken, denn es wird dadurch die Harmonie des Ganzen nicht gestört. Dies macht dergleichen Machwerke dem grossen Publicum gerade recht und werth und es erringt der Poetaster die Palme, welcher am spannendsten zu fabuliren, d. h. den Zufall spielen zu lassen versteht.

Ganz in derselben Weise schaffen die dramatischen Poetaster. Bei ihnen ist der drängende Trieb nach Gewinn, der bei den meisten Poetastern die Stelle des Kunsttriebes ersetzt, am meisten ausgeartet. Er hat uns mit der Masse der aus Blödsinn und Schmutz zusammengesetzen Possen überschüttet, die lediglich den Zweck haben, die erschlaffte Sinnlichkeit der Zuschauer aufzureizen. In der 47. Nummer des 12. Jahrganges von Hackländer's „Ueber Land und Meer“ findet man eine genial karrikirte bildliche Darstellung der Schaffensweise dieser Possenmacher unter dem Titel: Grundriss einer Berliner Musterposse aus der Possenfabrik von J. A. Kopp und Sohn, Salz, Green und Comp. von C. Reinhardt. Die Leute haben Zschokke's „Nachtwächter“ in Stücke zerhackt und der Oberpossenreisser zerstampft ihn in einem Mörser, der mit riesigen, wohl verkorkten Büchsen und Retorten umgeben ist, welche die Aufschriften: Pech, Fusel, Couplets, Scenen, Meidinger, Zoten etc. tragen. Daneben steht ein kleiner, halb zerbrochener Topf mit der Aufschrift: Moral. Auf dem letzten Bilde sieht man die gierigen Kerle um die Tantième sich zanken. Das Uebrige möge der Leser selber sich ansehen. Ist doch neuerdings einer dieser Leute geradezu als Wegelagerer aufgetreten. Er hat von einigen reichen Kaufleuten unter der Drohung, er werde sie in einer Posse lächerlich machen, Geld erpressen wollen! — So gemein und bösartig sind Gottlob nicht alle dramatischen Poetaster; aber mindestens bestehlen sie ächte Dichter, indem sie deren Novellen und Romane dramatisiren. Die dramatische

Kunst bietet die grössten Schwierigkeiten dar. Deshalb greifen sie zu diesem Mittel, da ihre eigenen Machwerke denn doch überall durchfallen.

Ich kann nun mit Ruhe zu meinem Byron zurückkehren. Wer die Darstellung der ächten dichterischen Schaffensweise aufmerksam verfolgt hat, wird dem Nachfolgenden beipflichten.

Ich habe den Biographen bewiesen, dass, angenommen, Byron habe wirklich Menschenhass, Verzweiflung, Weltschmerz in seinem Busen getragen, dies weder die Folge seines sogenannt liederlichen Lebenswandels, noch seiner verunglückten Jugendliebe, noch seiner mangelhaften Erziehung, noch seiner Irreligiosität, noch seiner Jugendstimmungen gewesen sein könne, und dass der berühmte Macaulay mit seiner Erklärung „Byron habe, ermuthigt durch die Menge, seinen Herzenskummer zur Schau gestellt und um Ruhm zu ernten, das Meiste affectirt“, in einem grossen Irrthume befinde. Durch jene Beweise sind die Biographen erinnert worden, dass ihr angenommener Obersatz falsch ist, dass man keinen Dichter mit den Gestalten seiner Muse identificiren, oder die Grundanschauungen und Meinungen und Gefühle in seinen Gedichten auf sein Leben und seine persönlichen Gefühle und Erfahrungen zurückführen dürfe. Die Begründung dieses Ausspruchs habe ich durch die Darstellung der Schaffensweise aller ächten Dichter geliefert. Der verständige Leser wird einsehen, dass ich mich dabei nicht kürzer fassen konnte.

Jetzt wird es klar geworden sein, dass Jeder, der an Byron mit ähnlichen Fragen und Erklärungen, wie die Biographen, herantritt, ihm seinen Dichterberuf streitig macht, aus Unverstand ihn zu einem Poetaster, einem Kunstpfuscher stempelt.

Es wird klar geworden sein, dass in Byron's Gedichten nicht sein eigener Schmerz, sein eigener Kummer, seine eigene Verzweiflung und trübe Lebensanschauung, sondern Schmerz, Kummer, Verzweiflung, die tausend nagenden, erdrückenden Gefühle **der Menschheit** dargestellt sind. Der ungeheure Erfolg, der allgemeine europäische Enthusiasmus, mit dem seine Werke aufgenommen wurden, lehrt, dass er diese Gefühle und Empfindungen in ihrer wahren Wesenheit

richtig angeschaut hat. Er hat der Welt, namentlich der damaligen, einen trefflich und fein geschliffenen, hellen Spiegel vorgehalten. Man war über die Wahrheit und Treue des eigenen Bildes so betroffen, dass man neugierig hinter den Spiegel nach dem guckte, der ihn hielt; und verblendet und thöricht, wie die Masse immer denkt und handelt, verwechselte sie gar bald den Spiegel mit dem dahinter verborgenen hochklopfenden und edeln Herzen des Dichters, leichtsinnig, froh und frech, wie immer, wenn sie die eigene Schuld auf fremde Schultern legt.

Der Schmerz ist immer in der Welt gewesen; aber niemals ist er so zum allgemeinen Bewusstsein gekommen, wie in jener Zeit. Das Mittelalter fand ein Gegengewicht in der naiven Glaubensinnigkeit, in dem gläubigen Hinblick auf die trostreichen Freuden eines bessern Jenseits. Erst nach den durchgreifenden geistigen Revolutionen des 18. Jahrhunderts, als dieser Glaube vernichtet, mindestens angefressen war, kamen die trüben Gedanken in ihrer ganzen zersetzenden und drückenden, ja vernichtenden Schwere zum Durchbruch. Der alte naive kindliche Religionsglaube war verschwunden, ohne dass man sich einen neuen, festen Halt gebildet hatte. Es herrschte allgemein der Zweifel. Die schönen Träume der „Naturevangelisten“ waren bereits als Träume erkannt worden. Die französische Revolution mit ihrer Schreckenszeit hatte auch den Glauben an eine praktisch mögliche Durchführung der erhabenen Ideen über Menschenrechte erschüttert. Die enttäuschte Welt fühlte in sich eine Unruhe, wie die eines schuldbeladenen Gewissens. Ueberall wurden die ewig unlösbaren Fragen über menschliche Verantwortlichkeit, Sünde, Vergebung, Auferstehung, Leben und Lebenszweck und Ziel emsig durchdacht. Gedanken über den Tod, über die Hinfälligkeit unsres Daseins, unsrer Pläne und Hoffnungen beschäftigten alle Gemüther. Unruhe, Enttäuschung, leidenschaftliches Drängen, Hoffnungslosigkeit, Bitterkeit, Melancholie, Groll, Hader mit dem Geschick — Alles dies bildete mehr, als zu irgend einer Zeit in Aller Herzen die vorherrschenden Regungen. Daneben, wie leicht erklärlich, ein Haschen und Jagen nach den verlockenden Früchten sinnlicher Genüsse, um sich durch kurzen Freudenrausch „Vergessenheit“ zu erkaufen.

Alles dies hat Byron mit den rechten Tönen geschildert, in der ergreifendsten Weise, in wundervollen Versen voll tiefer Gedanken, voll plastischer Schönheit, nicht, weil er wusste, dass dies ihm Ruhm einbringen werde, nicht, weil er später merkte, dass der Anfang günstig aufgenommen sei: *sondern in freiem Schaffen aus dem unbewussten Schauen seines Genius.* Die tiefen Schmerzempfindungen der Menschheit stellt er dar nach allen Richtungen, in allen ihren Wirkungen, im Zusammenhange mit allen Grundideen und Neigungen der menschlichen Seele. Er malt die Wirkungen der durch sie erregten innern Verzweiflung, die sich bald als stille, grübelnde Melancholie (Childe Harold) oder im wilden Auflehnen gegen das Schicksal zeigt (Corsair, Lara) oder das Herz mit Menschenhass, Selbstmordsgedanken, thörichten Phantastereien und ewig stachelnder Unruhe erfüllt (Manfred). Er zeigt uns das qualvolle Ringen eines energischen Geistes, dessen Seele von religiösen Zweifeln zerrissen ist (Ciu), er weiht uns ein in die tiefen Qualen schuldvoller Liebe (Parisina), in die Verzweiflung lebendig Begrabener (Prisoner of Chillon), dem Tode Geweihter (Mazeppa), in die Qualen des Stolzes, des Hochmuths, der Vergessenheit, des Hasses, des Ehrgeizes und Neides, und was sonst noch von dunkeln Neigungen und Leidenschaften in unserm Busen sich regt. Kein Dichter hat wie er, die ganze Hölle in unserm Innern so nach allen Seiten hin durchforscht. Ueberall zeigt er uns den trüben Grundgedanken: Alles ist eitel; der Schmerz ist einmal unser Loos und es giebt kein Mittel dagegen weder im Leben, noch im Sterben. Mögen wir alle Weisheit aufbieten (the tree of Knowledge is not that of life), mögen wir Trost suchen in himmlischer, oder irdischer Liebe, in der Religion, oder im Sinnengenuss — es ist Alles eitel, wir sind zum Leiden geboren. Auch im Don Juan, in der von übermüthiger Laune sprudelnden Darstellung des Freudentaumels, des rücksichtslosen flüchtigen Sinnenrausches, dem die Welt sich ergiebt, ist dieser trübe Grundton vorhanden. Wie der Grundton in dem Gemälde eines ächten Meisters, scheint er überall durch, und ein geübtes Auge vermag ihn auch da zu erkennen, wo ein glänzendes Spiel heiterer Farben alle Blicke fesselt und bezaubert. Wenn Macaulay sagt, Byron

zeige eine wunderbare Vielseitigkeit in der Monotonie (variety in monotony), so ist der Ausdruck nicht glücklich und scharf genug gewählt. Seine Hauptstärke und Richtung bestand im Erkennen und Darstellen der negativen Stimmungen und Empfindungen unsres Gemüthes. Dass er auch das Lieblichste, Reizendste, Erfreulichste, Erhabenste, Herrlichste wohl angeschaut hat und zur Darstellung bringen konnte, wird Niemand bezweifeln, der seine Werke kennt. Es wäre höchst überflüssig, als Beleg dafür Stellen zu citiren. Aber in ähnlicher Weise, wie Schiller in seinen Darstellungen das Gemeine, Kleinliche, Niedrige nur gebraucht, um das Grosse und Erhabene deutlich hervorzuheben, schildert er Alles, was unser Herz erfreut und beglückt, in der That nur, um den ganzen Jammer unseres Daseins desto eindringlicher zu machen, die düstern Darstellungen desto ergreifender zu gestalten. Dazu steht ihm eine Kraft der Schilderung zu Gebote, wie sie schwerlich ein Dichter erreichen wird. Wer denkt nicht an seine glühenden, duft- und farbenreichen Bilder aus der schönen Natur des Südens, an alle die lieblichen oder Grausen erregenden Scenen im Don Juan, Corsair, Childe Harold, Parisina und allen andern Werken. Aber überall zeigt er uns mit besonderer Vorliebe unter den Blumen die lauernde Schlange, in der duftreichen Blüthe den Todeskeim, in den herrlichen goldglänzenden Früchten den Wurm, der sie im Innern zernagt.

*In dieser tief ergreifenden Darstellung der Schmerzempfindungen der Menschheit liegt seine Bedeutung als Dichter, seine wahre Grösse.* Die Kraft der Schilderung, die Schönheit der Diction, der Gedankenreichthum sind Eigenschaften, die unzertrennlich zu dem Wesen eines solchen Genius gehören, und es ist Unrecht, dieselben einseitig hervorzuheben und darauf allein seine Bedeutung zu gründen.

Dass Byron's Darstellungen von *unvergänglicher Naturwahrheit* sind, wird jeder denkende Mensch leicht erkennen. Diese Schmerzen sind da, sie durchzucken die Welt. Unter ihnen krümmt und windet sich die Menschheit und sucht sie durch rastlose Thätigkeit, Vergnügungen, Zerstreuungen, Kasteiungen, durch Mittel aller Art zu betäuben. Man braucht wahrlich nicht ein Philosoph nach Schopenhauer oder ein Pessimist

zu sein, um dies zu erkennen. Dazu genügt ein Blick in das alltägliche Leben. Der Weiseste ist der, welcher den Schmerz zu beherrschen, das Phantom aus seiner Seele zu treiben, Ruhe, innere Harmonie zu erlangen und sich zu erhalten versteht. Wer kennt nicht die tiefsinnige Erzählung von dem „Hemde des Glücklichen“, nach welchem der kranke König seine Diener aussandte, um dadurch zu genesen. Als sie einen Glücklichen fanden, war es ein armer Teufel, der kein Hemde besass! Alle unsere Träume von irdischem und himmlischem Glücke, alle unsre Kämpfe auf religiösem, socialem und politischem Gebiete, die edelste Begeisterung für alles Gute, Grosse, Schöne, sowie die tiefste Verworfenheit hängen im tiefsten Grunde zusammen mit diesem Schmerze. Es ist ein Glück, dass die Menschheit rüstig auf der Bahn fortschreitet, diese Wahrheit zum allgemeinen Bewusstsein zu bringen. Denn nur in der *Erkenntniss* liegt das wahre Heil; nur durch Beseitigung aller thörichten Träume und phantastischen Gespinnste gelangen wir zu einem rechten Leben auf dieser unsrer Erde, in dieser unsrer Zeit. *Mit dem Wachsen dieser Erkenntniss wird auch Byron's wahre Bedeutung mehr und mehr zum Bewusstsein gelangen.*

Die Frage nach dem Urgrund unsrer Schmerzen ist so alt, wie die Welt, und wird zu allen Zeiten die Menschen beschäftigen und interessiren. Die ganze geheimnissvolle Macht der Priester ist darauf begründet. Die Menschheit, welche eine unerklärliche sittliche Verantwortlichkeit in sich fühlt, wird zu allen Zeiten die innern Schmerzen und Qualen mit ihrer „Sündenschuld“ in causalen Zusammenhang bringen. Nach nichts greift sie gieriger, als nach einer Bestätigung dieser unklaren Begriffe; ihr Hauptinteresse dreht sich um „Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen“. Byron, welcher als Dichter die Empfindungen der Welt darstellte, *wie sie wirklich sind*, gab in seinen Gedichten eine *scheinbare* Auflösung mancher von diesen unauflöslichen Räthseln, er bestätigte die landläufigsten Ansichten *scheinbar* durch unvorsichtige Anspielungen auf *sein eigenes Leben*. Daraus erwuchs die Fülle des Ungemachs, das der grosse Dichter als Mensch zu erdulden hatte. Die Masse besitzt eine bestialische Neigung, ihren Mitmenschen auf die wunden Stellen zu treten, sie aufzusuchen, daran zu

zerren, den Unglücklichen bis zur Vernichtung zu peinigen. Stirbt der Gepeinigte unter ihren Fusstritten, so entsteht eine Pause stummer Beklommenheit; still, wie ängstliche Hunde, schleichen Alle von dannen, suchen ihre Hände „in Unschuld zu waschen“ und mit guter Manier die Periode der Verherrlichung ihres Opfers vorzubereiten.

Fragen wir, wodurch der grosse Dichter gegen sich selbst gesündigt, wodurch er die Angriffe der blöden Thoren heraufbeschworen hat.

Byron besass kein dramatisches Talent. Es gehört dazu nicht das Anschauen der Empfindungen der Menschheit, sondern das des ganzen einzelnen Menschen nach seinen Empfindungen sowol, als nach seinem Wollen und Handeln. Macaulay hat den Mangel dieses Talents in seinem essay über Byron sehr treffend dargestellt. Er weist nach, dass in allen seinen dramatischen Stücken kein ächter Dialog zu finden ist und schliesst mit den Worten: „Man kann dreist behaupten, dass Byron nur einen Mann und ein Weib dargestellt hat: einen Mann, stolz, schwermüthig, cynisch, mit Trotz auf seinen Brauen, und Verzweiflung im Herzen, ein Verächter seiner Mitmenschen, unversöhnlich in der Rache, jedoch fähig tiefer und nachhaltiger Liebe; ein Weib, ganz Sanftmuth, ganz Edelsinn, bemüht zu liebkosen und gehätschelt zu werden, aber fähig, dass die Leidenschaft sie in eine Tigerin verwandle.“

Schon aus diesen durchaus richtigen Worten kann man ersehen, dass auch dieser eine Mann und dieses eine Weib keine möglichen, keine naturwahren Charaktere sein können. Aber dies ist für Byron ebensowenig ein Vorwurf, als für einen Dante, oder Milton, oder Klopstock. Es wäre schlimm, wenn man dies von einem Shakespeare oder Schiller sagen könnte; aber Byrons Grösse wird dadurch ebensowenig angegriffen, oder beeinträchtigt, als die unsres Goethe durch eine etwaige Bemerkung, dass weder Faust, noch Mephisto wirkliche Charaktere sind. Es sind dies Gestalten, die dem Dichter nur untergeordnet dazu dienen, die Darstellung der Empfindungen der Menschheit plastischer zu machen. Er schuf sie etwa in der Weise, wie die alten italienischen Meister das scenische Beiwerk einer Landschaft,

oder eines Tempels oder eines Gartens, in dem sich ihre Gestalten handelnd bewegen. Wenn die Bäume, Felsen, Wasserfälle, Wolken, Säulen darin auch steif, unnatürlich, geradezu plump erscheinen — was kümmerte dies den Meister? Seine ganze Vollendung, seine ganze Seele legte er in jene Gestalten und Gruppen, nicht in das Beiwerk. So war es Byron nicht um das Darstellen von handelnden Charakteren, sondern von Empfindungen zu thun. Daraus erklärt sich's auch, dass er mit solcher Unvorsichtigkeit und Nonchalance in die Darstellung seiner Gestalten allerlei Anspielungen auf seine eigene Person, seine Erlebnisse und sein Thun hineinbrachte. Sicherlich hat dabei auch manche menschliche Schwäche, namentlich Eitelkeit mitgespielt; aber es ist ebenso thöricht, sich daran zu stossen, als ihn mit seinen Helden zu identificiren und daraus Schlüsse auf seinen persönlichen Charakter zu ziehen. Solche Biographen thäten besser, die Fibel zur Hand zu nehmen und mit Schulbuben fleissig cognosco und amo und pater peccavi zu üben.

Macaulay sagt, „Byron führe uns nicht einen Menschen vor, sondern ein personificirtes Epigramm". Dies ist unklar. Seine Gestalten sind künstlich zusammengesetzte, phantastische *Formen*, bestimmt, die Träger seiner tiefsinnigen Gedanken und der ergreifenden Darstellungen der mannigfaltigsten menschlichen Empfindungen zu sein. Er verlangt durchaus, dass man seinen Blick von der Schale auf den reichen Inhalt richte, den sie darbietet. Er giebt einem Menschen alle die Eigenschaften, Neigungen und Empfindungen, welche er zur Darstellung dessen braucht, was seine Dichterseele bewegt. Unbekümmert darum, ob es möglich ist, dass sich diese verschiedenartigen Elemente in einem menschlichen Wesen vereinigen *können*, verlangt er von uns, dass wir dies *annehmen* sollen. Deswegen *beschreibt* er nur kurz die Charaktere; er *lässst sie nicht vor unserm innern Auge entstehen*. „Er analysirt sie, er lässt sie sich selbst analysiren, aber nicht sich selbst entwickeln." Er will uns durch das Zusammenwirken der von ihm angenommenen Elementarkräfte, der Empfindungen, der Neigungen und mannigfachen Seelenregungen ergreifen, und dies gelingt ihm, weil er *darin naturwahr* ist, in solchem Grade, dass

wir in der That nach der Naturwahrheit seiner Charaktere gar nicht fragen.

Wir wollen wenigstens ein Beispiel betrachten. Es mag zugleich zum Belege dienen, dass das Schaffen solcher Charaktere bei einem lyrischen Dichter aus dem Bedürfniss nach plastischer Darstellung hervorgeht. Lösen wir Childe Harold in Schilderungen der Natur- und Menschenwerke und in philosophische Betrachtungen auf, so wird eine solche Arbeit, mag sie noch so sorgfältig den Inhalt wiedergeben, zuletzt herzlich langweilig werden. Auch würde dies Gefühl wesentlich dadurch vermehrt werden, dass man dann die ganze trübe verzweifelnde Lebensanschauung, die das Gedicht athmet, dem Umarbeiter zur Last legen muss. Byron brauchte darum zunächst einen Träger dieser innern Verzweiflung, um durch ihn die mannigfaltigsten Empfindungen, welche diese stille grübelnde Melancholie in dem Busen der Menschen erregt, zur Darstellung bringen zu können. Auf diese Weise gelang es ihm zugleich, persönlich ganz zurückzutreten. (Selbstverständlich ist ihm dies Alles unbewusst * klar geworden.) Um den tiefen Seelenschmerz zu begründen, gab er ihm Stolz, Menschenverachtung, Menschenhass und dabei zugleich ein tief liebebedürftiges Herz, Eigenschaften, welche Aufsehen erregen, interessiren. Um dies allgemeine Interesse noch wirksamer zu machen, gab er ihm ein tiefes Schuldbewusstsein, dessen eigentlichen Grund er im Dunkeln liess und deutete nur leise an, dass es die Folge von sittlicher Zuchtlosigkeit, von einem Leben ohne Tugend sei. Damit hatte er für seine Kunst das Richtige getroffen. Gerade diese Unbestimmtheit in der Charakterzeichnung bewirkte, dass jeder Leser sich mit Leichtigkeit an die Stelle des Childe Harold setzen konnte. Fand doch Jeder in sich selbst ein mehr oder weniger klares Schuldbewusstsein, und wie gern erhebt sich die Menschheit über die Mitbrüder, sieht verächtlich auf ihr Thun und Treiben, ist zu Hass viel eher geneigt, als zur Liebe, während sie nach frem-

---

* Wer diesen Ausdruck „unbewusst klar werden", wunderlich findet, den weise ich auf die sehr verdienstvollen Untersuchungen von E. v. Hartmann in seinem Werke: Philosophie des Unbewussten.

der Liebe ein so tiefes Sehnen empfindet. Daher folgte man dem Ritter willig auf seiner unsteten Pilgerfahrt, und theilte willig dessen wahre und tiefe Empfindungen, obgleich keine spannende Handlung die nach Aufregung geizende Masse fesseln konnte. Dies wird zu allen Zeiten der Grund für die Theilnahme an dieser Dichtung sein. Für jene Zeit kam noch der schon früher erwähnte Umstand hinzu, dass sich mehr, als sonst, eine allgemeine Schmerzstimmung der Menschheit bemächtigt hatte. Daher der ungeheure Erfolg, den Byron bereits mit den zwei ersten, weniger vollendeten Gesängen dieses Gedichtes erregte. Schon am dritten Tage nach dem Erscheinen war die ganze Auflage vergriffen. Byron wurde der gefeiertste Held des Tages. „Ich erwachte eines Tages," sagt er, „und war ein berühmter Mann." Macaulay erzählt: „Es wurde Mode, sein Halstuch à la Byron zu knüpfen; man gewöhnte sich an gewisse melancholische Stellungen, die man für interessant hielt, weil sie dem schwärmerisch melancholischen Charakter des Childe Harold entsprachen; man affectirte eine Verachtung der Welt und ihrer Freuden. Einige Jahre hindurch erschienen in allen Zeitungen Novellen, deren Held stets ein Charakter wie Childe Harold war."

Aber so treffend und wirkungsvoll diese Darstellung des Childe Harold auch für die Kunst war, so gefährlich war sie diesmal für die Persönlichkeit des Dichters selbst. „Der Ritter," erzählt Byron, „wandelte nicht den Tugendpfad! ausser Concubinen und Schwelgereien fanden wenig irdische Dinge Gunst vor seinen Augen. Nun überfiel ihn Schlimmeres, als Unglück: er fühlte Uebersättigung. Darum wurde es ihm in seinem Heimathlande zu enge. Er hatte nur Eine geliebt, die nie die Seine werden konnte. Aber Heil ihr! Sein Kuss hätte ihren keuschen Mund entweiht. Und nun war sein Gemüth krank, und er wollte die wilden Bachanalien fliehen. Einsam wandelte er oft in freudeloser Träumerei, bis er sich entschloss, den brennenden Süden aufzusuchen. Durch Vergnügen vergiftet, verlangte es ihn nach Schmerz, und sollte er den Wechsel bei den Schatten der Unterwelt finden. Zuweilen inmitten der heitersten Laune zuckte ein sonderbarer Schmerz über des Ritters Brauen, als ob das Andenken an irgend eine

tödtliche Fehde, oder enttäuschte Leidenschaft tief im Innern laure.“

Alles dies stimmte scheinbar ganz genau mit des Dichters eigenem Leben überein. Hatte er doch vor seiner Reise geschwelgt, locker gelebt, in der Einsamkeit seinen Träumen nachgehangen. Hatte er doch in seiner Liebe Schiffbruch gelitten. So war denn alles gegeben, was der Klatschsucht die rechte Nahrung darzubieten vermag, und sie schoss auch sehr bald ins Kraut und begann überall ihre widerlich stinkenden Blüthen zu treiben. Vergebens betonte Byron in der Einleitung, dass man hinter Harold keine wirkliche Persönlichkeit suchen solle, dass diese Gestalt nur das Kind seiner Muse sei; die Menge, unbekannt mit der Schaffensweise eines Dichtergenius, hielt seine Worte für leere Prüderie und begann um so eifriger, alle seine Bewegungen zu überwachen, auszukundschaften und durch gräuliche Zusätze zu entstellen. Der Dichter zog sich verstimmt in seine Einsamkeit zurück und schuf die neuen Gestalten eines Lara, Corsair, Giaour. Sie mussten naturgemäss Childe Harold ähnlich werden, er musste ihnen naturgemäss ein tiefes Schuldbewusstsein geben. Dadurch bekam die Klatschsucht immer mehr Aufwasser; sie wurde noch erhöht durch Byron's leidenschaftliche Heftigkeit. Walter Scott, der ihm persönlich befreundet war, sagt: „Tadelnde Einwürfe eines Freundes, über dessen gute Absicht und Herzensgüte er im Klaren war, hatten oft bei ihm ein grosses Gewicht. Aber blossen Tadel ertrug er mit Ungeduld und Vorwürfe bestärkten ihn in seinem Irrthum, so dass er oft dem edeln Schlachtross glich, das in den Stahl rennt, der es verwundete. In der peinvollsten Krisis seines Privatlebens zeigte er jene Reizbarkeit und Ungeduld gegen jede Censur in solchem Grade, dass er geradezu dem edeln Opfer des Stierkampfes ähnlich war, welches durch die Pfeile, das Gelächter und die kleinlichen Quälereien des unwürdigen Pöbels hinter den Schranken mehr gereizt wird, als durch die Lanze seines noblern und so zu sagen mehr legitimen Gegners.“

Byron hatte schon durch seine „English bards and Scotch reviewers“ das Heer der Kritikaster gegen sich aufgehetzt. Er wurde selbst bitter und bissig genug; aber der Schaden war auf seiner Seite. Die Leute nahmen zu den gemeinsten Mitteln

ıre Zuflucht, machten wiederholt Anspielungen auf sein kör-erliches Gebrechen — er hatte einen Klumpfuss – und pei-igten ihn mit Nadelstichen, gegen die er nur zu empfindlich 'ar. Nun kam seine unglückliche Ehe, der treulose Verrath ìines thörichten Weibes, — und seine Abreise unter dem [ussah und Pfeifen des „süssen mob". Gleich darauf erschie-en die letzten Gesänge des Childe Harold und Manfred, dessen ınere Verzweiflung, Zerrissenheit, Ruhelosigkeit wieder durch in tiefes Schuldbewusstsein begründet wird, über dessen Ent-:ehung und Ursache der Dichter uns im Dunkeln lässt. Childe [arold's Charakter erscheint in demselben Lichte, wie in den rsten zwei Gesängen; die Darstellung ist nur verschärft, ber nicht verändert. Sein Herz trägt Wunden, die nicht ɔdten, aber nie heilen. Den Zauberbecher des Lebens, der ur am Rande funkelt, hatte er zu früh geleert und gefunden, ass die Hefe wurmzerfressen ist. Er füllte ihn wieder aus inem reinern Borne, auf heiligerm Grunde und hielt nun seine Quelle für beständig; aber umsonst! Unsichtbar schlang sich m ihn eine Kette, die ihn beständig marterte, und schwer ge-ug drückte, obgleich ihr Rasseln Niemand hörte. Er war stolz ı seiner Verzweiflung, die in sich selbst ein Leben finden onnte, das den Umgang mit der Menschheit ausschloss."

Dazu fügte er jene ergreifenden Liebes-Klagen um die Beraubung seines Töchterchens Ada und auch jenes schon rüher erwähnte Wort: And thus untaught in youth my heart ɔ tame, my springs of life were poison'd. 'Tis too late! die 'undgrube des Witzes für so viele Biographen. Kein Wunder, ass man nun allgemein im Recht zu sein glaubte, Byron mit einen Helden, namentlich mit Childe Harold und Manfred voll-tändig zu identificiren. Wer verstand damals die Natur eines Dichters und seine poetische Schaffensweise? Niemand begriff len Inhalt der Strophe aus dem Eingang zum dritten Gesange:

'Tis to create and in creating live
A being more intense that we endow
With form our fancy, gaining as we give
The life we image, even as I do now.
What am I? Nothing: but not so art thou,
Soul of my thought! with whom I traverse earth

Invisible but gazing, as I glow
Mix'd with thy spirit, blended with thy birth
And feeling still with thee in my crush'd feelings dearth.

(In wörtlicher Uebersetzung: Um zu schaffen und im Schaffen ein intensiveres Dasein zu leben, begaben wir mit Form unsere Phantasie, gewinnend, während wir das Leben darreichen, das wir bilden, gerade so, wie ich's jetzt thue. Was bin ich? Nichts; aber nicht so bist du, Seele meiner Gedanken, mit der ich die Erde durchwandere, unsichtbar, aber schauend, während ich erglühe, durchdrungen von Deinem Geiste, belebt durch deine Erzeugungskraft und mit dir noch fühlend selbst in der Dürre meines jetzt so misshandelten Gemüthes.)

Der verständige Leser meiner Darstellung wird diese Worte begreifen; aber damals konnten sie nur ächten Dichtern klar werden. Von allen Andern wurden sie übersehen und man verrannte sich immer wüster in ein gräuliches Geschwätz. Die ganze Welt betheiligte sich an diesem Riesenklatsch. Byron, den grossen Dichter, der in seinem kurzen Leben mehr geschaffen und gearbeitet hat, als der ganze mob der Kritikaster zusammengenommen, machte man zu einem faulen, blasirten Roué; Byron, den hochherzigen, edeln, liebevollen Menschen zu einer gemeinen, verworfenen Creatur. Um die Sündenschuld, die man ihm andichtete, zu begründen, erfand man die abenteuerlichsten Märchen und gräulichsten Klatschgeschichten. Zu keiner andern Zeit ist diese widerliche Schattenseite der grossen Menge in ihrer ganzen Erbärmlichkeit so grell ans Licht getreten. Sie bemächtigte sich zuletzt wie ein böser Rausch der ganzen europäischen Bevölkerung. Ist doch selbst Goethe in seiner Beurtheilung des Manfred unvorsichtig genug gewesen, die boshafte Erfindung, dass Byron selbst eine Blutschuld in sich trage, ohne Kritik nachzusprechen! Freilich haben sich auch selten die Umstände so vereinigt, um der Klatschsucht eine scheinbare Berechtigung zu geben. Der sogenannte „gesunde Menschenverstand,“ der allenfalls da richtig zu urtheilen vermag, wo es sich um Pfeffer und Salz, um Tagelöhnerarbeit, um Prügeleien in der Schänke, um die handgreiflichsten, ganz nahe liegenden Dinge handelt, erhielt ein scheinbares Recht, durch Hinweis auf den Dichter die höchsten Fragen der Mensch-

durch Hinweis auf den Dichter die höchsten Fragen der Menschheit endgültig zu entscheiden. „Seht die Folgen der Sünde“, schrien die Frommen im Verein mit der ganzen Priesterzunft, „wollt Ihr noch zweifeln an den „ewigen, heiligen Wahrheiten der Religion?“ Seht auf Byron, den Sünder, den Religionsverächter!“ „'T is shocking!“ bekräftigten die Ladies, die so eben im Geheim sich am Don Juan und den Schilderungen sinnlicher Liebe ergötzt hatten. „Das sind die Folgen eines Lebens ohne Tugend,“ schrien die Moralprediger, den kriechenden Hofpoetaster Southey an der Spitze, „seht den lasterhaften Lord, seht die Folgen seines Lebens in seinen unmoralischen Gedichten.“ „Die Werke dieser „satanic school,“ zeterte der neidische scribbler, „müssen durch die Staatsgewalt unterdrückt werden!“ „He is right, quite right!“ bekräftigten die alten Weiber, putzten ihren Sprösslingen die Nase und erzählten ihnen die Thaten des lasterhaften Byron zum abschreckenden Exempel. Alle Zeitungen, alle Journale und reviews wetteiferten in unsinnigen Bemerkungen und Kritiken, von denen selbst die besten nur den Beweis liefern, mit welcher Gewandtheit der menschliche Geist auf falschen Voraussetzungen ein himmelhohes Gebäude durch Trugschlüsse zu errichten vermag.

Des Dichters wahre Freunde versuchten zwar oft genug, ihn zu rechtfertigen; aber sie verstanden nicht, die Thorheit in der Wurzel anzugreifen, was durchaus nöthig war, um das Geschrei zum Schweigen zu bringen. Man wird vergebens versuchen, eine durch solche Lieblingsbeschäftigung aufgeregte Masse zu überschreien. Allen Versicherungen wurde mit Achselzucken das Sprüchwort: „Freundeslob hinkt“ entgegengehalten.

Dies sind die wahren Gründe für die Angriffe, welche den grossen Dichter getroffen haben. Er wurde sein eigenes Opfer nicht durch Sündenschuld — denn er besass deren nicht mehr, als ein Goethe, oder der lustige Fielding und andere Dichter, die wie er „viel geliebt“ haben — nicht durch Schwelgerei — denn er lebte zu Zeiten, um seine zunehmende Körperfülle zu schwächen, wie ein Anachoret — nicht durch Menschenhass — denn sein edles wohlwollendes Herz, dass nur zu leicht sich jedem Bittenden öffnete, kannte diesen Hass garnicht — nicht durch höllischen Stolz — denn er verachtete nur das thöricht

Geschwätz der grossen Menge, sowie Jeden, den sein Scharfblick als unwahren heuchlerischen Charakter erkannte — sondern gerade durch die naive Schönheit seines grossen dichterischen Genius und durch die naive Offenheit seines Wesens, das bei seiner Reizbarkeit und leidenschaftlichen Heftigkeit heimtückischen Kniffen und Ränken nicht gewachsen war.

Nach seinem Tode, nachdem die Gegner ihm noch den letzten Hornstoss versetzt und die Beisetzung seiner Leiche in der Westminsterabtei hintertrieben hatten, begann das Geschwätz allmählich zu verstummen. Unsere Zeit hat den alten Klatsch wieder aufgerührt und pedantische Schulmeisterklugheit hat als neueste Errungenschaft hinzugefügt, dass Alles die Folge schlechter Erziehung gewesen sei! Guter Byron, du sollst nun durchaus ein schwerer Sünder mit tiefem Schuldbewusstsein und ruhelosem, zerrissenem Gemüth gewesen sein!

Auch sogar seine letzte Liebesthat, die Aufopferung für die Sache der Griechen hat man aus diesem Gefühl der eigenen Unwürdigkeit ableiten wollen. Macaulay hat die Unbesonnenheit gehabt, dies in die Welt zu schreien und das ganze unkritische Heer der Nachbeter hat es ihm gehorsamst nachgeschwatzt. Haben die Menschen, welche dies behaupten, seine Briefe und Tagebücher und die Notizen seiner Freunde gelesen? Leider besitzt der Philister hinter seinem Ofen selten eine Idee von rechtem Edelsinn und jener Begeisterung, die sich bis zu persönlicher Aufopferung steigern kann. Er freut sich, wenn sie ihm zu Gute kommt; im Uebrigen schilt er sie als Thorheit und sucht die eigennützigen Motive, die ihn bei seinem Thun leiten, auch ihr unterzuschieben. Byron ging nach Griechenland aus reiner Hingabe an die Sache der Freiheit des alten Heldenvolkes, das einst die Perserkönige besiegt und so grossartige Geisteswerke der Nachwelt hinterlassen hat. Er hatte sich in ähnlichem Edelsinn schon vorher der Sache der unterdrückten Italiener gegen Oesterreich angenommen. Ein gewisser romantischer Hang, an der Spitze einer treuen Schaar mit dem Schwerte in der Hand in wackerm Kampfe für eine gute Sache zu streiten und zu fallen, hat wohl auch dabei mitgespielt; aber wahrlich nicht das Bestreben, ein „unwürdiges Leben“ durch einen wackern Tod zu sühnen.

Eydtkuhnen. A. Goerth.

# Pope und seine Zeit.

---

Es ist eine noch nicht in allen Kreisen antiquirte Anschauung, dass hervorragende Schriftsteller den Geist ihrer Zeit stark beeinflussen, ja ihn sogar in ganz neue Bahnen zu lenken vermögen. Noch hört man wohl Voltaire, den Vater der Revolution, die Encyclopädisten, die Erzeuger der Freigeisterei nennen, und doch ist keine Ansicht verkehrter. Es sind ganz andre Faktoren, die hier bestimmend einwirken. Die menschliche Natur ist im Allgemeinen aus viel zu zähem Stoff, als dass sie die von Alters hergebrachten, mit ihrem inneren Leben gleichsam verwachsenen Ideen neuen Philosophemen eines geistreichen Metaphysikers oder den schwungvollen Versen eines Poeten zu Lieb, selbst wenn diese vorausschauend das Richtigere geahnt hätten, aufgeben sollte.

Nicht konnten die Angriffe eines Savonarola, nicht vermochte die Ueberzeugungstreue eines Huss die mittelalterliche Idee zum Wanken zu bringen; erst musste das Wiederaufleben der Antike sich in so und so viel Geistern vollzogen haben, erst musste die Entdeckung des Columbus bewiesen haben, dass die Erde wirklich eine Kugel ist, und dass es für uns Menschen kein Unten und kein Oben giebt.

Und ähnlich verhält es sich mit dem Kunstgeschmack. Noch hört und liest man vielfach, wie dieser oder jener Schriftsteller massgebend für den Geschmack seiner Zeit gewesen, ja dass er sogar den eignen Geschmack der Mitwelt aufgedrückt habe. Allein auch diese Anschauung ist eine verkehrte. Eben-

sowenig wie der Dichter für neue Anschauungen und Ideen, die nicht im Zeitgeist begründet sind, wirksam Propaganda machen kann, ebensowenig kann er seinen Kunstgeschmack, wenn er nicht zeitgemäss ist, populär machen. Man missverstehe mich nicht.

Es soll hiermit keineswegs geleugnet werden, dass der Dichter neuauftauchenden Ideen Eingang in weiteren Kreisen verschaffen, noch auch, dass er eine Geschmacksrichtung, die in der Zeit begründet liegt, durch künstlerische Ausbildung für lange Zeit als massgebend hinstellen kann. Immerhin aber bleibt er selbst ein Product seiner Zeit und wird von ihren Strömungen, wenn auch nicht blindlings beherrscht, so doch mindestens stark beeinflusst, die Vorzüge wie andrerseits die Mängel derselben werden sich in seinen Schriften documentiren, ja sie werden sich seinem Talente anheften.

Wollen wir daher über die Ursprünglichkeit eines Talentes zu Gericht sitzen, so müssen wir vor Allem diese Zuthaten, um mich so auszudrücken, zu erkennen suchen; und zwar vermögen wir das nur durch eine genaue Sondirung der religiösen, der politischen, der künstlerischen Bestrebungen, kurz der ganzen geistigen Atmosphäre der Zeit, in der dasselbe auftritt. Es steigt dadurch nicht nur ein Shakespeare von seiner fast übermenschlichen Höhe einen Schritt zu uns herab, es wird auch andrerseits ein nur einseitig ausgebildetes Talent in unsern Augen gewinnen. Das der Standpunkt, von dem aus wir einen Blick werfen wollen auf das so viel gepriesene, so viel geschmähte augusteische Zeitalter der englischen Literatur und zwar mit directer Beziehung auf den Hauptrepräsentanten derselben, Pope, welchen wir, um dies gleich vorauszuschicken, keineswegs in überschwänglicher Weise, wie Lord Byron es gethan, zu den Sternen erster Grösse rechnen, mit dessen Herabsetzung aber zu einem puren Verstandesdichter wir uns ebensowenig einverstanden erklären können.

Seit der Kirchenreform Heinrich VIII. war bis zur Zeit, in der Pope auftrat, ein Zeitraum von ungefähr zweihundert Jahren dahingegangen, der mit nur geringen Unterbrechungen angefüllt ist mit offenen und versteckten Angriffen der verschie-

denen Religionsparteien gegen einander, mit blutigen Kämpfen, mit schonungslosen Verfolgungen der Unterdrückten. Und wie oft hatte sich das Blatt gewandt! Dabei war die Würde des Staates nur von der Elisabeth und dem vielverschrienen Cromwell gewahrt, von den übrigen Herrschern aber auf nichtswürdige Weise hintenangesetzt worden. Wo sollte da Selbstvertrauen, Vaterlandsgefühl herkommen? Ein Gefühl des Missbehagens, der Unsicherheit, des Zweifels an den jeweiligen Zuständen hatte sich der Bürger bemächtigt; sie waren kleinmüthig, beschränkt geworden, immer noch lag die Furcht vor dem Katholicismus wie ein Alp auf der Brust der englischen Protestanten, die doch jetzt die ungeheure Mehrheit der Nation ausmachten. Eine Furcht, die neue Nahrung gewann, als die kinderlose Königin Anna ihre Gunst den Tories zuwandte, welche offen Rückführung der vertriebenen Stuarts auf ihre Fahne geschrieben hatten.

Der grosse Oranier hatte freilich den Versuch gemacht, den Grundsätzen religiöser Duldung auch in England Eingang zu verschaffen; dies war ihm aber nur zum Theil, nur in Bezug auf die verschiedenen protestantischen Bekenntnisse gelungen. Der Kampf gegen Rom, der immerhin noch etwas Nationales in sich hatte, dauerte fort. Aber auch die Anfeindungen unter den Ersteren hörten darum nicht auf. Nicht mehr im offenen Felde, aber von der Kanzel herab, in Satiren und Pamphleten wurde weidlich weitergezankt.

Was aber der ganzen Zeit ein so widerliches Gepräge verleiht, ist dass über diesen dogmatischen Streitigkeiten die Religion selber, ja sogar der Glaube an die verfochtene Sache abhandengekommen war. Der Geist ist entflohen, der Apparat ist aber noch nicht vernuzt, er arbeitet nach wie vor weiter. Es hatte sich nämlich inzwischen eine Umwandlung in den Anschauungen der Gebildeten jener Periode vollzogen: Newton hatte das Gesetz der gegenseitigen Anziehungskraft der stofflichen Welt entdeckt, er hatte nachgewiesen, dass dasselbe Gesetz, welches einen Stein von einer Höhe herab zur Erde fallen lässt, auch in den fernsten Fernen des Universums thätig ist und Planeten und Fixsternen ihre Bahnen vorschreibt. Himmel und Hölle

der Gläubigen waren somit wenigstens räumlich unmöglich gemacht. Obgleich er selber mit einer gewissen peinlichen Beflissenheit an seinem strenggläubigen Christenthum festhielt, hatten doch statt seiner andre Männer der Wissenschaft kühn die Consequenzen gezogen und waren, mit den religiösen Anschauungen der Menge zerfallen, zu jenen naturreligiösen Anschauungen gekommen, die in den Schriften der englischen Deisten ihren Ausdruck fanden; andere frivolere Geister, und diese bildeten zu jener Zeit die ungeheure Mehrheit, waren in eine übel begründete Freigeisterei versunken, die von cynischem Nihilismus nicht fern war, obgleich sie äusseres Kirchenthum natürlich nur aus politischen oder egoistischen Motiven hoch hielten und verfochten.

Und wie moralisch herunter war das damalige Geschlecht: Auf die allzustrenge pedantische Ascese der Rundköpfe war die schamloseste Liederlichkeit unter der Herrschaft der rückkehrenden Stuarts gefolgt, und diese hatte fast ein ganzes Menschenalter hindurch ihren verderblichen Einfluss auf Staat und Familie ausgeübt. Man war freilich endlich zur Besinnung gekommen; man bemühte sich ernstlich andere Bahnen wieder einzuschlagen, aber man war so weit gesunken, dass darüber Unsicherheit herrschte, was zu dem Erlaubten, was zu dem Unerlaubten gehöre.

Und wie war es nun um den Kunstgeschmack bestellt? Noch galt freilich die Antike als Muster, doch nicht mehr war ihr Cultus wie zur Zeit der Elisabeth eine naturgemässe freudige Hingabe an dieselbe. Nein, man war hochmüthig geworden, man glaubte sie durch neue, durch französische Kunstproducte überholt. Dass Boileau sein Vorbild Horaz, dass Racine Sophokles wenigstens erreicht, ward allgemein geglaubt. Die Herrschaft des französischen Geschmacks war so fest begründet, dass noch fast ein Jahrhundert nach der Vertreibung der Stuarts vergehen musste, ehe das nationale Element in der Literatur wieder zur Besinnung kam.

Wir müssen freilich annehmen, dass der eigentliche Kern der Bevölkerung, der Kleinbürgerstand, der zu Shakespeare's Zeiten nachweislich so lebhaften Antheil an der vaterländischen

Literatur genommen, von diesen Einflüssen nur äusserlich berührt wurde. Zunächst war seine Lage nicht derartig, dass er die zur Hingabe an die Literaturgenüsse so nothwendige innere und äussere Ruhe und Unbefangenheit gefunden hätte. Und wenn er auch Sonntags die Theater füllte, um sich nach den Sorgen und Mühen der Woche einmal recht tüchtig auszulachen, so konnte doch eben das, was ihm dort geboten wurde, nicht zu einer nähern Bekanntschaft mit der Tagesliteratur einladen. Auch war die Erinnerung an eine bessre Zeit noch nicht so ganz geschwunden. Die Riesengestalt eines Shakespeare war, wenn auch nur in unsichern, verwischten Umrissen, in dem Andenken der Menge geblieben. Er ist nie so ganz vergessen worden, wie vielfach angenommen wird, sein Hamlet besonders ist nie von der Bühne geschwunden. Einen Beleg hierzu liefern die Dichter jener Periode selbst durch die Verballhornisirung seiner Stücke. Dieselben Leute, die mit souveräner Verachtung auf ihn, den gothischen Barbaren, herabsehen möchten, müssen nothgedrungen seine Grösse, natürlich unter allerhand möglichen Verklausulirungen anerkennen. Sie glauben aber der Welt und Shakespeare's Andenken einen grossen Dienst erwiesen zu haben, wenn sie den Versuch machen, Shakespearesche Helden in eine französische Schnürbrust einzuengen und auf französisch-antikem Cothurn einherschreiten zu lassen.

Das Interesse an der Literatur war also nur bei den eigentlichen Weltleuten, bei den Leuten von Ton vorhanden, ein grosser, schwerwiegender Uebelstand für Dichter der Zeit, die sich nicht an das Volk, sondern nur an Coterien wenden konnten. Tories und Whigs standen sich noch mit einer Schroffheit gegenüber, von der wir jetzt kaum noch eine Vorstellung haben. Jedes von der einen Partei gewonnene Talent war eine Niederlage für die andere, und so war das Mäcenatenthum seit Vertreibung der Stuarts auf die Häupter der politischen Parteien übergegangen. Jedes neu auftauchende Talent wurde von ihnen gleichsam mit Beschlag belegt. In demselben Masse aber wie hierdurch die äusseren Verhältnisse der schriftstellerischen Talente sich hoben, denn Sinecuren aller Art, einträgliche Privat- und Staatsanstellungen waren der reichlich gereichte und meist gierig erhaschte Köder, in demselben Masse musste wahre

Kunst dabei herunterkommen; und so kann es nicht weiter Wunder nehmen, dass alle literarischen Erzeugnisse, in welcher Form sie auch auftreten mochten, ob als directe Satire, ob als Lehrgedicht, als Novelle oder als Drama, ja bis zu Addison's Cato hinauf, Parteischriften nach der einen oder andern Richtung hin wurden. War doch letztgenannter Dichter mit seinem Freunde Steele der Stolz der Whigs, wie andrerseits Pope und Swift, letzterer nach seiner aus persönlichen und selbstsüchtigen Motiven veranlassten Wandlung, die Gefeierten der Tories waren. Wahre Poesie fand unter solchen Umständen kein Verständniss, keine Stätte, und selbst ein ursprüngliches Dichtergenie musste von seiner Bahn abgelenkt werden.

Pope selbst nun stand den politischen Parteien noch verhältnissmässig fern, obgleich sein Katholicismus ihn den Tories geneigt machte. Aber gerade dieser Katholicismus war es, der ihn vor einem allzuengen Anschluss an die Partei bewahrte; denn noch war derselbe so sehr im Verruf, dass Pope, als Bekenner desselben, von den Landesuniversitäten ausgeschlossen war. Ein Umstand, der, wie es scheint, für seinen Bildungsgang von keinem, für seine Charakterbildung jedoch nicht ohne Nachtheil geblieben ist. Er steht jedoch keineswegs den Bestrebungen seiner Zeit fern, er ist im Gegentheil, wie jeder wahre Dichter, ein echtes Kind seiner Zeit und hat neben Swift, seinem ausdauernden Freunde, dem Geist derselben am besten Ausdruck verliehen. Auch in soweit harmonirt er mit seinen Zeitgenossen, dass sein kirchliches Bekenntniss nur rein äusserlich ist; in seinen Schriften documentirt er sich als reiner Deist, obgleich er sich feierlich dagegen zu verwahren sucht. Während Swift's Schriften uns die religiösen und politischen Parteigetriebe der Zeit in lebendiger, oft drastischer Weise vorführen, werden wir durch Pope in den feinen und vielfach raffinirten Ton der nobeln Gesellschaft eingeweiht. Beider Werke allein schon würden hinreichen, ein klares und ziemlich vollständiges Bild jener Epoche zu liefern.

Pope ist also durch die Ungunst der Zeitverhältnisse der Dichter einer gewissen Coterie geworden, durch die einseitige Geschmacksrichtung der Zeit wurden nicht Shakespeare, obgleich

er diesen edirte, und die Griechen, sondern Dryden, Boileau und in zweiter Reihe Horaz, Virgil seine Vorbilder. War er nun kein ursprüngliches echtes Dichtertalent, sondern nur ein talentvoller Verstandesdichter, so war es unabweislich, dass er in der herrschenden Richtung seine volle Befriedigung fand, dass er volltsändig darin aufging. Dass er dies aber nicht that, dass er Werke hinterlassen, die sich in das allgemeine Register seiner Schriften absolut nicht einfügen wollen, Werke, in denen er nur Pope ist, und zwar der von seinen vielen Nachahmern unerreichte Pope, Werke, die von reicher Phantasie zeugen, in denen echtmenschliches Gefühl wahr und ungekünstelt zu Tage tritt, beweist das Gegentheil, beweist, dass der wahre Dichterfunke in ihm gesprüht hat.

Wir räumen ein, dass deren verhältnissmässig wenige sind, aber diese wenigen zeugen um so lauter für ihn.

Zunächst wird wohl von fast allen Kennern Pope's zugegeben, dass er in seinen Nachahmungen seine Vorbilder weit überholt hat, dass er ähnlich wie Shakespeare die übernommenen Stoffe vertieft und ihnen einen poetischen Hauch verliehen hat. Von den antiken Stoffen muss dabei selbstredend abgesehen werden, diese hat er durch eine französische Brille angesehen und sie ganz geflissentlich modernisirt. Dass er aber auch hierin seine besondere Eigenart zur Geltung brachte, beweist seine Anglicanisirung des Homer, die vielen nachfolgenden Uebersetzungen zum Trotz in England noch immer bevorzugt wird.

Wir haben hauptsächlich drei Gedichte von ihm im Auge, den Lockenraub, die Elegie auf den Tod eines unglücklichen Mädchens, und seine Epistel der Heloise an Abelard, die, obgleich allgemein bekannt, doch unsrer Ansicht nach bei der Würdigung von Pope's Talent zu wenig berücksichtigt worden sind. Wer hätte je den Lockenraub gelesen ohne von den übersprudelnden Phantasiegebilden, von dem liebenswürdigen heitern Humor, von der mosaikartigen Ausarbeitung der Scenerie, von dem Schmelz der Sprache entzückt zu werden? Und wie einfach ist das Sujet, das ihm vorliegt! Ein Liebhaber hat der Dame seines Herzens eine Locke geraubt und sich dadurch ihre Ungunst zugezogen. Was aber hat seine Phantasie daraus

geschaffen! Himmel und Erde hat er gleichsam bevölkert, süss-verlockende, neckisch-schäkernde und wirklich erhabene Töne schlägt er an und hat daraus das liebenswürdigste, anziehendste humoristische Gedicht der englischen Literatur geschaffen.

Rechnet man dazu, dass das Gedicht zunächst in der Absicht verfasst wurde, die getrennten Liebenden wieder zu vereinigen, so ist das für seinen Charakter, der uns nicht sehr rosig geschildert wird, ein gutes Zeichen. Aber wir sehen ihn auch, ihn, den Dichter der nobeln Gesellschaft, und das ist ein wichtiges Moment für ihn, in seiner Elegie auf den Tod eines unglücklichen Mädchens, mit dem ganzen Schwunge dichterischer Begeisterung für eine Unglückliche eintreten, die aus eben diesem Kreise, aus Familie und Vaterland, weil sie es gewagt hat, anders zu fühlen und zu denken, aus Vorurtheil und Hartherzigkeit vertrieben, in der Fremde in Verzweiflung durch Selbstmord endet.

Die weichen, wahrhaft elegischen Töne, die er abwechselnd mit von edlem Zorn und sittlicher Entrüstung zeugenden gewaltigen Tönen seiner Leier entlockt, sprechen zu Herzen, denn sie kommen vom Herzen. Das Gedicht ist nicht gedacht, sondern empfunden.

Leider treffen wir Pope nur selten auf dieser Fährte. Aber er hat noch ein Document hinterlassen, das laut bekundet, was von seinem Genius unter glücklicheren Zeitumständen zu erwarten gewesen wäre. Wer erkennt in seinem unvergleichlichen Gedicht: Heloïse an Abelard, den Dichter der Dunciad oder des Essay on Man wieder? wenn nicht etwa an der äussern Formgewandtheit, die auch hier überall gewahrt ist, an dem Tonfall und Klang der Verse.

Wie Shakespeare in seinem Gedicht Venus und Adonis das überströmende Feuer sinnlich entbrannter Liebe unvergleichlich, freilich bis hart an die Grenze des Erlaubten gehend, geschildert, wie er alle Töne einer vergeblich nach Erhörung ringenden Seele erschöpft hat, so hat Pope in diesem Gedicht, bei der Schilderung einer edleren Leidenschaft, der die Sinnlichkeit nur als naturgemässe Beigabe anhaftet, alle Höhen und Tiefen des menschlichen Herzens durchforscht und ans Licht gekehrt.

Es ist vom Standpunkte der darin handelnden Person aufgefasst, ein Kampf der ringenden Seele zwischen Himmel und Hölle, ein Kampf der Pflichten gegen Gott und einer sündhaften irdischen Leidenschaft, von einem geläuterten freieren Standpunkt aus aber ein Kampf der unverfälschten menschlichen Natur gegen Convenienz und Vorurtheil, ein Kampf der freien Selbstbestimmung gegen unwürdige Fesseln, ein Kampf der Stimme der Natur gegen einen Wahnbegriff. Der Dichter steht in seinem Bewusstsein auf letzterm Standpunkt.

Wie hinreissend aber hat er das Wiedererwachen der scheintodt gemachten Leidenschaft geschildert. Im ersten Aufwallen reissen alle künstlich aufgeworfenen Wälle wie nichtige Spreu auseinander, der durch Fasten, Beten, Casteiungen erträumte Kirchhofsfrieden erweist sich als nichtig, als haltlos. Heloise erwacht wie aus einem langen schweren Traume. Die Stimme der Natur hat gesprochen; in den Augen der Nonne, freilich der irdischen, d. h. sündhaften Natur. Daher erneuerter aber vergeblicher Seelenkampf.

Dass hier von einem verstandesmässigen Arrangiren, von kalter Reflexion nicht die Rede sein kann, muss jedem Unbefangenen einleuchten. Der ganze Apparat von Elfen und Feen ist hier vergessen, die äussere Form, so correct sie auch ist, tritt gegen den Inhalt zurück, der Dichter schöpft aus seinem Innern, er hat einmal das Angelernte, das Convenienzmässige zur Nebensache gemacht und giebt sich natürlich. Wird dies aber zugegeben, so können wir nach obigen Ausführungen Pope nicht unter die gemachten Dichter rechnen, wir müssen in ihm vielmehr ein bedeutendes, ursprüngliches echtes Dichtertalent erblicken, von dem wir nur zu bedauern haben, dass es nicht unter günstigeren Zeitverhältnissen zur Blüthe gekommen.

In Beifolgendem geben wir eine Probe des Gedichtes in deutscher Uebertragung. Wir sind bei der Abfassung dem Autor möglichst genau, doch nicht sclavisch gefolgt. Bei einem Dichter wie Pope, bei dem die äussere Form eine so hervorragende Rolle spielt, braucht nicht jedes Wort so auf die Wagschale gelegt zu werden, wie etwa bei Milton oder Shakespeare; doch sind wir seinem Ideengang gerecht geworden und haben

versucht, ihm in Ton und Klang der Verse nahe zu kommen, indem wir vor Allem auf volle Reime sahen, und die Verschränkung der Verse möglichst vermieden. An manchen Stellen ist es uns gelungen das Original fast wörtlich zu copiren.

Das mitgetheilte ist etwa der dritte Theil des Gedichts, welches hier zu einem gewissen Ruhepunkt gelangt. Derselbe leidenschaftliche Ton bleibt demselben auch ferner eigenthümlich, gegen Ende, wo die Resignation durchdringt, bekommt er eine passende elegische Färbung.

Einzelne wenige Stellen, in denen ein Gedanke auf Kosten des Ganzen zu sehr ausgesponnen ist, sind wohl nicht aus dem ersten Guss und rühren von einer spätern Ueberarbeitung oder Ueberfeinerung her. An zwei Stellen, wo dies den Fluss des Ganzen stören konnte, haben wir uns Kürzungen erlaubt.

Zur Einführung in die Situation sei noch erwähnt, dass der Heloise nach jahrelanger Trennung ein Brief Abelards, in welchem dieser einem Freunde die tragische Geschichte seines Unglücks mittheilt, durch Zufall in die Hände gespielt worden ist.

## Heloise an Abelard.

---

Woher, woher an diesem heilgen Orte,
Wo dumpfe Schwermuth finster grübelnd weilt,
Wo nur zum Himmel sich Gedanken, Worte
Aufschwingen, wo die tiefste Wunde heilt,
Woher der Aufruhr in der Jungfrau Brust,
Hier, wo erstarrt der Schmerz, wo stirbt die Lust?
Wie oder schweifen, trotzend allen Schranken,
Hinaus von dannen, weithin die Gedanken?
Wie noch entbrennt mein Herz, noch wallt mein Blut?
Hilf Gott, ich liebe noch mit alter Gluth!
Sein Name hat mich meinem Wahn entrissen,
Ich seh ihn hier und muss ihn bebend küssen.

O, nenn' ihn nicht, sprich ihn nicht aus, o Mund,
Den unheilvollen, ach so theuren Laut!
Dem stillen Herzen bleib er anvertraut,
Dort sei verbannt er auf den tiefsten Grund,
Wo sich sein Bild mit Gottes mischend eint.
Schreib ihn nicht nieder, Hand, doch schon erscheint
Geschrieben „Abelard“. O, strömet nieder,
Ihr Thränen, und verwischt die Züge wieder!
Doch Heloise weint umsonst und sorgt,
Das Herz gebietet, und die Hand gehorcht.

Ihr kalten Mauern, die ihr oft vernommen
Der Seele Weinen, Seufzer tief beklommen,
Ihr Felsenstufen, unterm Druck geschwunden
Wankender Knie, die sich hinaufgewunden,
Ihr dumpfen Zellen, wo bei Zwielichtscheine
Die Dornenruthe schwankt, ihr heilgen Schreine,
Vor denen bleiche Jungfraun wachen, härmen,
Ihr Heil'gen, deren Bilder weinen lernen,
Zwar werd' ich kalt und stumm wie ihr, allein
Noch werd' ich nicht entmenschlicht ganz zu Stein.
Noch höre ich nicht ganz dem Himmel an,
Ein Theil ist ihm, ihm dem geliebten Mann.
Noch hält rebellisch die Natur mit Macht
Das halbe Herz; kein Beten, Fasten macht
Auch Thränen nicht, und wär'n's Millionen Tropfen,
Den eigensinn'gen Pulsschlag leiser klopfen.

Kaum als Dein Schreiben bebend ich erbrach,
Da rief Dein Name all mein Leiden wach.
O Name, ewig traurig, ewig theuer,
Gehaucht in Seufzern, bald mit Liebesfeuer!
Ich zittre stets, wo meinen ich erblick',
Ein grosses Unglück ist nicht weit zurück.
Thränenden Aug's ich Deinen Brief durcheile,
Ach, neues Weh weckt jede neue Zeile!
Noch liebeswarm, da welkt die Jugend mir
In eines Klosters einsamem Revier,
Hier dämpfte strenge Büssung meine Triebe,
Hier starb die beste Leidenschaft — die Liebe.

Und dennoch schreib', ja schreibe Alles mir,
Damit ich weinen, seufzen kann mit Dir.
Die Macht entreissen uns selbst Feinde nie,
Und Abelard wär' wen'ger mild als sie?

Noch hab' ich Thränen und brauch' nicht zu sparen,
Wieviel ich betend auch vergoss seit Jahren.
Von allen Wünschen hab' ich noch den einen,
Den letzten Wunsch, zu lesen und zu weinen.
Drum theil Dein Wehe! diesen Trost lass mir.
Ja mehr als theile, gieb es ganz von Dir!
Der Himmel hat das Schreiben uns gelehrt,
Zunächst wohl, weil er milde hat erhört
Das heisse Flehen einer armen Maid,
Deren Geliebten man verbannt hat weit.
Sie leben, reden, athmen doch zusammen;
Die Seelen mischen sich, der Herzen Flammen,
Sie tauschen Freud' und Schmerz und Weh und Wohl,
Ein Seufzer klingt vom Indus bis zum Pol.

Du weisst, wie keusch, wie rein ich Dir genaht,
Da Lieb' verhüllt in Freundschaft vor mich trat.
Zum Engel schuf Dich meine Phantasie,
Ein Ausfluss schienst Du ew'ger Poesie.
Dein Auge, ach! so mild und ernst zumal,
Schien süss verlockend wie der Himmelsstrahl.
Arglos schaut' ich hinein und ward berauscht,
Hat doch der Himmel, wenn Du sangst, gelauscht.
Von Deinen Lippen her verkündet schien
Mir ew'ge Wahrheit edler als vorhin.
Wer kann den Eingang zu dem Herzen wehren,
Wenn solchem Mund entströmen weise Lehren?
Zu bald er lehrte, dass der Geist sei frei,
Und dass die Liebe keine Sünde sei.
Und gern im Geist den Pfad zurück ich rann:
Nicht beib' er Engel, den ich lieb' als Mann;
Nicht locken mich die unbekannten Freuden
Der Sel'gen. Nein, ich mag sie nicht beneiden
Um ihren Lohn, einst auch bestimmt für mich,
Nicht um den Himmel, den ich liess für Dich!

Wie oft, zur Eh' gedrängt, hab' ich gesagt:
Fluch dem Gesetz, das Liebe nicht gemacht!
Frei ist sie wie die Luft, will man sie zwingen
Durch Fesseln gar, flieht sie auf leichten Schwingen.
Mag hohe Ehre, Reichthum aller Arten
Und guter Ruf der Angetrauten warten,
Vor echter Leidenschaft weicht solch Getriebe,
Ruf, Reichthum, Ehr', was seid ihr gegen Liebe!
Ja reicht ein Kaiser seine Hand mir dar,

Nicht träte ich mit ihm vor den Altar.
Was kümmert's mich, wie Andre Liebe übten?
Ich will nur sein Geliebte dem Geliebten,
Kann noch ein Name freier, schöner sein
Als der, Geliebte, o, so sei er mein!
O, hehres Glück! wenn sich zwei Seelen finden,
Die frei vereint um Liebe sich verbinden,
Wenn Lieb' ist Freiheit, kein Gesetz sie hindert,
Dann bleibt kein Schmerz im Busen ungelindert,
Kein Wunsch ist mehr zurück, die Welt vergessen,
Beglückt sind Beid', besitzend und besessen.
Es haben die Gedanken sich gefunden,
Eh' noch das Wort den Lippen sich entwunden.
Jedweder Wunsch erwacht zu gleicher Zeit
In beider Herzen. Das ist Seligkeit,
Ist Wonne, Freude, wahrer Herzensfrieden.
O, Götterlos, nicht Dir und mir beschieden!

Ha, welcher Wechsel, welch ein Schauer packt
Mich plötzlich an! Gott! mein Geliebter, nackt,
Gebunden, blutend liegt vor mir am Boden —
Wo war ich, wo? Ich hätte Halt geboten
Mit Wort und Hand dem grausen Schurkenstück.
Barbaren, steht! Den Streich haltet zurück!
Schimpflich wie eure That, ruchlos gemein,
So mag auch einstens eure Strafe sein.
Ich kann nicht weiter, Scham mit Zorn vermengt
Hat in die Brust das Wort zurückgedrängt;
Doch was die Lippen nicht zu künden wagen,
Mag mein Erröthen, mögen Thränen sagen.

Denkst Du des Tages wohl, o lass mich fragen!
Als wir als Opfer vor dem Altar lagen,
Der Thränen, die da flossen, denkst Du wohl?
Als lebenswarm ich bot der Welt: Lebwohl!
Als meine Lippen kalt den Schleier küssten,
Da bebten Heil'ge selbst auf den Gerüsten.
Die Lampen schwankten, ja kaum wollte trauen
Der Himmel selbst dem Sieg, der dort zu schauen;
Verwundert hört er mein Gelübde an,
Und als ich hinschwankt zu dem Altar dann,
Sah ich das Kreuz nicht, meine Blicke hingen
An Dir allein, der Seele betend Ringen
Galt nicht der Gnad', nein Deiner Lieb allein;
Denn hätt' ich die nicht, nennt' ich nichts mehr mein.

Drum komm, o komm! mit Deinem Blick und Wort
Zu scheuchen alle meine Schmerzen fort.
Die wenigstens liess Dir Dein hart Geschick,
Drum komm, o komm! mit diesen mich beglück'.
An Deiner Brust lass Deinem Wort mich lauschen,
Am süssen Gift der Augen mich berauschen,
An's Herz gepresst, lass lange, lang' mich säumen –
Gieb, was Du kannst — das Andre lass mich träumen!
Doch nein! Ach lehr' mich and're Freuden schätzen,
An andrer Schönheit meinen Blick ergetzen,
Des Ew'gen Allmacht, Weisheit sein Gebot,
Lehr' mich vergessen Abelard für Gott. — —

Leipzig. Dr. A. Deetz.

# Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim.

Der im Jahre 1772, also zwei Jahre vor Göthe's Werther herausgegebene Roman der Frau Sophie de la Roche „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ ist zu einer Seltenheit geworden und dürfte schwerlich auch bei dem Eifer, womit jetzt unsere Nationalschriftsteller in neuen Ausgaben verbreitet werden, eine solche zu erwarten haben. Bei der gänzlichen Umgestaltung, die seitdem in dem Geschmacke des Publikums vorgegangen ist, werden auch fast nur Literaturhistoriker von Fach den Sinn und die Geduld haben, das Ganze vom Anfang bis zum Ende durchzulesen. Wir halten es darum bei der hohen Stelle, die der Verfasserin in der Geschichte des deutschen Geisteslebens und in ihrem Verhältnisse zu Wieland, Göthe, Merck, Fr. H. Jacobi und anderen berühmten Zeitgenossen gebührt, und bei der Anziehungskraft, die ihre schöne, reichegabte und edle Persönlichkeit in der Schilderung auch auf uns übt, für angezeigt, den Freunden unserer Literatur eine Reproduction und Analyse des einst so berühmten Werkes zu geben. Wir behalten uns vor, bei anderer Gelegenheit den Zusammenhang des Romans mit Sophiens Lebensgeschichte darzulegen. Es ist hierbei kaum nöthig, auf die verdienst- und geistvolle Schrift Ludmilla Assings „Sophie de la Roche, die Freundin Wieland's,“ noch besonders hinzuweisen.

Der Geschichte des Fräuleins von Sternheim wird eine ausführliche Erzählung von ihren Eltern vorausgeschickt.

Sternheim, ein edler, geistvoller junger Mann, ist so glücklich, den unbändigen Sinn des Barons von P., seines Universitätsfreundes, zu zügeln. Aus Liebe zu ihm wird Sternheim mit ihm Soldat, zeichnet sich im Kriege aus, avancirt zum Obersten und wird geadelt, durch einen Zufall werden die Freunde getrennt; aber sie bleiben durch einen Briefwechsel in ununterbrochener Verbindung. Baron von P. vermählt sich und lebt mit seiner Gattin, seiner Mutter und zwei Schwestern auf seinen Gütern in P. sehr glücklich. Hier besucht ihn nach Beendigung des Krieges Sternheim, kauft und bezieht ein benachbartes Gut. Schon vor seiner Ankunft hat Sophie, die ältere Schwester des Barons, die aus der ersten Ehe seines Vaters mit einer Lady stammt, und die zu aller sanften Liebenswürdigkeit einer Engländerin auch den melancholischen Charakter dieser Nation von ihrer Mutter geerbt zu haben scheint, durch Sternheims Briefe, die ihr Bruder im Familienkreise vorlas, und durch alles, was er von seinem Freunde erzählte, eine tiefe Neigung zu diesem gefasst. Ein stiller Gram ist auf ihrem Gesichte zu lesen, und sie zieht sich gern in die Einsamkeit zurück. Umsonst bittet sie der liebevolle Bruder, ihr das Geheimniss ihrer Seele anzuvertrauen. Eine kurze Zeit erheitert sie sich und in der hierdurch beglückten Familie stellt sich der Oberst unvermuthet ein. Aber auch dieser wird von einem düsteren Geiste befallen; er besucht seinen Freund seltener, ist dann einsilbig und geht bald wieder. Sophiens Melancholie erneut sich. Der Baron vermag aus dem verschlossenen Freunde nur unbestimmte Andeutungen herauszubringen: „Ehre und Edelmuth," sagt dieser zu ihm, „binden meine Zunge!" Als nun Sophie in einem Familienconcerte singt, entgeht es dem in einem Fenster stehenden, bei halb offenem Vorhange zuhörenden Obersten, dass die Gemahlin seines Freundes ihm nahe genug ist, um diese Worte von ihm zu vernehmen: „O Sophie, warum bist Du die Schwester meines Freundes! warum bestreiten die Vorzüge Deiner Geburt die edle, die zärtliche Neigung meines Herzens!" Er fürchtet nämlich, an Sophien und ihrer Familie ein Unrecht zu begehen, wenn er als neucreirter, einfacher Adeliger um die Hand einer Baronesse von altem Adel wirbt. P. und seine Gattin, die ihm das Vernommene be-

richtet, denken nun freilich von der Sache ganz liberal; was werden aber die übrigen Familienglieder sagen? Frau v. P. fürchtet nicht so sehr die Vorurtheile Sophiens und ihrer Mutter, als eine Liebe, die das Mädchen schon lange in seinem Herzen trage. Als der Baron seiner Schwester den Wunsch ausdrückt, durch sie dem Freunde alle Wohlthaten zu vergelten, erklärt sie diesen für den einzigen Mann, den sie zum Gatten begehre. Der Oberst erfährt von P. ihr Geständniss, wehrt sich aber aus Edelmuth eine Zeitlang, sein Glück zu ergreifen, P. wendet sich an seine Mutter und seine Schwester Charlotte. Der alten Frau wird es schwer, die traditionellen Begriffe zu überwinden. Die Bewerbungs- und Einwilligung-Cermonien gehen nun mit der steifsten Grandezza vor sich. Sternheim und Sophie leben dann in einer glücklichen Ehe, Sophie beschenkt ihren Gatten mit einer Tochter, die ihren Namen erhält. Im neunten Jahre des Kindes stirbt die Mutter zugleich mit einem neugeborenen Sohne. Der Baron P. stirbt, ohne Kinder zu hinterlassen. Sophie, die Heldin des Romans, wächst unter der Aufsicht ihres Vaters und ihrer Grossmutter, im Umgange mit dem edeldenkenden Pfarrer in S. heran und erhält die vortrefflichste Erziehung. In ihrem neunzehnten Jahre stirbt ihr Vater, nachdem er sie der Vormundschaft des mit Charlotte vermählten Grafen Löbau und des Pfarrers empfohlen hat. Nach dem Tode der Grossmutter verlebt Sophie ihre Trauerjahre im Hause des Pfarrers und knüpft mit Emilien, dessen Tochter, eine vertraute Freundschaft an. —

Mit dem Augenblicke, wo Sophie von ihrer gewissenlosen Tante Charlotte an dem verdorbenen Hof in D. geführt wird, beginnt der eigentliche Roman.

Für Sophie kann das Leben eines solchen Hofes keinen Reiz haben; sie hat Heimweh nach dem schlichten Pfarrhause, nach ihrer theuren Emilia.

Sie schliesst sich im Drange nach Herzensfreundschaft einem Fräulein C** an, durch die sie einen Engländer kennen lernt, der gleich Anfangs ihre Neigung erweckt, der ihrer würdig ist, aber durch sein grillenhaftes Benehmen ihr Ver-

derben mit heraufbeschwört und erst nach einer langen und schweren Leidenszeit alle Disharmonien ihres Lebens durch seine eheliche Verbindung mit ihr auflöst und mit ihr des reinsten Glückes theilhaftig wird.

Fräulein C** hatte ihr, während er auf einer kleinen Reise begriffen war, von ihm erzählt und dadurch ihr lebhaftes Interesse für ihn erregt.

Zwar ganz ohne weibliche Eitelkeit und Gefallsucht, freut sie sich doch, auf dem Balle, wo sie ihn zum erstenmale sieht, über ihren artigen Anzug.

„Ich war nur desswegen über meinen wohlgerathenen Putz froh, weil ich von zween Engländern gesehen wurde, deren Beifall ich mir in Allem zu erlangen wünschte. Der eine war Mylord G., englischer Gesandter, und der andere Lord Seymour, sein Neffe, Gesandtschafts-Cavalier, der sich unter der Anführung seines Oheims zu dieser Art von Geschäften geschickt machen, und die deutschen Höfe kennen lernen will. Der Gesandte macht mit seiner Figur, einer edeln und geistvollen Physiognomie, und einer gewissen Würde, die seine Höflichkeit begleitet, seinem Charakter Ehre. Ich hörte ihn auch allgemein loben. Den jungen Lord Seymour sah ich eine halbe Stunde in Gesellschaft des Fräuleins C**, mit der ich in Unterredung war, und mit welcher er als ein zärtlicher und hochachtungsvoller Freund umgeht. Sie stellte mich ihm als ihre neue, aber liebste Freundin dar, von der sie unzertrennlich sein würde, wenn sie über ihr eigenes und mein Schicksal zu gebieten hätte. Mylord machte nur eine Verbeugung, aber seine Seele redete so deutlich in allen seinen Mienen, dass man zugleich seine Achtung für alles was das Fräulein C** sagte und auch den Beifall lesen konnte, den er ihrer Freundin gab. Wenn ich den Auftrag bekäme, den Edelmuth und die Menschenliebe mit einem aufgeklärten Geiste vereinigt in einem Bilde vorzustellen, so nähme ich ganz allein die Person und die Züge des Mylord Seymour; und alle, welche nur jemals eine Idee von diesen drei Eigenschaften hätten, würden jede ganz deutlich in seiner Bildung und in seinen Augen gezeichnet sehen. Ich übergehe den sanften männlichen Ton seiner Stimme, die gänzlich für den Ausdruck der Empfindungen seiner edeln Seele gemacht zu sein scheint; das durch etwas Melancholisches gedämpfte Feuer seiner schönen Augen, den unnachahmlich angenehmen und mit Grösse vermengten Anstand aller seiner Bewegungen, und was ihn von allen Männern, deren ich, in den wenigen Wochen, die ich hier bin, eine Menge gesehen habe, unterscheidet, ist, (wenn ich mich schicklich ausdrücken kann) der tugendliche Blick seiner Augen, welche die einzigen sind, die mich nicht beleidigten, und keine niedrige antipathische Bewegung in meiner Seele verursachten."

Die Worte, die Seymour auf Englisch zu seinem Oheim sprach, und seine Augen, die er dabei mit dem lebhaftesten Ausdruck der Zärtlichkeit auf Sophien richtete, sagten dieser, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht habe. Sie weiss noch von keiner Liebe zu ihm, zumal im Glauben, er liebe seine und ihre Freundin und werde dieselbe glücklich machen; sie meint, aller Antheil, den sie an ihm nehmen könne, sei der, den ihr die Liebe für das Fräulein C** eingebe. Sie täuscht sich.

Sie ahnt nichts von der Verschwörung, die schon vor ihrem Auftreten in D. gegen sie angezettelt worden ist.

Ihr Oheim, Graf Löbau und ihre Tante Charlotte haben sie an den Hof gelockt, um sie dem Fürsten als Maitresse zuzuführen und bei ihm durch sie einen Prozess zu gewinnen. Mit ihnen complotiren der Minister Graf F. und dessen Gattin, die durch Verheirathung Sophiens mit ihrem Sohne über das schnöde Verhältniss einen Deckmantel des äussern Anstandes breiten wollen, während der Sohn, wenn das Mädchen ihn liebt, die gegen sie geschmiedeten Anschläge zu vereiteln gedenkt.

Seymour erfährt den ganzen Plan, lässt sich aber durch sonderbare Motive zu einer passiven Rolle bestimmen. Er ist der einzige Mann, der helfen und retten könnte, und sollte, verbleibt aber thatlos im Hintergrunde stehen und macht es dadurch möglich, dass es in seiner Nähe zu den gefährlichsten Dingen kommt. Die Art, wie aus seinem Charakter und seinen Ideen die nachfolgenden Ereignisse zur Hälfte abgeleitet werden, ist überaus künstlich und ohne Wahrscheinlichkeit und ruft jene überfeinen psychologischen Combinationen hervor, zu denen der Roman überhaupt hinneigt. Hören wir den Lord Seymour sich über seine Motive selbst aussprechen.

„Ich zeigte meinem Onkel alle Verachtung, die ich wegen dieser Idee auf den Grafen Löbau, ihren Oncle geworfen; ich wollte das Fräulein von dem abscheulichen Vorhaben benachrichtigen, und bat Mylord, mir zu erlauben, durch meine Vermählung mit ihr, ihre Tugend, ihre Ehre zu retten.

Er bat mich, ihn ruhig anzuhören, und sagte mir: er selbst verehre das Fräulein, und sei überzeugt, dass sie das ganze schändliche Vorhaben zernichten werde; er gab mir die Versicherung, dass wenn sie ihrem würdigen Charakter gemäss handle, er sich ein Vergnügen daraus machen wolle, ihre Tugend zu krönen.“

Ist es nicht die unverdienteste und ungerechteste Beleidigung, das Mädchen erst eine solche Feuerprobe bestehen zu lassen? Und wie, wenn das Mädchen, der menschlichen Schwachheit nicht gewachsen, auf dem glatten Boden fiele? Wer hat ein Recht, solche Experimente zu machen? Aber der Lord hegt auch diplomatische Hintergedanken: er verbietet dem Neffen, gegen Sophien zärtlich zu sein, weil er Rücksichten auf den Minister und den Grafen Löbau nimmt. Seymour begeht die unverzeihliche Schwäche, in dieser Angelegenheit sich nicht von seinem Oheim zu emancipiren, vielmehr dessen Anschauung nachzugeben, und einer moralischen Ueberspanntheit vor der einfachen Stimme des Gewissens den Vorzug einzuräumen.

„Mein Oheim erregte in mir die Begierde, den Fürsten gedemüthigt zu sehen, und ich stellte mir den Widerstand der Tugend als ein entzückendes Schauspiel vor. Diese Gedanken,“ fügt er hinzu, „brachten mich dahin, meine ganze Aufführung nach der Vorschrift meines Oheims einzurichten.“

Dazu hat ihm, wie er sagt, sein Vetter Lord Derby, — ein Wüstling ersten Ranges, — einen neuen Beweggrund gegeben.

„Er sah sie, und fasste gleich eine Begierde nach den seltenen Reizungen, die sie hat; denn Liebe kann man seine Neigung nicht nennen. Er ist mir mit seiner Erklärung schon zuvorgekommen; wenn er sie rührt, so ist mein Glück dahin!“

Vor Allem berechtigt auch nicht der Schimmer einer Thatsache zu der Annahme, dass jener Verführer den geringsten Erfolg bei ihr gehabt habe. Sodann muss Lord Seymour das Mädchen ganz und gar nicht kennen, wenn er ihr nicht den entschiedensten Widerwillen gegen einen Wüstling zutraut; wenn er nicht voraussetzt, dass die Erregung ihrer Sinnlichkeit ohne einen tiefen Eindruck auf ihr Herz unmöglich ist. Freilich diesen Eindruck vermöchte ein Derby, der in der Schlechtigkeit so vieles kann, allenfalls auf künstliche Weise, wenn auch nur

kurze Zeit zu erregen. Wenn Seymour dies für möglich hält, welch eine Gewissenlosigkeit, Sophie auch nur dieser Möglichkeit Preis zu geben. Er ficht mit Gespenstern in der Luft; aber da er sie für mehr hält, als Gespenster, warum lässt er sie gewähren, da er sie doch mit einem Worte verscheuchen könnte? Wer heisst ihn, mit dieser Aengstlichkeit ein Menschenherz im feinsten Siebe der Prüfung schütteln, in dem von uns allen wenig übrig bleiben würde! Wer berechtigt ihn, ein unbescholtenes Mädchen durch ein solches Feuer gehen zu lassen? Und wenn sie denn doch fiele? Welche Verantwortung! Der dem edeln Lord zugeschriebene Spleen grenzt gewiss nahe genug an Geistesstörung und ist jedenfalls zu wenig psychologisch motivirt, um einen anderen Eindruck als Widerwillen zu erregen und nicht im Widerspruche mit dem Bilde zu stehen, das wir durch die frühere Darstellung in uns aufgenommen haben.

Sophie steht nun mitten in diesen äusserst gefährlichen Conjuncturen ganz allein, ohne Schutz und Warnung, nur ihrem Gefühle, ihrem Gewissen, ihrer Einsicht anvertraut. Ihr Pflegevater, der Pfarrer, der ihr aus der Ferne durch seinen Rath nützen könnte, wird ihr durch den Tod entrissen. Fräulein C** hat sich ihr völlig entfremdet; wie ihr scheint, aus Eifersucht auf Seymour, der nur noch mit jener spricht, sich von Sophie zurückhält und sie nur aus der Ferne beobachtet. Sophie will nicht durch einen Raub glücklich zu werden suchen, sie will auf Seymour verzichten. Aber sie kann das Bild des geliebten Mannes aus ihrem Herzen nicht verbannen. Zum Verderben gereicht ihr grade die Arglosigkeit ihres Auftretens unter den raffinirten Menschen und Verhältnissen dieses Hofes; und selbst die Eingebungen ihres Herzens, denen sie — man möchte sagen — mit Verwegenheit, mit Abenteuerlichkeit folgt, müssen dazu beitragen, einen schlimmen Schein zu verbreiten.

Sophie besucht einen ländlichen Ball, zu dem der Minister den ganzen Adel gebeten hat. Ihre Blicke sind, zwar nur sehr flüchtig, aber mit aller Unruhe der Liebe nach Seymour gerichtet. Endlich entschlüpft sie unter der Menge und eilt auf die Thüre des zum Pfarrhofe gehörenden Gartens zu. In der

Versammlung weiss Niemand, was sie dort will: sie bringt dem Pfarrer eine Summe für die Armen des Dorfes. Nach ihr geht auch der Fürst, aber ohne dabei auf sie eine Absicht zu verfolgen, in den Garten. Vor dem Ablaufe einer Viertelstunde kommt sie mit einem strahlenden Gesichte wieder heraus:

„Jedermann," erzählt Derby, „hatte die Augen auf sie gewandt; sie sah es; schlug die ihren zur Erde und erröthete ausserordentlich. In dem nämlichen Augenblick kam der Fürst mitten durch das Gedränge des Volks aus dem Pfarrgarten heraus. Nun hättest Du den Ausdruck des Argwohns und des boshaften Urtheils der Gedanken über die Zusammenkunft der Sternheim mit dem Fürsten sehen sollen, der auf einmal in jedem spröden coquetten und devoten Affengesicht sichtbar wurde, und die albernen Scherze der Mannsleute über ihre Röthe, da sie der Fürst mit Entzücken betrachtete, Beides wurde als der Beweis ihrer vergnügten Zusammenkunft im Pfarrhaus aufgenommen, und alle sagten sich ins Ohr: wir feiern das Fest der Uebergabe dieser für unüberwindlich gehaltenen Schönheit. Alles bestärkte unsere Muthmassungen. Wuth nahm mich ein, und im ersten Anfall nahm ich Seymourn, der ausser sich war, beim Arm und redete mit ihm von dieser Scene. Die heftigste äusserste Verachtung belebte seine Anmerkungen über ihre vorgespiegelte Tugend, und die elende Aufopferung derselben; über die Frechheit sich vor dem ganzen Adel zum Schauspiel zu machen, und die vergnügteste Miene dabei zu haben."

Da der Fürst die Frage des Grafen F., ob er Sophien im Garten gesehen habe, ganz kurz mit Ja beantwortete, und sogleich nach ihr hinsah, fand man hierdurch die entstandene Vermuthung bestätigt; Seymour konnte sich kaum zu der gewöhnlichen Höflichkeit entschliessen.

Ihre Lage wird immer verworrener; keine Besinnung weckt sie aus ihrer wie im tiefen Schlafe liegenden Naivität. Alle Wirkungen von aussen, wie von innen drängen sich, wie durch die Macht eines Naturgesetzes, allmählig bis dahin zusammen, dass ihr mehr und mehr verblendeter Sinn keinen andern Ausweg aus einer völlig unverdienten Schande entdeckt, als die Vermählung mit Derby, der mit äusserster Verschmitztheit gerade ihre edelsten Gefühle als Hebel ansetzt, um seine Zwecke zu erreichen.

Der von seiner Stelle entfernte und mit seiner Familie an

den Bettelstab gekommene Rath T* bittet sie, ihm durch ihren Oheim wieder ein Amt zu verschaffen. Tante Charlotte weist Sophie an, bei nächster Gelegenheit selbst mit dem Fürsten zu sprechen. Sie kämpft lange mit sich selbst; sie entscheidet sich für die Stimme des Erbarmens. Während eines Concertes bringt sie bei dem Fürsten ihr Anliegen vor. Dieser antwortet gnädig, nimmt aber die Gelegenheit wahr, für seine zärtlichen Wünsche Capital zu machen.

Nach der Gesellschaft lässt sie sich mit Emiliens Schwester Rosine, ihrer Begleiterin, in das Haus des unglücklichen Rathes T* bringen, um dort von dem Erfolge Bericht zu erstatten. Es pocht, der Rath öffnet, und ein schweres Geldpaquet fliegt herein. Sophie nähert sich schnell dem Fenster und hört ganz deutlich die Stimme Derby's, der auf englisch sagt: „Gott sei Dank, ich habe etwas Gutes gethan, mag man mich wegen meiner Lustigkeit immer für einen Bösewicht halten!"

Für uns löst sich die Geschichte in's Komische auf.

Dass nun Derby grade zu dieser Zeit Sophien im Hause des Raths vermuthet, finden wir leidlich motivirt; aber Sophiens Leichtgläubigkeit ist denn doch unbegreiflich. Sie schreibt:

„Ich bekenne, dass mich seine Handlung und seine Rede in der Seele bewegte, und mein erster Gedanke war: Vielleicht ist S. nicht so gut als er scheint, und D. nicht so schlimm als von ihm gedacht wird." Sie hält, was Derby gethan hat, für „eine edle und gute Handlung. Denn wie schnell hat Mylord D. die Gelegenheit ergriffen Gutes zu thun? An dem Spieltische meiner Tante hört er ungefähr von einem mitleidswürdigen Hause reden, und erkundigt sich gleich mit vielem Eifer darnach, dass er noch den nämlichen Abend eine so freigebige, wahrhaft engländische Hilfe leistet. Er dachte wohl nicht, dass ich da wäre, sondern zu Hause an der Tafel sitzen würde, sonst sollte er nicht englisch geredet haben. In Gesellschaft hörte ich ihn oft gute Gesinnung äussern; aber ich hielte sie für Heuchelei; allein diese freie allen Menschen unbekannte Handlung kann unmöglich Heuchelei sein. O möchte er einen Geschmack an der Tugend finden und ihr seine Kenntnisse weihen! Er würde einer der hochachtungswürdigsten Männer werden! Ich kann mich nun nicht verhindern, ihm einige Hochachtung zu bezeugen, weil er sie verdient."

Mit verbundenen Augen schreitet Sophie näher und näher dem Abgrunde zu.

Sie muss im Hause des Ministers mit dem Fürsten spielen und gewinnt viel. Das gehört den Armen:

„Heute sollen es die Kinder des Raths T* bekommen, denen ich sagen werde, dass Euere Durchlaucht ihnen zu Lieb es so grossmüthig verloren haben.“

Derby ist zugegen, er entfernt sich in der Absicht, wenn sie in das Haus des Rathes gehe, dort einzudringen und von seiner Liebe zu reden. Sie ist auch nicht lange dort angekommen, als er schon zu ihren Füssen liegt.

Eine Folge dieser Zusammenkunft ist üble Nachrede, die ihm vortrefflich passt, und zugleich hat er einen Fortschritt in Sophiens Vertrauen gemacht. Sie wird für seine Plane immer reifer.

Sie achtet auf keine Warnung des Schicksals, sie hört gar keine. Den Fürsten dürfte sie nicht ansehen, auch wenn ihr Leben auf dem Spiele stände, und doch hält sie es für Pflicht, sich an einem Maskenballe, wodurch der Fürst in der Prozessangelegenheit ihres Oheims günstig gestimmt werden soll, in der Art zu betheiligen, dass sie mit dem Grafen F., seinem Neffen, ihrem Onkel und ihrer Tante eine Schaar von spanischen Bettelmusikanten vorstellt, die in der Nacht auf die Strasse ziehen und vor den Häusern singen. Löbau und Charlotte erhalten von dem Fürsten, der von diesem Vorhaben benachrichtigt wird, die für Sophien bestimmten Maskenkleider, womit er ihr unversehens ein Geschenk machen will. Zwei Tage vor dem Balle wissen Hof und Stadt, dass sie von dem Fürsten ihren Anzug und Schmuck empfangen hat, und dass er selbst ihre Farben tragen wird. Ihr Gesang beim Feste ist bezaubernd. Seymour betrachtet sie, in einem schwarzen Domino an ein Fenster gelehnt, mit convulsivischen Bewegungen. Der Fürst tanzt zuerst im venetianischen Mantel mit ihr ein Menuet. Später kommt er in einer Maske von ihren Farben, nimmt sie, da eben deutsch getanzt wird, an der Seite ihrer

Tante, mit der sie sich im Stehen unterhielt, hinweg und durchfliegt mit ihr, einen Arm um ihren Leib geschlungen, die Länge des Saales. Sie sträubt sich, will sich loswinden; aber so oft sie dies versucht, drückt er sie fest an seine Brust. Er führt sie endlich zurück.

Einige Zeit nachher steht eine weisse Maske neben ihr: es ist Seymour, den sie nicht erkennt. Er fragt sie: „Ob sie denn alle Gesetze der Ehre und Tugend so sehr unter die Füsse getreten habe, dass sie sich in einer Kleidung und in einem Schmuck sehen lasse, welche der Preis von ihrer Tugend sein würden.“ Seymour entschlüpft durch das Gedränge und verlässt rasch die Stadt. Sophie eilt nach einem heftigen Auftritte mit ihrem Oncle und dem Fürsten fort nach Hause. Der Fürst ist sehr aufgebracht, er wirft Sophiens Tante vor, „sie hätten ihm alle eine falsche Idee von dem Charakter des Fräuleins gegeben, und ihn lauter verkehrte Wege geführt.“

Sophiens Ruf ist gesunken; Seymours Vorwürfe haben ihr das Herz zerrissen; mit ihren Verwandten ist sie zerfallen; den Fürsten hat sie schwer beleidigt, und sie hat von ihm ebensowohl für ihre Ruhe als für ihre Ehre zu fürchten; von der Welt abgeschnitten, auf den Umgang mit Rosinen eingeschränkt, fiberkrank, durch und durch verdüstert, kennt sie nur einen Wunsch, — diesen verpesteten Ort zu verlassen und in einer gesunden, freien Luft wieder aufzuathmen. Aber von allen Seiten treten ihr unübersteigliche Schranken entgegen.

Es giebt für sie auf der weiten, weiten Welt nur einen einzigen Ausweg: — „an der Seite eines Gatten zu entfliehen; dieses in ihren Verhältnissen furchtbare Problem legt ihr das Schicksal zur Lösung vor. Da wird sie in der unerträglichsten Verwirrung ihrer Besorgnisse und Zweifel von Derby Tag für Tag mit dem Anerbieten seiner Hand bestürmt. Schwer beleidigt durch anonyme Briefe, die er selbst geschrieben, soll sie den Trost von sich weisen, den ihr seine Achtung und Liebe anbietet? — So willigt sie denn endlich in die schauderhafte Lüge, sich mit Derby zu vermählen!

Während die Aufmerksamkeit des Hofes durch ein grosses Festin in Anspruch genommen ist, findet die Trauung insgeheim in D. statt. Aber Derby lässt sie durch den Gesandtschaftssecretär John vollziehen, der die Rolle des Predigers spielt. Sophie entflieht in Mannskleidern, von Rosinen und dem elenden John begleitet. Derby bleibt, um allem Verdacht auszuweichen, noch einige Tage zurück und will ihr dann nach einem Dorfe nachreisen, wo sie ihn erwarten soll. —

Der zweite Theil des Romans ist in der Erfindung der Fabel und in der Auffassung der Charaktere, bei zunehmender Abrundung und Lebendigkeit der Form und bei dem grösseren Hervortreten des lyrischen Elementes, viel einfacher und durchsichtiger.

Sophie lebt, nur in der Gesellschaft ihrer Leidensgefährtin Rosine, auf dem Dorfe. Sie ist sehr tiefsinnig und weint viel, sie macht sich Vorwürfe; aber sie ist entschlossen, ihren Gemahl zu beglücken. Nach vier Wochen kommt er. Der absolute Widerspruch in diesem Verhältnisse ist nicht auszugleichen; in aller Furchtbarkeit muss die Lüge sich entschleiern und rächen. Wie entginge es dem Scharfblicke des Lords, dass Sophie ihn nicht lieben kann, dass ihr Herz immer noch dem Nebenbuhler angehört? Eifersucht quält ihn, und er sieht nicht ein, warum er diese langweilige Ehe fortführen soll. Ohnehin wird ihn der Tod seines Bruders vielleicht bald nach England zurückrufen. Nach drei Wochen verlässt er die Unglückliche und schickt ihr durch John den Abschiedsbrief, in welchem er sie von dem mit ihr getriebenen frevelhaften Spiele in Kenntniss setzt. Sie zieht unter falschem Namen zu ihrer Freundin Emilia. Sie willigt in den Vorschlag einer drei Stunden von ihrem neuen Aufenthalte entfernt wohnenden reichen Frau, eine wohlthätige Schule in ihrem Hause zu errichten und als Gesellschafterin bei ihr zu leben. In verschiedenen philanthropischen Bestrebungen sucht sie sich selbst und ihren Jammer zu vergessen. Sie macht dann die Bekanntschaft einer liebevollen alten Dame, Lady Summers und folgt derselben auf ihr Landhaus in England. Die Ruhe und der Friede, den

sie hier findet, wird durch die von der Lady unterstützte Liebe des in der Nachbarschaft wohnenden philosophischen Lords Rich, dem sie nur eine tiefe Hochachtung widmen kann, gestört. Inzwischen bereiten sich viel härtere Verwicklungen ihres Schicksals vor. Die Lady zeigt ihr die Verbindung ihrer einzigen Nichte, Lady Alton, mit Lord Nord, sowie den baldigen Besuch ihres Bruders und der Neuvermählten an. Sie giebt ihr im Aufstehen einen Brief zu lesen, den das junge Paar geschrieben hat, und entfernt sich, um den Bedienten wieder abzufertigen. Der Brief ist von Derby! Die Lady erzählt ihr dann von dem grossen Reichthum und Ansehen des Lords, der durch den Tod seines Bruders einziger Erbe geworden sei. John ist es, der den Brief der Lady Summers überbracht und bei dieser Gelegenheit Sophie erkannt hat. Er schlägt seinem Herrn vor, sie entführen zu lassen. Derby bestimmt ihr denselben Ort, wo er vor einigen Jahren ein von ihm betrogenes Mädchen aufgehoben hat, in den schottischen Gebirgen auf den Gütern des Grafen von Hopton. Die Entführung gelingt. Sophie verlebt nun eine Reihe der trostlosesten Monate, unter der Aufsicht einer blutarmen Familie. Eifrig lernt Sophie die Sprache ihrer Hausgenossen, und sie erfährt von ihnen, dass die von den Eltern manchmal hart behandelte Lady nicht deren rechtes Kind, sondern das Kind jenes bei ihnen gestorbenen jungen Mädchens und des Lords Derby sei, der zum Unterhalte der Kleinen nichts mehr hergebe. Derby schickt Sophien Tapisseriearbeit, die er im Frühlinge holen lassen werde; er ahnt nicht, dass er ihr mit diesem Auftrage den Schlüssel ihres Gefängnisses übergibt.

Es ist ihr bekannt, dass Graf Hopton, dem die Bleiminen gehören, einige Meilen von ihr ein Haus besitzt, worin er sich manchmal einige Tage aufhält, dass er auf der letzten Reise eine verwittwete Schwester, Lady Douglas bei sich hatte, die er sehr liebt, und die ihn häufig besucht. Auf diese Dame baut Sophie ihre Hoffnungen.

Sie giebt ihren Hausleuten den Gedanken ein, ihre Tochter Maria bei der Lady unterzubringen, und lehrt das Mädchen alles hierzu Erforderliche; sie erstaunt über die Er-

folge und hofft nun, durch ihre Schülerin der Lady bekannt zu werden und sich den Weg zur Freiheit zu bahnen. Maria geht mit ihrem Bruder und einer Stickerei zur Lady, um derselben ihre Dienste anzubieten. Die Dame fragt sie, voll Verwunderung über ihre Arbeit und ihre Antworten, wer sie unterrichtet habe. Durch die Auskunft, die ihr das dankbare Mädchen giebt, wird sie bis zu Thränen gerührt; sie verspricht Marien, sie gleich zu sich zu nehmen, kündigt den Eltern ihren Besuch an und lässt Sophie aufs Herzlichste grüssen.

Mitten in diese leuchtenden Hoffnungen fällt ein Donnerschlag! Wie der Satan in Menschengestalt erscheint John mit dem Auftrage seines erkrankten Herrn, zu ihm zu kommen, und mit dessen Anerbieten, sich von der Lady Alton scheiden zu lassen und die mit Sophien geknüpfte eheliche Verbindung zu bestätigen. Derby erklärt seinen Willen befehlend und drohend. Da Sophie alle diese Vorschläge mit Erbitterung zurückweist, schleppt sie John nach dem in der Nähe befindlichen alten Thurme. Als sie von einer langen Ohnmacht wieder zu sich kommt, liegt sie, von den Hausgenossen umgeben, auf ihrem Bette. Zum Sterben krank, bittet sie, den Geistlichen des Grafen zu rufen. Er kommt in Gesellschaft der Lady Douglas. Bei dem Geistlichen bezieht sich Sophie auf Lady Summers und bittet ihn zugleich, die von ihr an dieselbe geschriebene, hinter einem Bette liegenden Papiere zu holen. Lady Douglas nimmt Sophie zu sich und beauftragt die Hausleute, im Garten ein Grab aufzuwerfen und dem Lord Derby Sophiens Tod zu melden.

Seymour war auch nach Sophiens Flucht der Spielball des Verhängnisses oder vielmehr seiner eigenen Verblendung geblieben. Er war über das Verhalten Sophiens aufgeklärt worden und hatte auch ihre Vermählung, aber ohne den Namen ihres Gatten, erfahren; sein Vertrauen auf sie war wieder hergestellt. Da findet man unter John's zurückgelassenen Papieren ein zerrissenes Blatt, auf dem die von Sophiens Hand geschriebenen Worte stehen:

„Ich gehe in alle Ursachen ein, die Sie wegen der Verborgenheit unserer Verbindung angeben; sorgen Sie nur für unsere Trauung; denn

ohnvermählt werd' ich nicht fortgehen, ob ich gleich die Verbindung mit einem Engländer allen andern vorziehe. —" „So ist sie also", ruft Seymour aus, „das Eigenthum eines der verwerflichsten Menschen aller Nationen geworden!"

Nun verachtet er sie wieder von ganzem Herzen, unterdrückt seine Liebe zu ihr völlig und widmet seine ganze Zärtlichkeit dem Fräulein von C**. Sein Oheim erhält vom Hofe den Befehl zu einer Reise und Seymour begleitet ihn. Sie kommen am zweiten Tage Abends bei sehr schlechtem Wetter in ein Dorf, wo sie übernachten müssen. Sie logieren in demselben Hause, wo Sophie als Lady Derby gewohnt hat, und erfahren hier die frühern Vorgänge. Seymour reist krank mit seinem Oheim nach England zurück und begiebt sich sogleich zu seiner Mutter nach Seymour-House. Es vergeht eine längere Zeit, bis er nach Derby fragt; und man berichtet ihm, derselbe liege auf seinem Landhause in Windsor krank. Seymour will seine eigene und Derby's Genesung abwarten, aber nach einigen Tagen lässt dieser ihn zu sich bitten. Seymour ist nicht wohl und lehnt die Einladung ab. Bald nachher reist er zu seinem (fünzehn Jahre älteren) Bruder, dem Lord Rich, den er zwar freundlich aber sehr finster findet. Nun überbringt ihm ein Kammerdiener Derby's einen Brief, worin dieser ihn bittet, in einer das Fräulein von Sternheim betreffenden Angelegenheit mit Rich zu ihm zu kommen; er möge seinem Bruder nur sagen, dass es dieselbe Dame sei, die er bei Lady Summers gesehen habe, und die von da entführt worden sei. In Windsor enthüllt ihnen Derby die frühern Vorgänge und meldet ihnen Sophiens Tod. Seymour berichtet:

„Der elende Mensch heulte und forderte, dass wir nach Schottland reisen, den Körper des Engels ausgraben lassen, und ihn in einen zinnernen Sarg zu Dumfries beisetzen lassen sollten. Zweitausend Guineen will er auf ihr Grabmal verwenden, worauf die Beschreibung ihrer Tugenden und ihres Unglücks neben den Merkmalen seiner ewigen Reue aufgezeichnet werden soll. Er bat uns, nach D. Bericht davon zu geben; übergab uns alle Briefe, die er über sie an seinen Freund B. geschrieben hatte, und flehte uns, ihm zu schwören, dass wir unverzüglich abreisen wollten, damit er noch den Trost erleben möchte, dass dem Andenken der edelsten Seele eine öffentliche Ehrenbezeugung wiederfahren sei."

Seymour und Rich begeben sich nach den Bleibergen und erfahren, dass die Todtgeglaubte noch am Leben ist. In

Twendale, dem Sitze des Grafen von Douglas-March, treffen die Brüder mit der Gräfin Douglas und Sophie zusammen. Rich erzählt dieser von Derby, dem sie vergiebt. Rich entsagt ihr aus Liebe zu seinem Bruder. Derby stirbt, nachdem er die Rettung Sophiens erfahren hat. Seymour und Sophie heirathen sich und werden glücklich. Rich wohnt bei ihnen; er bleibt unvermählt. —

Giessen. Georg Zimmermann.

---

# Zur orthographischen Frage.

## I.

Die orthographische Frage wird noch oft aufs Tapet gebracht werden, sie wird überhaupt nicht eher ruhen, als bis sie endgültig entschieden ist; denn hinter ihr steht die deutsche Wissenschaft. Aber deshalb gerade ist es Sache der Gebildeten, dieser Frage ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, die Mühe nicht zu scheuen, sich eine genaue Einsicht und ein ordentliches Urtheil über die Gesetze zu verschaffen, nach denen die Wissenschaft in dieser Frage vorgehen will, damit die Entscheidung derselben beschleunigt werde. Denn gerade hier muss das Publicum mitwirken; die Schule kann nicht für sich allein ernstlich vorgehen, da sie mit dem öffentlichen Leben in dieser Hinsicht nicht in vollem Gegensatze stehen darf.

Jeder weiss, dass eine radicale Veränderung unserer Orthographie gefordert wird. Ist diese Veränderung nothwendig? — Wenn, wie nachgewiesen werden muss, unsere heutige Orthographie geradezu falsch ist, so müssen Alle eine Veränderung derselben sich nicht nur gefallen lassen, sondern sogar herbei wünschen. Es giebt aber Leute, die von vornherein jedes Eingehen auf die betreffende Frage verschmähen und an der gang und geben Orthographie festhalten zu dürfen glauben, indem sie vorgeben, diese sei historisch berechtigt. Gehen wir hierauf etwas ein. Historisch berechtigt ist etwas, was in der menschlichen Gesellschaft zur Geltung gekommen ist und sich längere Zeit in der Geltung erhalten hat. Diese historische Berechtigung ist aber doch nur relativ. Etwas, was historisch berechtigt ist, hat damit nicht Anspruch darauf, stets berechtigt zu bleiben. Die frühere Meinung, dass die Sonne sich um die Erde bewege, hatte bis zur Zeit Galileis historische Berechtigung,

jetzt nicht mehr. Absolute historische Berechtigung kann nur das absolut Wahre haben. Absolut berechtigt ist der menschliche Geist, das, was er als falsch beweisen kann, zu stürzen und dafür das Wahre an die Stelle zu setzen. Wenn nun die Wissenschaft zur Evidenz nachweisen kann, dass unsere heutige Orthographie falsch ist, so hört damit die historische Berechtigung derselben im Grunde auf; ein kümmerliches Dasein mag sie immerhin noch einige Zeit fristen, bis das Wahre sich allgemein eingerichtet hat.

Und mit dieser Orthographie, für welche von Einigen so sehr die historische Berechtigung angerufen wird, hat es noch die Bewandtniss, dass sie keineswegs in einer fixirten Gestalt stets aufgetreten ist, dass sie uns keineswegs dadurch imponiren kann, dass die Deutschen mehrere Jahrhunderte hindurch unverbrüchlich daran festgehalten haben: vielmehr ist in ihr von ihrem ersten Auftreten an bis heute ein beständiges Schwanken zu erkennen, bedeutende Schriftsteller selbst derselben Zeit stimmen keineswegs mit einander darin überein.

Wie entstand diese Orthographie? — In einer Zeit, von der zweiten Hälfte des 14. bis hinein in das 16. Jahrhundert, herrschte in der deutschen Sprache die grösste Verwilderung. An die Stelle des während der vorhergehenden Epoche hervorragenden und herrschenden, fein ausgebildeten schwäbischen Dialects trat ein Mischmasch der rohesten und verschiedensten Art, und in dieser Zeit, wo jeder Schriftsteller für sich selbst den Ton angab, entwickelte sich auch nach und nach die barbarischste Schreibweise, deren Gesetz die reinste Willkür war. Man vergleiche Schreibweisen aus dem 15. Jahrhundert wie: unndt (und), jhedenn (jeden), lienndten (linden). Sogar Luther, der in genialer Weise die verwilderte Sprache reformirte, indem er keineswegs seine individuelle Ansicht als Gesetz dabei walten lies, — eine Sprache nach seiner eigenen Autorität bilden wollen, wäre die grösste Verkehrtheit — sondern indem er aus den tiefen Schachten des Geistes der Volkssprache das Sprachgesetz hervorzog und dieses die von ihm gewählte Sprache, die Sprache der sächsischen Canzlei* nämlich, durchdringen liess, sogar

* Vgl. Luthers Erklärung in seinen Tischreden (Ausgabe von 1723 fol. Seite 699a): „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, dass mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland." —

Luther lässt anfangs in seinen Schriften eine barbarische Schrèibweise erscheinen; später freilich suchte er seine Orthographie unter feste Regeln zu bringen, weit entfernt jedoch, etwas zu liefern, was im Ganzen vor der heutigen Kritik bestehen könnte.

Unsere neuhochdeutsche Orthographie beruht also auf Willkür. Haben sich auch im Laufe der Zeiten Veränderungen eingefunden, und befinden sich unter diesen Veränderungen auch manche Verbesserungen; können wir überhaupt auch sagen, dass die Schreibweise mancher Wörter, sowohl zu Luthers Zeit, als auch heut zu Tage, von der heutigen Kritik in Schutz genommen werden muss: ein Princip, ein das Ganze durchdringendes objectives, aus dem Wesen der Sache sich ergebendes Gesetz, ja selbst ein das Ganze durchdringendes subjectives Gesetz sucht man in unserer Orthographie vergebens; ihr Gesetz ist im Grossen und Ganzen die Willkür geblieben, und eben deshalb ist unsere Orthographie mit Recht eine durchaus falsche zu nennen. Suchen wir hierüber klar zu werden.

Der Zweck der Schrift ist, den Wortlaut sichtbar zu gestalten. Für jeden einzelnen Laut hat man einen Buchstaben. Das geschriebene Wort muss also vernünftiger Weise nur so viel Buchstaben enthalten, als das Wort einzelne Laute hat, und jene müssen diesen entsprechen. Setzt man mehr Buchstaben, als das Wort einzelne Laute hat, oder setzt man Buchstaben, welche den Lauten nicht entsprechen, so ist zwischen Wortlaut und Wortschrift ein Contrast, die Wortschrift ist nicht mehr ein getreues Abbild des Wortlautes, sie ist eine Carricatur. Allerdings mögen immerhin Zeichen, die zur Gestalt des Wortes eigentlich nicht gehören, und die nur dazu bestimmt sind, das schriftlich zu bezeichnen, was in der Rede durch die Betonung des Sprechenden bestimmt wird, gestattet sein, das ändert nichts. Das Gesetz, welches die Wortschrift dem Wortlaute angepasst wissen will, ist das phonetische Gesetz.

Ausserdem müssen wir aber bedenken, dass unsere Buchstaben ihrem Kerne nach nicht abgeschlossen für sich da stehen, sondern dass sie sich an die der früheren Sprachperioden innig anschliessen. Wir dürfen

---

In der neuhochdeutschen Sprache haben wir also etwas über den naturwüchsigen Dialecten Schwebendes zu sehen, sie ist eine auf dem Papiere entstandene Sprache. Eine solche Sprache musste der Willkür allerdings Vorschub leisten. Luthers richtiges Vorgehen hauchte dieser Sprache erst einen natürlichen Geist ein.

daher z. B. sz, ss, Schluss-s nicht unterschiedslos gebrauchen, wenn sie von uns auch gleich ausgesprochen werden. sz ist die Spirans, welche wie die Aspirate z sich aus gothischem t entwickelt hat; s ist ursprüngliche Spirans, ss der letzteren Verdoppelung. Es ist daher sz zu schreiben in „wiszen,“ mittelhochdeutsch „wiszen“, althochdeutsch wiszan, weil gothisch vitan; dasz (Artikel), alt- und mittelhochdeutsch dasz, weil gothisch thata; aber s in des, alt- und mittelhodeutsch des, weil gothisch this; wes, wessen, althochdeutsch hwes, mittelhochdeutsch wes, weil gothisch hvas. In weiszagen z. B. gibt das sz erst die richtige Ableitung und Bedeutung des Wortes, während uns die Schreibweise weissagen auf eine falsche Fährte führt. Das Wort ist nicht aus weis und sagen zusammengesetzt, sondern althochdeutsches wîszag = kundig ist eine Weiterbildung von wiszan resp. wîszan, gothisch vitan, daran ist die Infinitv-Endung gehängt, und so entstand wîszagôn, weiszagen. Auch den heutigen niederdeutschen Dialecten gegenüber ist sz, ebenso wie z, ein charakteristisches Merkmal des Hochdeutschen. Wo wir statt des niederdeutschen t hochdeutsch eine Spirans haben, da ist genau sz, die wir demnach auch schreiben müssen. Vergleiche niederdeutsch weten, dat, englisch that, und das nur noch im Infinitiv vorkommende to wit. Das gothische t ist niederdeutsch t geblieben. — Das Gesetz, welches fordert, dass man stets die Buchstaben gebrauche, welche der organischen Entwickelung der Sprache gemäss sind, ist das etymologische Gesetz in der Orthographie.

Das etymologische Gesetz überhaupt bezieht sich sowohl auf das Rechtsprechen, Orthoepie, wie auf das Rechtschreiben: es verlangt, dass das neuhochdeutsche Wort die einzelnen Laute habe, welche in der Entwickelung der Sprache begründet sind. Z. B. soll man Deutschland und nicht Teutschland sprechen und schreiben. Nach dem Gesetze der Lautverschiebung wurde nämlich aus gothischem th althochdeutsch d, so aus gothischem thiudisk(o) althochdeutsch diutisc, ebenso wie nach Analogie des gothischen casus obliqui, this (des) &c., althochdeutsch der gebildet wurde. Dies Gesetz der Lautverschiebung, nach welchem die mutae in eineinder übergehen, aus der tenuis die aspirata, aus der aspirata die media, aus der media die tenuis, aus dieser wiederum die aspirata u. s. w. wird, findet seine Anwendung beim Sichabsetzen der deutschen Grundsprache (resp. der Gothischen) von den verwandten Sprachen (z. B. lateinisch und griechisch), und beim Sichabsetzen des Hochdeutschen (Althochdeutschen) vom Gothischen (Nie-

derdeutschen), von da ab hört es eigentlich auf. Althochdeutsches d bleibt im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen d, daher auch jetzt noch der und nicht ter, und deshalb auch consequent deutsch und nicht teutsch. — Gerade in einer Sprache, die nicht Dialect ist, in unserm Neuhochdeutschen, müssen die in der Sprache liegenden Gesetze genau zur Anwendung kommen, und diesen Gesetzen kann sich jeder Volksstamm, ohne sich etwas zu vergeben, unterwerfen, ja er muss es thun, wenn er die gemeinsame neuhochdeutsche Schriftsprache anerkennt.

Einige bis ins Einzelne gehende Erörterungen mögen folgen, um über unsern Gegenstand noch mehr Licht zu verbreiten.

Wir schreiben *T*ochter, aber *Th*ier. Wird das h hinter t ausgesprochen? Freilich lässt es sich hinter t im Anlaut vor Vocalen schwach vernehmen. Also nicht nur in Thier sondern auch in Tochter klingt bei genauer Aussprache ein h hinter t leise nach. Vielleicht jedoch ist das th in Thier etymologisch gerechtfertigt, in Tochter aber nur t. Wir wollen sehen. Erstens: Thier. Das griechische Wort ist ϑηρ. Nach dem Gesetze der Lautverschiebung setzt sich die griechische aspirata ϑ = th gothisch in media d um, gothisch dius, die gothische media althochdeutsch in die tenuis t, althochdeutsch tior. Hier hört die Lautverschiebung auf, daher mittelhochdeutsch tier, neuhochdeutsch tier. Zweitens: Tochter. Griechisch ϑυγατηρ, gothisch dauhtar, althochdeutch tohtar, daher mittelhochdeutsch tohter, neuhochdeutsch tochter. Das h ist also ebensowenig in dem einen, wie in dem andern Worte etymologisch gerechtfertigt. Ehe wir weitergehen, berücksichtigen wir einen Einwand, der factisch gemacht wird. Man will in der Schrift gewisse gleichlautende Wörter wie Thon, Ton, Thor, Tor &c. von einander durch ein h unterscheiden. Aber mit welchem Rechte darf man einem Worte einen Buchstaben geben oder nehmen, ein Wort entstellen, um es von einem gleichlautenden zu unterscheiden? Und wozu ist das denn nöthig? Geht es beim Sprechen aus dem Zusammenhange hervor, welches Wort gemeint ist, weshalb soll es in der Schrift nicht aus dem Zusammenhange hervorgehen? Nach dem phonetischen wie nach dem etymologischen Gesetze ist es falsch, einmal th, ein anderes Mal t zu schreiben. In „Muth“ spricht man aber kein leise nachklindes h, ebenfalls nicht in „Thränen.“ Für das h nach t im Auslaute, und im Inlaute vor Consonanten lässt sich nicht der geringste Anhaltspunkt finden.

Es fragt sich nun weiter, ob wir im Anlaute vor Vocalen nicht stets th schreiben sollten. Vorerst muss ich erwähnen, dass wir dann auch statt p, k, überall ph, kh vor Vocalen schreiben müssten, um consequent zu sein; denn das leise nachklingende h lässt sich in dem gegebenen Falle ebenso hinter p und k, wie hinter t vernehmen.

Man wird sich gegen die Schreibung th statt t erklären müssen, natürlich auch gegen die Schreibung ph, kh statt p und k. Zur Begründung Folgendes. Durch Hinzutritt des Spirans h wird aus der tenuis t die aspirata, d. h. ein von einem Hauche begleiteter Consonant. Ursprünglich klang der h-Laut in der aspirata genau so, wie er für sich allein klang. So im Altindischen. (Vgl. Benfey, Kurze Sanskrit-Grammatik § 4.) Später jedoch modificirte sich die Spirans und h ging in die Spirans des Organs des vorhergehenden Consonanten über, aus t mit nachfolgendem h-Laute wurde t mit nachfolgendem s-Laute. So haben wir heute noch die englische aspirata th = ts in der Aussprache, deren Feinheit allerdings durch ts nicht wiedergegeben werden kann, die aber aus diesen beiden Elementen besteht. Dem englischen th (gothisch th) entspricht unser z = ts = th. In gleicher Weise wurde der h-Laut hinter p zu dem durch p modificirten f-Laute; im Mittel- und Althochdeutschen ph und pf geschrieben. Beide wurden übereins ausgesprochen. Hinter k wurde der h-Laut zu einem durch k modificirten tief gutturalen Laute, in welchen k neuhochdeutsch aufgegangen ist, ebenso wie in sz und allein stehendem f ein Aufgehen des t in s, des p in f zu sehen ist. sz, ch, f sind Spiranten, einfache Laute, die Aspiraten sind Doppellaute. Wenn nun im Deutschen das Factum vorliegt, dass in den Aspiraten das ursprüngliche h den betreffenden Consonanten gemäss modificirt ist, würde nicht die Schreibung th, ph, kh als Anachronismus erscheinen, da ja th, kh, ph nur in dem Sinne von Aspiraten gefasst werden könnten? Und können wir dieselben geradezu als Aspiraten fassen? Nein. Wären sie vollkommene Aspiraten, so müssten sie als solche nicht nur vor Vocalen, sondern auch vor Consonanten in der Aussprache erscheinen, wie z. B. im altindischen nicht nur *bh*arâmi = ich trage, sondern auch *bh*râtaram = den Bruder, gesprochen und geschrieben wurde. Dass am Ende von Wörtern hinter k, p, t kein h gesprochen wird, das würde nicht gegen die Aspiraten sprechen, da kh, ph, th in ihrer Lautform im Auslaute überhaupt nicht vorkommen könnten und in die tenues übergehen müssten. Der h-Laut kommt also den k, p, t nicht an und für sich zu, er ist bedingt durch den folgenden Vocal. Ausserdem

erscheint er aber auch im Anlaut vor Vocalen nicht entschieden genug; die Meisten müssten erst besonders darauf aufmerksam gemacht werden, sollten sie ihn bemerken. Es mag auch wohl Deutsche geben, die auch in letztem Falle k, p, t rein aussprechen. Wir müssen daher die Schreibung th in jedem echt deutschen Worte fallen lassen, und dürfen die Schreibung ph, kh für echt deutsche Wörter nicht einführen.

Anders verhält es sich mit den Fremdwörtern. Wir schreiben Thema, Philosophie, sprechen aber nicht Aspiraten aus, sondern einmal die tenuis, das andere Mal die Spirans. Die genaue unserm Standpunkte angemessene Aussprache würde sein: Zema, Pfilosopfie, und wir würden diese Aussprache auch haben, wenn wir neben z, pf die Schreibung th, ph als Buchstaben derselben Aspiraten gebrauchten. Vergleichen wir nur englisches theme — th = ts, und unser früheres Westphalen = ph = pf. Die Lateiner schrieben auch thema, philosophia; ihnen jedoch war nicht einmal die Möglichkeit wie uns gegeben, eine in ihrem Lautsystem liegende echte Aspirate für griechisch ϑ und φ zu sprechen; denn sowohl die Lippenlaut- wie die Zahnlaut-Aspirate war ihnen verloren gegangen, φ ward gewöhnlich, und ϑ oft durch dieselbe Spirans f * in echt lateinischen Wörtern vertreten. Vergleiche *ϑυϱα*, foras; *ϑηϱ*, ferus; *φεϱω*, fero, &c. (Vgl. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, und Leo Meyer, Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache.) Gleichwohl verstümmelten die Lateiner aus dem Griechischen herüber genommene Wörter in der Schrift nicht. So mögen auch wir die einmal übliche Aussprache beibehalten, keineswegs aber verstümmeln wir die Schrift der Fremdwörter, sondern nehmen wir mit ihnen auch ihre Schrift auf. Diese Inconsequenz zwischen Laut und Schrift in Betreff der Fremdwörter greift nicht das Wesen unserer Sprache an.

An den Fremdwörtern mit ch = χ, Chiromantie, haben wir weiter gar nichts zu ändern. Die fesstehende Aussprache enthält die neuhoch-

---

* Dass f nicht gleich φ ist, sieht man in Reduplicationsformen ganz genau: fallo, fefelli; aber *φυω*, *πεφυκα*. φ zeigt sich hier als in zwei Theile auflösbar, (wie altindisch bh, bhid = spalten, bibhid) f als untheilbar; φ zeigt sich, eben weil Doppellaut, als Consonanten, den die Sprache hinter einander nicht leidet, f, weil einfacher Laut, als Consonanten, den die Sprache hinter einander vorkommen zu lassen gar nicht Anstand nimmt.

deutsche Spirans ch, und die Schreibweise kann man bestehen lassen, da ch eigentlich der Buchstabe für die Aspirate ist, ursprünglich = kh = (kch).

Während wir in Fremdwörtern ph schreiben, ist in echt deutschen Wörtern die Spirans f zu schreiben, Adolf, Rudolf, was keiner Erklärung weiter bedarf.

Ferner: h ist Spirans; wie kommt diese Spirans dazu, Dehnung eines Vocals zu bezeichnen? Langen Vocal durch den Hauchlaut bezeichnen wollen, ist vom phonetischen wie etymologischen Standpunkte ungerechtfertigt. Will man einmal in der Schrift den langen Vocal bezeichnen, so setze man über diesen das Zeichen ∧, ein Zeichen, dass zur eigentlichen Gestalt des Wortes nicht gehört.

Nehmen wir weiter die Consonanten-Verbindung dt. In der Aussprache kann t hinter d nicht hervortreten, weshalb will man beide Consonanten schreiben? Will man deshalb zum Beispiel sandte schreiben, weil in sendete d und t vorkommen? Dann müsste man auch getrost*t*, erlaucht*t* schreiben, denn in getröstet, erleuchtet kommen zwei t vor. Hierüber Folgendes. Im Gothischen sprach man sandida. Im Althochdeutschen wurde das a des Stammes durch Einfluss des folgenden i umgelautet, so entstand sendita. Im Mittelhochdeutschen wurde daraus in Folge der Abschwächung der Bildungsvocale sendete; (das i, in e geschwächt, behält gleichwohl seinen Einfluss, es bewirkt, wie das von ihm vertretene i, Umlaut). Das mittelhochdeutsche Ohr konnte aber Formen, in denen zwei t, oder d und t auf einander folgten, nicht leiden, und man beseitigte den einen Buchstaben, indem man den Bildungsvocal e(i) strich. So kamen d und t zusammen, von denen in der Theorie d sich nothwendig dem t angleichen muss, also tt, von diesen muss ein t nach dem phonetischen Gesetze fallen. Factisch allerdings hat die Angleichung des d gar nicht erst statt gefunden, es ist ohne Weiteres gefallen. Das Wegfallen des e resp. i hatte aber auch das Aufhören des durch e(i) bewirkten Umlauts zur Folge, daher san-te. Ebenso kamen die Formen erlaucht, getrost zu Stande. Mittelhochdeutsch: Imperfectum: erliuht-e(i)-te, troest-e(i)-te, Participium: erliuht-e(i)-t, getroest-e(i)-t. In Folge des Wegfallens des e(i) hörte der Umlaut iu von û, und oe von ô auf, und ein t fiel; also erlûht, getrôst, neuhochdeutsch erlaucht, getrost.

Es ist genau genommen überhaupt Unsinn, in einem Worte auf der neuesten Stufe der Entwicklung Buchstaben erscheinen zu lassen,

die auf einer früheren Stufe geschrieben wurden, eben deshalb weil sie gesprochen wurden. Das Wort charakterisirt sich als neuestes eben durch Wegfall früherer Buchstaben. Wir schreiben *nicht*, und keineswegs niwiht, niowiht, oder gar ni éo wiht, obwohl die älteste Form uns erst rechten Aufschluss über das Wort gibt: ni = Negation, éo vom gothischen aiv, Accusativ von aivs = Zeit, also je, wiht = etwas.

Am weitesten gehen hierin die Engländer, sind darin aber nicht einmal consequent. Sie fühlen freilich selbst diese Ungereimtheit und sind auch auf eine Aenderung ihrer Orthographie bedacht.

Es dünkt mir, mich; es deucht, es deucht mir, mich — für welche Form muss man sich entscheiden?

Die Wurzel ist duk. Das Präsens wurde gebildet durch Einschiebung eines n und mittels des Bildungsvocals i (j), daher althochdeutsch dunkju, neuhochdeutsch dünke, ebenso wie althochdeutsch dankju (Wurzel dak), neuhochdeutsch denke. Im Imperfectum fällt das n und zu gleicher Zeit der Bildungsvocal i (j) fort, u und a der Wurzeln wurden verlängert; so erhalten wir mittelhochdeutsch die Formen dâhte dûhte (nach einem durchgreifenden Gesetze geht nämlich die tenuis k, wenn sie unmittelbar vor t zu stehen kommt, in die Spirans über). Neuhochdeutsch sollten wir also eigentlich haben dâchte, dauchte. Dâchte ist geschwächt in dächte, dauchte kommt gar nicht vor. Den Conjunctiv von dauchte gebrauchen wir. Das Bildungselement dieses Conjunctivs ist i; vergleiche althochdeutsch nâmi, mittelhochdeutsch naeme, neuhochdeutsch nähme. Der mittelhochdeutsche Umlaut von û ist iu, also aus dûhte wird diuhte, iu ist neuhochdeutsch eu. Das Richtige im Neuhochdeutschen wird also sein: Präsens: es dünkt (das oben erwähnte Gesetz der Verwandlung des k in die Spirans vor t findet seine Anwendung nämlich nicht, wenn das k durch neuerdings erst weggefallenes e vor t zu stehen kommt, dünkt = dünket), Imperfectum: es deuchte, da wir einmal die Form des Conjunctivs in der Bedeutung des Indicativs festhalten und nur allein haben, und zwar es dünkt, es deucht mich; der Accusativ wird durch den entschiedenen Gebrauch dieses Casus im Mittelhochdeutschen gestützt.

Sollen wir aber auch äu zulassen, däuchte? Im Neuhochdeutschen nehmen wir, wenn wir mit Bewusstsein den Umlaut bilden, äu, Laut, Geläute. Ist aber das Factum der Umlautung nicht vor Augen, so schreiben wir eu, wie wir auch für früheres wurzelhaftes iu eu schreiben. Vergleiche Leumund, gothisch schon iu in hliuma = Gehör; mittel-

hochdeutsch liumet, liument, liumunt; mit „Mund“ hat das Wort nichts zu thun. Da uns nun keine Form dauchte präsent ist, so schreiben wir consequent eu. —

Ein ziemliches Bild wird man sich schon nach vorhergehenden Erörterungen von unserer immer noch wilden Orthographie machen können. Es ist zu bedauern, dass es so damit steht; denn jeder Gebildete wird wünschen, dass die Schrift ein würdiges, vernünftiges Abbild unserer Sprachlaute sei, nicht ein regelloses Durcheinander. Es ist kaum glaublich, dass wir, die wir von Jugend an die feinen Regeln der griechischen Orthographie, die ja nur dem Laute Rechnung trugen, kennen, eine Barbarei in der Ausdehnung in unserer Orthographie dulden konnten. —

Neustadt, O.-Schl. Joh. Oyen.

---

# Der Laut ea im Englischen und seine historische Entwickelung.

Die modern-englische Orthographie bezeichnet durch ea sowohl den Laut des langen e in offener Silbe, nach Walker $\overset{1}{e}$, als den eines kurzen e in geschlossener Silbe, $\overset{2}{e}$. Der Grund dieser Mehrdeutigkeit liegt in der mehrfachen Verwendung, die das Angelsächsische dem Zeichen ea gegeben hat. Wir unterscheiden heutzutage in unseren angelsächsischen Ausgaben ein ea ohne Accent, das als Brechung eines kurzen a vor l, r und h mit nachfolgendem Consonanten anzusehen ist, und einen durch einen Accent auf a bezeichneten Diphthong eá oder eâ. Dass ea im Laute ein getrübtes a oder ä darstelle, ist kaum zweifelhaft, wie aber eá gelautet habe, ist um so ungewisser, als die hergebrachte Art, das e als Vorschlag zu einem langen a zu sprechen, sich mit der heutigen Aussprache nur schwer vereinigen lässt.

Eá entspricht gothischem au, altdeutschem ou oder, wenn l, n, r, s, h, d, t, ȝ folgen, ó, neudeutschem au oder o. Wir lassen einige der gewöhnlichsten Wörter in ihrer gothischen oder altdeutschen, angelsächsischen und neuenglischen Form folgen.

| 1) | Goth. | agl. | neuengl. |
|---|---|---|---|
| | (aud) | eáde | easy, leicht, |
| | aukan | eácan | to eke, vermehren, |
| | auso | eáre | ear, Ohr, |
| altd. | austar | eástern | eastern, östlich, |
| altd. | bôȝen | beátan | to beat, schlagen, |
| altd. | houfen | heáp | heap, Haufe, |
| | hlaupan | hleápan | to leap, (laufen) springen, |
| | kaupon | ceápian | (cheap, käuflich billig), |
| | laufs | leáf | leaf, Blatt, |
| | laubjan | geleáfan | to believe, glauben, |
| | nauþs | neád (neód) | needs, nothgedrungener Weise, |

| | Goth. | ags. | neuengl. |
|---|---|---|---|
| | skauts | sceát | (sheet? auch sheets Schoten gehört hierher), |
| altd. | stouf | steáp | steep, steil (Hohenstaufen und dgl.), |
| | tavid — von taujan, | deád | deed, That, |
| altd. | zoum | teám | team, Gespann. |

2) Daran schliessen sich einige contrahirte Formen, die durch Ausfall eines Gutturals entstanden sind, wie diese Consonantenklasse überhaupt eine bedeutende Verheerung im englischen Lautbestande angerichtet hat:

| | | |
|---|---|---|
| bagms | beám | beam, Balken, Baum, |
| tagrs | teár | tear, Zähre. |

Wo der Guttural das Wort schliesst, hat er einen nachschlagenden I-Laut zurückgelassen, der die regelrechte Umbildung des eá in den Laut $\overset{1}{\text{e}}$ verhindert hat:

| | | |
|---|---|---|
| augo | eáge | eye ($\overset{1}{\text{i}}$-e), Auge, |
| bauhs | heáh | high, hoch, |
| | neáh | nigh, nahe, |
| | deágan | dye, tauchen, tingere. |

Das y in eye ist aus dem altenglischen ȝ entstanden, das für g, gh und y steht: ȝaf = gave, litȝte = ligt, ȝou = you. So liest man yȝes für das moderne eyes.

3) Kürzungen hat der laut ea vorzüglich vor schliessendem T-Laute erfahren:

| | | | |
|---|---|---|---|
| | haubiþ | heáfod | head, Haupt, |
| | rauds | reád | red, roth, |
| | dauþs | deád | dead, todt, |
| | dauþus | deáth | death, Tod, |
| mit f: | daubs | deáf | deaf, taub. |

Daher gehören leád — lead, Blei (Loth?), breád — bread, Brod, und die verkürzten Praeterita der schwachen Verba, wo das ohne Bindevocal an den Stamm tretende d (t) die gleiche Wirkung ausübt: l$\overset{1}{\text{e}}$ap — leapt, dr$\overset{2}{\text{e}}$am — dr$\overset{1}{\text{e}}$amt, und alle anderen schwachen Verba, die in der verkürzten Form des Praeteritums den I-Laut, auch wenn er nicht aus eá enstanden ist, zu $\overset{2}{\text{e}}$ schwächen.

4) Ganz abweichend von dieser Analogie sind die einsilbigen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| | faus comp. faviza | feá, feáva | few (f$\overset{1}{\text{u}}$-e), wenig, |
| altd. | tou | deáv | dew, Thau. |

Der nemlichen Bildung folgen, theilweise mit eó, mew, miauen, spew, goth. speivan, lat. spuo, speien, stew, stauen, rue, ags. hreóvan,

**reóvan, reuen.** Da aber der Laut ủ sonst nur in französischen Wörtern vorkommt, wo er eine unvollkommene Nachbildung des französischen u ist, so erinnern wir an die Etymologie von st*ew*ard aus st*igw*ard (nach Koch I S. 17) und halten i für den Ueberrest des Diphthongs eá und u für den Stellvertreter des geschwundenen v.

5) Endlich findet sich eá für goth. au, altd. ó in der Ablautsreihe:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| goth. | giuta | gaut | gutum | gutans, |
| altd. | kiuza | kôz | kuzumês | koȥanêr, |
| nhd. | giesse | gosz | gossen | gegossen, |
| ags. | geóte. | geát | guton | goten, |

wovon sich im Neuenglischen nur zwei Ausnahmen erhalten haben: flee, *fled*, fled ags. fleóhe, fleáh, flugon, flogen nach Fall 3 und fly (der Laut i̇ durch nachfolgendes g, ags. fleóge, erzeugt wie im Fall 2, *flew*, flown, wo sich flew an Fall 4 anschliesst. Die übrigen Verba dieser Klasse haben, wie im Neuhochdeutschen, die Pluralformen auch auf den Singular ausgedehnt. Da sich im Plural der Grundvocal der Verbindung au (eá) erhalten hat, so entziehen sich diese Formen unserer gegenwärtigen Untersuchung, aber sie machen es wahrscheinlich, dass der Laut eá erst auf angelsächsischem Boden entstanden ist. Es handelt sich nur darum, zu erfahren, welche lautliche Geltung eá gehabt habe.

Grimm sagt Gr. I S. 367: „Der Accent fällt auf das á, nur dass es goth. voransteht, ags. nachfolgt.“ Von einer derartigen Aussprache ist aber ein unerklärlich weiter Weg bis zur modernen Wiedergabe durch ė.

Das Angelsächsische liebt die Diphthonge nicht und hat sogar den einfachsten und gewöhnlichsten, das ei oder ai — man möchte sagen — so nach dem ersten Laute hin zusammengeschoben, dass das i seine Existenz in dem verlängerten á hat aufgeben müssen. Grimm findet den Vorgang analog dem griechischen Jota subscriptum unter a: ᾳ aus *αϊ*. Wir dürfen also eigentliche Diphthonge im Angelsächsischen nicht erwarten. Seit dem 14. Jh. hat das Englische seinen Vocalismus, wie das Hochdeutsche, verschoben und besizt nun ein ei (ai) und ou (au) in i̇ und ou (ow). Die angelsächsische Zeit weiss davon nichts, und so hat das ags. eá mit engl. ou nichts gemein, obwohl es altd. ou entsprechen kann. Ob die Art der Diphthongirung, die sich in den romanischen Idiomen festgesetzt hat, jemals im Angelsächsischen herrschend war, ist höchst zweifelhaft. Französisches oi (oa), ié, leu

u. s. w., wo der Ton auf den zweiten Bestandtheil der Vocalverbindung fällt, können schon deswegen dem ags. ea, eá, eo, eó nicht verglichen werden, weil der Grund ihrer Entstehung — das Schwinden der Endungen und das Bedürfniss, den Stamm durch schärfere Vocalisirung zu stützen — im Angelsächsischen, so weit wir sehen können, nicht gefühlt wurde. Das einzige u̍ ist, wenn wir oben recht gesehen haben, französischen Ursprungs. Eine gewisse Art von Vorschlag, die in neuenglischen Dialecten hörbar ist, z. B. niame, shiame für name, shame mag dem flüchtigen Laute gleichen, den man bisweilen in gutem Englisch nach scharfen Consonanten hört, die eine Tonsilbe vor unbetontem e schliessen, z. B. in glasses, was man wohl manchmal wie glassies sprechen hört. Es ist aber meines Wissens ein solcher Laut nie in der Schriftsprache bezeichnet worden, und er verdankt seinen Ursprung nur dem vorhergehenden Consonanten, den er durch ein flüchtiges i oder e mit dem folgenden Vocal vermittelt, nicht aber einer inneren, vocalischen Entwickelung.

Die angelsächsischen Doppellaute sind ea eá, eo ó. Ea ist Brechung des a, eá ist der goth. Diphthong au; eo ist Brechung des i, eó ist der goth. Diphthong iu. Die Grundlage der beiden Diphthonge ist u. Da ea und eo kurze Vocale vorstellen, so muss nothwendig der E-Laut die Aussprache bestimmen; a und o können nur kurze Nachschläge sein. Damit kommen sich beide Laute ebenso nahe wie unser umgelautetes a d. i. e (jetzt ä geschrieben) und unser aus i entstandenes ë. Die Handschriften verwechseln denn auch bisweilen ea und eo, was hier und da auch der Fall ist mit eá und eó (z. B. neád — neód), wiewohl diese Verbindungen ihrer Länge wegen deutlicher geschieden werden konnten. Ea und eo können den Laut des gebrochenen a und i nur unvollkommen darstellen; sie haben aber, unserer Meinung nach, das Vorbild zur graphischen Darstellung des eá und eó gegeben. Man sollte nun auch erwarten, dass diese zwei Verbindungen in ähnlicher Analogie ständen wie ea und eo, um so mehr, als sie beide jetzt im Laute = e̍ sind: laufs — leáf — le̍af, diups — deóp — de̍ep. Dabei möge noch erwähnt werden, dass e̍ auch dem seit dem 14. Jh. verlängerten e in einigen angelsächsischen und ai in sehr vielen französischen Wörtern entspricht: fr. traiter — to tre̍at, paix — pe̍ace, saisir — to se̍ize u. s. w.

Ueber eó bemerkt nun Koch in seiner historischen Grammatik der englischen Sprache I § 62: „der erste Vocal (e) überwog, ward

gedehnt und entwickelte sich wie ê." Aehnlich § 37. Ueber eá findet sich eine analoge Vermuthung nicht, sondern nur die Bemerkung: „eá trübt sich zu ae und dieses verläuft wie die ursprünglichen ae." Wir sind nun der Ansicht, dass auch im Laute eá der erste Vocal vorgeherrscht habe und fassen den zweiten Bestandtheil nur als eine Art Nachschlag, mit dem die angelsächsische Sprache als Ersatz für das u der gothischen Verbindung au sich begnügte, da sie alle Diphthonge nach dem ersten Laute zusammenschiebt und Diphthonge mit betontem zweiten Vocal ihr nicht eigenthümlich sind. Nur so ist der Uebergang in das moderne e zu begreifen. Wir glauben aber diese Behauptung durch mehrere Wahrnehmungen stützen zu können, obgleich wir zugeben, dass eá keine passende Darstellung eines Lautes ist, der etwa wie ae — ă oder ae — ĕ geklungen haben mag. Der Accent darf dabei nicht in Betracht kommen, da er erst in unseren Drucken durchgeführt worden ist. Die Rune scheidet ea und eá nicht. Da die Deutung im gereimten Verzeichniss das Wort eard zu Grunde legt, so mag auch der Laut ea für die lautliche Erklärung von eá massgebend sein.

1) Für (tó) gegenes findet man gegnes, gênes, geánes engl. (a) gain (gainsay). Da in der Form gegnes und génes der zweite Laut fast ganz geschwunden ist, so kann die Schreibung geánes gar nicht begriffen werden, wenn sich nicht eá dem ê so nähert, dass es das e betont und a nur als unbestimmbaren Nachhall lauten lässt. Da zumal der Wortton immer auf dem e der ersten Silbe geruht hat, so ist nicht zu begreifen, wie er plötzlich auf das a kommen soll, welches die zweite Silbe in der Contraction darstellt. Durch Corssen's und Littré's Untersuchungen ist es hinlänglich gesichert, dass jede Contraction im Lateinischen und in den romanischen Sprachen Beibehaltung des Accents zur Bedingung hat; für germanische Sprachen braucht das nicht erst bewiesen zu werden. — Im Altenglischen hört die Schreibung eá ganz auf und macht dem ae oder é Platz, zu dem es sich unter Annahme unserer Erklärung leicht zusammenziehen könnte.

2) Auch eó wechselt bisweilen mit î (goth. ei). Goth. teihan, altd. zîhan, neud. zeichen, ags. tîhan stösst den Guttural aus und verändert sich in teón.* Diesen Vorgang, der mehrfach bemerkt wird, müssen wir mit der oben besprochenen Contraction für identisch halten,

* Was dann zusammenfällt mit goth. tiuhan, altd. ziuhan — ziehen, ags. teón.

[redacted]



und beide Male dem ersten Laute des neu entstandenen Diphthongs den Hauptton geben. Daneben tritt im Altenglischen, wie für eá, wegen der Aehnlichkeit des Lautes ê auf.

3) Der Laut des oa im modernen Englisch ist $\overset{1}{o}$. Es ist nun möglich, dass man im Altenglischen oa zu schreiben anfing, um die Entstehung des O-lautes aus altem á (altd. ei, nhd. ei — ai) in der Schrift festzuhalten. Man erinnert sich an ein ähnliches Verfahren der französischen Orthographie, die den gesprochenen Laut neben seinen ursprünglichen setzte, so dass man im 15. und 16. Jh. schrieb: apvril (*ap*rilis — *av*ril), escripve (*s*cri*b*at — écri*v*e), Lefebvre (fa*b*er — fe*v*re). Es ist aber auch wohl möglich, dass die eá und ea, wenn sie eben mit dem Ton auf dem ersten Vocal gesprochen werden, das Vorbild zu oa gegeben haben. Die Entwickelung des Lautes $\overset{1}{o}$ aus oa z. B. in stân, Stein, wäre so zu denken, dass zwischen ags. stân und neuengl. st$\overset{1}{o}$ne ein stoan, gesprochen wie st$\overset{3}{a}$' - en, zu stehen käme. Dieser Laut wäre dann zu $\overset{1}{o}$ zusammengeschoben worden, wie eá und eó zu ê — $\overset{1}{e}$. —

4) Der Yorkshire - Dialect hat á, î, û in der alten Geltung erhalten und sagt z. B. ût (oot) statt out, hûs (hoose) statt house etc. Er stellt also in seinem Vocalismus den angelsächsischen Standpunkt dar, wie er selbst das angelsächsische o vor n statt a bewahrt hat. Wenn nun dieser Dialect easy wie eeasy spricht (Koch I § 17), so mag dieses vielleicht der letzte lebende Nachhall des ags. eá sein, wie wir es auffassen.

Gestützt auf diese Beobachtungen schlagen wir also vor, die störende Aussprache des ags. eá, eó mit dem Ton auf a und o fortan zu verbannen, und halten die Entwickelung des I-Lautes aus ursprünglichem eá (= ae — ä) für ganz regelrecht, indem wir zur Erklärung des Verlaufes zwei durchgreifende Gesetze der englischen Lautlehre geltend machen, nemlich: Zusammenschiebung der Diphthonge nach dem ersten Laute (ai zu á, ei zu î) und Vocalverschiebung (ê zu $\overset{1}{e}$, ó zu $\overset{3}{o}$ = û u. s. w.)

Hechingen. Dr. E. v. Sallwürk.

# Ueber die formelle und begriffliche Entwicklung der französischen Präpositionen.

In den nachfolgenden Abhandlungen über die einzelnen Präpositionen und präpositionalen Verbindungen der französischen Sprache soll gezeigt werden, wie dieselben im Verlaufe der Entwicklung der Sprache allmälig zu ihrer heutigen Form und Gebrauchsweise gelangt sind. Vom Ende des 4. Jahrhunderts ab (Prosper Aquitanus) ist die Bedeutung der — theilweise erst später — in der Vulgärsprache Galliens als Präpositionen erscheinenden Formen festgestellt. Die Veränderungen, welche, wie die Sprache beweist, mit denselben nach und nach vorgingen, sind auf ihre thatsächlichen Ursachen zurückgeführt worden, wie: Gegenseitigen Einfluss der verschiedenen Dialekte des Altfranzösischen; irrthümliche Anlehnung einer präpositionalen Form an ein anderes Wort und daraus entstandenes Misverständniss ihrer Bedeutung; das neue Bedürfniss der — auch besonders in Hinsicht auf die in ihr auszudrückenden Ideen — veränderten Sprache und die in Folge dessen nach gewissen Seiten hin erweiterte Gebrauchsweise einer Präposition; die Bedeutung der als Präposition gebrauchten Form als Redetheil für die in Betracht kommende Sprachperiode; den wesentlichen Charakter der Reform, welche in der betreffenden Epoche mit der Sprache vorgenommen wurde, und endlich die Willkür, mit welcher ihrem eigentlichen Wesen, ihrer Grundbedeutung nach gänzlich unverstandenen präpositionalen Formen bestimmte Gebrauchssphären angewiesen wurden.

Bei Erscheinungen, die an sich nicht eben natürlich und selbst-

verständlich sind, hat der Verfasser zum Belege seiner Ansicht Analogien aus anderen Sprachen herangezogen. Besonders ist mehrfach die Verwendung der provenzalischen Präpositionen verglichen worden, da das Provenzalische in Betreff seiner präpositionalen Bildungen sich — im Gegensatze zu den übrigen romanischen Sprachen — dem Altfranzösischen in den meisten Punkten durchaus analog verhält.

Leider hat die eigentliche Volkssprache Galliens in dem Zeitraum vom 4. bis 9. Jahrhundert kein Denkmal hinterlassen, und so fehlt uns ein gutes Stück, um den Verlauf der Entwicklung des Altfranzösischen aus dem Latein in allen seinen Momenten verfolgen zu können. Die Werke, welche in obiger Periode von gallischen Autoren verfasst wurden, sind in lateinischer Sprache geschrieben. Nur hie und da begegnet es den Schriftstellern, dass sie, von der Sprachweise des Volkes verführt, falsche Wortformen oder, was häufiger ist, richtige Wortformen in unlateinischer Bedeutung verwenden. Derartige Vorkommnisse lassen uns einen Blick in die Vulgärsprache werfen, und mit diesen Blicken müssen wir uns hinsichtlich der Kenntniss der Vulgärsprache, der eigentlichen Schöpferin der romanischen Sprachen, begnügen. Aber nicht alle Schriftsteller Galliens in jenem Zeitraume sind dem Zwecke der Erforschung der Sprachweise des Volkes ihrer Zeit gleich dienlich. Die einen haben eine schulgerechte Durchbildung genossen und lassen sich Verstösse gegen die Regeln des guten Latein selten zu Schulden kommen. Anderen fehlt diese, und im täglichen Verkehre mit dem Volk gewöhnen sie sich an Ausdrucksweisen, deren sie sich auch in ihren lateinischen Schriften nicht ganz erwehren können. Besonders gilt dies von dem Gebrauch der Präpositionen, so das für die nachfolgenden Abhandlungen das wesentlichste Material fast vollständig in ihnen gefunden werden konnte.

Zur Feststellung der Art und Weise, wie die gallische Volkssprache vor dem 9. Jahrhundert die Präpositionen verwandte, sind folgende Werke benutzt.

1. Das Chronicon von Prosper Aquitamus, abgefasst am Ende des 4. Jahrhunderts. Dasselbe zeigt in grammatischer und orthographischer Hinsicht mehr Abweichendes vom guten Latein, es hat schon eine stärkere Tendenz nach dem Romanischen hin, als die Werke manches späteren Schriftstellers. Zwar lässt auch Prosper bisweilen das Streben erkennen, durch gekünstelte Constructionen seinem Stile eine klassische Färbung zu geben, aber im Ganzen selten. Auch sind

derartige Constructionen bei ihm steif und unbeholfen, weil er ohne Zweifel keine schulmässige Durchbildung genossen hatte. — Er lebte in Aquitanien; seine sprachlichen Eigenthümlichkeiten gehören daher specieller dem Idiome an, aus welchem heraus sich das Provenzalische entwickelte. Doch können wir die Gebrauchsweise der Präpositionen bei ihm als geltend für die Volkssprache Galliens überhaupt ansehen, da die altfranzösische und die provenzalische in Hinsicht ihrer präpositionalen Bildungen, wie schon oben erwähnt, als zusammengehörig den anderen romanischen Sprachen gegenüberstehen. — Ausgabe Roncallius: Vetustiora latinorum scriptorum chronica.

2. Apollinaris Sidonius (A. S. epistolae et opera, Pariser Ausgabe von 1609), dem 5. Jahrhundert angehörig, gest. 484 als Bischof zu Clermont in der Auvergne, repräsentirt den gekünstelten Stil der Gelehrtenschulen. Lange, verwickelte Perioden, die allerdings selten ohne eine gewisse Eleganz und einen freilich zu gesuchten Redeschwung sind, sollten den Stil des Gelehrten von der verderbten Sprache des Volkes, das sich natürlich sehr einfach ausdrückte, unterscheiden. Gegen die lateinische Grammatik verstösst er selten, weshalb der Gebrauch der Präpositionen bei ihm im Ganzen den Regeln des klassischen Latein angemessen ist.

3. Dasselbe hinsichtlich des Stiles gilt von Venantius Fortunatus (Ausgabe Fabricius: Corp. Poett. Christ.), gestorben zu Anfang des 7. Jahrhunderts als Bischof von Poitiers. „Noch in den alten Rhetorenschulen gebildet, ist er einer der letzten Repräsentanten jener erkünstelten Schulgelehrsamkeit." Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter.

4. Anders schrieb Gregorius Turonensis (Greg. Tur. historia ecclesiastica Francorum, im Patrologiae cursus von Migne). Er besass nicht jene grammatische und stilistische Durchbildung, und fühlte sehr wohl, wie leicht bei ihm ein Verstoss gegen die gute Schreibweise vorkommen konnte. Daher bittet er im Anfange seiner hist. eccles. den Leser, etwaige Vorkommnisse dieser Art zu verzeihen: Sed prius veniam a legentibus precor, si aut in litteris, aut in syllabis grammaticam artem excessero, de qua adplane non sum imbutus. Er war sich mithin der Macht bewusst, welche die Vulgärsprache auf seinen Stil ausübte. Daher ist es leicht erklärlich, dass wir bei ihm häufiger Anklänge an volksthümliche, dem guten Latein unbekannte Wortformen und Redeweisen, an romanische Elemente finden.

5. Das Chronicon, welches unter dem Namen von Fredegarius bekannt ist (im Patrologiae cursus hinter Greg. Tur. hist. eccles. Franc.) und dem 7. Jahrhundert angehört, enthält ein barbarisches Latein. „Entschieden falsch ist es, wenn man diese Sprache als die des romanischen Volkes bezeichnet; sie kann nie gesprochen worden sein. Alle Flexionsendungen sind nämlich darin vorhanden, sie werden aber nur noch aus Convenienz gebraucht, da dass Gefühl für ihre Bedeutung sich gänzlich verloren hat,“ so urtheilt Wattenbach sehr richtig über seine Sprache. Da Fredegars Kenntniss des Lateinischen unglaublich gering war, so ist es natürlich, das wir hinsichtlich des Stiles, besonders hinsichtlich des Gebrauches der Präpositionen bei ihm eine grosse Verwandtschaft mit der Volkssprache anzunehmen haben.

6. Richer lebte und schrieb in der zweiten Hälften des 10. Jahrhunderts. Das Nähere über ihn siehe unter der Abhandlung über die Präposition Od.

Die meisten altfranzösischen Beispiele sind in der „Chrestomathie de l'ancien français“ von Bartsch zu finden. Bei sonstigen Citaten ist jedesmal der Ort angegeben, wo dieselben stehen.

Einige der angeführten Beispiele sind aus Mätzner's „Syntax der neufranzösischen Sprache“ entnommen. Wo dies geschehen, ist es jedesmal bezeichnet worden.

---

## Abkürzungen,

welche für alle nachfolgenden Abhandlungen gelten.

Ac. = Dictionnaire de l'Académie.
Ad. Boç. = Adans de la Halle ou Adans li Boçus.
Al. Chart. = Alain Chartier.
L'Al. d'Alb. = L'Alexandre d'Alberic de Besançon.
Auc. et Nic. = Aucasin et Nicolete.
B. d. S. = Bauduin de Seboure.
B. d. Sap. = Herman de Valenciennes, la bible de sapience.
Bern. = Bernier, la hauce partie.
Bible G. = La bible Guiot.
Brut = Wace, le Roman de Brut.
C. d. Const. = Joffroi de Villehardoin, la conqueste de Constantinople.
C d. G. = Chrestiens de Troies, conte del graal.
Cent nouv. = Les cent nouvelles nouvelles.
C. Hab. = Traduction du canticum Habbacuc.
Chât. C. = Châtelain de Coucy, chansons.
Chev. L. = Chrestiens de Troies, li chevaliers dou lyon.
Chr. d. P. = Christine de Pisan.

Cleom. = Adenés le Roi, Cleomades.
Com. = Philippe de Comines, mémoires.
C. d. tr. = Le combat de trente Bretons contre trente Anglois.
Corn. = Pierre Corneille. Pol. Mél. u. s. w. bezeichnen die Werke, deren Benennung mit diesen Buchstaben beginnt.
Fl. et Bl. = Floire et Blanceflor.
Frag. = Fragment d'une homélie sur le prophète Jonas.
Fr. V. = François Villon.
G. Brul. = Gaces Brulez, chansons.
G. d'Eng. = Chrestiens de Troies, Guillaume d'Engleterre.
G. de Mach. = Guillaume de Machau.
G. d'Or. = Guillaume d'Orenge.
L. d. Chev = Lais dou chievrefuel.
L. d. G. = Lois de Guillaume le Conquérant.
L. d. R. = Les quatre livres des Rois.
M. d'Ad. = Mystère d'Adam.
M. d. P. = Mistere de la passion de nostre seigneur.
Pass. = Passion du Christ.
Past. = Pastourelles.
Perc. = Perceforest.
Ph. d. Th. = Bestiaire des Philippe de Thaun.
Ps. = Ancienne traduction des psaumes.
Rab. = Rabelais; G. Gargantua.
Rac. = Racine. Uebrigens siehe Corn.
Ren. = Roman de Renart.
Ren. Cont. = Renart le contrefait.
R. d'Al. = Roman d'Alixandre.
R. d. En. = Beneoit de Sainte More, roman d'Eneas.
R. d. S. = Romance des deux soeurs.
R. d. Tr. = Roman de Tristan.
Rol. = Chanson de Roland.
Rose = Guillaume de Lorris, roman de la rose.
Rou = Wace, roman de Rou.
J. J. Rouss. = J. J. Rousseau, Confessions.
Rust. = Rustebués.
St. B. = Traduction d'un sermon de saint Bernard.
Tr. = Tristan.
Troie = Beneoit de Sainte More, roman de Troie.

Alle anderweitigen Abkürzungen bedürfen weiter keiner Erklärung.

---

## Die altfranzösische Präposition Od.

### I. Begriffliche Entwicklung von apud.

Welche Entwickelung nahm in der französischen Sprache die lateinische Präposition apud? Wie verhalten sich die aus ihr entstandenen Formen in den verschiedenen Perioden der altfranzösischen Sprache formell und begrifflich zu den dem alten ad entsprechenden präpositionalen Formen? Wie erklärt sich das allmälige Verschwinden der ersteren? Wenngleich wir keine Denkmäler der eigentlichen Vulgärsprache Galliens vor dem 9. Jahrhundert besitzen, also keine Denk-

mäler, welche die Lücke zwischen dem Latein und der langue romane ausfüllen (die Autoren des Mittellatein enthalten blos einzelne Anklänge an die Volkssprache, die eigentliche Quelle des Romanischen), so können wir dennoch das lateinische apud neben dem lateinischen ad resp. mit demselben vereinigt aus dem Latein heraus bis in die heutige Sprache Frankreichs verfolgen.

In der Volkssprache Galliens wurde die Präposition apud begrifflich erweitert, indem sie zur Bezeichnung des Ortes angewandt wurde, an welchem sich ein Gegenstand im Zustande des Verharrens befindet, oder an welchem eine Thätigkeit vor sich geht; sie verlor mithin den speciellen Begriff der Nähe, des Nebeneinander und wurde allgemeine Bezeichnung des örtlichen Wo? ohne die unseren in, auf u. s. w. beiwohnenden, besonderen Beziehungen zu enthalten. Besonders beliebt war sie in dieser Bedeutung vor Städtenamen. Den Beweis hierfür liefern die von der Volkssprache beeinflussten Schriftsteller Galliens. Alexander apud Babylonem moritur Prosp. Aquit. 540. Otto apud Bebriacum propria manu occubuit, id. 567. Vespasianus apud Judaeam ab exercitu imperator appellatus . . . , id. 567, synodus patrum apud Constantinopolim celebrata est, id. 637. Apud Babyloniam regnabat Nebuchodonosor Greg. Tur. I. 170. Apud Parisios obiit, id. II, 240. u. s. w.

Dieselbe Beziehung drückt bei diesen Schriftstellern auch die Präposition ad aus. Ad civitatem (Stadt) Suessonas sedem habebat Gregor. Tur. II, 222. Eine Menge weiterer Beispiele siehe unter à.

Wahrscheinlich gingen die Verallgemeinerungen der Begriffe von apud und ad Hand in Hand und ergaben sich zum Theil aus der Formverwandtschaft beider. Obige Schriftsteller geben uns ohne Zweifel nicht die Volkssprache; sie schreiben Latein und wollen Latein schreiben, sind aber hinsichtlich ihres Stiles, seltener hinsichtlich ihrer Formen von dem Sprachgebrauch des Volkes beeinflusst. Sei es nun, dass letzteres aus apud die Form áud gebildet hatte (vgl. sapuit — sáut — sot), sei es dass man, wie es für die Sprache des südlichen Frankreich sicher anzunehmen ist, diese Präposition schon im 5. Jahrhundert zur Form ab verkürzt hatte, — jede dieser beiden präpositionalen Formen konnte in der gänzlich unfixirten, durchaus sich selbst überlassenen Volkssprache mit ad sehr leicht verwechselt werden, um so leichter, je mehr man das Vorbild apud aus den Augen verlor. Aud konnte leicht als lautliche Diphthongirung von ad erscheinen, da diphthongirte Formen desselben Wortes neben nicht diphthongirten auch

späterhin noch denselben Dialecten der altfranzösischen Sprache geläufig waren. Andererseits war der Wechsel der mutae gleicher Lautstufe ab — ad der Sprache ebenfalls nicht fremd, am wenigsten in ihrer Bildungsperiode, wo diese Permutation vor sich ging, wo Wortformen desselben Urwortes mit verschiedenen Consonanten in der Sprache üblich waren. Letzterer Umstand, dass nämlich das eine Wort mit b, das andere mit d geschrieben war, konnte aber desshalb kaum hinreichen, ein Ineinandergreifen beider hinsichtlich ihrer Gebrauchsweisen zu verhindern, weil diese Buchstaben im Auslaute einer Präposition standen, die als solche in der fliessenden Rede sich unbetont, gleichsam als Präfix, an das folgende Wort anschloss und in Folge dessen ihren Endconsonanten nur schwach und wenig markirt vernehmen liess. So also hatte ad mit der für die Volkssprache aus Analogien zu erschliessenden Form und apud (áud oder ab) viel Verwandtes; und dieser Umstand muss mit in Erwägung gezogen werden, um zu begreifen, wie beide sich in Hinsicht ihrer Bedeutung zum Theil assimiliren konnten.

Zunächst also, und dieses ist an sich begreiflich, wurden apud und ad in ihrer ursprünglichen räumlichen Bedeutung nach gleicher Richtung hin erweitert. Beide antworten schon früh, ohne dass ein Unterschied zwischen ihnen besteht, auf die Frage wo? In dieser einen Beziehung collidiren die beiden Präpositionen begrifflich also schon früh. Daneben hatte natürlich jede noch ihre besonderen Bedeutungen.

Die Präposition apud unterlag allmälig einer neuen begrifflichen Modification. An die in apud enthaltene Idee des Beieinander, des Nebeneinander konnte sich leicht die des Miteinander, der Gesellschaft anschliessen. Die Präposition cum konnte auf französischem Boden nicht zu einer eigenen präpositionalen Bildung verwandt werden. Die Form, welche aus ihr hätte entstehen müssen, würde mit der des Relativ- und Interrogativ-Pronomens zusammengefallen sein. Man bediente sich zum Ausdrucke der speciellen Idee der Gemeinschaft, da ein eigenthümliches Sprachmittel fehlte, der allgemeinen Präposition der Nähe überhaupt. Wahrscheinlich wird dies erst geschehen sein nach dem Verschwinden von cum aus der Vulgärsprache, welches seinerseits seinen Grund nur in dem Zusammenfallen der ihr entsprechenden Form mit dem Relativpronomen haben konnte. Als dies geschah, musste sich die Sprache in lautlicher Hinsicht schon bedeutend vom Latein entfernt haben, und es ist daher erklärlich, wenn wir erst bei Frede-

garius die Präposition apud zur Bezeichnung der Gemeinschaft antreffen: Domina mea regina tua Gundeberga apud Tasonem ducem secretius tribus diebus locuta est, 629.

Anmerkung. Der Analogie wegen möge auch Richerus (10. Jahrh.) Verfasser von Historiarum (sc. regum Francorum et episcoporum) libri IV. hier angeführt werden. Auch er gebraucht, entschieden unter dem Einflusse der Volkssprache seiner Zeit, der nunmehr der Forschung unmittelbar zugänglichen langue roman, apud an Stelle des alten cum. Sein Stil ist in so fern interessant, als der Vergleich desselben mit der Volkssprache uns einen Einblick gestattet in die Art und Weise, wie das Volksidiom die Schreibweise der lateinischen Autoren beeinflusste. Plurimum de communibus omnium causis apud optimates pertractans I, 12. De Caroli promotione in regnum apud Belgas tractabat ibid. His favent omnes paene ex Celtica et de patrando facinore apud tyrannum conjurant I, 21. Ubi cum apud principes rempublicam consuleret . . . . . I, 49. Exceptusque ab Arnulfo, regionis illius principe apud eum de oppidi erectione agebat. II, 8 u. s. w. — Daneben gebrauchen diese Schriftsteller natürlich cum; für sie wie in der Kirchensprache war diese Präposition nicht verschwunden. Wo es sich um eine mit Bewegung verbundene Begleitung handelt, war ihnen das volksthümliche apud (áud, ad) zu anstössig; hier wenden sie nur cum an.

Die englische Sprache liefert uns eine Analogie für den Uebergang des Begriffes „bei“ in den Begriff „mit“. Die englische Präposition with ist eigentlich dasselbe Wort mit wider und wieder. Dies ging zunächst in die Bedeutung apud über: ags. und altfries. with oder wither gegen, bei; dän. ved, schwed. vid bei, neben. S. d. engl. Grammatik von Bernhard Schmitz. Wenn nun auch die Verdrängung des noch im Altenglischen vorhandenen mid durch with auf einer Verwechselung beruht, so kann der Grund derselben nicht blos in der Formverwandtschaft beider gesucht werden. Die begriffliche Verwandtschaft beider präpositionalen Formen musste hinzukommen, um diese Erscheinung zu ermöglichen.

An die Beziehung der Begleitung schlossen sich nun verschiedene verwandte an, welche in den meisten Sprachen durch die Präposition der Begleitung ausgedrückt werden. Auf diese Weise war die dem lateinischen apud entsprechende Form allmälig zu folgenden Bedeutungen gelangt: 1) sie drückte die Beziehung der lateinischen Urform aus, 2) sie bezeichnete den Ort, an welchem ein Gegenstand sich befindet oder eine Thätigkeit vor sich geht. — In dieser Bedeutung, in welcher dieselbe vor dem 9. Jahrhundert sehr häufig angetroffen wird, finden wir diese Präposition in ihrer veränderten Gestalt nach dieser Zeit,

d. h. in den ältesten altfranzösischen Denkmälern schon nicht mehr. Der Process, welcher die Bedeutungen von apud auf ad übertrug, war, wie in Nachfolgendem näher gezeigt werden wird, ein allmälig fortschreitender. Die Darstellung dieses Verhältnisses, zu welcher ad an sich schon wohl geeignet war (vgl. unser zu Hause, zu Lande, zu Wasser), hatte schon vor dem Beginn der eigentlich französischen Sprache ad allein übernommen. 3) Sie bezeichnete die Begleitung, entsprach also dem lateinischen „cum," unserm „mit". Aus dieser Bedeutung gingen drei nahe verwandte unmittelbar hervor. Die Form für apud bezieht sich nämlich 4) auf den die Haupthandlung begleitenden Umstand, 5) auf das unterscheidende, kennzeichnende Merkmal eines Gegenstandes, meistens einer Person und 6) auf das zu einer Handlung dienende Mittel oder Werkzeug.

Dass diese Beziehungen sich am besten durch die Präposition der Begleitung darstellen liessen, ist leicht einzusehen; wir gebrauchen in derselben Weise unser mit, der Engländer sein with. — Alle diese Bedeutungen entwickelten sich aus dem Begriffe des lateinischen apud. Ausserdem wurde in der Verwirrung, welche zwischen ad und apud eintrat, auf Letzteres, d. h. auf die Form, in welcher die Sprache letzteres besass, auch 7) die eigentlichste, ursprünglichste Bedeutung von ad, die Beziehung auf das Ziel übertragen.

Anmerkung. Die entsprechende provenzalische Präposition ab hatte vorwiegend die Begleitung und die mit derselben verwandten Verhältnisse auszudrücken. Dass dies ab dem provenzalischen a (ad) gegenüber seine individuelle Selbständigkeit besser bewahrte, als die entsprechende Form od der Schwestersprache, hatte theils wohl seinen Grund darin, dass es das einzige Sprachmittel zum Ausdrucke der Begleitung war, ihm also in dieser Bedeutung eine eigenthümliche, gesonderte und enger begränzte Sphäre zukam; theils darin, dass sich die provenzalische Sprache in orthographischer und syntactischer Beziehung früh fixirte, ja sogar schon früh eine gelehrte Behandlungsweise erfuhr. Einige Beispiele aus den ältesten provenzalischen Denkmälern mögen seinen Gebrauch darthun: eu (= il) lo chastia ta be ab so samo, Poème sur Boëce 2, 20. Pur l'una fremna qui vers la terra pent no comprari'om ab mil liuras d'argent, ib. 5, 41. ella ab Boeci parlet ta dolzament, ib. 5, 43; quora ques vol, ab aquel fog l'encent (verbrennt ihn mit jenem Feuer) 7, 7; ab els societat non auran a lor prod d'aquels qui o faran ni al dan Adonis fil, 7, 19; e estérzer ab la tóalia de que éra céins, Traduction de l'Évangile de St. Jean 8, 29 (Bartsch, Chrestomathie provençale).

Bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts übertrug das Sprachbewusstsein die angeführten Beziehungen auf od, die nunmehr allge-

mein übliche Form für apud, als eigenthümliche, für sich bestehende Präposition; daneben stellte es dieselben auch durch das lautlich und, wie wir gesehen haben, schon früh in einer Beziehung begrifflich verwandte ad (a) dar. Um diese Zeit tritt ein neues Stadium in dem Verhalten von od gegenüber ad (a) ein, und zwar wiederum zu Gunsten des letzteren. Waren bis dahin od und a für das Sprachgefühl zwei getrennte Präpositionen gewesen, die wegen ihrer formellen und begrifflichen Verwandtschaft, zum Theil auch wohl in Folge der Vorliebe der Sprache für a, in ihren Gebrauchsweisen theilweise zusammenfielen, in so fern vornehmlich a auch in den Bedeutungen von od erscheinen konnte, so sah man jetzt allmälig in letzterem eine in gewissen Verbindungen übliche Nebenform von a. Die Verwendung von od beweist dies deutlich; z. B. Od espee á lance e á escu, L. d. R. 48, 15. Sobald od diese Geltung angenommen hatte, führte das natürliche Gefühl für die Harmonie in den sprachlichen Formen dahin auch in formeller Hinsicht die Nebenform od nach der Analogie der Hauptform ad zu behandeln. Man bedenke, dass man sich noch bis ins 16. Jahrhundert hinein vor Vocalen bisweilen der Form ad neben a bediente; im 11. und 12. Jahrhundert kannte man ad neben a noch allgemein. Derselbe Process, welcher der Präposition ad das auslautende d nahm, musste nun auch od desselben Consonanten berauben.

Anmerkung. Dieser Ausfall konnte um so leichter vor sich gehen, als einsilbige Präpositionen überhaupt vor nachfolgendem Artikel ihren Endconsonanten bisweilen einbüssten. Folgendes provenzalische Beispiel zeigt diese Erscheinung in Bezug auf ab recht anschaulich: ab els societat nos auran a lor prod d'aquels qui o faran ni al dan Adonis fil 7, 19. Für das altfranzösische od sind mir keine Beispiele dieser Art bekannt. Ueberhaupt befolgte das Altfranzösische es nicht so sehr als rigoristische Vorschrift, den bestimmten Artikel in dieser Weise an einsilbige Präpositionen anzuschliessen, wie die provenzalische Sprache; es kannte jedoch diese Art der Contraction sehr wohl und mag sie bei od in der fliessenden Rede häufig genug angewandt haben.

So also wurde die Form o geschaffen und nach Analogie des Verhältnisses von a zu ad für die richtigere und angemessenere Darstellung der Secundärform genommen, welche für letztere Präposition in gewissen Fällen eintreten konnte. Dass auch später noch od neben o erscheint, darf nicht Wunder nehmen; existirte ja auch noch ad neben a. — Ihrerseits trug nun die Form o wiederum dazu bei, den Irrthum in Hinsicht der Auffassung derselben als eine bisweilen gestattete Ab-

weichung in der Darstellung der Präposition a zu verstärken: o harpes et o gyges est la joie sonee — o cors et *a* buisines d'autre part est cornee, B. de S. 69, 23. Nur zum Zwecke des Wohllautes, der Abwechselung wegen, setzte der Dichter das eine Mal o, das andere Mal a, die für ihn sicher nur lautlich verschieden waren.

Vom 13. Jahrhundert ab wird o, die Nebenform von a immer seltener gebraucht. Die Beziehung der Begleitung übernimmt die in dieser Bedeutung schon früh neben od auftretende Composition aus apud und hoc, avoc, avec, avoec (siehe avec). Als Ausdruck der übrigen Bedeutungen von o erscheint nach und nach die reine üblichere Form a allein. Mit dem 15. Jahrhundert verschwindet die Präposition o gänzlich aus der Schriftsprache.

## Nähere Betrachtung der einzelnen Gebrauchsweisen von od.

1. In der Bedeutung des lateinischen apud wurde od gebraucht, so lange es überhaupt in der Sprache vorhanden war. Primos didrai vos dels honors — quae il auuret ab duos seniors, V. d. L. 18, 22; ab se lo ting, ib. 14, 19; od les princes le fait sedeir, L. d. R. 44, 34; deu seit od tei, id. 47, 36; l'ara od sei, Brut 87, 7; o deu serez vus sans faillance — de egal bonté de egal puissance, Mist. d'Ad. 79, 5; od paisanz, od povre gent — perneit la nuit herbergement, L. d. Chev. 235, 33; od mun chen, od mun osteur — nus pessoie je chascun jur, Tristan 172, 40; ele remest seule o l'enfant, Fl. et Bl. 196, 34; son cuer a o soi s'anemie, Chev. au lion v. 1362 (Holland); que fusse lassus o toi, Auc. et Nic. 268, 28; tous trois vous prie, qu'o vous veuillez percher (placer) — l'ame du bon feu maistre Jehan Cotard, François Villon 437, 33.

Im 16. Jahrhundert ging diese Bedeutung ausschliesslich auf präpositionale Wendungen wie près de, auprès de, à côté de u. s. w. über.

2. Die oben unter 2) angegebene Bedeutung des mittellateinischen apud fällt für das Altfranzösische fort.

3. Od bezeichnet die enge Verbindung, das Beisammensein, die Begleitung in folgenden Beispielen: et ab Ludher nul plaid nunquam prindrei, Serm. 3, 25; li fel judeus ja s'aproismed — ab gran cumpannie d'els judeus, Pass. 7, 36; io li preia paias (se reconcilier) ab

lui, V. d. L. 16, 16; et ob ses croix fors s'en exit, id. 18, 2; ensembl'ot lui, V. d'A. 22, 22; ensemble od els, Rol. 40, 4; ensemble od nos, Brut 88, 10; maint François mist le jor envers — od sa compaigne qu'il avoit, Rose 99, 11; amenez le od tut le lieu, Trist. 173, 24; que ensemble ot lui erroent, Lais de Chev; ensemble o lui en ermitage — se remetent pour dieu servir, Discpl. Cler. 246, 22. Die Bezeichnung dieses Verhältnisses eignete sich im Altfranzösischen auch a an, z. B. Que ja de nule créature — ne sera ses secreiz sceu — ne quele ait a home geu, Rustebues (weitere Beispiele unter a). Im Neufranzösischen ist jedoch der Präposition a diese Function wieder genommen; nur avec findet sich jetzt als Präposition der Begleitung (s. avec).

4. Od als Bezeichnung des eine Handlung begleitenden Umstandes, der Art und Weise, wie dieselbe vor sich geht. Gewöhnlicher ist schon im Altfr. die Präposition a in dieser Bedeutung. — Li troi pour dieu o bon corage — ensamble o lui en ermitage — se remetent pour dieu servir Discpl. Cler. 246, 21; é od l'aic deu chalt pas le materai, L. d. R. 47, 23; que o sa harpe si doucement chanta, Guillaume de Machau 387, 34. — Beispiel für a: que lui a grand torment occist, V. d. L. 13, 27, u. s. w. Schon im 15. Jahrhundert findet sich o in dieser Bedeutung gar nicht mehr.

5. An der Spitze einer adnominalen Bestimmung, welche das unterscheidende, gewöhnlich das körperliche Merkmal einer Person angiebt, hat sich od, o in der Sprache am längsten erhalten. In dieser eigenthümlichen, besonders in der Poesie üblichen Ausdrucksweise konnte es am leichtesten einen formelhaften Charakter annehmen, als eine durch den herkömmlichen poetischen Gebrauch sanctionirte Form erscheinen: Douce amie o le cler vis, Auc. et Nic. 256, 29; m'amiete o le blont poil id. 268, 24, u. s. w. Daneben gleichwohl auch schon früh a in dieser Verbindung: Hues au der vis, H. de B. 57, 46; la dame al vis cler, id. 57, 34; le marchis aus vis fier, G. d'Or. 68, 17. — Vom 16. Jahrhundert ab übernimmt a diese Beziehung ausschliesslich.

6. Folgende Beispiele beweisen die Verwendung von od (o) zur Bezeichnung des Mittels od. Werkzeuges: Encuntre ki deiz si od bastun venir? L. de R. 48, 12; o harpes et o gygos est la joie sonee, o cors et a buisines d'autre part est cornee, B. d. S. 69, 22. — Also

das heutige à in joner à . . ., wo diese Verbindung erscheint, beruht begrifflich auf apud, od, o, welches durch ein Missverständniss mit ad, a, verschmolzen wurde. — Qui fu armés sor son destrier — od la hace qui fu d'acier, Rou 99, 14; o criz, o lermes e o plors — l'ont deproïié e conjuré, Troie 162, 27; o ses dous poinz granz cous se fiert, id. 163, 23; tut en lavat od la suur, Trist. 176, 4. — Aber schon seit dem 9. Jahrhundert hat a die Darstellung dieses Verhältnisses mitübernommen: ad une spede li roveret tolir le chief, Eul. 6, 2; a l'une main si ad sun piz batud . . . ., Rol. 38, 37, u. s. w.

Vom 13. Jahrhundert ab finden wir das instrumentale od nicht mehr; es ist gänzlich durch a verdrängt.

7. Dass die Präposition od auch ihrerseits in die Functionen von ad übergriff, dass sie auch, aber im Ganzen selten, zur Bezeichnung des Zieles angewandt wurde, mögen folgende Stellen darthun: Ab me venras, Pass 12, 15; ab un magistre semprel mist, V. d. L. 46, 13; que Normant ont od els tirés, Rou 95, 10; furent alez od le rei, L. de R. 46, 13; o li s'en vait con plus tost pot, Fl. et Bl. 198, 3, chiaus qui o lui voelent venir, Jeh. Bod. 288, 37. — Also noch im 13. Jahrhundert findet sich od in dieser Bedeutung, die ihm irrthümlicher Weise zugefallen war.

Wie erwähnt, ist o im 15. Jahrhundert äusserst selten. Innerhalb desselben geht diese Präposition der Schriftsprache überhaupt verloren.

Bemerkenswerth ist es, dass im 16. Jahrhundert der Sprachreformator Ronsard die Bedeutungen von avec auf das verschwundene o zu übertragen vorschlug. Ein richtiges Gefühl leitete ihn. Avec ist ohne Zweifel keine der glücklichsten und schönsten Bildungen der französischen Sprache, weder formell — für eine so einfache Beziehung eine zweisilbige Präposition, die ausserdem auf den härtesten Consonanten der Sprache ausgeht und sich an keinen Buchstaben im Anlaute des folgenden Wortes leicht und fliessend anschliessen kann — noch begrifflich, hinsichtlich ihrer etymologischen Bedeutung. Die schwerfällige, unbeholfene Composition: apud hoc für dieses einfache Verhältniss! Leider hat Ronsard keinen Erfolg gehabt. — Wenn aber der Herr Oberlehrer Günther in Bernburg (Archiv I, p. 62) sich ausdrückt, Ronsard habe für die Form avec die Form o vorgeschlagen, so ist dies nicht ganz richtig. Ronsard kann nicht der Ansicht gewesen sein, man könne in die Sprache einen beliebigen, an sich inhaltlosen Laut

einführen und bestimmen, dieser Laut solle die oder die Bedeutung haben. Ronsard hat einfach das eben zu seiner Zeit verschwundene o wieder ins Leben zurückzuführen und die ihm zukommenden Bedeutungen von avec bei demselben belassen wollen.

In dem Patois einiger Gegenden hat sich übrigens die Präposition apud in einer eigenthümlichen Form bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt. In der Landschaft Forez in Frankreich wird nach Reinhold Koehler (Volksmährchen aus der Landschaft Forez in Frankreich, Lemke's Jahrb. Bd. IX., Heft 4, p. 399) au für avec gebraucht: le Lû au le Reynard ayit fait in essart (défrichement, endroit défriché) de méto, en allant à Mountertchi. Dass dieses eine Form aus dem einfachen apud ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Avec hat von jeher den Ton auf der letzten Silbe gehabt und musste ihn seiner Entstehung nach dort haben; diese ist in der alten Sprache deshalb gewöhnlich auch diphthongirt (s. avec). Au kann also keine Verstümmelung aus avec sein. Wir haben in diesem au eine Bildung aus der Präposition apud zu erkennen, die sich in der Vulgärsprache der Landschaft Forez seit den ältesten Zeiten erhalten hat. Aehnliche Erscheinungen, d. h. der Untergang altfranzösischer Formen und Constructionen in der Schriftsprache und das Fortleben derselben in einzelnen Volksdialecten, sind nichts Seltenes.

Was die Bedenken betrifft, welche Diez in seiner Gr. der rom. Spr. gegen die Anlehnung des neufranzösischen à als Bezeichnung des unterscheidenden Merkmales an die lateinische Präposition apud äussert, so widerlegen diese sich leicht. „Dies à," sagt er, „kommt in allen romanischen Sprachen in dieser Bedeutung vor, es müsste also aus Frankreich verpflanzt sein. Der Italiäner hat sein appo; im Spanischen fehlt eine auf spanischem Boden aus apud gebildete Form ganz." Sehr richtig! Dies a ist wirklich aus Frankreich in die übrigen romanischen Idiome hinübergetragen, und zwar aus der Sprache, in welcher sich die Hauptzweige der romanischen Sprachfamilie concentrirten, aus dem Provenzalischen. Auffällig ist dies durchaus nicht. Stellte doch Raynouard eben deshalb, weil die Uebereinstimmung der rom. Sprachen in so manchen Punkten nach seiner Meinung nur in einem Hervorgehen aller aus der Sprache des südlichen Frankreich ihre Erklärung finden konnte, seine Theorie auf, dass alle romanischen Idiome Töchter des Provenzalischen seien. Besonders vor dem 9. Jahrhundert und in dieser Zeit war, wie wir gesehen haben, schon eine Verkür-

ıg aus apud in der Bedeutung „mit“ auf französischem Boden üblich, nden die einzelnen Provinzen der langue romane (wenn wir die ɔekannte Volkssprache dieser Zeit schon mit diesem Namen bezeichı dürfen), in lebhaftem wechselseitigen Verkehr. (Man erinnere h der politischen Zustände dieser Zeit.) Wenn Diez aber an einer lern Stelle seiner Gramatik (II, 453) meint, „das französische à hin- Substantiven ist nichts anderes, als eine Form des provenzalischen “ (nach diesen Worten würde es übrigens dennoch auf apud beruhen, ıs an obiger Stelle bezweifelt wurde!), so ist dies entschieden falsch. Altfranzösischen steht hier od, wie wir gesehen haben, eine ırm, welche nicht aus dem provenzalischen ab, sondern nur direct s dem lateinischen apud hergeleitet werden kann. Die Sprachen des llichen und des nördlichen Frankreich haben apud dem Begriffe ch analog (sicher nicht ohne wechselseitigen Einfluss), der Form ch hat jede es selbständig behandelt. — Noch an einer andern Stelle ıter den romanischen Präpositionen) bezeichnet Diez ab als die altnzösische Form, welche dem lateinischen apud entspräche, ein Irrım, der wohl wesentlich den vorigen erzeugt hat.

## II. Formelle Entwicklung der Präposition Od.

Das Wesentlichste über die Entwicklung, welche apud in Bezieng auf die Form auf französischem Boden nahm, hat von der begriffhen Entwicklung desselben nicht getrennt werden können. Einiges ıibt noch hinzuzufügen. In den Serm., in der Pass. de Chr. und der V. de L. finden wir die Form ab statt des späteren od. Man nnte diese als aus dem Provenzalischen entlehnt oder doch in einer dlichen Provinz durch örtliche Berührung mit dem Gebiete dieser ırache entstanden betrachten, zumal die beiden letzten Denkmäler ınches lautlich mehr Provenzalische als Altfranzösische enthalten. ɔer die Form der ausschliesslich französischen Präposition avec, sowie s ab in den Serm. machen es wahrscheinlich, dass auch in Nordınkreich aus apud durch Verflüchtigung und schliesslichen Abfall der ıdsilbe die Form ab gebildet worden ist neben áud. Diese Form stand dann fort, so lange man sich der Identität derselben mit dem einischen apud bewusst war, so lange man überhaupt das Wesen r in ihrer Bildung begriffenen neuen Sprache als die lautliche Verchtigung, Vereinfachung und Verschleifung lateinischer Wortformen

erkannte. Sobald das Altfranzösische als einheitliche, gesonderte, in sich abgeschlossene Sprache dem Latein gegenüber steht, finden wir die Form ab nicht mehr.

Als Vorform von od müssen wir, wie schon erwähnt, áud annehmen. Diese Form zeigt eine sprachliche Erscheinung, der man oft begegnet. Die aus der Tenuis zwischen zwei Vocalen eines Wortes durch Erweichung entstandenen Media wurde späterhin als ursprüngliche Media angesehen und fiel als solche gänzlich aus: ápud — ábud — áud — od. Die grösste Uebereinstimmung mit diesen Formen zeigen die Gestaltungen, in welchen habuit auftritt. Zunächst áut, — Et cum il l'aut doit de ciel art, V. de L. 14, 16; also im 10. Jahrhundert, später nur noch 2) ot, die allgemeine Form. Daneben 3) ab! — mais non i ab un plus valent, L'Al. d'Alb. 25, 27; 11. Jahrhundert, später nicht mehr.

Aus áu ging der Monophthong o hervor. Dieser Process wird auf folgende Weise zu erklären sein. Wenn durch Consonantenausfall betontes a mit folgendem unbetontem u oder o zusammentraf, oder wenn die lateinische Sprache schon den Diphthong au darbot, so wurde der zweite unbetonte Vocal in der Aussprache so eng an a angeschlossen, dass er schliesslich mit ihm verschmolz und ein einfacher Laut, ein Monophthong resultirte. Der Laut, welcher auf diese Weise entstehen musste, lag zwischen a und u, resp. o, es war das offene o. Der Italiäner hat noch heute an Stelle jedes lateinischen au seinen offenen o-Laut. Dieser Lautübergang trat schon sehr früh ein, weshalb wir statt dieses au in den ältesten Denkmälern der französischen Sprache schon fast immer o finden. Doch nicht jedes au hat so früh den offenen o-Laut und die Darstellung o erhalten. Au blieb Diphthong, wo man sich seiner Entstehung durch Anschluss des aus der Liquida l erweichten u an den Vocal des Stammes bewusst war, indem andere Formen desselben Wortes den reinen Stamm mit blossem a erkennen liessen. Dies au ist zweifelsohne nicht nur der Schreibweise, sondern auch der Aussprache nach ursprünglich ein Diphthong. Im 12. Jahrhundert erhielt aber auch dieses die Geltung eines Monophthonges, des offenen o. Diesen Monophthong aber durch o zu bezeichnen, erlaubte das Bewusstsein nicht, dass derselbe eine Modification des Stammvocals a war. Man behielt also zur Bezeichnung dieses offenen o den Stammvocal a bei und stellte den o-Laut auf verschiedene Weise dar: chevax, chevalx, chevaus, chevaux. Chevaus ist archaistische Schreib-

weise. Der Diphthong au, der früher auch in der Aussprache diphthongische Geltung hatte, ist zur Darstellung des daraus hervorgegangenen Monophthonges beibehalten, der in der Form chevax (x = s nach l, hier zur Erinnerung an das ausgefallene l des Singular) als einfacher Vocallaut dargestellt wurde. Chevalx ist die Pluralform, die vom Singular der Regel gemäss gebildet ist. Die gleiche Geltung dieser Formen, die bei denselben Autoren nebeneinander vorkommen, für die Aussprache führt nach meiner Ansicht zu der sichern Vermuthung, dass alle chevâs gelautet haben. Ich theile also die Ansicht nicht, dass chevax und chevalx zu sprechen seien cheváûs. Wie hätte man darauf verfallen können, einen diphthongischen Laut, dessen beide Theile man selbst fortwährend entstehen liess (al — aus) durch einen einfachen Vocal darzustellen? Man vergleiche auch die gewöhnlichen Pluralformen des bestimmten Artikels im Dativ: ax und as. — So erhielt áu allgemein die Geltung des offenen o und wurde mit Ausnahme des obigen Falles vom 12. bis zum 15. Jahrhundert gewöhnlich so bezeichnet; z. B. mor der Maure u. s. w. Allmälig erhielt dies offene o eine lautliche Modification, indem es heller wurde und sich unserm langen o näherte. In aurai und einigen andern Formen ist der alte Laut noch jetzt vorhanden. Aus etymologischen Gründen wurde alsdann im 15. und 16. Jahrhundert, als man begann, die Sprache an das Latein näher anzulehnen, das alte au wieder hergestellt, welches auf diese Weise die Geltung des langen o erhielt.

Dass die Media am Ende nicht in die Tenuis überging, verhinderte wohl die naheliegende Möglichkeit einer Verwechselung dieser Präposition mit ot = habuit. Doch kommt auch ot = apud einige Male vor.

Ueber die Elision des auslautenden d, siehe Theil I.

---

## Avec.

### I. Formelle Entwicklung.

Die präpositionale Form avec entstand aus apud, oder, was wahrscheinlich ist, aus ab, der verkürzten Form von apud (Serm. Pass. V. d. L.) und dem neutralen Demonstrativpronomen hoc. Letzteres ist in der franz. Sprache überhaupt in sehr freier Weise behandelt worden, vgl. enuit, heute Nacht; oc, ja! u. s. w. In der Composition

[redacted]



verlor hoc die Aspiration, die auch sonst überhaupt dem Anlaute sehr häufig verloren ging; honor im Altfranz. gewöhnlich onnr, enur. So entstand die Zusammensetzung aboc. In dieser hätte, wenn sie ein einheitlicher Stamm mit einheitlicher Bedeutungen gewesen wäre, die Media b zwischen den beiden Vocalen a und o ausfallen müssen. Die Sprache war sich jedoch bewusst, an jeder Silbe dieses Wortes einen eigenen Stamm mit selbständiger Bedeutung zu besitzen, der mithin erhalten werden musste. Hier also trat die Formveränderung ein, welche mit dem auslautenden b des Stammes, dem ein Vocal voranging und in der Flexion unmittelbar ein Vocal folgte, vorgenommen wurde, b wurde zu v erweicht, vgl. av-er aus hab-ere u. s. w. Avoc ist nun in der That die älteste Form, in welcher wir die heutige Präposition avec kennen (V. d'Al.) Im 12. Jahrhundert finden wir dieselbe nach zwei verschiedenen Richtungen hin modificirt; die eine Richtung hat den dumpferen Vocal o zu e erhellt; die andre hat ihn verbreitert und giebt dem neuen Laute eine diphthongische Darstellung (oe oder eu).

Die nicht diphthongirte Form kommt bei demselben Autor neben der diphthongirten nicht vor, beide sind also durchaus getrennt. Avec findet sich z. B. bei G. d'Or. in der B. de Sap., in R. d. Trist; Conq. de Const., in einigen Ballades, in Ren. le Contrefait, und bei Froiss. Avoec und Aveuc (beide Form wechseln bei denselben Schriftstellern) heissen die entsprechenden Formen bei Wace, im R. d'Al., C. d. Gr. Chev. an lyon (Chr. d. Tr.) Auc. et Nic., Chanson a boire, Ad. li Boçus und bei G. Mach. — Einen sicheren Schluss kann man bei der geringen Kenntniss, die wir bis jetzt von dem Unterschiede der altfranz. Dialekte haben, aus dieser Erscheinung nicht ziehen. Wahrscheinlich ist es, dass der normannische Dialekt, der, wenigstens ursprünglich, im Allgemeinen den einfachsten Vocallaut mehr liebt, als die andern Dialekte, die Form avec gebildet hat, der burgundische die diphthongirte Form. Jedenfalls ist das thatsächliche Verhalten dieser beiden Formen bei einer etwaigen gründlicheren Untersuchung über das Verhalten der altfranzösischen Dialekte zu einander nicht ausser Acht zu lassen.

Anmerkung. Auch andere Erscheinungen, welche man bisher ziemlich vernachlässigt hat, wie z. B. die Versetzung des Accentes auf Diphthongen und der Einfluss dieser Versetzung auf die Aussprache (auf einen

besondern Fall werde ich bei après (puis) zu sprechen kommen), verdienen sehr, einmal einer genauen Prüfung gewürdigt zu werden. Ueberhaupt ist bei einer Untersuchung über die altfranzösischen Dialekte, wofern sie zu einem klaren Einblick in den Unterschied derselben und in die Art ihrer wechselseitigen Beeinflussung führen soll, nach meiner Ansicht stetz die lautliche, nicht die orthographische Seite als das wesentlich Unterscheidende im Auge zu behalten, dagegen die Darstellung der Laute, die ausserdem bei einer so wenig fixirten Sprache, wie die altfranzösische war, ziemlich willkürlich sein musste und in der That ist, als das secundäre Moment der Unterscheidung. Die Punkte, welche sicheren Aufschluss über das Lautliche geben, würde der scharfe Blick des Forschers, zum grössten Theile eben aus der Orthographie, erkennen müssen. —

Neben avec kommt auch in einigen Schriftwerken (z. B. in den Conquer. d. Const.) ovec vor. Ist dies ein Einfluss der synonymen Präposition o? Oder beruht es auf einer individuellen unreineren Aussprache des Anlautes von avec, vielleicht veranlasst durch das folgende v (als Halbvocal, verwandt mit u)? Es möchte schwierig sein, bei der gegenwärtigen Kenntniss der altfranzösischen Lautverhältnisse hier den treffenden Grund festzustellen.

Beide Formen, sowohl die diphthongirte wie die mit einfachem e, werden vom 13. Jahrhundert ab bisweilen erweitert, indem eine Silbe, bestehend aus tonlosem e, mit schliessendem s, hinzutritt. Vor dieser musste der Aussprache wegen c in qu verwandelt werden. Im 14. und 15. Jahrhundert behalten gewöhnlich die erweiterten Formen c neben qu bei, (cques). — Avec hat als Präp. nicht die glücklichste Gestalt (siehe die Bemerkung zu od!). Der harte Guttural im Auslaute schloss sich in der Ausprache weder an Vocale, noch an Consonanten im Anlaute des folgenden Wortes leicht an, weshalb man dieser Präp. eine Silbe mit schliessendem s anhängte. Man erreichte seinen Zweck in sofern, als leichterer Anschluss allerdings gewonnen wurde, aber die Präp. hatte einen noch unschöneren, mit ihrer Natur als Präp. kaum erträglichen Laut erhalten. Die Aussprache dieser erweiterten Formen wurde aber geradezu unerträglich für das Sprachorgan und das Ohr des Franzosen in der Periode, in welcher das unbetonte e, besonders der Endsilbe, stumm zu werden begann. In der Aussprache traf jetzt der harte Guttural unmittelbar mit dem schliessenden s zusammen, und es resultirte der harte x-Laut, den das französische Ohr nicht erträgt, dem die Sprache überall ausgewichen ist. (Vielleicht führte man im 14. Jahrhundert cques, wie vorhin bemerkt, deshalb ein, um c als ge-

trennten, für sich auszusprechenden Consonanten, die Silbe ques als eigene Silbe zu markiren, die in der Aussprache als solche zu erscheinen habe.) Rabelais hat die Formen avec, avecq, avecque und avecques, ebenso Ronsard. Wahrscheinlich sprach man schon im 16. Jahrhundert nur noch avec. — Im 17. Jahrhundert gebrauchte man in der Prosa ausschliesslich die Form avec; nur die Dichter erlaubten sich noch bisweilen des Verses wegen avecques zu setzen, neben welchem nun auch, da das auslautende s für die Aussprache verstummt war (wohl schon im 16. Jahrhundert), avecque auftreten konnte. Wie diese archaistischen Formen zu der damaligen Zeit bereits beurtheilt wurden, darüber belehrt uns eine Bemerkung des Abbé d'Olivet. Er sagt zu folgendem Verse aus Racine's Alexandre: M'entretenir moi seule avecque mes douleurs: „On se sert rarement d'avecque, si ce n'est en vers, quand on a besoin d'une sillabe; encore est-il bon, ajoute l'Académie, de s'en passer le plus que l'on peut."

Noch heute kommen die Formen avecque und avecques vereinzelt bei den Dichtern vor.

## II. Begriffliche Entwicklung.

Avec ist eine, der franz. Sprache durchaus eigenthümliche präpositionale Bildung. Das lateinische cum wurde als selbständige Präposition aufgegeben und als Ersatz für dasselbe ab, od (apud), und daneben eine Zusammensetzung dieses mit oc = hoc gebildet. Leider gestatten uns die vorhandenen Sprachdenkmäler nicht, an der Hand historischer Thatsachen zu verfolgen, wie die Form aus apud und hoc allmählig zu einer präpositionalen Verwendung gelangte. Der Weg kann aber, und die späteren Gebrauchsweisen von avec und seinen Nebenformen bestätigen dies, nur folgender gewesen sein: Apud hoc wurde bei Aufzählungen zu einem Substantiv adverbial hinzugefügt in der Bedeutung „dabei", „dazu". Nachdem die Contraction beider Wörter die einheitliche Form avoc geliefert hatte, übertrug das Sprachbewusstsein, die Zusammensetzung vergessend, auf dieselbe den einheitlichen adverbialen Begriff „auch". Das Bestreben, alle Beziehungen, in welchen Begriffe zu einander stehen, auch die abstracteren, in einer das Wesen derselben veranschaulichenden Weise darzustellen, führte die Sprache dahin, sie mit räumlichen, der Vorstellung geläufigen Verhältnissen zu identificiren: Bewegung, Ausdehnung, Begränzung, Ziel,

Verbindung, Trennung, Begleitung u. s. w. Wo die Sprache eine dieser räumlichen Beziehungen in das Verhältniss mehrerer Begriffe zu einander hineindenken kann, macht sie von dieser Anschauungs- und Darstellungsweise Gebrauch. — Der blossen additionellen Anreihung von Begriffen ist die Sprache nicht sehr hold. Bei einer solchen sollen verschiedene Begriffe als zu einer bestimmten Beziehung zusammengehörig gedacht werden (diese bestimmte Beziehung ist eben der jedesmalige Grund der Anreihung), aber jedes Glied erscheint als getrenntes, von jedem anderen unabhängiges, coordinirtes; die Zusammengehörigkeit ist in dieser Art der Verbindung, die nur satzlich eine Verbindung, wesentlich aber eine individualisirende Tennung ist, nicht ausgedrückt. Nun zeigt uns aber die Erfahrung immer nur Zusammengehörigkeit von Gegenständen durch irgend eine Art wirklicher Verbindung, und dies ist eine Vorstellung, welche sich dem naiven Sprachbewusstsein unbewusst einprägt und seine Neigungen bestimmt. Alle Ideen, welche dem Sprachorganismus in syntactischer Beziehung zu Grunde liegen, sind wesentlich auf die aus der Erfahrung genommenen Anschauungen zurückzuführen. Aus diesem Grunde liebt jede Sprache es mehr, die Zusammengehörigkeit von Begriffen vermittelst der Präposition der Verbindung und Begleitung auszudrücken, als durch die Conjunctionen der Anreihung. — Die Sprache Frankreichs kannte nun jedenfalls sehr früh die Etymologie von avoc nicht mehr, nach der es nur adverbial hätte gebraucht werden können, zumal apud für das Sprachbewusstsein schon frühe aufhörte fortzuexistiren. Erwägen wir endlich, dass die altfranzösischen Präpositionen, vornehmlich in der ersten Hälfte der altfranz. Sprachperiode, nicht den bestimmten präpositionalen Charakter trugen, wie im neufranzösischen; dass ihr Platz, ob vor oder hinter dem Substantiv, willkürlich war; dass jedes Adverb, sobald sein Begriff es überhaupt zuliess, gelegentlich präpositional verwandt werden konnte, so begreift sich, wie avoc Präposition wurde, zumal die Sprache für die entsprechende conjunctionale Verbindung von Begriffen mehrere Darstellungsmittel besass. Das Adverb avoc als das verbindende Glied zweier Substantive wurde in seiner satzlichen Stellung belassen; das Sprachgefühl legte ihm nur, weil es in der betreffenden Verbindung eine Präposition gern sah, präpositionale Rectionskraft bei. Daneben besteht freilich auch avoc als additionelles Adverb fort.

A. Als Adverbium hat avoc und seine Nebenformen die seiner

Entstehung entprechende Bedeutung: dabei, dazu, auch, beibehalten: Et le tint longuement em prison et un sien fil avec (nicht „en même temps,“ zu gleicher Zeit, wie Bartsch meint, sondern = aussi, dazu, ebenfalls,); Conq. d. Const. 213, 9; en mon cuer plus croistre fessoit — amor et desir et talent — avoec s'en mesla jalousie, desesperance et desveril; Ad. Boc. 356, 34. Bemerkenswerth ist folgendes Beispiel, indem es die eigentliche Grundbedeutung dieses Adverbiums recht fühlen lässt: l'an mil avec soixante et huit, (im Jahr 1000, dazu 68) Ballades, 389, 3.

Anmerkung. Das synonyme od war adverbialen Gebrauches nicht fähig; es drückte eine Beziehung aus, die an sich mit der Idee der Aufzählung nichts Verwandtes hatte. Wohl aber eignete sich dazu die Verbindung und schliessliche Verschmelzung dieser Präposition mit dem neutralen Demonstrativpronomen hoc. Seit dem 16. Jahrhundert kommt dieser adverbiale Gebrauch von avec in der französischen Sprache nicht mehr vor.

B. Avoc und Nebenformen, im Neufranzösischen avec und Nebenformen als Präposition.

1. Im Altfranzösischen: Avoc bezeichnet das Beisammensein zweier Gegenstände ganz allgemein. Es entspricht also nicht nur dem neufranzösischen avec, sondern auch dem auprès de und dem chez. Nach Verben der Bewegung bezeichnete diese Präp. die Begleitung, doch gehört die Relation der Bewegung ursprünglich ausschliesslich dem Verbum an, allmählig erst verband das Sprachgefühl dieselbe auch mit der Präposition.

Beispiele. Filz quar t'en vas colcier, — avec ta spuse al cumand deu del ciel. V. d. M. Al. 18, 27; Mais nepurhuec mun pedre me desirret, — si fait ma medre plus que femme qui vivet — avoc ma spuse que jo lur ai guerpide, Ib. 22, 14. In beiden Fällen ist avoc vielleicht noch als Adverbium anzusehen, wenigstens wohl nicht als eine Präposition; man bedenke das Komma hinter colcier! En paradis la fist dex osteler, avec ses angles et metre et aloer. G. d'Or. 67, 32; bien soies tu venus avec t'umilité, B. d. Sap. 170, 24; avoec son suire l'envoia — em Bretaigne . . . Brut, 92, 18; car la roujors estoit avoec le blanc meslee, R. d'Al. 113, 19; et avoit avec tot ce sa corone d'or en sa teste, R. d. Tr. 116, 15; son deduit (plaisir) avec Tristan, Ib. 119, 10; et cil avoec ax s'an ala, C. d. G. 139, 44; et avoec ce ancore vit que . . . ., Ib. 141, 7; qui avec lui estoient, C. d. Const. 213, 17; Rotrox de Monfort et Yves de la Jale alerent avec meint

autre, qui . . Ib. 215, 23; et que ses cors meismes ira oveques vos an Babiloine, Ib. 218, 29; E dit que avoec lui iroient, Chev. au lyon v. 670 (Hol.); Nicolete est aveuc toi, Auc et N. c. 268, 23; bruit d'armes et druérie — maintient et chevalerie — aveuc bone compaignie, Chanson à boire, 309, 7; j'ai esté, aveuc feme, Ad. Boç. 352, 35; einsois ala plus que le pas — droit en enfer aveuques Proserpine, G. d. Mach. 387, 18; je le porte avecques my, Ballade: 391, 5; avec les povres s'est tenus, Ren. Cont. 393, 43; tous jours vodroie avec li demorer, Froiss. 399, 16; Ces capitaines qui la estoient a collation aprés souper avecques ledit Phelippe . . ., Ib. 403, 14.

2. Im Neufranzösischen. Das altfranzösische avoc, avec, avoec, aveuc theilte also von den Bedeutungen der Präp. od nur die erste und dritte, Beisammensein und Begleitung. Nachdem od der Sprache abhanden gekommen war und alle seine Bedeutungen auf a übertragen hatte, wurde im 16. Jahrhundert zwischen dem letzteren und dem nun mit dieser Präposition in einigen Bedeutungen collidirenden avec gewissermassen ein Ausgleich vorgenommen. Die Darstellung der dem Grundbegriffe von a so fern liegenden Idee der Begleitung wurde dieser Präp. genommen und auschliesslich auf avec übertragen. Diejenigen Beziehungen, welche mit der der Begleitung verwandt sind, und welche die Sprache am naturgemässesten unter dem Bilde der Begleitung versinnlicht (Mittel oder Werkzeug, Art und Weise, begleitender Umstand, Stoff), hatte früher die Präposition der Begleitung od ausgedrückt, nach und nach hatte a sie an sich gezogen. Jetzt wurden sie naturgemäss wieder auf die einzige noch vorhandene eigentliche Präp. der Begleitung, auf avec übertragen. Theilweise hatte sich jedoch a so fest in seinen neuen Besitz eingebürgert, dass es nicht durch avec daraus verdrängt werden konnte, (siehe à). Den Begriff der Nähe im Allgemeinen (apud) behielt avec jedoch in dieser Reform nicht bei; alle seine Bedeutungen sind auf die Idee der Begleitung oder des unmittelbaren Zusammenhanges zurückzuführen. An folgenden Stellen würde mithin das altfranz. avec bei einer Uebertragung ins Neufranz. nicht durch avec wiedergegeben werden dürfen.

Et avoec ce ancore vit que . . ., C. d. Ge. 141, 7; in der jetzigen Sprache Frankreichs etwa outre cela; qui ovec li estoient, C. d. Const. 213, 17, die entsprechende Wendung nach neufranz. Sprachgebrauche würde sein auprès de.

Die einzelnen Verwendungen der neufranz. Präp. avec sind nun folgende.

1. Es bezeichnet die enge Verbindung zweier Gegenstände, die nähere Gemeinschaft: Quiconque la venoit voir, étoit invité à dîner avec elle ou chez elle. J. J. Rouss. In den meisten Fällen verknüpft avec als Präp. der innigen Verbindung zwei in einer reciproken Thätigkeit begriffene Personen; die nothwendige Vereinigung und Zusammenwirkung beider in der Ausführung dieser Thätigkeit muss eine durchaus innige sein. M'entretenir moi seule avecque mes douleurs, Rac. Al. (douleurs ist personificirt gedacht). Il s'est marié avec elle, Ac. Avec ces gens-là, il faut toujours être en discussion, Ib. Il s'est battu avec un tel, Ib. La France était en guerre avec la Russie, Ib. — Il a une grosse fièvre avec des redoublements, Ib. Ce mot est quelquefois employé avec tel autre, Ib.

In einigen speciellen Verwendungen scheint die heutige Präp. avec noch an den alten allgemeinern Begriff derselben, den der allgemeinen Nähe zu erinnern, indem eine wirkliche Verbindung in die beiden durch avec verknüpften Gegenstände nicht hineingedacht werden kann. Dies ist der Fall, wenn avec diejenige Person bezeichnet, gegen welche eine andere Person eine Thätigkeit richtet, die also dann nicht von beiden zugleich ausgeführt wird, nicht wechselseitig ist. Die Beziehung contre liegt natürlich in avec nicht enthalten, sie ergiebt sich aus dem ganzen Gedanken; als Bezeichnung des Zusammenseins kann avec nur den Begriff der Nähe überhaupt in den hierher gehörigen Wendungen haben: Louis XVI. était depuis quelque temps plus froid avec ses ministres, Mignet (Mätzner). (Die Beispiele des Dictionnaire de l'Ac. fr.: Il s'est battu avec un tel. La France était alors en guerre avec la Russie, sind nicht glücklich gewählt. Avec ist hier doch nicht ganz „l'équivalent de Contre", es bezeichnet die oben angegebene Verbindung persönlicher Begriffe bei einer reciproken Thätigkeit, während contre das Verhältniss auf andere Weise aufgefasst darstellt.)

2. Bei Verben der Bewegung drückt avec die Begleitung aus. Je suis venu avec lui, Ac. Il partit avec dix mille hommes, Ib. Le Russe Landskoy avec cent cinquante hussards, quatre cents Cosaks, et deux canons pénétra dans le bourg. Ségur.

Eine unklare Vorstellung der Begleitung — jedenfalls fühlt die jetzige fertige Sprache hier in avec die Idee der Begleitung nicht mehr

deutlich, — hat die Construction avec le temps, mit der Zeit, hervorgerufen — avec le temps ils me connaîtront mieux, Rac. Al.

3. Verwendung der Präp. avec zur Bezeichnung causaler und modaler Beziehungen. Im Allgemeinen steht sie da, wo auch die übrigen Sprachen die entsprechenden Präp. setzen.

a. Avec bezeichnet den eine Handlung begleitenden Umstand, die Art und Weise, wie eine Handlung vor sich geht. A hat diese ihm nach dem Aussterben von od zunächst allein zukommende Function nicht vollständig an avec abgetreten. Die neueren Grammatiker, und der allgemeine Sprachgebrauch stimmt mit ihnen im Ganzen überein, machen hier einen formellen Unterschied. Man fordert avec von dem von einem Adjectiv begleiteten Substantiv, à vor dem blossen Substantiv. Der eigentliche Unterschied zwischen à und avec in dieser Gebrauchsweise ist der, dass man in der Verbindung von à und einem Substantiv hinsichtlich des satzlichen Werthes derselben nicht viel mehr, als eine blosse adverbiale Bestimmung fühlt, während avec in dieser Construction für das Bewusstsein seine präpositionale Kraft mehr empfinden lässt, den begleitenden Umstand also als solchen deutlicher hervorhebt. Diese Unterscheidung ist eine natürliche, wohl begründete, in sofern der Präposition à die Idee der Begleitung ja eigentlich fremd ist, also auch in ihr nicht eigentlich empfunden wird. Dennoch sind avec und à als Bezeichnung der Art und Weise nirgends streng auseinander gehalten, was um so weniger auffällig ist, als dies à ja nur eine andere Darstellung der nicht verstandenen präpositionalen Form od ist.

Folgende Beispiele mögen dies darthun:

Opérer avec dextérité, Ac. Parler avec justesse, Id. Se conduire avec prudence, Id. Se défendre avec courage, Id. Ecrire avec facilité, Id. Travailler avec peine, Id.; daneben à peine, kaum. A droit, à tort. Ac. Crier à tue-tête, Id. A propos, Id. A main armée, Id. Avec regret neben à regret, Corn. Pol. Im Allgemeinen letzteres üblicher. Avec dessin neben à dessin, Pascal, Lettre XV. Avec plaisir neben à plaisir, ersteres üblicher. L'autre avec des yeux secs, et presque indifférens — Voit mourir ses deux fils par son ordre expirans. Rac. Bér. Die Unterscheidung beider, bei welcher die Sprache in manchen Fällen willkürlich verfahren ist, in den meisten sich durch das Streben nach Deutlichkeit hat bestimmen lassen, gehört im Einzelnen den Wörterbüchern an.

b. Hieran schliesst sich der instrumentale Gebrauch von avec. Wofern das Mittel oder Werkzeug nicht selbstthätig als solches wirkte, wurde es als blosser die Handlung begleitender Umstand, als die blosse Art und Weise des Geschehens der Thätigkeit aufgefasst und durch avec bezeichnet. Die deutsche und die englische Sprache zeigen dieselbe Erscheinung: Il ne marche encore qu'avec des béquilles, Ac. Prenez cette ordure avec les pincettes, Id. C'est vouloir prendre la lune avec les dents, Id. Avec de l'argent je l'obtiendrai, Id. Pendant qu'elle t'amuse avec ses beaux discours, Corn. Mél. (Ueber par und de in dieser Bed. siehe diese!) — In einigen Wendungen hat sich à als Präp. des Werkzeuges erhalten: Se battre à l'epée, au pistolet. Mesurer à l'aune, au mètre, Ac. Das Nähere unter à.

c. Endlich bezeichnet avec auch bisweilen den Stoff, aus welchem etwas verfertigt wird. Eigentlich ist dies nur scheinbar eine besondere Gebrauchsweise von avec, indem der durch avec bezeichnete Stoff dem naiven Sprachbewusstsein als Mittel oder Werkzeug erscheint und als solches dargestellt wird. Der Gebrauch unseres mit in diesem Falle bietet uns eine vollkommene Analogie: Carreler avec de la brique. Ac. Dans ce pays ils ne bâtissent qu'avec du bois, Ebd. Le rossolis est fait avec de l'ésprit-de-vin. Id. C'est avec des morceaux de lave pétrifiée, que sont bâties la plupart de ces maisons. Md. de Staël. (Mätzner.) Hierher gehört auch folgende Stelle aus J. J. Rousseau, Conf. L. VI. Nous déjeûnions ordinairement avec du café au lait.

Der Herr Oberlehrer Günther macht uns auf eine ganz neue Präp. der Begleitung aufmerksam; im Noël du Fail hat er atout für avec gefunden! Die betreffende Stelle heisst nach ihm: lequel au jour, atout sa robe de soie . . . . Eut. 9. Höchst merkwürdig, diese Präp. atout! Woraus will er denn eigentlich dieselbe ableiten und wo hat er sonstige Belege für eine Präp. atout gefunden? Ich habe obige Stelle nicht selbst gelesen, kenne also den Zusammenhang, in dem sie vorkommt, nicht, aber dennoch bin ich fest überzeugt, dass dies atout weiter nichts heisst als à tout; nach jetzigem Sprachgebrauche au dessus de tout (ce qu'il portait d'habits). Dass ihm der surtout nicht eingefallen ist!

Neben avec kommt zur Bezeichnung derselben Beziehung im Altfranzösischen bis auf Rabelais vereinzelt ensemble (ingleichen) als Präp. vor, gewöhnlicher freilich in Verb. mit avec oder od (ensemble

avec, ensemble od). Man braucht nur die Natur der altfranz. Präpositionen (de, a und einige andre ausgenommen) überhaupt zu verstehen, um leicht zu begreifen, wie ensemble gelegentlich als Präp. auftreten konnte. Ensemble, ingleichen, hat als Adverbium keine Rectionskraft in Beziehung auf das folgende Substantiv, dies konnte in jedem beliebigen Casus stehen (also dasselbe Verhältniss, in welchem das ursprüngliche avoc = apud hoc zu dem folgenden Nomen stand). Seinem Begriffe nach verband es zwei Substantive, übte also eine Function aus, die auch durch eine Präp. vermittelt werden konnte; gelegentlich fasste man es nun als wirkliche Präp. auf: ensemble nostre signor, St. B. 105, 35; Ensembl'ax, Rab. G. I, 20. Im 17. Jahrhundert wurde ensemble wieder durchaus in die Schranken seiner adverbialen Bedeutung zurückgewiesen.

Ueber die Bedeutung von d'avec wird unter de abgehandelt werden. Séparer l'or d'avec l'argent, Ac. Distinguer l'ami d'avec le flatteur, Id. Distinguer la fausse monnaie d'avec la bonne.

---

## Avant, Devant.

Die aus dem Latein hervorgehenden Vulgärsprachen hatten die Neigung, mehrere präpositionale Beziehungen zu einer Idee zu verschmelzen. Die eigenthümliche Mittelstellung, welche die Präpositionen ihrer Natur noch zwischen Adverbien und Substantiven einnehmen, gestattete grammatisch diese Verschmelzung wohl, indem der eine Bestandtheil der Composition in seiner präpositionalen Kraft, der andere mehr in seiner substantivischen Natur erscheint. Vgl. englisch from among, from without, from under, alle drei häufig in Milton's Paradise Lost. Auch upon und andre.

Das gallische Latein kannte ante als Präp. und Adverbium: ante biennium quam moreretur, Prosp. Aquit. 555; quae ante liberae sub Regibus et amicis erant, Ebd. 567; humilius quam unquam ante, Ebd. 663. — Dass wir Zusammensetzungen von Präpositionen bei den Schriftstellern Galliens zur Zeit der späteren Latinität nicht häufig antreffen, ist leicht erklärlich. Diese mussten den Schriftgelehrten, den auch nur oberflächlich eines guten Latein Kundigen als volksthümliche Corruptionen erscheinen.

Doch findet sich bei Greg. Tur. einmal inante: inante absidem rotundam habens, 116, 14; wohl eine eigne Bildung nach dem Princip

der präpositionalen Compositionen, eine Einwirkung des italienischen Sprachgebrauches (inanzi al popoli, dinanzi al palazzo) dürfen wir bei ihm wohl nicht annehmen.

## I. Formelle Entwicklung der Präpositionen avant und devant.

Aus der lateinischen Präposition ante ging zunächst nach Abfall des auslautenden e (wie ben, bien aus bene u. s. w.), die Form ant hervor; Pass. 9, 40. Neben dieser durch Vertauschung der Mutae gleicher Lautstufe anc; Pass. 14, 10. An erstere Form wurde, wahrscheinlich auf Einfluss des flexivischen s der Declination, (vgl. das abantz, abantz Substantivum,) wesentlich aber zum Zweck eines leichteren Anschlusses, eines fliessenderen Ueberganges von der unbetonten Präposition zu dem Anfangsvocal des folgenden Hauptwortes, zu dem sie begrifflich gewissermassen Präfix war, ein s angehängt, welches mit *t* zu *z* werden musste. Siehe die Form anz Pass. 14, 14. In den ersten Jahrhunderten der altfranz. Sprachperiode ist diese Form noch vielfach als Präp. gebraucht, später ist sie vorwiegend Adverb. Statt des schliessenden z auch bisweilen der einfache harte s-Laut, ans oder anç. Durch Diphthongirung des a entstanden die Nebenformen ainz und einz, auch ains und eins. Diese Diphthongirung ist von der Sprache überhaupt sehr willkürlich gehandhabt worden, vgl. aime und ame, âme, früher ame (noch bei Racine) aus ama, aus anima.

Aus ante ipsum entstand ein Adverbium, welches mit anz gleichbedeutend war, („vorher“ und „lieber,“ „eher“) und in den Formen ançois, ainçois, ainsois, verkürzt auch çois, sois, chois (in Al. d'Alb. anceys) auftritt. In präpositionaler Anwendung kommen dieselben nicht vor.

Anz und ançois, sowie ihre Nebenformen, verschwanden aus der Sprache im Verlaufe des 16. Jahrhunderts.

Aus der Vreschmelzung von ab und ante ging hervor die Form avant; die Erweichung des b zu v ist sehr gewöhnlich, vgl. avoir aus habere. Avant findet sich in dieser Gestalt schon in den Eiden. In der Pass. zeigt sich einmal abantz; vgl. oben anz neben ant. Endlich trifft man bisweilen, aber nur in sehr alten Sprachdenkmälern, die Form avan. Der Buchstabe *t* nach n im Auslaute fällt häufig aus, besonders gern in Conjugationsformen. (Das auslautende feste n im Gegensatze zu dem beweglichen n.) Avan toz, Pass. 11, 13.

Die Verbindung von de, ab und ante lieferte zunächst die Formen

davant, davan (Pass. 11, 24). Vom 11. Jahrhundert ab ist devant die übliche Gestalt dieser Contraction. (Siehe Rol. und L. d. R.) Diese Formveränderung hängt mit dem Begriffe von devant eng zusammen und wird unter II. ihre Erklärung finden. Daneben auch de devant.

Die üblicheren Formen devant und avant gingen als die allein gültigen unverändert in die neufranz. Sprache über.

## II. Begriffliche Entwicklung der Präpositionen avant und devant.

### A. Avant und Devant im altfranzösischen Sprachgebrauche.

#### 1. Avant.

In avant liegt der Begriff des lateinischen ante ursprünglich präcisirt, indem der Gegenstand, auf welchen die Beziehung vor angewandt ist, speciell durch ab als der Ausgangspunkt der in diese Beziehung hineingedachten Richtung dem Bewusstsein vorgeführt wird. Dieses ab lässt zu gleicher Zeit erwarten, dass die etwaige durch avant ausgedrückte Art der Bewegung die von einem Gegenstande fort, na-natürlich von der Vorderseite desselben ausgegangen, sein wird. Avant scheint aber schon früh einen Theil der Modification, die ab ihm gab, die deutlich empfundene Beziehung zu einem bestimmten Gegenstande, von welchem die Vorstellung „vor“ ausgeht, eingebüsst zu haben, was um so leichter geschehen konnte, als ab der Sprache Galliens als eigenthümliche Präposition früh verloren ging. Durch den Gebrauch desselben als Präfix bei Verben und Substantiven konnte seine Bedeutung dem Sprachbewusstsein nicht erhalten werden, da diese Redetheile als fertige Gebilde mit einheitlichen, bestimmten Begriffen aus dem Latein herübergenommen wurden, ohne dass man fühlte, dass ein Theil der betreffenden Begriffe der modificirenden Kraft des ab zukam. Die franz. Sprache hat das lateinische ab nie gekannt. Das altfranz. avant wird also nicht mit Beziehung auf einen bestimmten Gegenstand, nicht präpositional gabraucht. Man wandte es an, wenn der Gegenstand, auf welchen die Idee „vor“ sich bezieht, die dieser Idee entsprechende Bewegung selbst ausführen sollte. Dass avant nur Adverbium war, ist im Grunde für die altfranz. Grammatik nebensächlich, da jedes Adverbium, sobald es sein Begriff überhaupt zulässt, auch als Präp. im Altfranz. auftreten konnte. Vgl. contreval und andre. Der Begriff vorwärts, weiter, dem das alte avant entspricht, mit unbewusster,

an sich klarer Beziehung auf das Subject oder Object des Satzes, bedurfte eben keiner nähern Bestimmung.

In der Passion du Christ (10. Jahrhundert) kommt avan einmal als Präp. vor, avan toz, 11, 14. Später ist es nur Adverbium in der oben angegebenen Bedeutung, und zwar:

a) Räumlich: ki sempres vint avant, V. d'Al. 22, 36; si est chacit avant, Rol. 35, 16; aleir avant, Serm. d. B. 102, 32; si garda avant devant lui, C. d. G. 139, 3. Also sobald der Gegenstand, auf welchen das Verhältniss vor sich bezieht, satzlich angegeben ist, setzt man devant, selbst wenn es der Gegenstand ist, auf den avant logisch Bezug nimmt u. s. w. Noch im 16. Jahrhundert herrschte im Allgemeinen die alte Unterscheidung von avant und devant, doch kommt avant schon hin und wieder als Präp. vor: Rab. G. I, 10: j'entre plus avant en ceste matiere que . . . . ., I, 5: beuvez tousjours avant la soif.

b) Zeitlich: a cest esté avant, H. d. B. 57, 8. Ein treffender Beleg für die Freiheit, mit welcher man im Altfranz. die Begriffe verknüpfte, eine Freiheit, wie wir sie ähnlich in der Sanskritsprache und im Griechischen antreffen. Man darf also auf die Unterscheidung der Wörter nach grammatischen Redetheilen für das Altfranz. nicht zuviel Gewicht legen; der Begriff ist die Hauptsache. — Mes feites vos avant conter — Ce qu'il avoit encomancie, Chev. au Lyon, v. 102 (Ausgabe Holland). Avant kann nur weiter heissen; vorher würde heissen devant. (Siehe unten.)

Zur deutlicheren Versinnlichung seines Begriffes nahm avant schon früh die Präp. en gern zu sich. Auch en avant wird für Raum- und Zeitverhältnisse gebraucht. D'ist di en avant, Serm. 8, 21; mais en avant vos cio aurez, — cum il edrat par mala fied (aber weiter werdet ihr nun das hören, wie u. s. w.) V. d. L. 16, 20; dunc se purpenset del secle an avant, V. d'Al. 18, 13 (an die künftige Zeit); qu'il ne poet en avant, Rol. 35, 11, u. s. w.

Diese Gebrauchsweisen von avant hat die neufranz. Sprache beibehalten (siehe unter B), mit der Beschränkung, dass es, als Adverbium, nun nicht mehr attributiv gebraucht werden kann.

## 2. Devant.

Avant verlor also sehr bald für das Sprachbewusstsein die anschauliche Beziehung seines räumlichen Begriffes auf einen bestimmten

regenstand, die dieser Präp. hätte beiwohnen sollen. Dieselbe wurde ach Analogie der übrigen, auf ähnliche Weise modificirten Präpositionen on Neuem geschaffen durch Composition von avant mit de, in der Form avant. Die altfranz. Sprache bezog also in bewusster Weise (siehe reiter unten) das Verhältniss vor immer auf den Gegenstand, für den s eben dies Verhältniss war; diese Beziehung konnte nach dem Verchwinden der Präp. ab nur durch de ausgedrückt werden. Um diese Zusammensetzung in ihrem eigentlichen Wesen ganz zu verstehen, nuss man sich erinnern, dass im Altfr. die Präpositionen, mit Ausnahme lerjenigen, in welche ein räumlicher Inhalt überhaupt nicht hineingeacht werden konnte (de, a), mehr als in anderen Sprachen einen subtantivischen Charakter annehmen konnten. Davant ist „das Vor (der Vorraum) von einem bestimmten Gegenstande aus gerechnet.“ Die dee der Bewegung oder Ruhe liegt in demselben nicht enthalten, die ine oder andre wird in freier Weise aus dem Verbalbegriff hinzuergänzt. Seiner Natur nach gestattete nun davant eine dreifache grammatische Anwendung; 1) sein Begriff wurde durch den Artikel individualisirt, und davant war selbständiges, rectionsfähiges Substantiv, davant de = der Vorraum von. 2) Als Bezeichnung eines Raumerhältnisses war es als Präposition verwendbar: Davant l'ested le ontifex = in dem Vor von ihm aus stand ....; davant Pilat l'en nt menet = in das Vor von Pilatus uns haben sie ihn von da geführt. ) Als Adverbium, zeitlich, heisst davant in dem Vor von dem betrefenden Ereignisse aus, d. h. vorher.

Bald wurde jedoch die Form davant ersetzt durch devant. Einer lossen Schwächung des a zu e dürfen wir diese Aendernng nicht zuchreiben. Der Begriff des in avant enthaltenen de war dem Sprachewusstsein deutlich gegenwärtig, derselbe sollte seinem Werthe nach uch sprachlich deutlicher dargestellt werden. So wurde aus davant: evant, trotzdem man in dem verwandten avant noch das a besass. Ein Beweis für diese Auffassung ist ohne Zweifel die Erscheinung, ass man vor devant bisweilen pleonastisch ein zweites de findet, offenar zur klareren Versinnlichung der in dem devant durch de bewirkten Modification.

Devant wird nun gebraucht im Altfranz. a) als Präp.

*α.* Für Raumverhältnisse. Davant l'ested le pontifex, Pass. 9, 24; avant Pilat l'en ant menet, Ebd. 10, 5; de davant lui, Ebd. 11, 7; avan la porta del ciptat, Ebd. 11, 24; davant le rei, V. d. L. 14, 32;

dedevant vos juster e enrager, Rol. 34, 4; dedevant lui ad une pere brune, Ebd. 37, 4; devant sa face irad la mort, C. Hab. 43, 6; devant David parlad, L. d. R. 46, 40; la parole vint devant le rei, Ebd. 47, 20; de devant nous meismes X liepreus a sanés, B. d. Sap. 71, 41; devant tos les altres se mist, Rou, 93, 19; le mattons davant l'eswart de nostre cuer, St. B. 103, 8; de devant le forest ot un pont torneis, R. d'Al. 110, 18; u. s. w.

Wie sehr man im Altfranz. die Begriffe der als Präpositionen gebrauchten Formen beachten muss, mögen folgende Beispiele, welche leicht missverstanden werden können, beweisen: sis esquiers alat devant, L. d. R. 45, 38; nicht: „sein Knappe geht vorwärts" sondern „er geht seinen Knappen voran"; tels vestements qu'il ont li vont devant getant, „werfen sie ihm vor", B. d. Sap. 69, 30; qui vont devant, R. d'Al. 108, 32, nicht „welche vorwärts gingen" sondern „welche vor (nämlich ihnen) gehen. Bei der sehr unbestimmten grammatischen Bedeutung dieser Wörter im Altfranz. finden wir dieselben bald mehr adverbial, bald mehr präpositional in Hinsicht ihrer Stellung in der Satzconstruction gebraucht, ohne dass wir einen solchen grammatischen Unterschied annehmen dürfen. — Man beachte auch folgende Beispiele aus Perceforest, 463, 46: vindrent devant le roy, und 464, 18 passa avant ung chevalier, ein Ritter schritt vorwärts. Wie leicht wäre eine irrthümliche Auffassung der letzteren Construction möglich, die Betrachtung des avant als Präp. nach Analogie des devant der ersteren.

*β.* Für Zeitbestimmungen. Devant versetzt ein Ereigniss oder einen Zustand in die Zeit, welche einem der Vergangenheit angehörigen Momente vorangeht. Ce fu un poi devant Noel Ren. 230, 6; Romans du Chap. de Loon, 303, 32: Un petit devant le jour; Environ deux heures devant le jour Phelippe dist: . . . . ., Fr. 405, 15; u. s. w.

Hierhin gehört der Gebrauch von devant que oder devant ce que als Conjunction. Für das Altfranz. ist devant in dieser Verbindung als reine Präposition zu betrachten. Que ist für das Sprachbewusstsein noch nicht ein inhaltloses Formwort zur formellen Unterscheidung der Conjunction von der entsprechenden Präp.; es wird als wirkliches Relativpronomen aufgefasst, selbst wenn das entsprechende Demonstrativum satzlich fehlt. — In der Passion du Christ finden wir einmal ant que: ant que la noit (negit) 9, 14; später immer devant que oder ce que: Devant ce que nos vos aions conté, vint une novele en l'ost, C. d. Const. 214, 3; devant que fuisses né, B. d. Sap. 70, 18. (Da-

für auch ains que und Nebenformen: ains que chaiens entrast, B. d. Sap. 70, 38).

Das Vor der Vergangenheit, welches auf die Gegenwart des Sprechenden Bezug nimmt, nicht auf ein bestimmtes, in der Vergangenheit liegendes Ereigniss, ist stets durch il y a dargestellt worden, doch wird die Partikel y im Altfranz. gewöhnlich ausgelassen.

Il m'avint, plus a de VII. anz — Que je seus come paisanz — Aloie querant aventures. Chev. au Lyon, v. 173.

b. Devant als Adverbium der Zeit giebt an, dass ein Ereigniss zeitlich einem anderen, gedachten vorangeht. Wesentlich ist davant in diesem Falle ebenfalls Präp., indem es sich immer auf einen bestimmten Begriff bezieht, der aber, weil die Beziehung von devant auf denselben an sich klar ist, nicht satzlich ausgedrückt wird, nur dem Denken vorschwebt. — cume il out devant parled, L. d. R. 47, 17; Il est assez plus esbahiz qu'il n'estoit devant, R. d. Tr. 116, 33; et la dame ot son parlemant — devant tenu a ses barons, Chev. L. 138, 3; et cil qui devant fu peschoit, C. d. G. 137, 38; ains la doit on miels servir ke davant, Jeu-Parti 320, 20 u. s. w.

Auch in dieser Bedeutung tritt ains und seine Nebenform auf, z. B. non i fud naz emfes anceys, L'Al. d'Alb. 26, 24.

c. Das altfranz. devant ist Substantiv mit der Bedeutung: die Vorderseite, oder besser: der Raum vor der Vorderseite: Vivien fist en son devant ester, H. d. B. 67, 5; en sun devant se dort, Ph. d. Th. 73, 36. Hier ist besonders der Fall in Betracht zu ziehen, wenn zu diesem devant andere Präp. zur Darstellung präpositionaler Beziehungen hinzutreten.

*α.* Devant hat vollständige substantivische Selbständigkeit und Rectionskraft in denjenigen Zusammenstellungen mit anderen Präp., in denen es durch den Artikel als Substantiv gekennzeichnet is; es verlangt alsdann mithin das possessive de nach sich.

Die einzige Verbindung dieser Art, welche die franz. Sprache gekannt hat, ist au devant: et ceulx qui estoient au devant de l'ost, Fr. 404, 26; et avoient au devant d'eulx ung fossé, Ebd. 405, 25, in den Raum vor, oder in dem Raume vor. Siehe à.

*β.* Ist devant in Verbindung mit anderen Präp. nicht durch den Artikel als Substantiv hervorgehoben, so tritt es als eigentliche Präp. unmittelbar vor ein Hauptwort. Dies ist der Fall mit pardevant: par dedevant l'arçon coula, Rou 99, 17; si l'amena par devant le nou-

veau chevalier, Perc. 466, 45, in (siehe par) den Raum vor. Auch de devant verdient hier erwähnt zu werden. Beispiele siehe unter a.

Anmerkung. Neben dem attributiven Gebrauch von devant (siehe avant) kommt auch schon im Altfranz. die Verbindung dieses Wortes vermittelst de mit seinem Substantivum vor: a la porte devant, Moralité 445, 26; la porte de devant, Com. 476, 37; aprés vendras a l'uis devant, Rose 298, 17; la nuit de devant. Dom, 472, 37. Devant hat in dieser Verbindung den grammatischen Werth und die Bedeutung, die es als Adverbium hat. Siehe b.

## B. Der neufranz. Gebrauch von avant und devant.

Obiger Gebrauch von avant und devant kann bis zum 16. Jahrhundert als normal angesehen werden, wenngleich man wohl nicht mehr eine lebhafte Vorstellung von der Bedeutung des de in devant hatte. Dieser Umstand ist es wohl, welcher in sofern eine Vermischung dieser beiden Wörter herbeiführte, als avant schon hin und wieder als Präp. auftritt. Folgende Beispiele mögen den Sprachgebrauch des 16. Jahrhunderts in Hinsicht dieser Formen darthun: j'entre plus avant en ceste matiere . . . ., Rab. G. I, 10; beuvez tousjours avant la soif, Ebd. I, 5; le menarent devant Grandgousier, Ebd. I, 55; devant disner, Ebd. I, 24; devant que soy retirer, Ebd. I, 23; faulconnerie estoit au devant d'icelles. Ferner bei Noël du Fail (siehe Archiv, XI, pag. 50): huit jours devant, Eut. 8; deux ans devant, Eut. Also devant noch in dieser, nach der heutigen Grammatik adverbialen Stellung. Paravant l'etablissement des juges présidieux, Ebd. Eut. 30. Devant la création du monde, Calvin 291; devant ce jour, Ebd. 61; si nous sommes bien heureux devant la résurrection, Ebd. 85.

[Wenn der Herr Oberlehrer Günther (Archiv XI, 50) meint, devant stehe in huit jours devant, deux ans devant für heutiges il y a, so glaube ich das nicht. Devant ist nie so gebraucht worden. Zwar ist mir der Noël du Fail selbst nicht zugänglich, aber ich bin fest überzeugt, dass devant in diesen Wendungen heute durch auparavant wiederzugeben wäre.]

Die Verwirrung, welche in den Gebrauchsweisen von avant und devant eingetreten war, wurde endlich in Folge des Strebens nach einer einheitlichen sicheren Grammatik, welches im Anfange des 17. Jahrhunderts nach allen Seiten hin reformirend in der Sprache wirkte, in rein äusserlicher Weise beseitigt. Jeder Form wurde eine Gebrauchs-

sphäre angewiesen, die nicht nach dem eigentlichen ursprünglichen Begriffe der einen oder andereren abgemessen war.

Die neufranz. Sprache gebraucht

## 1. Avant.

### a. Als Präposition.

Das 16. und 17. Jahrhundert verstanden avant und devant in ihren ursprünglichen Bedeutungen für die Sprache durchaus nicht mehr. Eine Fixirung jedes der beiden Begriffe musste stattfinden, und avant übernahm als Präposition wesentlich die Beziehung des prius, zunächst und vor allen Dingen bei Zeitverhältnissen. Den Anstoss hierzu gab ohne Zweifel die im Altfranz. als Zeitadverbium gebrauchte mit dem Adverbium devant synonyme Verbindung paravant (vgl.: in voraus = vorher!) oder auparavant, mit doppelter Bezeichnung der Beziehung in: beaucop la loa et plus que paravant l'ama, Les cent nouv. nouv. 432, 42. Dieses paravant hatte die Bezeichnung des zeitlichen vor auszudrücken, und wurde in der Sprachverwirrung des 16. Jahrhunderts, in welcher die Schriftsteller alle Wörter, in die sie nicht durch directe Anlehnung an das Lateinische einen speciellen Begriff hineinlegen konnten, in ihrem herkömmlichen Gebrauche eben nicht sehr achteten und schonten, als Präposition verwandt: paravant l'établissement des juges présidiaux, Noël du Fail, Eut. 30. Noch Corneille gebraucht einmal auparavant als Präp.: Je l'estimai jadis, et je l'aime et l'estime — Plus que je ne faisais auparavant son crime. Mélite. (In diesem Stücke finden sich noch manche Anklänge an den älteren Sprachgebrauch.) Ein altfranz. auparavant als Präp. hätte de nach sich haben müssen! — Diese Formen waren jedoch als Präp. unbequem; ebensowenig Bedenken man getragen hatte, aus ihnen Präp. zu machen, so wenig scheute man sich auch, sie durch das einfachere avant zu ersetzen. Schon Rabelais gebraucht dies neben devant zur Bezeichnung des zeitlichen Vor. Im 17. Jahrhundert wurde avant allgemein als alleiniges Mittel zur Bezeichnung dieses Verhältnisses anerkannt. — Als wesentliche Bedeutung dieses avant gegenüber devant ergab sich von selbst die des prius; wo dieselbe Idee in räumlichen Beziehungen die vorherrschende war, trat ebenfalls avant zu Bezeichnung derselben ein.

*α*. Beispiele für avant als Präp. der Zeit: Ceux qui ont été avant nous. Ac. Les hommes d'avant le déluge. Ebd. Avant la naissance

de Jésus-Christ, ou simplement avant Jésus-Christ. Ebd. J'ai vu cela avant vous. Ebd. Avant Pâques. Ebd. Bien avant l'époque dont il s'agit. Ebd. Avant la fin de l'année. Ebd. Avant l'heure. Ebd. u. s. w.

*β*. Avant sert à marquer Priorité d'ordre et de situation. Ac. Durch avant, als specielle Bezeichnung des prius, wird der Gegensatz zu après hervorgehoben. (Siehe devant.): La maison où il loge est avant l'église, en venant du côté de . . Ac. Il faudrait mettre ce chapitre avant l'autre. Ac. Il faudrait mettre les histoires générales avant les histoires particulières. Ebd.

*γ*. Avant dient zur Bezeichnug des Vorranges oder Vorzuges, wenn die Idee des prius besonders hervorgehoben werden soll, wenn also der Gegensatz zu après vorschwebt: Le roi est avant le ministre (et non pas après). Je désire avant tout (avant toutes choses) que cela reste secret. Ac.

b. Avant als Conjunction.

Das Altfranz. gebrauchte und konnte nur gebrauchen devant, sowohl in devant que (antequam, devant = vorher) als in devant ce que (devant Präp.). Siehe A. 2. Devant que fuisses né, B. d. Sap. 70, 18; Devant ce que nos nos aions conté, C. d. Const. 214, 3.

Devant que bleibt Conjunction im 16. Jahrhundert: devant que soy retirer, Rab. G. I, 28.

Sobald sich die Form avant als Präp. der Zeit allgemeine Anerkennung verschafft hatte, wurde avant que die entsprechende Conjunction. Noch Racine gebraucht einmal devant que als Conjunction: Si devant que mourir, la triste Bérenice etc. Bér.

Vor dem Infinitiv hiess die altfranz. Conjunction devant que. Im 17. Jahrhundert herrschte das Bestreben, den Infinitiv durch das Formwort de zu markiren, wenn er nicht schon von einer anderen Präp. begleitet war, oder wenn die Art seiner Beziehung zu einem persönlichen Verbum der Verbindung beider vermittelst eines inhaltlosen de nicht widersprach. So liebte man es jetzt, avant que de vor den Infinitiv zu setzen. Doch war diese Verbindung um so steifer und unschöner, als in derselben zwei blosse Formwörter erschienen, in welche das Bewusstsein des Sprechenden keinen Inhalt hineindenken konnte. Man gebrauchte daher daneben avant que und avant de. Erst im

18. Jahrhundert wurde avant de als die einzige richtige Form dieser Conjunction vor dem Infinitiv allgemein anerkannt: avant que de la commettre, Pascal, L. IV; avant de la publier, Ebd. L. XII; Faut-il tant de fois vaincre avant que triompher, Corn. Pol. Avant que de partir, Rac. Brit. Mais avant que partir, je me ferai justice, Ebd. Mithr. — Bemerkenswerth ist die Kritik, welche der Abbé d'Olivet zu letzterem Verse giebt: On doit toujours dire en prose avant que de: mais en vers on se permet de supprimer l'un des deux, quand la mesure y oblige. Aujourd'hui la plupart de nos Poëtes préférent avant de. Racine (?) et Despréaux ont toujours dit avant que. Rien n'est plus arbitraire, à mon gré. Mais plusieurs de ceux qui écrivent aujourd'hui en prose et qui se piquent de bien écrire, veulent, à la manière des Poëtes, dire avant de. Pourquoi toucher à des manières de parler qui sont aussi anciennes que la Langue (?)? Trouvent-ils quelque rudesse dans avant que de? Der Abbé de Desfontaines, der „vengeur de Racine" gegen den Abbé d'Olivet, entgegnet hierauf: Avant que faire quelque chose est aujourd'hui suranné (also alte Form), et il faut dire absolument avant que de ou avant de comme font la plupart des personnes qui parlent et écrivent bien. C'est un usage commun et reçu. Man sieht, wie sehr die Gebrauchsweisen dieser drei Formen im 17. Jahrhundert noch schwankten.

c. Avant als Adverbium. Bedeutung und Gebrauch wie im Altfranz., das räumliche und zeitliche vorwärts, weiter. In freierer Weise auch bei Verben, welche nicht die Idee einer Bewegung enthalten, entsprechend unserm gar sehr, zu sehr. Tes feux n'iront-ils point plus avant que la rime? Corn. Mél. Tu crois donc que j'en tiens? — Fort avant. Ebd. N'allez pas si avant. Ac. Il entra assez avant dans le bois. Ebd. Le coup entra fort avant dans le corps. Ebd. N'allons pas plus avant. Ebd.

Für das altfranz. devant als Zeitadverbium (vorher) ist jetzt auparavant gebräuchlich. Si vous voulez vous en aller, dites-nous auparavant ce qu'il faut faire. Ac. Je l'en avais averti longtemps auparavant. Ebd. Un mois, un an auparavant. Ebd. — In attributiver Verbindung mit einem Substantiv jetzt d'avant (früher einfach devant): Le jour d'avant, la nuit d'avant, etc. Ac. — Als Ortsadverbium ist das alte devant in der Bedeutung „vorher, vor diesem" gebräuchlich geblieben. (Siehe weiter unten!)

## 2. Devant.

### a. Als Präposition.

#### α. Zur Bezeichnung räumlicher Beziehungen.

Bei der Reform des 17. Jahrhunderts liess man der Form devant die Darstellung des räumlichen Verhältnisses, welches wir durch vor ausdrücken. Die wesentliche Idee, welche der neufranz. Präp. devant in allen Beziehungen zu Grunde liegt, ist die des Gegenüber der Vorderseite eines Gegenstandes. A l'opposite, vis-a-vis, en face. Ac. (Nicht prius, wie avant). Se mettre devant quelqu'un pour lui barrer le passage. Ac. Regarder devant soi. Ebd. Mettez cela devant le feu. Ebd. Avoir toujours une chose devant les yeux. Ebd. Passer devant quelqu'un sans le voir. Ebd. Dieser speciellere Begriff, den das neue devant im Gegensatze zu avant erhielt, macht es besonders geeignet zur Darstellung des Verhältnisses, für welches der Lateiner coram (in Gegenwart, gleichsam vor den Augen) verwandte: Il a prêché devant le roi. Ac. Parler devant une grande assemblée. Ebd. Cela fut dit devant plus de vingt personnes, devant des témoins, devant témoins. Ebd. Il n'ose paraître devant vous. Ebd.

β. In ethischer Beziehung gebraucht der Franzose sein devant, indem er dem betreffenden Verhältnisse die Idee des räumlichen vor, d. i. der Vorderseite gegenüber, deutlich und bewusst zu Grunde legt. So bei Vergleichungen: Devant versinnlicht die Vorstellung, dass ein Gegenstand einem anderen zur Vergleichung gegenübergestellt wird. Cette prière n'était rien devant ce que désirait Ordener. Maetzner. pag. 264. — Devant giebt an, dass in einer Reihenfolge ein Gegenstand sich vor einem andern befindet. Der eine Gegenstand erscheint als der der Vorderseite des anderen gegenüberliegende; die Idee der Bewegung gehört ausschliesslich dem Verbum an. (Wir verbinden sie nicht schlechthin mit demselben: Vor Jemandem hergehen.) Dieselbe Vorstellung liegt devant dann zu Grunde, wenn es einen Rangunterschied bezeichnet. C'est mon ancien, il marche devant moi. Ac. Il a le pas devant moi. Ebd. — Devant dient zu subjectiven Maassbestimmungen. Der zu messende Gegenstand wird gedacht als der messenden Person gegenübergestellt: Trop indigne à mes yeux d'amour ou de colère — Tu n'es rien devant moi. Lamartine. Les cultes différents sont égaux devant lui. Chénier (Mätzner). Was den Begriff von devant betrifft in diesen ethischen Verwendungen, so sind dieselben

lediglich als specielle Gebrauchsweisen von *a* anzusehen. Der Begriff der neufranzösischen Präp. devant ist durchaus einheitlich und bestimmt.

b. Devant in Verbindungen, welche, als ein Ganzes genommen, eine einheitliche präpositionale Beziehung ausdrücken.

Par-devant hat seine altfranz. Bedeutung (Theil A) beibehalten, ist aber nur noch im Gerichtsstile üblich, en termes de Pratique. Ac. Par-devant le magistrat. Ac. Un contrat passé par-devant notaire. Ebd. Un acte par-devant notaire. Ebd. — Au devant de, Bedeutung und Gebrauchsweise wie im Altfranz.: Et courut presque seul au-devant de leurs coups. Rac. Al. — Prends cette lettre, cours au devant de la Reine. Ebd. Iph. On vint au-devant de moi. Ac. Il va toujours au-devant de tout ce qu'on peut désirer de lui (zuvorkommen). Ac.

c. Devant als Adverbium. Bedeutung noch wie im Altfranz. (vorher, vor diesem, siehe A). Die Gebrauchsweise desselben ist aber in soweit beschränkt, als für das zeitliche vorher, vor diesem jetzt auparavant die üblichere Bezeichnung ist. (Siehe B. 1.) — Die bewusste Beziehung auf einen gedachten Gegenstand unterscheidet das Adverbium devant von avant, auf dieselbe Weise, wie im Altfranz. Si vous êtes si pressé, courez devant (vgl. courez avant). Ac. Mettez cela devant ou derrière. Ebd. Pour mieux cacher ces livres, mettez cela devant. Ebd. Il est là devant. Ebd. Zeitlich: Zu Comme devant = comme autrefois macht das Dict. de l'Acad. die Bemerkung: Il vieillit. Erhalten hat sich dies devant noch in dem attributiv gebrauchten ci-devant (unser weiland): Ci-devant gouverneur. Ac. Les ci-devant récollets. Ebd. (In dem bei Mätzner angeführten Beispiele: Allons, va devant, nous te rejoignons, Dumas, finde ich keine Beziehung auf die Zeit, wohl aber auf den Raum.)

d. Endlich ist auch im Neufranz. devant noch wirkliches Substantivum, in der Bedeutung: die Vorderseite (vgl. au-devant de unter A). Votre cheval est blessé sur le devant (an der Vorderseite). Ac. Le devant de la tête. Ebd. Le devant d'un habit, d'une jupe, d'une robe. Ebd. Le devant de la maison. Ebd. Les devants d'un tableau (Vordergrund). Ebd. Prendre les devants (den Vorsprung abgewinnen). Ebd. Si vous ne prenez les devants dans cette affaire, vous êtes perdu. Ebd.

## Hors, Dehors.

### I. Formelle Entwicklung.

Hors beruht auf dem lateinischen foras, foris (provenzalisch: foras, fora, fors, for; italienisch: fuora, fuori, fuore; spanisch: fuera; portugiesisch: fora). Nach franz. Lautgesetzen fällt in jedem Worte der Vocal hinter der Tonsilbe aus, wofern dieser Ausfall nicht eine dem Sprachgefühle übel klingende und für den Franzosen nicht leicht auszusprechende Consonanz ergiebt (einige Fälle der Declinations- und Conjugationsflexionen, in denen der Unterscheidung wegen statt des unbetonten Vocales nach der betonten Silbe eines Wortes ein tonloses e eintreten musste, schaden der Allgemeinheit dieser Regel nicht). So musste die altfranz. Form des lateinischen foras sowohl, wie foris nothwendig lauten fors. Die franz. Sprache und die provenzalische liebten es, im Gegensatze zu den übrigen romanischen Sprachen, das s des Auslautes auch ausserhalb der Declinationsflexionen festzuhalten, und zwar war in ersterer diese Neigung noch entschiedener, als in letzterer. So ist es erklärlich, dass wir im Altfranz. neben fors nicht eine Form ohne s finden; im Mystère d'Adam, wo sich einmal allerdings die Form for findet — for le filz que istra de Marie, 82, 24 — wird diese auf irgend eine rationelle Weise als fehlerhaft zu erklären und fors herzustellen sein.

Neben fors ist im Altfranz. schon früh die Form hors üblich, und zwar kommen beide Formen bei denselben Autoren vor, gehören also nicht verschiedenen Dialecten an. Die Vertauschung der labialen Aspirate mit der blossen Aspiration ist eine Erscheinung, welche viele Sprachen zeigen; vgl. die altlateinischen Formen: fordeum, faedus, fostis mit denen der späteren Latinität: hordeum, haedus, hostis. Mit fors und hors findet sich de zusammengesetzt, defors, dehors. Bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts sind die Formen mit h im Anlaut neben denen mit f gebräuchlich, Rabelais hat noch beide. Im 17. Jahrhundert wird in Folge des Strebens nach einheitlicher, bestimmter Schreibweise hors als die allgemein anzuwendende Form aufgestellt und allmälig als solche anerkannt.

### II. Begriffliche Entwicklung.

Die lateinische Präp., welche dem heutigen hors der franz. Sprache begrifflich gleichkam, war extra. Diese ging nicht plötzlich unter, als sich die romanischen Idiome aus dem Latein entwickelten; sie ging

mit in die neuen Sprachen, wenigstens in die des nördlichen Frankreich, hinein und wurde allmälig durch foris verdrängt. Dieser Process begann ohne Zweifel schon sehr früh, sobald foris eine präpositionale Natur angenommen hatte, d. h. schon im Mittellatein, bevor von unterschiedenen romanischen Sprachen die Rede sein kann. Aber noch im 10. Jahrhundert finden wir die Präp. estre = extra: rei volunt fair estre so gred, V. d. L. 15, 12; estre so gret ne fisdren rei, Ebd. 15, 14. Nach dem 10. Jahrhundert kommt sie aber nicht mehr vor. — Der Grund des allmäligen Verschwindens dieser Präp. aus der Sprache ist das formelle Zusammenfallen derselben mit dem verbum substantivum. Die Consonantenverbindung xt war der bequemlichen Vulgärsprache zu hart, zu schwierig auszusprechen; es wurde daraus stets st, vgl. juste, joste für juxta u. s. w. So musste extra dieselbe Form ergeben wie essere = esse. Die Möglichkeit eines Missverständnisses machte die Präp. estre zu einem unpraktischen Sprachmittel.

Andrerseits muss foris den Volksidiomen sehr geläufig gewesen sein, es wurden mit Hülfe desselben eine Anzahl neuer Wörter geschaffen, welche sich auf das Verhältniss der Fremde zur Heimath beziehen (vgl. italienisch forestiere, foriere, forviare), während die lateinischen Wörter ähnlichen Inhaltes andere, zum Theil dem Sprachbedürfnisse bisher fremde Begriffe erhielten (vgl. pêlerin; aliéner, aliénation).

Die lateinischen Adverbien foris und foras versetzten nun einen Gegenstand in den weiten Raum ausserhalb eines bestimmt begränzten Ortes, wofern diese Beziehung nicht präpositional ausgedrückt war, der bestimmte Ort also nicht satzlich angegeben war, sondern sich mit Leichtigkeit aus dem Gedankenzusammenhange ergänzte. Der präpositionale Ausdruck dieser Beziehung war extra. — Schon mehrfach hat darauf hingewiesen werden müssen, dass die altfranzösische Sprache, und wir können allgemeiner sagen: die aus dem Latein hervorgehenden Volksidiome, schon früh die Unterscheidung von Präp. und Adverbien als streng geschiedenen grammatischen Redetheilen verlernten, dass sie den Begriff eines Wortes auffassten und diesen, wenn seine Natur es erlaubte, bald als Präp., bald als Adverbium verwandten. — Dies ist für eine Sprache, welche sich noch in einem mehr primitiven Naturzustande, in einem Zustande der Kindheit befindet — und so lässt sich der Zustand dieser rohen Vulgärsprachen (man bedenke die historischen Verhältnisse) wohl bezeichnen, auch das Greisenalter hat seine Kindheit —

nicht nur erklärlich, sondern sogar natürlich. Alle Präpositionen der indogermanischen Sprachen sind hervorgegangen aus Wörtern, welche ursprünglich ihrem grammatischem Werthe nach Adverbien waren. Die Beziehung solcher Adverbien zu einem Begriffe wurde, zunächst wohl nur bisweilen, präcisirt durch ein, dem betreffenden Nomen angehängtes Wörtchen, welches durch seinen Inhalt die Art dieser Beziehungen noch mehr verdeutlichte, ob von-her, nach-hin u. s. w. (Dieselbe Erscheinung, nur in etwas andrer Art, indem die Suffigirung der Beziehungswörtchen nicht stattfindet, treffen wir fast in allen indoeuropäischen Sprachen an, die sich ihre Präpositionen erst selbst von Neuem haben schaffen müssen, die also nicht direct aus der indo-germanischen Ursprache durch fortschreitende Entwicklung derselben hervorgegangen sind; englisch into, from of u. s. w., auch franz. hors de gehört hierher.) Aus der Verschmelzung dieser Suffixe mit dem andern Wortstamme gingen später die Casus hervor; jetzt regierten derartige Adverbien Casus und wurden das, was wir uns unter Präp. vorstellen. — Foris und foras wurden also Präp.: arma suorum foris urbem relinquens, Fred. Chron. 649. Wenn Fredegarius auch noch Casusflexionen unterscheidet, verstehen thut er sie nicht mehr; das eines richtigen Latein gänzlich unkundige Volk seiner Zeit sah in dieser Form, wenn sich wirklich, was sehr zu bezweifeln ist, bis dahin die Endung em allgemein erhalten haben sollte, nichts als den Stamm des Wortes. Daneben bestand der adverbiale Gebrauch von fors fort.

Das Wort fors (hors) ist also für das älteste Franz. 1) Adverbium mit der Bedeutung seines Etymons, 2) Präp., welche die der adverbialen Bedeutung entsprechenden präpositionalen Beziehungen darstellt. Als solche kann fors das diese Beziehungen deutlicher veranschaulichende de zu sich nehmen, und ist alsdann selbst mehr Adverbium als Präp. 3) In der Verbindung mit que dient es zur Anreihung von Sätzen, hat also eine nach der heutigen Grammatik conjunctionale Bedeutung.

1. Hors (fors) als Adverbium, entsprechend unserm „hinaus“: Lors cort l'enfant fors des escus oster, H. d'Or. 68, 5; quant Englois salent hors a cri, Rou 94, 12; fors eissir, Troie 160, 8; Andromacha saut fors par l'us, Ebd. 164, 29; de la corbeille sailli hors, Fl. et Bl. 198, 6; de l'ostel ne me gete fors, — moi ne chaut s'on me met la hors, Bern. 279, 5.

Das Neufranz. hat diesen adverbialen Gebrauch von hors aufgegeben. Den Ersatz dafür siehe unter dehors.

## 2. Hors (fors) als Präposition.

### a. Das einfache fors (hors).

Die rein räumliche Bedeutung der Präp. foris des Mittellatein finden wir schon in den ältesten Denkmälern der franz. Sprache durch fors allein nicht mehr dargestellt. Das einfache fors entspricht unserer Präp. „ausser,“ dem neufranz. outre, excepté. Die Idee des räumlichen Getrenntseins, der Entfernuug von dem Innern eines Gegenstandes trat dem Denken bei der Vorstellung dieser gedachten Bezeichnung nicht lebendig gegenüber, weshalb hier das einfache hors genügte.

Wie sehr eben hors zum Ausdrucke dieses Verhältnisses geschickt war, beweist die Verwendung unseres „ausser“; des engl. „without“ in demselben Falle. — Eine gewisse Analogie mit dem Verhalten von hors zu hors de könnte man in unserer Präp. „ausser“ gegenüber „ausserhalb“ entdecken. Beide, hors de und ausserhalb sollen das räumliche Auseinanderfallen im Gegensatze zu den einfachen hors und ausser deutlicher versinnlichen, die Mittel hierzu sind freilich durchaus verschieden.

C'onques nul hom fors vostre cors n'amai, Romance de la belle Erembor 50, 4; que il ne soient desous li aclinant — fors vostre cors (vgl. mittelhochdeutsch mín líp = ich,) que chi voi en presant, H. d. B. 57, 1; n'i as or plus prochain — fors damledeu le verai soverain, G. d'Or. 66, 37; fors sulement le dragun, Ph. d. Th. 75, 18; ne me ferat ja nul aie — for le filz que istra de Marie, M. d'Ad. 82, 24; ains sont de tout assés — fors conpagnie d'oume, R. d'Al. 110, 15; fors tant dont mantir ne vos doi, Chev. au lyon 134, 35; nos n'en savons — fors tant, com dit vos en avons, Ebd. v. 4944 (Ausg. Holland); ne nul nel poeit manier — fors sul la raine e Brengaine, Tr. 174, 7; tout ont trové fors la creance, Bible G. 209, 10.

Ist dies altfranz. fors der Einschränkung in allen diesen Fällen, in denen es seiner satzlichen Stellung nach Präposition sein könnte, als Präposition aufzufassen? Nein! Eines der obigen Beispiele zeigt uns dies deutlich: ne me ferat ja nul aie — for le filz que istra de Marie, M. d'Ad. 82, 24. Filz ist Nominativ, der Accusativ dieses Wortes war fil; for ist in diesem Falle also nachweislich Conjunction

und entspricht grammatisch unserem „ausgenommen“. Die übrigen Beispiele lassen die Natur von fors nicht erkennen, indem die betreffenden Substantive entweder keine charakteristische, von der Form des Nominativ abweichende Accusativform haben, theils das Object durch fors beschränkt ist, also auch nach der Conjunction fors der Accusativ hätte stehen müssen. Wahrscheinlich war dies fors ursprünglich mehr Conjunction, wurde aber allmälich, besonders seitdem die sogenannte règle de l's nicht mehr beobachtet wurde, der Nominativ sich also in der Form vom Accusativ nicht mehr unterschied, als Präp. aufgefasst. Da die Sprache überhaupt die präpositionale Darstellungsweise der Beziehungen zwischen verschiedenen Begriffen jeder anderen vorzog, ist diese Erscheinung natürlich; auch unser ausgenommen findet sich in der Umgangssprache bisweilen als Präp. mit dem Accusativ construirt.

Die neufranz. Sprache hat diesen Gebrauch der Präp. hors beibehalten. Ils y sont tous allés, hors deux ou trois. Ac. Hors cela, je suis de votre sentiment. Ebd.

b. Die altfranzösische Präposition fors que, hors que.

In oder nach einem negativen (Haupt-) Satze konnte die einschränkende Conjunction sowohl fors, als que sein (Beispiele siehe weiter unten; auch der obige präpositionale Gebrauch von hors beruht seinem Ursprunge nach ja hierauf). In ähnlicher Weise setzen wir in diesem Falle entweder ausser oder als. Indem das Wörtchen que in Folge seiner mannigfachen, durchaus einer Einheit (es beruht ja nicht auf einem Etymon) entbehrenden Verwendung allmälig in vielen Fällen ein blosses inhaltloses Formwort, ein sprachliches Bindemittel für den Satzbau geworden war, hatten zu gleicher Zeit die Begriffe ne und que in ihrer correlativen Zusammengehörigkeit zur Bezeichnung der Beschränkung eine solche Autorität über das Ohr erlangt, dass man que nach vorangegangenem ne nicht gern entbehrte. Ersteres war aber nicht mehr fähig, in nachdrucksvoller Weise die Bedeutung des lateinischen quam dem Bewusstsein zu vergegenwärtigen, man setzte daher pleonastisch das synonyme fors (hors) verstärkend zu que hinzu. Fors que ist also ursprünglich die Verbindung der beiden Conjunctionen der Beschränkung zur verstärkten conjunctionalen Darstellung derselben Beziehung. Wie das einfache fors, so wurde auch fors que mit der Zeit als Präp. (aber nicht ausschliesslich als solche, ebensowenig wie fors) aufgefasst. Ob es in allen nachfolgenden Beispielen für des Sprachbewusstsein schon präp.

Kraft gehabt hat, lässt sich nicht entscheiden. — Seiner Bedeutung nach war fors que synonym mit der einfachen Präp. fors, entsprach also unserm ausser. — In den älteren Denkmälern der altfranz. Sprache finden wir, wie sich nach obiger Auseinandersetzung denken lässt, die Präposition fors que nicht.

Je ne quier plux en ma vie — de tous les biens ki i sont, — fors que vostre amor, amie, Lais de Chev. 178, 9; que ja de moi n'en porterés — fors que tant com vous li donrés; Bern. 281, 21; je congnois tout fors que moy mesme, Fr. V. 440, 2; De tous poissons, forsque la tenche, . . . Rab. G. I, 39.

Mit dem 17. Jahrhundert hörte der präpositionale Gebrauch von forsque auf.

c. Die präpositionale Verbindung fors de, hors de.

Dass in dieser Verbindung hors eigentlich Adverbium des Ortes ist, beweisen folgende Beispiele: De la corbeille sailli hors, Fl. et Bl. 198, 6; l'ostel ne me gete fors — moi ne chaut s'on me met la hors, Bern. 279, 5. — Die gewöhnlichste Bedeutung von fors de ist die von foras, hinaus aus . . .; seltener kommt es vor in der Bedeutung ausserhalb; noch seltener in der des einfachen fors als Präp. ausser, ausgenommen.

Si esseit (exiit) foers de la civitate, Fragm. 5, 29; vint une voiz treis feiz en la citet — hors del sacrarie par cumandement deu, V. d'Al. 24, 9; la met une pucele — hors de sein sa mamele, Ph. d. Th. 73, 30; sunt issu fors de la lor contree, R. d'Al. 112, 25; e trestote fors de son sen — court por son fil Asternaten, Troie, 163, 28; Renarz li a la langue traite — bien demi pié fors de la geule, Ren. 230, 15; se departie fors de la vile, Bern. 273, 26; — qe trente jors soient seur — et en la vile et fors del mur, Troie 156, 8; Et si vos an mercieront, — Que fors de grant peor seront, Chev. au lyon, v. 1864 (Ausg. Holland); — toutes les merveilles de l'ost — sont tout gas fors de che caitif, . . . Al. Chart. 427, 7.

Einmal findet sich noch im Rolandsliede die einfache Präp. fors in der Bedeutung hinaus aus: fors li ist le cervel, 36, 8.

Die Bedeutungen aus . . hinaus und ausserhalb hat hors de beibehalten, sowohl in rein räumlichen Verhältnissen, als in übertragenen Gebrauchsweisen. Beschränkend — synonym unserm ausser, ausgenommen — ist nur noch das einfache hors (siehe oben).

Hors de la ville, Ac. Hors d'ici, Ebd. Être hors de chez soi, Ebd. Être hors de sa place, Ebd. Ils sont hors de table, Ebd. Un domestique qui est hors de condition, Ebd. Être hors de la portée du canon, Ebd. Il est hors de lui, und cela le met hors de lui, Ebd. Cela est hors de raison, Ebd. Être hors de combat, und Mettre quelqu'un hors de combat: Ces deux phrases s'emploient au propre et au figuré, Ac. Hors d'intrigue, hors de difficulté, hors de danger u. s. w. Ac. Le Prince . . . Périt hors de nos murs, au pied du mont bylléne. Soumet (Mätzner).

Uebrigens scheint sich die Umgangssprache wiederum der ältesten Construction der Präp. foris zu nähern, indem sie statt des vorgeschriebenen hors de für obige Beziehungen manchmal einfaches hors setzt. Dans certaines façons de parler familières, on l'emploie (d. h. hors) sans la particule de. Ainsi on dit, „Il est logé hors la barrière.“ Ac.

Der formelhafte Ausdruck: mettre quelqu'un hors la loi gehört nicht hierher, denn er bedeutet: Jemanden eigenmächtig verurtheilen ohne das Gesetz, hors ist also einschränkend (envoyer au supplice sans jugement, Ac.)

## 3. Hors als Conjunction.

Unter 2, a und 2, b ist nachgewiesen, wie fors und fors que als Präp. der Beschränkung aus den entsprechenden Conjunctionen der Beschränkung hervorgegangen sind. Es ist ferner darauf hingewiesen, dass in manchen der angeführten Beispiele diese Formen vielleicht für das Sprachbewusstsein noch mehr Conjunctionen, als Präp. waren. Sowohl fors als fors que verblieben nun auch der Sprache als das, was sie der Vulgärsprache ursprünglich gewesen sein müssen, als Conjunctionen, insofern sie vor nicht-substantivische Wörter treten können, auch an die Spitze ganzer Sätze. — Uebrigens sind die conjunctional gebrauchten Präp. eigentlich nie reine Conjunctionen gewesen, und zwar gilt dies vom Altfranz. noch weit mehr wie vom Neufranz. Für den Satz sind sie blosse Bindemittel; das Denken des Redenden setzt aber den Inhalt des ihnen folgenden Satzes oder Begriffes, welcher Art er auch sei, in eine Art Abhängigkeit von ihnen. — Dass fors und fors que synonym sind, letzteres nur als eine durch Tautologie bewirkte stärkere Hervorhebung des Begriffes des einfachen fors anzusehen ist, ist oben gezeigt.

a. Fors: n'en pout el faire fors atendre, Brut 85, 24; En le forest est l'os cele nuit ostelee: il n'ont autres ostens fors cascuns le ramee, R. d'Al. 112, 19; fors moy engingnier, Chanson de Richard i d'Angleterre 187, 22; je ne m'en sai vengier fors au plourer, Chât. d. Coucy 189, 23; n'aiment fors — quant talent leur prent, Chansons de Gaces Brulez 250, 38; amour est large de joie fors d'une, Al. Chart. 425, 1; tout nud fors des brayes, Perc. 462, 32.

Im Neufranz. kann hors als Conjunction nur noch zur Satzverbindung (hors que, siehe unten) und beim Infinitiv gebraucht werden. In letzterem Falle, in welchem, wie obige Beispiele darthun, das einfache fors stand (neben fors que), tritt zu diesem Wort jetzt immer de hinzu (siehe die Präp. beim Infinitiv). Hors de le battre, il ne pouvait le traiter plus mal. Ac.

b. Fors que: il ne fu fais fors que pour esgarder, H. d. B. 58, 39; fors que Guiborc li rova saluer, Ebd. 67, 26; qu'ele ne pooit depecier — fors que par un tot seul peril, C. d. G. 141, 9; si que ne pens a riens vivant — fors k'a la bele au cler vis, Motets 313, 28; fors que violette mieulx en flaire, Al. Chart. 427, 7.

Das neufranz. hors que dient nur noch dazu, einen Nebensatz mit seinem Hauptsatze zu verbinden. Il lui a fait toutes sortes de mauvais traitements, hors qu'il ne l'a pas battu. Ac.

Defors, Dehors. Die wesentliche Bedeutung von defors ist schon in seinen ältesten Vorkommnissen die Bedeutung „im Draussen", d. h. in dem Raume, welcher der Beziehung „ausserhalb" entspricht. Fors ist also in dieser Verbindung hinsichtlich seiner grammatischen Bedeutung substantivisch aufzufassen. Defors ist mithin eine auf dasselbe Princip zurückzuführende, begrifflich durchaus analoge Composition mit dedens, davant (devant), u. s. w. Wie de dazu gelangte, die betreffenden präpositionale Begriffe in der Weise zu modificiren, dass es die Idee des Raumes, der allseitigen Ausdehnung in dieselben hineinlegte, ist bei de und devant näher erörtert.

Anmerkung. Wenn wir neben defors (dehors) nicht auch ohne Begriffsunterschied de defors (de dehors) finden, so hat dies offenbar seinen Grund darin, dass sich in defors neben fors die Präp. de hinreichend deutlich als für sich bestehend zu erkennen gab, was bei devant, zumal bei davant und dedens — einfaches vant und einfaches dens waren nicht vorhanden — nicht der Fall war. Der Redende legte mit Bewusstsein dem Begriffe des einfachen fors eine Modification bei, welche vermittelst der Präp. de bewirkt werden musste; nur die ungetrübte Präp. de konnte diese Modifi-

cation ihrem Werthe gemäss empfinden lassen. In der Form defors (dehors) war de für das Auge wie für das Ohr deutlich genug ein neues Agregat zu fors (hors).

Was die Bedeutung von defors als Redetheil betrifft, so ist diese Form für das Altfranz. ganz ebenso zu beurtheilen, wie devant (siehe dieses). Man vergleiche später das Capitel: „Ueber den grammatischen Werth der im Altfranz. als Präp. gebrauchten Wortformen überhaupt.“

Defors (Dehors) findet sich nun gebraucht:

1. Als Adverbium, entsprechend unserem „draussen,“ dem lateinischen foris, foras, aber mehr, als jedes dieser, den Ort, an welchen ein Gegenstand versetzt wird, als ausgedehnten Raum dem Denken vorführend.

Li rois, cui deus et ire atise — remest dehors toz coreciez, G. d'Engl. 120, 31; moult m'angoixe et esmaie — se ne peirt defors, Chanson de Blondel de Neele, 187, 13; qui defors fu moult angoisseus; Ren. 226, 29.

Diesen adverbialen Gebrauch hat dehors im Neufranz. beibehalten, besonders in der Umgangssprache. Im guten Stile werden die betreffenden Beziehungen meistens durch au dehors ausgedrückt.

Je le croyais dedans, il est dehors. Ac. Il est allé dehors. Ebd. Il a mis son domestique dehors. Ebd. Mettre dehors un billet (Terme de commerce). Ebd. Ne pas savoir si l'on est dedans ou dehors. Ebd. Ce bâtiment va mettre dehors (in See stechen). Ebd. Toutes voiles dehors (alle Segel beigesetzt, Terme de Marine). Ebd.

Anmerkung. Zu beachten ist, dass das altfranz. demonstrative Ortsadverbium dehors auch als attributive Bestimmung gebraucht werden konnte, ohne in diesem Falle seine Natur als Adverbium aufzugeben. Zum richtigen Verständnisse dieser Verwendung von dehors brauchen wir nur unser eigenes Sprachgefühl in Hinsicht unsrer Muttersprache zu befragen. Auch wir gebrauchen unser „draussen“ in analoger Weise: Der Mann draussen = der Mann, welcher ist (nicht die Copula „ist“, sondern = sich befindet) draussen. Aehnlich verhält es sich mit dem englischen without.

En l'erbage defors sunt descendu a pié, Rom. d'Al. 109, 9; et la flors qu'est defors si est lor vesteure, Ebd. 114, 30; molt en ourent grant desconfort — et cil defors et cil dedens, Troie, 155, 25; et s'en vindrent en un bruiere dehors, Froiss. 405, 24.

2. Als Substantiv. Wie sehr die Zusammensetzungen von Präpositionen mit de, welches die Idee der räumlichen Ausdehnung

der jedesmaligen Beziehung der einfachen Präp. beilegte, zu einer absoluten Auffassung des Gesammtbegriffes und demgemäss zu einer substantivischen Verwendung sich eigneten, ist bei davant (devant) schon gezeigt. Da sie nicht reine Substantive sind, so haben sie nur dann satzlich volle substantivische Geltung, d. h. sie fordern nur dann die Verbindung des abhängigen Wortes vermittelst der Präp. de (den possessiven Genitiv), wenn ihre Natur als Substantive durch den Artikel nachdrücklich bestätigt ist. Besonders geläufig waren der Sprache stets die präpositionalen Verbindungen de dehors, en dehors, par dehors, au dehors. Da dehors als eigentliches Substantiv auch der neufranz. Sprache verblieb, so war damit das Fortbestehen dieser Ausdrucksweisen gesichert; auch hinsichtlich ihres Begriffes konnten sie keine Veränderung erleiden .... pense, k'il par defors ne soit ensi humles qu'il par dedenz en son cuer soit orguillous. St. B. 106, 7. — On lui cria de dehors. Ac. Venir de dehors. Ebd. La porte s'ouvre en dehors. Ebd. Cela avance trop en dehors. Ebd. Cette maison est belle par dehors. Ebd. Faire le tour par dehors. Ebd. Avoir, mettre la pointe des pieds en dehors. Ebd. Cette maison paraît belle par le dehors. Ebd. Le mal n'est qu'au dehors. Ebd.

Eine präpositionale Beziehung ist dargestellt durch diese Verbindungen in folgenden Beispielen. Il passa par dehors la ville. Ac. (On ne l'emploie ainsi que dans cette phrase et dans quelques autres semblables. Ebd.) — En dehors s'emploie quelquefois avec de: En dedans et en dehors de la ville. Ac. Tout ce qui est en dehors de cette ligne ne fait point partie de la France. Ebd.

Auch wird dehors noch jetzt als reines Substantiv gebraucht mit der Bedeutung: die Aussenseite. Cette maison paraît belle par ses dehors. Les dehors de cette ville sont bons. Ac. Il y a de beaux dehors, de bons dehors à cette place. Ebd. Il garde bien les dehors. Ebd. Ce sont des dehors trompeurs. Ebd.

3. Als Präposition. Als solche hatte dehors gegenüber hors (nach aussen, siehe oben) seinem Begriffe gemäss hauptsächlich die Beziehung „ausserhalb“ darzustellen.

Defors sun cors veit gesir la buelle, Rol. 35, 37; defors la cité s'arestut, Brut 85, 25; u. s. w. In dieser Bedeutung wird dehors als Präp. angewandt bis auf Corneille und Molière, also bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein. Jetzt nur noch in wenigen herkömmlichen Wendungen: Les ennemis sont dedans et dehors la ville. Ac.

Anmerkung. Weshalb Bartsch die Formen fors und hors, ebenso defors und dehors in dem Glossar zu seiner Chrestomathie de l'ancien français getrennt aufführt, sogar letzterem eine andere Bedeutung beilegt, als defors, während er sonst die verschiedenen Formen desselben Wortes zusammenstellt, ist mir nicht recht klar. Diese Formen sind nicht zu trennen, auch nicht verschiedenen Dialecten zuzuschreiben; neben der Aspirate f wurde allgemein in der flüchtigen Rede schon in früher Zeit die blosse Aspiration vernommen und demgemäss bisweilen geschrieben, eine Erscheinung, welche an sich nichts Unnatürliches hat. Dass die ursprünglicheren Formen fors und defors bis in das 16. Jahrhundert die üblicheren waren, gilt vielleicht weniger für die gesprochene, als für die immerhin gemessenere, bedächtigere geschriebene Sprache.

Greifswald. Dr. K. Boeddeker.

# Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

---

Deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen von J. Hopf und K. Paulsiek. II, 2. Zweiter Abschnitt: Proben der klassischen Poesie und Prosa des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts, in einen kurzen Abriss der neuern Literaturgeschichte eingerahmt. Von K. Paulsiek. 2. Aufl. (VIII, 312. Preis 28 Sgr. — Berlin bei E. S. Mittler & Sohn 1869.)

So liegt nun auch der Schlussband dieses wichtigen Unterrichtswerkes in neuer Auflage vor uns, dessen nächster Vorgänger (mit den Proben der klassischen Poesie des 12—15. Jahrhunderts) sich vor ungefähr einem Jahre an dieser Stelle bei den Lesern einführen durfte. Von dem Augenblicke an, wo das Bedürfniss einer zweiten Auflage des für Secunda und Prima bestimmten Schlussbandes sich einstellte, beschäftigte den Verfasser, Herrn K. Paulsiek (Direktor der Höheren Gewerbeschule zu Magdeburg), der Gedanke der gründlichen Umgestaltung grade dieser Stufe lebhaft und andauernd. Der Umgestaltung, zu welcher, neben mancherlei äusserlichen Veranlassungen, inzwischen neu gewonnenen Erfahrungen auf diesem Lehrgebiete und nche in der Sache wohlbegründete Forderungen gleichdringend zu rathen ienen. So wurde denn zunächst die oberste Stufe in jene zwei Abschnitte egt und dem erstern die mittelhochdeutsche Dichtung zugewiesen, während letztere ausschliesslich die Proben der neuhochdeutschen Poesie und Prosa liefern bestimmt ward — eine Scheidung, welche, ohne der Sache irgend-Eintrag zu thun, besonders allen den Lehranstalten willkommen sein iste, in deren Lehrplan die Lektüre unsrer mittelhochdeutschen Dichter Zeit noch keine Stelle gefunden hat. Aber auch für den zweiten Abnitt musste zunächst eine Ausscheidung, beziehungsweise eine Beschränkung mitzutheilenden Proben durchaus wünschenswerth erscheinen. Sodann angte das Interesse des literaturgeschichtlichen Unterrichtes, dass an die lle der eidographischen Anordnung die naturgemässere historische durchührt wurde.

In jener Beziehung durften nur Abdrücke aus solchen Dichtern, welche h dem Erscheinen guter Volksausgaben in den Händen jedes Bildungsenden sind (Schiller, Uhland, Körner u. a.), ohne Bedenken hier gespart den. Für die Poesie wurde nur das im hervorragendsten Sinne Klassische, für eine Periode oder einen Schriftsteller entschieden Charakteristische r endlich das für die freie, einheitliche Entwickelung des deutschen steslebens Bedeutungsvollste für die herzustellende 2. Auflage ausgewählt.

So erscheinen denn unter den 52 berücksichtigten Dichtern in vollerem Umfange ausgezogen nur noch H. Sachs, Fischart, Klopstock, Herder (der Cid in 49 Romanzen), Goethe, Hölderlin, Rückert, Platen, Geibel. Dramatischen Proben oder Bruchstücken hat sich die neue Auflage so entschieden, wie die erste, und mit vollem Recht verschlossen.

Für die Prosa konnte es, immer den Unterrichtszweck vor allem im Auge, nicht darauf ankommen, von allen möglichen Stilarten und Stilisten, so werth sie übrigens der Beachtung sein mochten, hier Musterstücke auszuziehen, welche ja doch in den meisten Fällen zugleich nur Bruchstücke sein könnten — und ich stimme aus voller Ueberzeugung der Ansicht des Verfassers bei, dass derartige Anthologien schwer die Beimischung rein subjektiver Eklektik abweisen können und darum füglich der Privatlektüre überlassen bleiben — der Klassenunterricht auf der Oberstufe bedarf lediglich einer kleinen Auslese solcher Abhandlungen, welche vorzüglich Stoffe für logische, ästhetische, sprach- und literaturgeschichtliche Bildung darbieten. Nach diesem Grundsatze sind denn hier ausser Luther, dem Begründer der deutschen Prosa (p. 4—25.) vorzugsweise vertreten Lessing (p. 111—169), Herder, J. Grimm, während die übrigen 7 Prosaisten nur ungefähr einen Bogen füllen. Darf ich nach meinem eignen, im Unterricht auf der Secunda und Prima gemachten Beobachtungen und Erfahrungen urtheilen, so konnte unter der Fülle von grossen Prosaisten eine glücklichere Wahl zum Behufe der Unterrichtszwecke nicht getroffen werden; für keinen Schriftsteller lässt die reifere Jugend sich schneller, dauernder, und mit reicherm Gewinne für die logische und stilistische Ausbildung gewinnen, als für Lessing. Mag immerhin der Zögling gelegentlich sich an Schiller's fantasie- und farbenreicher, blühender Darstellung historischer Gegenstände erwärmen, an Herder's gedrungner, gedankenreicher, oft dunkler Ausdrucksweise seinen Ideenkreis erweitern und bereichern, seinen Scharfsinn proben und üben — die strenge Schulung des Gedankens, die schlichte, zuchtvolle, immer den Kern treffende Behandlung seiner Probleme vermag er doch nur an und mit Lessing in dem rechten Maasse zu lernen. In diesem Sinne bietet denn das Paulsiek'sche Buch eine reiche und reichliche, wohlgeordnete und geschickt redigirte Auswahl aus sämmtlichen einschlägigen Abhandlungen Lessing's: Ueber die Fabel (113—22.), Laokoon (122—33), Hamburgische Dramaturgie (12 Stücke, p. 133—153), Wie die Alten den Tod gebildet (p. 154—64.), Ueber das Epigramm (164—169). Von Herder mögen die 3 Stücke aus seiner Abhandlung über das Epigramm, von J. Grimm „das Wesen der Thierfabel" — „die deutschen Dialekte" noch besonders hervorgehoben sein. Es wird dem sachkundigen Beurtheiler schwerlich ein Zweifel sein, dass mit diesem Prozesse der Ausscheidung und Umschmelzung diese Oberstufe an Geschlossenheit, Planmässigkeit und Nutzbarkeit ein ganz Erhebliches gewonnen hat. Der Klassenunterricht findet unmittelbar hier einen festen Kanon und eine gediegene Unterlage für die Lektüre und ihre Absichten.

Ich würde indess die neue Auflage nur unvollständig charakterisirt haben, wollte ich nicht noch des „Rahmens" gedenken, welcher die ausgewählten Proben der Poesie und Prosa einzuschliessen bestimmt ist, der literaturgeschichtlichen Einleitungen und Uebersichten, welche jeder der Perioden und Periodenabschnitte vorausgeschickt sind. Sollen jene den gesammten Entwicklungsprozess, wie er in der Literatur sich vollzieht, in den grossen, wesentlichen Zügen charakterisiren, so beabsichtigen diese eine Uebersicht über die bedeutungsvollsten literarischen Erzeugnisse und ihre Schöpfer zu vermitteln. Gegeben ist im Grossen und Ganzen natürlich nur, was der Unterricht verlangen und verwerthen kann, aber gegeben in so trefflicher Gliederung und so gedrungener, klarer Form, dass schon mit dieser Partie der Verfasser seinem Werke den glänzendsten Empfehlungsbrief geschrieben hat. Den hervorragenderen Dichtern ist dann jedesmal noch eine besondre

Skizze gewidmet, in welcher in aller nöthigen Vollständigkeit bei höchster Knappheit das biographische Material, eine Uebersicht der Hauptwerke, eine Charakteristik ihrer Dicht- und Schreibweise und mancherlei werthvolle bibliographische Nachweise gegeben werden. Ausser einem ausführlichen Inhaltsverzeichniss ist auf p. VII. VIII noch ein detaillirtes Schriftsteller-Verzeichniss mit dem Hinweis auf die betreffenden Stellen im Buche vorausgeschickt — eine Einrichtung, welche die Leichtigkeit der Orientirung nicht wenig erhöht. Papier und Druck, um auch dieser besonders für ein Schulbuch durchaus wichtigen Momente zu gedenken, sind ganz vortrefflich; jenes fest und weiss, dieser sparsam, aber schön und klar; sodass der Preis nicht anders als mässig genannt werden kann. Beide Theile der Oberstufe zusammen bleiben jetzt um $1/3$ unter dem Preise der ersten Auflage.

Der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten hat mit diesem reich gegliederten, durch und durch gediegenen, streng auf das Ziel gerichteten, aus reicher Erfahrung, seltenem Beruf und freier Beobachtung entsprossenen Unterrichtswerke einen Apparat erhalten, der in den rechten Händen ausserordentlichen Segen in den Kreisen der zu bildenden deutschen Jugend zu verbreiten bestimmt scheint.

Magdeburg. Dr. W. Jensch, Oberlehrer.

---

**Bigarrures recueillies dans les Leçons de Conversation du Docteur C. Liesen. Troisième édition, revue et augmentée. Berlin chez Th. Grieben.**

Dieses kleine, billige und inhaltreiche Büchelchen liegt nun schon in dritter Auflage vor, ohne dass die Kritik bis jetzt von demselben Notiz genommen hätte. Dasselbe unterscheidet sich seiner äussern Einrichtung nach wenig von den landläufigen Dialogues und guides de conversation, desto mehr seinem Inhalte nach. Wie es aus der Praxis entstanden, indem der Verf. die in seinen französischen Conversationsstunden seinen Schülern mitgetheilten Redensarten nach allgemeinen Gesichtspunkten geordnet hat, so ist es auch vorzugsweise geeignet, praktischen Bedürfnissen zu entsprechen. In 31 Abschnitten wird von den verschiedensten Dingen gehandelt, so z. B. von Besuch, Krankheit, Hand, Arm, Fuss, Auge, Ohr, Wetter, Uhr, Schule, Geschäfte, Geld, Reise, u. s. w., dann folgt eine reiche Sammlung von proverbes, daran schliesst sich eine kleine Anzahl billets d'invitation, énigmes, charades und scherzhaften Ergänzungen. Die Hauptsache sind die 31 Abschnitte, die das Material der Conversation bilden, und hier wird Jeder, der selbst nur einen flüchtigen Blick in das Buch wirft, sich bald überzeugen, dass der Inhalt von allen ähnlichen Büchern sich wesentlich unterscheidet, indem hier eine solche Fülle von Wendungen geboten wird, die täglich gebraucht, die dem unmittelbarsten Bedürfnisse der verschiedensten Kreise und Situationen des Lebens entsprungen sind und die man in andern Sammlungen, ja selbst in einem guten Dictionnaire vergebens suchen würde, so dass selbst Personen, die eine umfangreichere Kenntniss der französischen Sprache besitzen und sich mit Leichtigkeit auszudrücken vermögen, doch wahrscheinlich fast auf jeder Seite dieses kleinen Büchleins die eine oder die andere Phrase finden werden, die ihnen neu oder von der sie sich gestehen werden, dass sie sie wenigstens nicht, wir möchten sagen, so urwüchsig französisch würden auszudrücken gewusst haben. — Der Verf. hat, um die praktische Seite seines Buches zu erhöhen, eine grosse Menge hier in Berlin üblicher Ausdrücke und Redensarten aufgenommen, hat aber dabei die Klippe nicht vermieden, öfter ins Platte zu gerathen, so wie andrerseits die Auswahl mancher Wendungen sein Buch wieder grade für die Zwecke der Schule nicht recht passend erscheinen lässt. Am brauchbarsten erscheint uns das

Büchelchen für solche deutsche Lehrer und Lehrerinnen, die genöthigt sind, Französische Conversationsstunden zu ertheilen, und denen die Möglichkeit nicht gegönnt war, einen längeren Aufenthalt im Lande selbst zu nehmen; sie werden in diesem Buche über sehr viele Dinge Auskunft finden, wo andre ähnliche Bücher und selbst Lexica sie im Stiche lassen. Was die Vollständigkeit betrifft, so kann man freilich von einem nur 126 Seiten umfassenden Buche nicht Alles verlangen, wonach man sucht, aber öfter vermisst man doch ungern sehr nahe liegende, schwierig auszudrückende Wendungen auf die das Gespräch grade führt, öfter ganze Gebiete, von denen man nicht recht begreift, warum der Verf. sie übergangen, wie wenn z. B. die Rede ist von „Geschäften und Geld“ und der Börse und ihrer Terminologie keine Erwähnung gethan wird. Einzelheiten anlangend, haben wir manchmal die deutsche Uebersetzung zu rügen, wie wenn S. 1. la perte est de mon côté wörtlich übersetzt wird: Der Verlust ist auf meiner Seite! statt des Gebräuchlichen: Dabei habe ich am meisten verlorn! Der p. 2: il semble que cela vous intrigue. Das scheint Ihre Neugierde zu spannen, statt das Uebliche: Das lässt Ihnen keine Ruhe! p. 45. ne m'échauffez pas la bile, machen Sie mir die Galle nicht heiss, statt: machen Sie mir den Kopf nicht warm. p. 49 c'est un petit raisonneur qui a bec et ongles ..., der sich zu vertheidigen weiss, statt: der Haare auf den Zähnen hat. p. 31. il a plus grands yeux que grand ventre seine Augen sind grösser als sein Magen, statt: er füllt die Augen eher als den Bauch. u. so a. mehr. Ebenso liesse sich über manche Wendung mit dem Verf. rechten, die der correcten Sprache der guten Gesellschaft schwerlich angehören, so das p. 21 stehende: „geh, du stinkst nach Terpentin“ französisch wiedergegeben durch tu infectes la térébenthine!? An Druckfehlern sind uns unter andern aufgefallen: p. 55. un double croche statt une, p. 57 il joue de hautbois statt du, p. 59 su dépens statt aux dépens, p. 48 ich habe meine Kartel entzwei zerbrochen, p. 103 dans tout la force du terme. p. 54 steht le quantième avons-nous? p. 100 je n'y puis mais.

B.

---

The English Adjective in the Language of Shakspere. Inaugural-Dissertation u. s. w. von Georg Helms, Lehrer an der Realschule zu Bremen, Dr. phil. — Bremen, J. Kühtmann 1868, 56 Seiten 8.

Wenn ich nicht irre, so hat vor einigen Jahren die „Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen“ als Thema einer Preis-Arbeit eine „eingehende Untersuchung der Sprache Shakspere's“ vorgeschlagen. Bis jetzt aber hat noch Niemand, soviel ich weiss, den Preis gewonnen oder auch nur sich darum beworben. In der bezeichneten Arbeit nun liegt uns das Muster einer solchen eingehenden Untersuchung vor. Man pflegt die Kunstfertigkeit eines Dichters im Schildern danach zu beurtheilen, wie er es versteht, das Adjectiv zu verwenden; denn dieses ist der malerischste Theil der Sprache. Der Verfasser hätte also wohl keinen interessanteren Gegenstand, als diesen, für seine Untersuchung wählen, seinen so glücklichen Gedanken aber auch nicht sorgfältiger ausführen können. Seine Schrift könnte den Titel führen: „Die Grammatik als Unterhaltungsmittel;“ nicht etwa, dass ich damit sagen wollte, die Abhandlung sei nicht durchaus wissenschaftlich; nein, der Verfasser hat darin auf sehr geschickte Weise das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden gewusst. Ich für meine Person wenigstens habe gefunden, dass es eine sehr angenehme Arbeit ist, die Abhandlung durchzulesen, und ich habe dabei sowohl Vortheil als Vergnügen geerntet. Die Schrift ist eine grammatische Specialität von hohem Werth, die ihren Gegenstand durch und durch und, wie ich glaube,

schöpfend behandelt. Ich will die Titel der einzelnen Theile, in welche ır Verfasser seine Aufgabe disponirt hat, hier kurz anführen:

I. Stellung des Adjectivs. II. Steigerung des Adjectivs: Positiv, Compativ. Superlatif. III. Substantivirung des Adjectivs. IV. Rection des Adjecrs. V. Prädicativer Gebrauch des Adjectivs. VI. Zusammengesetztes Adctiv. —

Aus dieser Disposition, deren Unterabtheilungen ich wegen ihrer zu ossen Anzahl nicht erwähne, wird sogleich erhellen, dass kein Redetheil ıen weiteren Spielraum für eine feine Untersuchung darbiete, noch auch ıe grössere Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte, von welchen aus man n betrachten kann, aufzuweisen habe. — Herr Doctor Helms hat meines issens auf diesem speciellen Gebiet der Forschung keinen Vorarbeiter gebt. Delius' Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Adjectivs bei ıakspere nahmen in der Einleitung zu seinem Shakspere-Lexikon nur eine lbe Seite ein; auch Mätzner und Koch haben diesen Gegenstand nicht ıgehender behandelt, wie es bei der Anlage ihrer Werke auch nicht zu warten steht. Unser Verfasser nun betrachtet den Gebrauch des Adjectivs i Shakspere nach allen Richtungen hin und zwar mit stetigem Bezuge auf e und moderne Redeweise. Er führt ganz genau aus, in welchen Punkten ε Redeweise Shaksperes mit der heutigen übereinstimmt, in welchen sie n derselben abweicht. Grade dieser Charakterzug der Arbeit ist es, der en allgemeinen Werth so sehr erhöht; denn sie nützt dadurch auch einem ılbwisser, der sich nur mit dem modernen Englisch beschäftigt und philozisch-historische Forschungen als nach seiner unverständigen Meinung für ine praktischen Zwecke unnützen Ballast bei Seite schiebt.

Auch der Philolog, der nur Shakspere studirt und sich hauptsächlich t Textkritik beschäftigt, wird aus der vorliegenden Schrift unumgänglich ıtzen ziehen und dem Verfasser für Aufhellung vieler bisher dunklen ellen Dank wissen. Nicht weniger wird derselbe Dichter befriedigen, lche in das Geheimniss des grossen Meisters eindringen und entdecken ichten, durch welche Zaubermittel er seine Wunder vollendete und diese staunlichen Wirkungen erzielte, von denen nun schon drei Jahrhunrte Zeugniss ablegten und welche noch viele folgende mit unverminderter wunderung anstaunen werden. Sie werden erkennen, wie dieser erhabene nius in seinem kühnsten Fluge der Fesseln spottet, durch welche die setze der Grammatik seine Bewegung einschränken möchten, und wie er abschüttelt: aber sie werden zugleich sehen, dass er sich derartiges nieıls erlaubt, ohne dadurch die Wirkung zu erhöhen. — Ich habe mich abhtlich aller Citate enthalten, meine Sätze zu beweisen, da ich das Augenrk aller meiner Leser auf den kleinen Band selbst zu richten wünsche, rch den diese Bemerkungen veranlasst sind. Ich bin im Voraus überugt, sie werden mit mir darin übereinstimmen, dass von allen bisher in utschland über Shakspere veröffentlichten Schriften keine grössern Nutzen währe, als die, deren Titel an der Spitze dieser kurzen Notiz steht.

Ich brauche wohl kaum noch die Hoffnung auszusprechen, der Verfasser ige auf dem Gebiete, das er durch diese Schrift sich zu eigen gemacht, arbeiten fortfahren. Schliesslich kann ich nicht umhin, demselben meine wunderung wegen seines Englisch zu zollen, das so sehr günstig gegen e Sprache in ähnlichen Schriften, welche in dem vielzüngigen Deutschland rausgekommen, contrastirt. Ich habe Proben classisch gebildeter Lehrer sehen, wovor ich zurückbebte. Herrn Dr. Helms würde ich eine Beleidiıng zufügen, wollte ich ihr Englisch mit dem seinigen vergleichen, das enso gewählt wie im Ausdrucke genau ist. Die kurze Einleitung erhebt h wahrhaft zur Beredsamkeit.

Schliesslich darf ich nicht unterlassen zu bemerken, dass unser Verser, so ernstlich und aufrichtig er offenbar den grossen Dichter studirt hat, ›ch den ernüchternden Einfluss von Rümelin's „Shakspere-Studien" an sich

zu Tage treten lässt, wenn er sagt: „Er (Shakspere) ist vielleicht überschätzt worden, und wir können nicht so weit geben, wie Einige, die in ihrer Helden-Anbetung jedes seiner Worte als ein Evangelium betrachten und selbst seine schwachen Stellen als Glaubensartikel hinstellen."

Leipzig. Dr. D. Asher.

---

Deutsche Poesie mit den vorzüglichsten englischen Uebersetzungen (German Poetry with the english versions of the best translators). Herausgegeben von A. C. Goldschmidt, Director der Modernen Schule Loretto House, Musselburgh. London, Williams & Norgate (Leipzig, Hartknoch). 1869. 8. XVI u. 479 S.

Fast ein ganzes Jahrhundert später, als wir Deutschen in bald mehr, bald weniger glücklichen Uebersetzungen bemüht gewesen sind, uns die literarischen Schätze der Engländer zu eigen zu machen, haben diese angefangen, unserer poetischen Literatur ein gleiches Interesse zu schenken. Walter Scott erst ist es gewesen, der durch seine Bearbeitungen Bürger'scher Balladen und des Götz von Göthe gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts seine Landsleute auf die bis dahin ihnen fast gänzlich unbekannten Schönheiten unseres Dichterhaines aufmerksam gemacht hat. Ihm folgte alsbald Coleridge mit seiner Uebersetzung des Wallenstein und anderer Gedichte Schiller's, sowie Stolbergs, dann Shelley mit Uebertragungen aus Göthe, besonders von Theilen des Faust. Auch Carlyle und Bulwer haben sich um die Einführung unserer Dichter der zweiten klassischen Periode in England ein grosses Verdienst erworben. In unsern Tagen dürfen wir uns nicht mehr über mangelndes Interesse unserer britischen Stammverwandten an unserer vaterländischen Poesie beklagen. Von den Klassikern zu schweigen, giebt es keinen namhaften neueren deutschen Dichter, der nicht seinen englischen Dolmetscher gefunden hätte. Faust allein hat viele beschäftigt, so Blackie, Filmore, Anster, Earl of Ellesmere, Martin, um nur einige Namen zu nennen. Dr. Buchheim erwähnt allein 14 Uebersetzungen vom ersten Theile des Faust und noch zwei andere, die beide Theile umfassen, und er bemerkt dazu, dass noch mehrere anonyme Uebersetzungen des ersten Theiles erschienen seien.

Aus diesem im Laufe der letzten Decennien immer mehr angewachsenen Vorrathe hat Hr. Goldschmidt, der seit mehreren Jahren in England wohnt, eine Auswahl veranstaltet, um, wie er in der Vorrede sagt, to render a fair knowledge of German Poetry of easy acquisition, and to present to the reader, in one collection, a number of the fairest gems in their choicest settings. Das hübsch ausgestattete Buch hat in England sofort nach seinem Erscheinen die wohlwollendste Aufnahme gefunden. Die Saturday Review vom 15. Mai 1869 sagt: The selection of German Poetry with english versions, by A. E. Goldschmidt is noticeable as perhaps the only publication extant which supplies materials for an adequate estimate of the latter. Aber auch in Deutschland haben wir Ursache, diese internationale Anthologie willkommen zu heissen, nicht nur als eine fleissige von sachkundigem Urtheil und Geschmack zeugende Arbeit, sondern weil sie, hervorgegangen aus stolzer Freude an unserm nationalen dichterischen Reichthume, den Zweck verfolgt und ohne Zweifel auch erreichen wird, die Würdigung und das Verständniss dieses Reichthums unter einem der ersten Culturvölker noch mehr zu verbreiten, und weil sie dem Freunde und Kenner der beiden Sprachen durch

die Gegenüberstellung des deutschen Originals (auf der linken Seite) und der englischen Uebersetzung (auf der rechten Seite) Gelegenheit giebt zu einer Menge interessanter Vergleichungen und belehrender Bemerkungen, sowohl in sprachlicher, als auch in ästhetischer Beziehung.

Die Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen, deren erste uns Proben aus Bürger, Göthe, Schiller, Uhland, Körner, Heine, Freiligrath darbietet, während in der zweiten, „Miscellaneous Authors,“ Dach, W. v. Schlegel, E. M. Arndt, Chamisso, Körner, Rückert, Platen, Grün, Geibel, Bekker (der deutsche Rhein) und Salis vertreten sind. In der 3. Abtheilung hat der Verf., um auch dieser Richtung des Geschmackes des englischen Publicums gerecht zu werden, etwa ein Dutzend Proben aus unserer geistlichen Liederdichtung mitgetheilt. Wir finden hier die Namen Luther, Gellert, Gerhard, Scheffler, Kunth, Claudius, Fouqué, Neander, Gerok, Spitta, wie man sieht, in ziemlich incorrecter chronologischer Aufeinanderfolge, ein Vorwurf, der, wenngleich nicht in demselben Masse, auch die Ordnung der beiden ersten Abtheilungen trifft.

Was nun die Sammlung im Einzelnen angeht, so wird gewiss mancher etwas auszusetzen haben. Dem Einen werden zwei Balladen von Bürger (Leonore und das Lied vom braven Mann) zu wenig sein; der Andere wird fragen, warum der Verf. mehr als die Hälfte der 90. S., die er Göthe widmet, dem Faust eingeräumt, und warum er die lyrischen Gedichte Göthes nicht mehr berücksichtigt hat; ein Dritter wird Schillers Balladen (ausser dem Handschuh), sowie manche Perle Uhland'scher Lyrik vermissen. Allein erstens hat in solchen Dingen die Subjectivität ihre Berechtigung, vorausgesetzt, dass sie mit ästhetischem Urtheil und Takt zu Werke geht, wie hier durchweg geschehen ist. Alle Proben, welche der Verf. ausgewählt hat, zeugen von seinem Verständniss für echte Poesie und entsprechen dem Zwecke, die Eigenthümlichkeit der einzelnen Dichter, wie sie sich in der Wahl der Stoffe und in der Art der Behandlung zeigt, zur Anschauung zu bringen und dadurch zu weiterer Beschäftigung mit ihnen anzuregen. Hätte freilich der Verf. eine Art Beispielsammlung zur neueren deutschen Literaturgeschichte in ihren Hauptentwickelungsmomenten geben wollen, dann hätte er weit vollständiger sein müssen. Klopstock wäre dann an den Anfang zu stellen gewesen, und Wieland, Herder, Lessing hätten nicht übergangen werden dürfen. Zweitens aber – und das ist wesentlich für die Beurtheilung der getroffenen Wahl der Poesieen — war der Herausgeber abhängig von dem Geschmacke anderer, sowohl von dem des Publicums, für das er sein Buch bestimmte, als auch von dem der Uebersetzer. Er konnte kein Gedicht aufnehmen, von dem keine, oder doch keine gute englische Bearbeitung existirte.

Damit wollen wir nicht gesagt haben, dass uns alle in Hrn. G.'s Buche mitgetheilten Uebersetzungen als gute erschienen wären. Die Lectüre derselben hat uns vielmehr erkennen lassen, dass die Engländer in der Kunst des Uebersetzens noch weit hinter uns zurückstehen. Freilich ist es ja eine schwere Kunst, besonders wenn es sich um poetische Uebertragungen handelt. Es genügt dazu nicht eine auch noch so vortreffliche Kenntniss und Gewandtheit in den beiden betreffenden Sprachen, sondern der Uebersetzer muss in mehr als gewöhnlichem Grade mit verständnissvollem Sinn und empfänglichem Herzen ausgestattet sein, um das Product eines fremden dichterischen Geistes mit seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit und seiner ganzen Schönheit in sich aufzunehmen; damit aber — und das ist die eigentliche Hauptsache — muss sich bei ihm eine eigene dichterische Begabung verbinden, welche ihn befähigt zu einer wahrhaft congenialen Reproduction. Nur dann können solche Uebersetzungen fremder Dichterwerke entstehen, wie wir Deutschen sie im Schlegel-Tieck'schen Shakspeare und im Gildemeister'schen Byron besitzen. Jene Requisite eines wirklich echten und treuen Dolmetschers lassen aber manche von denen vermissen, die in unserer

Sammlung Aufnahme gefunden haben. Nur zu oft sind wir bei unserer vergleichenden Lectüre auf unnöthige Abweichungen von dem Gedanken des Originals gestossen, auf willkürliche Veränderung der Bilder, auf Plattheiten und wässrigen Wortschwall, und manche der Uebersetzungen sind im Versmass und Strophenbau so verschieden von dem deutschen Gedichte, dass der eigenthümliche Charakter desselben nicht bewahrt worden ist.

Gleich die an der Spitze des Buches stehende Bearbeitung der Bürgerschen Lenore von Taylor, dem Verf. v. „Historic Survey of German Poetry, interspersed with various Translations“ (3 vols. London 1829), wird von diesen Vorwürfen getroffen, obgleich, wie wir aus einer Anmerkung (S. 473) erfahren, Walter Scott gestand, dass diese „incomparable version“ ihm den Entschluss in die Seele gegeben habe, sich ganz der Poesie zu widmen. In durchaus unstatthafter Weise ist die Handlung von Deutschland nach England und aus der Zeit des siebenjährigen Krieges in die der Kreuzzüge verlegt worden, sodass an die Stelle des Königs Friedrich Richard Löwenherz getreten ist. Es liegt auf der Hand, dass dadurch das locale und nationale Gepräge des deutschen Originals verloren gegangen ist. Wilhelm ist nun nicht in die „Prager Schlacht“ gezogen, sondern gegen „the paynim foes;“ die Mutter vermuthet ihn nun nicht „im fernen Ungerlande,“ * sondern „among the heathen folk;“ er kommt nun nicht mehr weit her geritten „von Böhmen,“ sondern über „land and sea.“ Und wenn es von dem Kreuzfahrer William heisst: „But he no word to her had writt An he were sick or well,“ so müssen wir gestehen, dass diese Vorstellung von einem aus Palästina mit seinem Liebchen in England correspondirenden Knappen des 13. Jahrh. nur eine komische Wirkung auf den Leser hervorbringen kann. Ob das Kreuzheer Richard's, wie die Grenadiere Friedrich's des Grossen, auch unter Trommelschlag marschirten (With blore of trump and thump of drum His fellow-soldyers came, Str. 2), will uns gleichfalls etwas zweifelhaft erscheinen. In Folge der Verlegung der Handlung ist nun auch für den „König und die Kaiserin“ in der engl. Bearbeitung kein Raum mehr, und so ist in derselben die erste Hälfte der 2. Strophe ganz weggeblieben. Ebenso fehlt die erste Hälfte der 4. Strophe, ohne dass dafür ein Grund zu finden ist. Leider hat Hr. G. sich dadurch bestimmen lassen, auch den deutschen Text in dieser Verkürzung zu geben; denn nun ist nicht bloss die Deutlichkeit der Situation beeinträchtigt worden, sondern es hat auch der 5. Vers der 2. Strophe („und jedes Heer mit Sing und Sang“) sich eine bedenkliche Correctur gefallen lassen müssen. Das „und“ derselben, das freilich beim Fehlen der 4 vorhergehenden Verse nicht stehen bleiben kann, ist nämlich in „nun“ geändert, dadurch aber eine so schwerfällige und ungewöhnliche Construction entstanden, die ein Dichter sich allenfalls erlauben, die man aber nicht in ihn hineincorrigiren darf. **

* So hat Bürger geschrieben, nicht „Ungarlande,“ wie der Abdruck unserer Sammlung hat. Gerade in dieser Ballade und im Munde von Lenorens Mutter ist die volksmässige Form des Namens durchaus erforderlich. — Wir wollen diese Anmerkung benutzen, um Hrn. G. noch auf eine andere sinnentstellende Variante des von ihm gegebenen Textes aufmerksam zu machen. Statt des „Ha sieh, Ha sieh, im Augenblick“ in der 30 Strophe, steht nämlich bei ihm S. 22: „Hasi! Hasi!“ als ob das eine Interjection wäre, wie Hu! Hu! oder dergl. — S. 22, Z. 4 von unten muss es statt: Hang zwischen Tod und Leben — Rang u. s. w. heissen.

** Auch in der 15. Str. (S. 10 unten) haben wir eine unstatthafte Veränderung des Bürger'schen Textes bemerkt. Es muss nämlich nicht heissen: Ach, Wilhelm! 'rein, herein geschwind! sondern: Ach, W.! erst herein geschwind. Taylor übersetzt auch: O William, enter first my bowre.

Ueberdies ist durch die bezeichneten Auslassungen der Strophenbau ieser Ballade in höchst störender Weise alterirt worden. Während in derelben nämlich, wie in den meisten Bürger'schen Balladen, die Strophen as zwei Theilen bestehen, der Hauptstrophe und der Nachstrophe (Aufgeang und Abgesang), die eine verschiedene Reimstellung haben (die erstere eimt kreuzweise, die letztere paarweise), folgen an den beiden genannten tellen jedesmal zwei Nachstrophen, also 4 Reimpaare auf einander. Hr. '. hat freilich diesen für die Bürger'schen Balladen so charakteristischen trophenbau schon dadurch unkenntlich gemacht, dass er das Original in ierzeiligen Strophen hat abdrucken lassen. Offenbar hat ihn dazu die Jebersetzung bewogen. Der gute Mr. Taylor hat nämlich gar keine Ahnung ehabt von dem eigenthümlichen Reize, den die Strophen der Lenore gerade urch den Wechsel der Reimstellung im Aufgesange und Abgesange darieten, und hat es sich mit einfachen vierzeiligen Strophen bequem gemacht, ı denen nur 2. Verse (der 2. mit dem 4.) reimen, alle aber eine betonte ilbe am Ende haben, sodass von der Musik der abwechselnden stumpfen nd klingenden Reime des Originals in der engl. Bearbeitung nichts zu püren ist. Es würde zu weit führen, im einzelnen nachzuweisen, wie oft ie sonstigen musikalischen Elemente unserer Ballade, die zahlreichen und o wirksamen Alliterationen, Assonanzen, die absichtlichen Wiederholungen erselben Worte nicht die erforderliche Beachtung gefunden haben, und an ie manchen Stellen der poetische Ausdruck eine prosaische Abschwächung rfahren hat. Nur ein paar Beispiele. Man vergleiche: „Und horch! und orch! den Pfortenring Ganz lose, leise, klinglingling!" mit: „And soon she erde a tinkling hand That twirled at the pin;" — „Herein, in meinen rmen, Herzliebster, zu erwarmen!" mit „And give me one embrace, . . . wayte a little space;" — „Hat's Raum für mich? Für dich und mich. omm, schürze, spring und schwinge dich!" mit: And is there any room for ıe Wherein that I may creepe? There's room enough for thee and me Vherein that we may sleepe. All as thou lyest upon thy couch, Aryse, no onger stop;" „Graut Liebchen auch? der Mond scheint hell! Hurrah! die 'odten reiten schnell! Graut Liebchen auch vor Todten? Ach nein, doch ass die Todten!" mit: Hurrah! the dead can ride apace; Dost feare to ride rith me? The moon is bright, and blue the night; Dost quake the blast o stem? Dost shudder, mayde, to seeke the dead? No, no, but what of hem?" In den beiden fast wörtlichen Wiederholungen dieser Halbstrophe, ind bloss die Worte Wilhelm's wiedergegeben mit: Hurrah! the dead can ide apace; Dost feare to ride with me? Alles übrige fehlt, auch die Antrort Lenoren's mit ihrem jedesmal gesteigerten Ausdrucke der Angst. In er 28. Str. setzt sich bei Taylor die Anrede an Lenore fort, während bei Bürger Wilhelm zu seinem Rappen spricht. Diese hie und da herausgerissenen Stellen werden genügen, unser obiges tadelndes Urtheil über die n Rede stehende Uebersetzung zu rechtfertigen.

Wir können, wenn wir diese Anzeige nicht gar zu sehr ausdehnen wollen, ıicht bei allen übrigen Uebersetzern, die zu unserer Sammlung beigesteuert ıaben, mit der gleichen Ausführlichkeit verweilen und müssen uns auf einige Bemerkungen beschränken.

Von demselben Taylor haben wir S. 88 noch eine Uebertragung des Monologs der Iphigenia (Act 1.), die wörtlich und treu, aber ohne allen lichterischen Schwung ist. Als Uebersetzer Bürger'scher Balladen ist er reitaus übertroffen worden von Rev. W. Skeat, dessen Lay of the brave nan (S. 25) in der That vorzüglich gelungen ist und den Ton des deutschen Meisters oft in vollendeter Weise getroffen hat. Auch seine Uebertragungen Jhland'scher Gedichte verdienen Lob, obgleich er bisweilen zu wortreich st. Den „Herold" hat er in einem von grosser Gewandtheit zeugenden lliterirenden Gedichte nachgeahmt. Göthe wird repräsentirt durch Dr. Anster, Prof. Blackie, Theod. Martin, Aytoun, Shelley, Coleridge, Lady John

Manners, Lord Gower (Earl of Ellesmere), Mangan, u. — at last, but not at least — durch Peter Gardner, dessen Uebertragungen aus Faust das schottische Gewand nicht so natürlich steht, wie seinem Erlkönig. In dem Liede Gretchens (Act 4, Sc. 4) giebt auch er ein recht auffallendes Beispiel von willkürlicher Abweichung vom deutschen Original, die im Mangel an Verständniss der kunstvollen Oekonomie dieses Göthe'schen Gedichtes ihren Grund hat. In diesem tritt nämlich die Strophe: „Meine Ruh ist hin etc." dreimal unverändert auf, und zwar so, dass ihr das erste Mal 2, das zweite Mal 3 und zuletzt wieder 2 Strophen folgen. Wie drei Pfeiler ein Portal, dessen mittlere Bogenspannung die grösseste ist, so sollen diese drei Strophen das Gedicht tragen. Dass sie daher von Göthe mit Absicht ohne die mindeste Veränderung wiederholt worden sind, springt jedem sofort in die Augen, nur Mr. Gardner nicht, der zuerst übersetzt: „My peace is gane, My heart is sair, I'll be my self never — Ah! nevermair," das zweite und dritte Mal aber ohne allen Grund die beiden letzten Strophen verändert in: „Rest find I nae way An' nevermair." Geschmacklos erscheint uns die letzte Strophe: "An kiss, kiss, kiss him, I'm fain for sic bliss; An' kissin', an' kissin', I'd dee on his kiss." — Eine ähnliche Zerstörung der Composition finden wir in der Uebertragung von Göthe's Zigeunerliede, wo Anster aus den 4 Versen der 2. Strophe nicht weniger als 13 gemacht hat, in denen er sonderbarerweise statt der „sieben Wehrwölfe" „seven war-wolves" kommen lässt. Auch in dem Gesange der Geister (Faust, Act 2, Sc. 5) ist er zu wortreich, ebenso wie Blackie in seiner Uebersetzung der 4. Sc. des 2. Actes, vor allem aber in der von Gretchens Gebet (Act 4, Sc. 7), das er, als wenn es für das Libretto einer modernen Oper bestimmt wäre, in einer nach Inhalt und Form ganz verfehlten Weise überträgt. Man höre nur den Anfang: O mother rich in sorrows, Bend down to hear my cry! O bend thee, gracious mother, to soothe mine agony! Thy heart with swords is pierced, And tears are in thine eye, Because they made thy dear son A cruel death to die. Die tiefen Gedanken Göthes in ihrem knappen und doch so schönen Gewande völlig wiederzugeben, ist den englischen Bearbeitern nur selten gelungen. Auch Rückert's gedankenschwere Kürze (die sterbende Blume, S. 391) hat in Blackie einen gar zu geschwätzigen Dolmetscher gefunden. Eine sehr gute Uebersetzung hat Garnett von Mignons Gesang geliefert, sowie Mangan in der von Göthe's Sänger. Der Letztere hat auch in einer freien Bearbeitung von Freiligrath's Gesicht des Reisenden Vorzügliches geleistet. Wie wenig auch in sonst trefflichen Uebertragungen die Bedeutung der Form des Originals beachtet worden ist, zeigt uns unter anderen auch Bulwer, der des Nadowessiers Todtenlied, in welchem Schiller schwermüthige Trochäen hat, in munter hüpfenden Jamben wiedergiebt und dadurch den Charakter des Gedichtes gründlich entstellt. Einen ähnlichen Vorwurf haben wir Martin und Aytoun zu machen, die in der guten Uebersetzung von Göthe's Zueignung zu den Gedichten die Ottaverime nicht beibehalten, sondern statt derselben achtzeilige Strophen mit 4 Reimen angewandt haben, ein Fehler, der uns bei Mad. Davies de Pontes noch um so erheblicher erschienen ist, weil ihre Uebertragungen von Körner's Gedicht „An die Königin Luise" und von dessen „Aufruf" auch inhaltlich sehr matt und farblos sind. — Heine ist ziemlich schlecht weggekommen; Steele's Lorelei ist durchaus schülerhaft, und auch Miss Kroeker, die Tochter Freiligrath's, hat den Ton dieses Dichters nicht so gut getroffen, wie ihr das sonst, z. B. in den Uebersetzungen der Gedichte ihres Vaters, gelungen ist. Recht tüchtige Beiträge hat auch Hr. Dr. Baskerville geliefert, der seit Jahren unter uns lebt (jetzt als Director des internationalen Instituts in Godesberg bei Bonn), und dessen Uebertragungen sich durch treue Nachahmung des Originals wie durch Verständniss für die Feinheiten desselben auszeichnen. Vgl. besonders Chamisso's Frauen-Liebe und Leben.

Enden wir damit unsere Musterung. Wenn uns nicht alle der in Hrn.

I.'s Buche vertretenen englischen Dolmetscher deutscher Dichter gefallen aben, wenn wir zu manchem Tadel berechtigt zu sein glaubten, so haben ir doch auch oft Veranlassung zu gebührender Anerkennung gehabt, und er Leser des Buchs wird finden, dass wir nur auf einen Theil des Guten ufmerksam gemacht haben. Selbstverständlich wird der Herausgeber durch nsere Ausstellungen in keiner Weise berührt; seine Arbeit bleibt nicht bloss ür England, sondern auch für Deutschland eine so willkommene und dankenserthe Gabe, dass wir sie mit Recht allen Literaturfreunden aufs wärmste mpfehlen können. Er war an die vorhandenen Uebersetzungen gebunden nd konnte keine besseren geben, als die, welche seiner Wahl vorlagen. Venn es im Titel heisst: with the english versions of the best translators, un, so weiss jeder, dass dies nur eine relative Bedeutung hat, dass das este darum noch nicht immer etwas Gutes ist.

Berlin. Dr. W. Gerberding.

---

# Programmenschau.

---

**Ueber den Gebrauch des Genitivs im Mittelhochdeutschen. Von Gymnasiallehrer Dr. Nöldechen. Programm des Gymnasiums zu Quedlinburg, 1868. 33 S. 4.**

Für die Casustheorie ist diese Abhandlung von Bedeutung. Die Localtheorie hat bekanntlich in neuester Zeit viele Anfechtungen erfahren, besonders hat in seinem letzten Programm Rumpel dieselbe sehr geistvoll zurückgewiesen. Sie hat aber auch noch viele Anhänger, für sie tritt auch dies Programm auf, obgleich es sich nur auf eine Sprache und meist nur auf eine Periode derselben und sodann nur auf einen Casus beschränkt. Für die Syntax des Genitivs ist die Abhandlung sehr wichtig, da das Vorkommen desselben mit ungewöhnlichem Fleisse verfolgt ist. Für die Erkenntniss der Casus ist bedeutungsvoll das Verhältniss der Casus zu den Präpositionen. Die ältere Periode der deutschen Sprache zeigt einen auffallenden Reichthum an Fällen, in denen durch den blossen Casus bezeichnet wird, was die neuhochdeutsche Sprache nur mit Hilfe der Präpositionen ausdrücken kann. Da die Präpositionen aus sinnlichen Raumbegriffen erwachsen sind, in älterer Zeit aber statt ihrer vielfach der blosse Casus steht, so, folgert der Verfasser weiter, spricht das für eine Localtheorie. Der Ausdruck mittelst der Flexion des Nomens ist unmittelbarer und wirksamer als der präpositionale; man lähmt die Schwungkraft der Sprache, wenn man im Neuhochdeutschen die kräftigere Ausdrucksweise, die Freiheit im Gebrauche der blossen Casus beschränken will; man sollte so viel als möglich die kurze Ausdrucksweise festhalten. In vielen Redensarten hält noch die edlere Sprache die freiere Construction fest, wo die gewöhnliche Prosa schon der Präposition nicht entrathen zu können meint, um so scheinbar deutlicher sich auszudrücken. Man sollte allgemein sich bemühen, die kürzere Weise einzuführen; wie das in manchen Fällen wohl möglich wäre, dafür finden sich manche beherzigenswerthe Andeutungen. — Der Genitiv, so hält der Verfasser fest, bezeichnet ursprünglich die Richtung woher. Am deutlichsten tritt diese Bedeutung bei den Verbis der Trennung, Entfernung, Absonderung hervor. Diese betrachtet der Verfasser also zunächst und zwar zuerst die Verba des Weichens, Abgehens, Ablassens, Losmachens, Befreiens u. ä., darunter erlâzen (= entbinden): du solt mich des erlâzen, wofür wir jetzt minder anschaulich: Jemandem etwas erlassen, sagen, — dann des Beraubens, Entbehrens, Bedürfens, ferner des Strebens, Begehrens, Bittens, Fragens u. ä., des Beginnens, Sichunterfangens u. ä., des Wartens, Hütens,

Waltens, Pflegens, Gewohnens, Erwartens, Hoffens, (wobei für gelouben der Grimm unbekannte Genitiv der Sache nachgewiesen wird), weiter des Denkens, Gedenkens, Wahrnehmens, Empfindens). Als zweite Classe wird betrachtet der Genitiv des Grundes, der Ursache, und zwar zuerst der causale Gebrauch von des und wes. Denn dass diese Genitive des und wes im Sinne von causalen Partikeln für deshalb und weshalb gebraucht werden, dafür giebt der Verfasser viele Beispiele aus dem Nibelungenliede. Zu den causalen Genitiven gehört der Genitiv bei den Verbis der innern Empfindungen, Treue, Freude, Sorge u. s. w., ferner der Impersonalis der innern geistigen Empfindungen (mich wundert, betrâget, erlanget, zimet u. s. w.), des Lachens, Spottens, Schimpfens, ferner der Genitiv bei den Adjectiven der Gemüthsstimmung, weiter bei den Verben des Sagens, Schwörens, Dankens, Lohnens, Gönnens, Lobens, endlich des Lebens und Sterbens. Auch für die beiden letzten Arten des Genitivs, des partitiven, wozu ausser dem Genitiv bei den Adjectiven, Adverbien, Pronominibus der Zahl der des Theilhabens und der Fülle, des Stoffes und der prädicative Genitiv bei sîn und werden gehören, und des adverbialen, hat, wie bei den vorhergehenden, der Verfasser seine Beweisstellen meist dem Nibelungenliede entlehnt. Sonst sind Wolfram, Gottfried von Strassburg und Hartmann von Aue benutzt. Der Raum verbot den von Substantiven abhängigen Genitiv zu betrachten; aber auch bei diesen ist im Mhd. die freiere Construction noch weit ausgedehnt, wie u. A. in den Substantiven geistiger Begriffe, für die wir im Nhd. die Präposition gebrauchen, der Verbalsinn noch so lebendig ist, dass sie auch mit dem Genitiv verbunden werden, so bei rât, nôt (des gât mir nôt) u. s. w.

---

## Ein Beitrag zur Würdigung unserer Volksepen. Von Dr. Kurze. Programm der Realschule I. O. zu Landeshut, 1868. 37 S. 4.

Weil Gervinus trotz der Anerkennung der Grossartigkeit der Anlage und der Charaktere die Darstellung des Nibelungenliedes dürftig, den Vortrag kalt, die Sprache trocken nennt, trotzdem aber in dem Gedichte überhaupt die rein objective Kunst der Alten findet, so warf sich der Verfasser die Frage vor: ob diese Wirkung auf die Sinne und die Phantasie denkbar sei bei der Dürftigkeit der sprachlichen Darstellung. So kam er zur Untersuchung über die plastisch objective Darstellung der Nibelungen und der Gudrun. Die Resultate dieser eingehenden Untersuchung legt er hier in geschmackvoller Form vor. Er betrachtet demnach erst die einzelnen Gegenstände, dann die Verbindung mehrerer Gegenstände zu ganzen Gemälden und Situationen, hierauf einzelne Handlungen der epischen Personen, endlich die Personen selbst und die ganze Kunst der episch-plastischen Gestalten- und Charakterzeichnung. So wird durch zahlreiche Beläge bewiesen, dass die Gegenstände ähnlich wie bei Homer schon durch einzelne Adjective sinnliche Lebendigkeit erhalten (das rothe Gold, der grüne Wald), am reichsten fliessen die veranschaulichenden Beiwörter in Kampfesscenen (tiefe Wunden, fliessendes, heisses Blut, rothes Lebensblut u. s. w.); schon das sind Beweise, dass die Gegenstände den Dichter nicht kalt gelassen haben. Bei der Verbindung mehrerer Gegenstände zeigt sich Festigkeit und Ordnung, so dass die Einbildungskraft die bloss mit einigen Strichen angelegten Umrisse selbst zu vollenden vermag (zu vergl. u. A. aus der Gudrun die Lager nach dem Kampfe auf dem Wülpensande, wo bei den leuchtenden Wachtfeuern die Feinde gegenseitig ihre Helme und Schilde sehen können; ferner

der vor Gudruns Augen sich vorbereitende Kampf; besonders aber die Scenen im Kampfe in Etzels Palast). Viele kleine sprachliche Schönheiten, so die Fülle und der Klang der Vocale, die grossartige Wirkung der Alliteration vermag die Uebersetzung nicht wiederzugeben, und wie trotz aller Verdienste gerade Simrocks Uebersetzung noch mangelhaft ist, hat der Verfasser an vielen Stellen nachgewiesen. Als Beispiel der Anschaulichkeit und Lebendigkeit und zugleich der Mannigfaltigkeit der Schilderung hebt er den Wettkampf zwischen Siegfried und Brunhilde hervor. Aehnlich wie Homer stellen unsere Volksdichter nicht die Person fertig hin, sondern lassen die Gestalt, wie sie zuletzt der Phantasie erscheint, vor unsern Augen entstehen. Weiter stellen sie auch in der Weise Homers in der äusseren Erscheinung, den Bewegungen, Handlungen, Reden der Person ihre innere Natur, ihre Stimmung, ihren Charakter überhaupt dar; durch eine einzelne sichtbare Bewegung wird nicht nur die äussere Persönlichkeit, sondern auch die momentane innere Stimmung vorgeführt, so dass die äussere Individualität sich mit der innern zu einem unzertrennlichen Ganzen verbindet. So erweckt u. A. der Dichter durch die Schilderung der Gudrun am Meeresufer das tiefste Mitleid, er wirkt auf die Empfindung, aber durch die äussere Erscheinung, indem er den Gegenstand des Mitleids in plastischer Anschaulichkeit vor uns hinstellt: und das ist Homerische Objectivität. Und auch ohne diese Personencharakterisirung wissen die Volksepen durch den deutlichen Hintergrund, durch alles, womit sie die Personen in Verbindung bringen, diese fest und tief in die Phantasie einzuprägen und die Einbildungskraft des Lesers selbst zur Gestaltenbildung zu zwingen. Wie aber die verschiedensten Gemüthsbewegungen und Charaktere, Wuth, Liebe, Freude, Hass, Rachgefühl, Rührung, Furcht, Entsetzen, Achtung, Freundschaft, Seelenschmerz, Kraftgefühl, Verachtung, Trotz u. s. w., sich im Aeussern der Personen abspiegeln, so schildern die Dichter auch objectiv durch den Eindruck, den die Personen auf Andere machen; so spiegelt sich bei Brunhildens erstem Auftreten ihre Schönheit ab durch den Eindruck, den sie auf Siegfried macht, und zwar prägt sich dieser nicht allein in Worten aus, sondern auch auf seinem Gesichte, und wird dadurch wieder der bescheidene Sinn des Helden ausgedrückt. Was die Rede betrifft, so müssen den Griechen Homers gegenüber natürlich die deutschen Helden wortkarg erscheinen, aber was sie sagen, ist doch immer noch der natürlichste Ausdruck ihres Innern. Zuletzt erwähnt der Verfasser noch des Mittels der charakterisirenden Beiwörter. Die ganze Abhandlung ist eine lobenswerthe Ehrenrettung unserer Volksepen.

---

## Herders Auffassung der Weltgeschichte. Von Oberlehrer Dr. Albert Lüttge. Programm des Gymnasiums zu Seehausen, 1868. 20 S. 4.

Der Verfasser hat mit dieser Abhandlung Herders Bedeutung für die Geschichtschreibung in Erinnerung rufen wollen. Denn über den Schwächen seiner historischen Schriften, Mangel an scharfer Kritik, selbst Widersprüchen, der Selbstgewissheit, mit der er mitunter über wichtige Probleme abspricht, sind seine grossen Verdienste in neuerer Zeit unbeachtet geblieben. Diese sind aber der freie universale Blick, mit dem er die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Zeiten und Völker erfasst, die echt deutsche Unparteilichkeit des Urtheils, die Sicherheit im Ueberblick bestimmter Perioden die Begeisterung, mit der er an seine Arbeiten herangetreten. Er hat einen sehr bedeutenden Einfluss auf die Geschichtschreibung gehabt, und der Verfasser hat wohl gethan, daran wieder zu erinnern. Er hat aber seine

ıfgabe so behandelt, dass er Herders Anschauungen von der Geschichte im ısammenhange darstellt, das Princip derselben untersucht, zeigt, indem er e historischen Schriften der Zeitfolge nach näher betrachtet, wie sich dielben mit der Zeit modificirt und vertieft haben. Iselin gegenüber, der bei ıs die tiefere philosophische Behandlungsart der Geschichte eingeführt hat, ›hauptet Herder schon in seiner Erstlingsschrift „auch eine Philosophie :r Geschichte 1774“ einen bedeutenden Fortschritt. Gegen Iselin, der die ınze Vergangenheit nur als einen unselbständigen Uebergang zu der einitig hervorgehobenen Gegenwart ansah, stellte er die menschliche Entwicklung den einzelnen Perioden den verschiedenen Altersstufen des einzelnen enschen an die Seite. Dann hat die Schrift darin eine besondere Bedeung, dass sie den niedrigen Angriffen eines Voltaire gegenüber mit Begeiste:ng das Mittelalter vertheidigt. Im Ganzen aber stellt er sich energisch ır oberflächlichen Verurtheilung historischer Erscheinungen gegenüber und sst sinnvoll die Eigenthümlichkeiten einzelner Völker und Zeiten zusamen. Bedeutend freilich modificirt finden sich dieselben Gedanken wieder Herders Hauptwerke, den Ideen zur Philosophie der Geschichte. Er ›bt besonders den Zusammenhang der Entwicklung der Menschheit mit der rde hervor, er will, dass jede philosophische Betrachtung der Geschichte ›gen des Zusammenhanges der Erde mit dem Weltgange, vom Himmel ıfange; alles auf der Erde steht in Beziehung zu einander. Innerhalb der ıtürlichen Bedingungen ist der Mensch zu friedlicher Geselligkeit von der atur organisirt; so fragen wir: was führte die Menschen zu einander? Was ill er überhaupt? Was ist das Ziel der Menschheit? Hier kommen wir auf ın Begriff der Humanität, dann werden die einzelnen Formen der geschicht:hen Beziehungen ins Auge gefasst, die Familie, die ältesten Staaten. In ır weitern Uebersicht kommt er auf den Einfluss des Papstthums auf die aatliche Entwicklung Europas; er greift es auf das Heftigste an. Da›gen hebt er ungebürlich die Araber hervor, weil er für sie ein poeıches Interesse hat. Auch die Kreuzzüge werden hart beurtheilt. Im anzen aber sind seine Resultate heute als Gemeingut zu betrachten. Sehr ichtig ist der von ihm aufgestellte Satz, dass in der Geschichte des Menhen und der Natur ein und dasselbe Gesetz herrschend, die Weltgeschichte aturgeschichte sei und nicht zu untersuchen habe, was da sein könne, sonırn was da sei. Der Satz: „Der Gott, den ich in der Geschichte suche, uss derselbe sein, der in der Natur ist,“ führt schon darauf, dass die eschäftigung mit Spinoza für Herder bedeutungsvoll geworden ist; das lässt ch auch sonst nachweisen. Unsern Zusammenhang mit der Natur und e Abhängigkeit der Natur von Gott stellte Herder dar 1787 in der Schrift Gott. Einige Gespräche über Spinoza's System.“ Aus diesen Studien lässt :h die breite naturgeschichtliche Grundlage seiner Geschichtsbetrachtung klären. Er ist überall bedeutend, wo es gilt, den geheimnissvollen Zummenhang des menschlichen Geistes mit der Natur nachzuweisen oder ındeuten. Mit besonderer Vorliebe hat er sich über den Einfluss der geoaphischen Gestaltung eines Landes auf die Geschichte seiner Bewohner ırbreitet; seine Grundsätze sind noch gültig. — Es lässt sich nicht leugnen, ıss Herders Urtheil oft Unbefangenheit fehlt, dass da, wo er seinen höchen Zweck, die Humanität, nicht verfolgt sieht, er hart urtheilt, so in der :hrift: „Tithon und Aurora“; er kommt sogar so weit, dass er das Noadenleben gegen den Ackerbau, volksthümliche Mythologie gegen das hristenthum, die Ungebundenheit des Wilden gegen ein geordnetes Saatsben in Schutz nimmt. Dergleichen Parodoxien dürfen uns aber nicht gegen ine Bedeutung für die Geschichtschreibung ungerecht werden lassen; und, ie gesagt, zu seiner Ehrenrettung wird die vorliegende Abhandlung beiagen.

---

## Ueber Goethe's Tasso. Von Director Dr. W. Kieser. Programm des Gymnasiums zu Sondershausen, 1868. 27 S. 4.

Der Verfasser vorliegender Abhandlung ist durch die trefflichen Schulschriften über Göthe's Iphigenie bekannt genug. Würdig reiht sich ihnen die Abhandlung über Tasso an, von der wir nur zu wünschen haben, dass der Verfasser damit nicht seine Erklärung des Gedichts erschöpft hat. Von welcher hohen Bedeutung für die Pädagogik zunächst das Gedicht ist, setzt er in warmen Worten auseinander. Mit Recht nennt er es das herrlichste Denkmal der idealistischen Periode Goethe's, der in ihm wieder selbst ein Ideales, die Kunst in dem liebebeseelten Dichter darstellt, dem das Leben kein Leben ist, wenn er nicht sinnen und dichten kann. Hier findet sich das Merkmal des Classischen, das Kennzeichen unserer Bildung, die Congruenz von Form und Inhalt, am vollendetsten vor. Das Einzelne wird von selbst zum Allgemeinen, daher so überwiegend die Sentenzenform, die das Stoffliche vergeistigt und das Besondere in den Aether des Allgemeinen erhebt und nicht nur, weil sie blos indirekt Person und Sache berührt, der Rede Zartheit und Feinheit, sondern auch durch Erhebung des Einzelnen mehr Würde und Erhabenheit gibt. Tasso ist das idealste Drama und die duftendste Blüthe unserer ästhetischen Culturperiode und der Spiegel der feinsten, namentlich weiblichen Bildung. Besonders, sagt der Verfasser mit Recht, kann man die Merkmale ächter Bildung an der Prinzessin erkennen, den Unterschied von Bildung und Wissenschaft, die Harmonie von Verstand, Herz und Willen, den Werth edler Sitten; an ihr hebt der Dichter das ästhetische Wohlgefallen an sittlichen Handlungen als ein für wahre Bildung bedeutsames Moment hervor. Das ganze Drama also ist ein Spiegel edler feiner Bildung; darin liegt seine pädagogische Bedeutung. — Ehe er nun den Organismus des Dramas betrachtet, wendet sich der Verfasser zu der Frage: Ist Tasso ein Schauspiel oder eine Tragödie? Er entscheidet sich für das Letztere. Es will uns aber bedünken, dass die Frage eine müssige ist. Wie lassen sich die feinen Grenzlinien festhalten, die zwischen beiden Gattungen liegen sollen? Und auch wenn man die proponirte Hegelsche Definition festhält, ist es kein grosses Werk, den Tasso so zu deuten, dass er ebenso gut ein Schauspiel genannt werden könnte; uns will bedünken, als ob der Verfasser den herben Schmerz der Trennung von den Gliedern des Hofes von Ferrara zu stark betonte, dagegen die Versöhnung mit sich selbst, zu der am Schluss Tasso gelangt, nicht genug beachtete.

---

## Shakespeare's Hamlet, für obere Gymnasialclassen erläutert von Professor Jul. Saupe. Programm des Gymnasiums zu Gera, 1868. 40 S. 4.

Die Abhandlung erfüllt ihren Zweck in vollstem Maasse. Ohne sich in Controversen einzulassen, wozu gerade der Hamlet so leicht verleiten kann, erschliesst sie in einfacher und erhebender Darstellung Primanern das Gedicht also, dass sie sowohl über keine Scene mehr zweifelhaft sind als auch die ausserordentliche Tiefe und Schönheit des Gedichts erkennen. Der Verfasser hat dazu den besten Weg eingeschlagen. Nachdem er auf der ersten Seite die alte Hamletsage vorausgeschickt, geht er gleich, nur darauf hinweisend, dass der Dichter den rohen Sagestoff, ohne den Schauplatz zu verändern, in seine Zeit heraufgerückt und so behandelt hat, dass in seiner Tragödie zwei ganz verschiedene Elemente, die sagenhafte Vergangenheit einer erloschenen Welt und die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit der-

jenigen Welt, die den Dichter umgab, wunderbar zusammenfliessen, sofort auf unser Gedicht über, indem er Scene um Scene, mitunter aber, wo sich Fülle des Stoffes in einer Scene zusammendrängt, die Scene noch zertheilend erst den Inhalt derselben mittheilt und dann ihre Bedeutung für die Entwicklung des äussern und innern Ganges darlegt. Mag nun auch mit dieser Abhandlung die Untersuchung über dies schwierige Drama nicht abgeschlossen sein, die Auffassung des Grundgedankens und der Charakter ist sehr ansprechend, und namentlich muss auf die Anschauung von dem Charakter des Hauptbelden und der Ophelia aufmerksam gemacht werden. Nicht Hamlet allein, sein Irrthum in der Würdigung Ophelia's, auch ihre eigene Schwäche ist Schuld, dass Hamlets Verhältniss zu ihr sich so gestaltet wie es wird. Hamlet selbst aber erfährt eine vollständige Ehrenrettung; er erscheint unter der Last seiner Aufgabe fast erliegend, eben weil sie übermenschliche Anstrengungen erfordert, aber doch unverrückt, mit Aufbietung aller Kräfte sie verfolgend, so dass die Vorwürfe der Unschlüssigkeit, der Unthätigkeit, des zweckwidrigen Handelns, gar der Feigheit, die Behauptung, dass er in seiner geistigen Vollblütigkeit fortwährend von seinen eigenen Zielen abgetrieben werde, sein Wollen über seinem Denken einschlafe, er mithin ein anthropologisches Problem sei, als völlig von der Wahrheit abweichend zurückgewiesen werden. Die Consequenz in der Entwicklung dieser Ansicht macht die Abhandlung sehr schätzenswerth; es ist zu wünschen, dass sich der Leserkreis nicht auf Gymnasiasten beschränke.

---

## Einiges über das Wesen der tragischen Dichtung Shakespeare's. Programm der Realschule zu Hagen, 1868. 15 S. 4.

Die Auffassung der tragischen Dichtung Shakespeare's, dass der Untergang der tragischen Personen vorzüglich als eine Folge und Büssung einer Schuld derselben angesehen wird, bezeichnet der Verfasser als entschieden falsch. Es wird, sagt er, damit geradezu aller edle Inhalt, der poetische Zauber der Dichtung vernichtet; er zeigt dies am Othello, der nach Kreyssigs Auffassung ganz den Charakter eines Kunstwerks verliert. Shakespeare, fährt er fort, führt uns Ideale, ideale Menschen vor. In dem Wesen des Ideals, wenn es auch die Herrlichkeit der Gattung in sich vereinigt, liegt, dass es gleichwohl eine Seite als individuelle Erscheinung der Idee hervorkehren muss. So wird es einseitig. Was die Helden Shakespeares sind, das sind sie völlig. Mit der Individualität hängt ein ganz bestimmter Egoismus zusammen; diese urkräftigen Wesen wollen nichts besonderes sein als was sie sind: Wesen mit den edelsten Gefühlen für Andere, aber auch mit den lebhaftesten Wünschen für ihr eigenes Glück und ebenso wenig bereit, diese wie jene aufzuopfern. Sie sind mitten in eine unideale Umgebung gestellt, welche in einem scharfen Gegensatz zu den idealen Gestalten gezeichnet ist. Diese Gegensätze sollen einestheils dazu dienen, das Ideale durch seinen Gegensatz zu heben, ferner durch den Streit, in den sie das Ideale mit dem Unidealen ziehen und aus dem zunächst das letztere siegreich hervorgeht, unsere Liebe zu jenem wie unsern Abscheu vor diesem zu verstärken, endlich und vor allem soll das Ideale durch den Kampf geprüft, gekräftigt, geläutert, vollendet werden. Das Ideal will sich nicht seinem Gegensatze accommodiren, deshalb geht es unter. Hamlet, meint der Verfasser, sieht sich durch seine Aufgabe seinen Vater zu rächen, zu einem Handeln bestimmt, das auf das Bestimmteste seinem Wesen widerspricht; dieser Widerspruch zwischen seiner Aufgabe und seiner Natur treibt ihn nothwendig in ein falsches Handeln hinein; da er seine Aufgabe mit dem grössten

Widerstreben ausführt, so zögert er damit von Tage zu Tage, bis er sie endlich blindlings vollbringt und den Unschuldigen statt des Schuldigen trifft. Indessen ist dagegen einzuwenden: war denn die Aufgabe in der Weise, wie Hamlet sie zu lösen hatte, so leicht, dass er sie sogleich lösen konnte; wo bot sich ihm denn gleich ein Weg, sie so, wie er glaubte sie ausführen zu müssen, auszuführen? Mit dem Tode des Polonius, meint weiter der Verfasser, verfällt nun Hamlet in wirkliche Schuld. Allein, wo tritt diese That als eine Schuld hervor? fasst sie so Hamlet? fassen sie Claudius und Hamlets Mutter so? Laertes natürlich geht uns hier nichts an. Und jene Schuld, sagt sodann der Verfasser, zieht er sich doch nur zu, indem seine edle Natur vor der unedlen Aufgabe Rache zu üben zurückweicht; er wäre nicht das zarte, reine Gemüth, das er ist, wäre er sofort der geforderten Rachethat fähig. Wie? Vor der Rache für seinen Vater, für die er ja nur lebt, weicht Hamlet zurück? die Aufgabe, die ihm die heiligste sein muss und ist, soll eine unedle sein? Er soll nicht das zarte, reine Gemüth sein, wenn er die Rache gleich vollzöge? Als das zarte, reine Gemüth muss er ja gegen die leibhaftig gewordene Sünde in Kampf treten! Und umgekehrt, wenn er weniger ein reines Gemüth wäre, müsste er länger darüber nachstudiren, wie er am vernichtendsten den Schlag der Rache ausführen könnte. In seiner weitern speciellen Beleuchtung des Hamlet hat die Vorliebe für Abstractionen ihm das Bild Hamlets ganz verblasst. Hamlet ist ihm der Mann voll Begeisterung für alles Edle, für Wahrheit, Liebe und Treue; aber sein Traumleben wird plötzlich zerrissen; die Welt tritt ihm in ihrer Gemeinheit entgegen; nur an Horatio hat Hamlet noch einige Freude, und Horatio, sagt der Verfasser, hängt mit einer gewissen Liebe an Hamlet. Was soll mit der „gewissen" Liebe gesagt sein? Weshalb, fragt nun der Verfasser, zerstreut dieser eine wahre Mensch und Freund die düstre Stimmung nicht, die die Falschheit der Welt über Hamlet gebracht hat? Nun, antwortet er, eine vollendete Freundschaft besteht auch zwischen beiden nicht; Horatio's aufrichtigem Herzen fehlt die Fülle, die allein Hamlets idealem Verlangen genügen konnte, und so kann auch dieser ächte Römer es nicht hindern, dass für Hamlet Dänemark ein Gefängniss und die Welt ein kahles Vorgebirge ist. Aber, muss man da entgegnen, was soll denn eigentlich mit Hamlet geschehen? Soll er ins frohe Leben eingeführt werden und der Pflicht der Rache vergessen? Wie kann der wahre Freund anders als die düstere Stimmung achten, welche die erlebten Gräuel in Hamlets Seele erzeugen müssen? So sind auch im Folgenden noch Ansichten ausgesprochen, die schwerlich haltbar sind. Der Gedanke z. B., dass Hamlet vor jeder Rachethat zurückschrecke, bezeichnet ihn auch als entschiedener Pietät bar, und die Durchführung desselben macht ihn zu einem ganz undramatischen Menschen. — Ausser Hamlet hat der Verfasser auch Othello und Romeo noch näher beleuchtet; mit diesen beiden Betrachtungen kann man leichter übereinstimmen.

Herford. Hölscher.

---

Gymnasium met vijefjarigen Cursus te Leyden. Jaarcursus 1867—1868. Inhoud.

I. Verslag aangaande den Jaarcursus 1867—1868.

II. Verhandeling van Dr. C. A. X. G. F. Sicherer, Lorelei. Zehn Plaudereien über Holländisches und Schwäbisches. I.—V. (Leyden, 1868.) 8⁰ 116 S.

Dr. Sicherer, welcher in allen fünf Classen des Gymnasiums zu Leyden - die unterste Classe wird als die erste in den Niederlanden bezeichnet, -

Lehrer für den Unterricht in der hochdeutschen Sprache ist, bringt in sehr ansprechender Gesprächsform Mittheilungen eines Doctors aus Sachsen und einer jungen, von einem Besuche aus Holland kommenden Schwäbin, welche auf einer Rheinreise zusammentreffen, statt eines eigentlichen Programms „eine leichtere Speise", um den jüngeren Lesern „auch einmal auf diesem Wege ein Stückchen deutscher Sprache beizubringen und ihr Vaterland auch einmal in einem fremden Spiegel zu zeigen."

Es werden manche Vorurtheile, welche man gegen holländisches Wesen noch findet, bekämpft und Reiseberichte, wie diese Dr. Rohlfs und in „Ueber Land und Meer" (1867) Graf Baudissin in den „Holländischen Briefen" liefert, stark berichtiget oder es wird Manches in das rechte Licht gebracht, wie das Bild in „Ueber Land und Meer" (1867), welches das Waschen einer Strasse in einer holländischen Stadt darstellt. — Insbesondere werden in grosser Menge Eigenthümlichkeiten der holländischen Sprache vorgeführt, welche dem Hochdeutschen gegenüber treten. Es wird hervorgehoben, dass das Holländische „nicht nur eine Anzahl dem Hochdeutschen ganz fremder Wörter enthält, sondern auch viele, die, wiewohl ziemlich gleichlautend, doch, weil ganz verschiedenen Stammes, ganz verschiedener Bedeutung sind, wie z. B. das vervelen [langweilen] und verfehlen; andere, wiewohl von einerlei Herkunft und ebenfalls beinahe gleichlautend, weichen dennoch in ihrer jetzigen Bedeutung bedeutend von einander ab, wie z. B. Hochzeit und hoogtijd [Abendmahl], hässlich und hatelijk [gehässig]; andere hinwiederum laufen nebeneinander her und berühren sich nur zufällig einmal, wie z. B. unser morschen und das holländische morsen [beschmutzen, sudeln etc.]. Während unser morschen dem holländischen verrotten, d. h. verfaulen, vermodern, entspricht, ist das holländische morsen etwas ganz anderes; aber beide begegnen einander wieder in dem Ausdruck morsch todt, was im Holländischen ebenfalls morsch dood ist. Andere machen es wie wir in der Quadrille, sie gehen ein Paar Schritte weit Hand in Hand, lassen einander los und reichen die Hand einem Andern, fassen sich wieder und lassen sich wieder los u. s. w. So ist, um das erste beste Wort zu nehmen . . . . ziehen im Holländischen trekken; die Cigarre zieht nicht ist auch im Holländischen de Zigaar trekt niet; anziehen z. B. ein Kleid ist een Kleed aantrekken, aber sich anziehen ist nicht zich aantrekken, sondern zich ankleeden; dagegen zich eene Zaak aantrekken ist sich einer Sache annehmen, sich darum kümmern, auch etwas übel nehmen; ausziehen ist uittrekken, z. B. seinen Rock, aber ausziehen in eine andere andere Wohnung ist verhuizen, daher ist ein Auswanderer ein landverhuizer; verziehen ist vertrekken, z. B. seinen Arm, sein Gesicht verziehen ist zijn arm, zijn gezicht vertrekken; aber vertrekken bedeutet auch aufbrechen, abreisen, während unser verziehen gerade das Gegentheil, bleiben, zögern bedeutet."

Nach dem oben angegebenen Gesichtspunkte, nach welchem die Schrift zunächst für Schulen bestimmt ist, erscheint die Arbeit anziehend und belehrend.

Die ausgesprochene Hoffnung (S. 4), dass auch Erwachsene „hin und wieder ein lesenswerthes Blättchen" finden mögen, ist eine wohlberechtigte. Als belehrende Beispiele sind die Hinweisungen auf Aehnlichkeiten des Schwäbischen mit der „Umgangssprache" in Holland (S. 92) hervorzuheben, so wie auf die Unterschiede von jufvrouw, jonkvrouw, maagd, (de maagd Maria, de maagd van Orleans) (S. 81).

Einzelne Ausdrücke sind wohl auf Rechnung des Einflusses des Holländischen zu schreiben z. B. „darum lächert es mich auch immer" (S. 79) — der Landschaft „ein eigenthümliches Vorkommen verleihen" (S. 39) — „ist man . . auf der rechten Etage (des Hauses) angelandet" (S. 67). —

Möchten die übrigen „Plaudereien" bald nachfolgen.

Landeshut. **A. M. Ottow.**

# Miscellen.

---

## Ueber die Abstammung des Wortes Ghetto.

In der Encyklopädie von Ersch und Gruber heisst es gleich zu Anfang des Artikels Ghetto: „Die Etymologie dieses Wortes findet sich in keinem Lexikon“ — wir müssen aber hinzufügen: auch nicht in dem von Ersch und Gruber. Denn die Bemerkung: dass Ghetto wahrscheinlich korrumpirt aus italienischem Giudecca und dieser Name aus Judeaica, Judearia entstanden sei (letztere beiden sind nach Muratori die Benennungen der den Juden in Venedig und Salerno angewiesenen Stadtbezirke, schon in Urkunden vom Jahre 1090 erwähnt) — diese Bemerkung ist schon aus dem Grunde nicht haltbar, weil der Name Giudecca, der allerdings von Judaica stammt, sich nicht auf die Juden bezieht, sondern vom venezianischen Zudegà (für giudicato: gerichtet, zugesprochen) sich herleitet.

Maier (Beschreibung von Venedig, Leipzig 1789) und vor ihm schon Temanza, weisen nach, dass die Giudecca (eine noch heute existirende Insel, quasi eine Vorstadt Venedigs) im 9. Jahrhundert ein terreno aggiudicato (gerichtlich zuerkanntes Terrain) war für die Familien Barbolani, Iskoli und Selvi, welche wegen Ermordung des Dogen Pietro Tradonico (im Jahre 864) verbannt und später, begnadigt, nach der Lagunenstadt zurückgekehrt waren.

Eine auf den ersten Blick ansprechende Erklärung findet sich in Gregorovius „Figuren“ (Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien 1856). Auf Seite 103 heisst es bei Erwähnung des Ghetto in Rom unter Anderm: „Bis auf seine (Papst Paul IV.) Zeit hatten die Juden die, wenn auch nicht ausgesprochene Freiheit überall in Rom zu wohnen.“ . . . . . „Nunmehr wies ihnen der Papst nach Art der Venezianer ein streng abgesperrtes Quartier an.“ . . . . . „Man nannte es zuerst Vicus Judaeorum, dann kam der Name Ghetto dafür auf, der nicht mit der venezianischen Benennung Giudecca zusammenzuhängen scheint und wahrscheinlich aus dem talmudischen Wort Ghet gebildet ist, welches Absonderung heisst. Es war am 26. Juli 1556, als die Juden Roms in diesen Ghetto zogen.“ —

Dieser Erklärung liegt die Annahme zu Grunde: Die Benennung des Judenquartiers sei aus der Mitte der Juden in die italienische Sprache übergegangen, was unwahrscheinlich ist. Vielmehr drängt sich der Gedanke auf, dass den Juden mit der Sache auch ihr Name aufgedrängt sein durfte. Und in Wirklichkeit verhält es sich auch so, wie aus Folgendem ersichtlich wird.

Das Wort Ghetto ist venezianischen Ursprungs, denn wie ein gründ

licher Kenner der „alten braunen Stadt" berichtet, entstand der erste Ghetto in Venedig. Der venezianische Ghetto (ein Denkmal der starken Ebbe, die im Anfange des 16. Jahrhunderts in den Begünstigungen der Juden von Seiten der Republik eintrat), liegt an dem, der Giudecca-Insel entgegengesetzten nördlichen Ende Venedigs und besteht aus zwei Theilen, eigentlich: aus zwei, durch Brücken mit einander verbundenen und von engen Gassen durchschnittenen Inseln, von denen eine Ghetto vecchio, die andere Ghetto nuovo genannt wird. Letztere, heisst es in einer Abhandlung von Tom. Temanza,* war bis ins 15. Jahrhundert ein Morast; die erste dagegen war viel früher erhöht, befestigt und der Ort der Giessereien, sowie der Sitz der betreffenden Behörde. Dieser Ort wurde deshalb Getto (d. h. Guss, Giesserei) genannt. Allmälig ward auch die andere Insel festgemacht und Häuser wurden errichtet. In der ersten Zeit dienten dieselben vielen christlichen Familien zur Wohnung, bis sie den Juden im Jahre 1516 zum ausschliesslichen und — setzen wir hinzu — auch verschliesslichen Aufenthalte angewiesen wurden. Die Benennung Ghetto ward auch auf diese neue Insel übertragen und blieb die stete Bezeichnung des Judenquartiers; eine Bezeichnung, die auch in den anderen Städten Italiens angenommen wurde.

---

Aristoteles, Politik 7, 2, redet über einen *σκύφον περιφερόμενον*, einen kreisenden becher, an dem die alten Scythen nur den hütten theil nehmen lassen, der sich im kampfe ausgezeichnet habe. Albertus Magnus in seinem grossen commentare über das werk des griechischen philosophen, Opera IV. p. 400 a, sagt zu dem ausdrucke: „scyphum circumportatum, quem Anglici Vuisheile vocant, nos autem garsel." Ich finde weder im mittelhochdeutschen garsel, noch im angelsächsischen wisheile; vermuthungen über die Ableitungen sind leicht. Vielleicht dass ein umsichtiger germanist den ursprung der wörter erkennt und sie durch andere beläge bestätigt. Ich wollte darauf hinweisen, weil sie sonst vermuthlich noch lange, in den riesigen folianten des deutschen polyhistors verborgen, unbeachtet bleiben werden Uebrigens ist dieser grundgelehrte scholastiker an derartigen, beiläufigen notizen sehr reich; wer den deshalb studieren wollte, würde seine mühe belohnt finden.

Göttingen. Ludw. Stern.

---

## Auffallende Ausdrucksweisen.

„Diese grosse Güte zu erkennen und auch selbst einst thatsächlich auszuüben, wird bei jedem Anlass die Jugend angeeifert." Programm. Gymnasium zu Innsbruck, 1868. S. 34.

„Fünf Schüler wurden angewiesen sich nochmals aus einem Gegenstande der mündlichen Prüfung zu unterziehen." Das. S. 22.

„Das Entlehnen der Bücher von den Schülern erfolgt nur mit Einflussnahme der Klassenvorstäude." Programm. Gymnasium zu Linz, 1868. S. 36.

„Der Stenographverein betheilt zwei Schüler mit entsprechenden Geschenken." Das. 1868. S. 36.

„Uns war die schmerzliche Pflicht entzogen, einem so hochgeehrten Collegen mit thränenfeuchten Augen ein Lebewohl ins schönere Jenseits an dem vereinsamten Sarge zu hauchen." Das. S. 34.

---

*Antica pianta dell' inclità Città di Vinezia. Vinezia 1781. Pag. 70.

„Diejenigen Schüler, welche nicht nach Graz zuständig sind.“ Programm. Gymnasium zu Graz 1868. S. 57.

---

## Goethe und Purkynje.

Das eben erfolgte Ableben des grossen österreichischen Physiologen Purkynje, so berichtet der Wiener Wanderer, erinnert uns an eine interessante Episode seines Lebens, an seine Begegnung mit Goethe, auf die er selbst sehr grosses Gewicht gelegt hat und auf die er im Gespräche sehr oft zurückzukommen liebte.

Das Ringen Deutschlands im Befreiungskriege liess Goethe bekanntlich völlig gleichgültig. Denn nachdem er im August 1813 aus Böhmen nach Weimar zurückgekehrt, widmete er sich, während dem in Deutschland die freiheitliche Bewegung hoch aufloderte, einem ernstlichen Studium des chinesischen Reiches, wobei ihm Klapproth, „ein eingefleischter Chinese,“ wie er an Knebel schrieb, sehr nützlich war (Briefwechsel mit Knebel II. 95), und zugleich beschäftigte er sich mit geognostischen Betrachtungen, sowie mit der Ordnung seiner die Zinnformation betreffenden Sammlungen.

Anfangs des Jahres 1819 bekam Goethe Purkynjes Buch „über das subjective Sehen“ zur Hand; und am 29. März dieses Jahres schreibt er an Reinhard über Purkynje: „Dieser vorzügliche Mann ergeht sich in den physiologischen Erscheinungen und führt sie durchs Psychische zum Geistreichen, so dass zuletzt das Sinnliche ins Uebersinnliche ausläuft, wohin die Phänomene, deren Sie erwähnen, wohl zu zählen sein möchten. Ich bringe in meinem nächsten Stück Naturwissenschaften einen Auszug aus Purkynje bei, mit eingeschalteten eigenen Bemerkungen, mannigfaltig betrachtend und firnissend.“ — Es war bekanntlich Goethe's Gewohnheit bedeutende Bücher zu excerpiren und mit Anmerkungen zu versehen.

Eine Probe, wie tief und liebevoll Goethe das Buch von Purkynje auffasste, geben wir im Nachstehenden. Auf Seite 170 jenes Buches schreibt Purkynje: „Zunächst diesem liesse sich behaupten, dass Gedächtniss und Einbildungskraft in den Sinnesorganen selbst thätig sind, und dass jeder Sinn sein ihm eigenthümlich zukommendes Gedächtniss und Einbildungskraft besitze, die, als einzelne begrenzte Kräfte, der allgemeinen Seelenkraft unterworfen sind.“ Dazu bemerkte Goethe: „Hier darf nun unmittelbar die höhere Betrachtung aller bildenden Kunst eintreten; man sieht deutlicher ein, was es heissen wolle, dass Dichter und alle eigentlichen Künstler geboren sein müssen. Es muss nämlich ihre innere productive Kraft jene Nachbilder, die im Organ, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Idole freiwillig ohne Vorsatz und Wollen lebendig hervorthun, sie müssen sich entfalten, wachsen, sich ausdehnen und zusammenziehen, um aus flüchtigen Schemen wahrhaft gegenständliche Wesen zu werden . . . Je grösser das Talent, je entschiedener bildet sich gleich anfangs das zu producirende Bild. Man sehe Zeichnungen von Raphael und Michel Angelo, wo auf der Stelle ein strenger Umriss das, was dargestellt werden soll, vom Grunde loslöst und körperlich umfasst.“

Goethe sehnte sich ausserordentlich, den Urheber jener interessanten Schrift „über das Sehen in subjectiver Hinsicht“ kennen zu lernen. In der ersten Hälfte des Decembers 1821 kam endlich Purkynje aus Prag nach Weimar zu Goethe zum Besuch; er war eben als Professor der Physiologie nach Breslau berufen worden. Wie Goethe nach diesem persönlichen Zusammenleben urtheilte, davon giebt die folgende Stelle aus einem an Knebel am 14. December 1821 gerichteten Briefe ein denkwürdiges Zeugniss: „Merkwürdig war er mir, wie er sich aus dem Abgrunde des Pfaffthums

durch eigene Kräfte herausgehoben, sich autodidaktisch entwickelt und gebildet, dabei aber die Richtung in den Abgrund des eigenen Daseins genommen; deshalb er denn ein freiwilliges Märtyrerthum untergangen und sich an sich selbst im Einzelnen und im Ganzen zu begreifen gesucht. Ich sah ihn mit Riemer und Rehbein (Goethes Hausarzt); gar wunderlich nimmt sich ein solches Wesen unter Protestanten aus, die sich doch immer zwischen der Aussen- und Innenwelt im Gleichgewicht zu halten suchen. Ich hätte wol gewünscht, ihn einige Tage festzuhalten; die grosse Tragweite seines innern Wesens und consequenten Wirkens, seine Eigenthümlichkeit zu schauen war Vieles werth.

---

Die Wiener „Tagespost" berichtet über einen neu aufgetauchten Naturdichter, einen Bauerburschen Namens P. K. Rosegger aus dem Mürzthale, dem auch bereits vom Grafen Anton Auersperg Worte der Anerkennung zu Theil geworden sind. Als Probe, wie gegenständlich und naiv der Sänger aus dem Mürzthale singt, wird folgendes Gedichtchen mitgetheilt:

I bin jüngst verwich'n
Hin zau Pforra geschlichn:
„Därf ih s Diandl liabn?" —
„Untasteh di nitt, bei meina Seel,
Wann dus Diandl liabst, so kimmst in d'Höll!"

Bin ih vull Valonga
Zu da Muata ganga:
„Därf ih s Diandl liabn?"
„O mei liaba Schotz, es is' noh zfrua,
Noch funfzehn Jahrin erst, mei liaba Bua!"

War in grossn Nöthn,
Han in Vota bein:
„Därf ih s Diandl liabn?"
„Dunners Schlangl!" schreit er in sein Zurn,
„Willst mein Steckn kostn, konnst es thuan!"

Wusst nix anzufonga,
Bin zu Herrgott gonga:
„Därf ih s Diandl liabn?"
„Ei jo freili," sogt er und hat glacht,
„Wegn an Büaberl han ih s Diandl gmacht!"

---

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien hat unterm 28. Mai d. J. zwei Preise ausgeschrieben, und zwar die philosophisch-historische Classe die Preisfrage: „Es ist eine Darstellung von Otfried's Syntax zu liefern." Die Classe hat dabei zunächst eine treue, sorgfältige und vollständige Bezeichnung der syntaktischen Thatsachen im Auge, welche Otfried's Evangelienbuch darbietet. Sie würde aber unter mehreren sonst gleich guten Arbeiten derjenigen den Vorzug ertheilen, welche die Eigenthümlichkeiten von Otfried's Sprachgebrauch durch Herbeiziehung der übrigen althochdeutschen Quellen scharf zu umgrenzen und durch weiteren Umblick auf verwandte Sprachen historisch zu erläutern verstünde. Der

Termin der Einsendung der Schrift ist der 31. December 1870. Der Preis von 500 fl. Oe. W. wird eventuell in der feierlichen Sitzung am 30. Mai 1871 zuerkannt. Die um den Preis werbenden Abhandlungen dürfen den Namen des Verfassers nicht enthalten und sind, wie allgemein üblich, mit einem Motto zu versehen. Jeder Abhandlung hat ein versiegelter, mit demselben Motto versehener Zettel beizuliegen, der den Namen des Verfassers enthält. Die wirklichen Mitglieder der Akademie dürfen an der Bewerbung um diesen Preis nicht theilnehmen.

---

## Zur deutschen Grammatik.*

Als eine dem deutschen Sprachgeiste widerstrebende moderne Marotte ist zu bemerken:

*e.* Die Auslassung der Hilfsverba „haben“ und „sein“, auch wo sie nicht durch besondere Gründe gerechtfertigt ist. Beispiele finden sich in der Tagesliteratur sehr häufig, sind aber auch sonst nicht selten: vgl. Reisebriefe von Jul. Lessing, Nat. Zeit. Sonnabend den 3. Juli (. . . trotz der kläglichen Räume, in denen die meisten Stücke untergebracht scil. sind). Auffallend oft kehrt die eben besprochene Eigenheit u. A. wieder in einer Abhandlung über „Antiochus den Grossen“ von Dr. Wutzdorf, Görlitz 1868: Vgl. S. 39 (Nun musste aber P. Scipio, der krank geworden, nach Eläa gebracht werden, und Cn. Domitius übernahm, da der Consul nicht kriegserfahren scil. war, statt seiner die Leitung des Heeres), S. 40 (Aus dieser festen Stellung hätten ihn die Feinde, zumal da sein Heer doppelt so gross als das feindliche scil. war, nicht leicht verdrängen können). — Es versteht sich von selbst, dass nicht jede Auslassung der Art verworfen werden soll. In gewissen hinlänglich bekannten Fällen ist sie vollständig in der Ordnung, in anderen wenigstens erträglich: Vrgl. ibid. S. 40 (Da man den Feind, der so lange gar nichts gethan scil. hatte, trotz seiner Uebermacht verachtete), S. 46 (In Griechenland ging, da die Römer gegen Osten einen Schritt weiter gethan scil. hatten, das römische Protectorat allmählich in eine Hegemonie über).

Noch mehr als die ungerechtfertigte Auslassung der Hilfsverba widerstrebt dem deutschen Sprachgebrauch:

*f.* Die Anwendung der passivischen Construction in Fällen, wo man einen activischen Satz mit einem unbestimmten Subjecte wie „man“ oder dgl. erwartet: „Es wurde versucht, dies zu erlangen“ st. „Man versuchte dies zu erlangen.“ Dieser Gebrauch scheint in der Zeitungsliteratur sich einer wachsenden Beliebtheit zu erfreuen. Vgl. Nationalz. vom 11. Mai d. J. (Dass diese tadelnswerthen Commentare Niemand anders verdankt werden), ibid. 1. Juni (Ein ausführliches Communiqué, worin in sehr gewundenen Phrasen die Anschauung zu widerlegen gesucht wird, ibid. 9. Juli (Denn sie — die Frauen — vor Allen muss es interessiren, dass die Wiedergeburt des Dramas ihrem Geschlecht verdankt wird). Noch auffallender ist folgende Stelle aus einem Jahresbericht der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Tilsit: „Dass von gewissen Seiten der Militarismus zur Geltung zu bringen und festzuhalten versucht wird.“ Weniger ist einzuwenden gegen solche Stellen wie Grenzbot. Jahrg. XXVIII, No. 18, S. 195 (Zweifelhafter könnte sein, was mit den Ausfällen gegen Baiern und

---

* Druckfehler-Berichtigung: Bd. XLIII, S. 469, Z. 9 von oben lies: „Nach cum Gen.“ statt „Nach im Gen.“

dre süddeutsche Staaten gewollt wird), doch würde auch hier die andere usdrucksweise den Vorzug verdienen.

Einen groben grammatischen Fehler enthält:

*g.* Die jetzt sehr häufig vorkommende Verbindung: „Darin oder hierin lligen st. darein oder hierein willigen", „sich darin fügen oder finden" . sich darein fügen und finden" oder Aehnliches.* Auch hier mögen nige Beispiele aus der Nationalz. genügen: Vgl. das Feuilleton vom 10. Juni . J. (Da aber der König von Preussen hierin nicht willigen wollte); id. vom 9. Mai d. J. (Sie haben darin gewilligt); ibid. vom 27. Juli, bendausgabe, Schreiben Waldecks an seine Wähler (Eine passivere Art er Theilnahme an der Volksvertretung als die gewohnte werden weder e von mir wünschen, noch würde ich selbst mich darin finden können).

Landsberg a. d. W. Fr. Ad. Wagler.

---

In dem Juliheft der „Preussischen Jahrbücher" findet sich ein Artikel: Goethe und Suleika", in welchem eine sehr merkwürdige Enthüllung er einige der schönsten und bekanntesten Gedichte des „Westöstlichen ivan" mitgetheilt wird. In nicht anzuzweifelnder Weise wird der Nachois geführt, dass zwei der vollendetsten Lieder des Buches „Suleika", gede die, welche man zu den schönsten Perlen Goethescher Lyrik zu rechm pflegte, nicht von Goethe sind, sondern das Werk einer ihm eng beeundeten Frankfurter Dame — Marianne v. Willemer. Diese Freundin es Dichters ist bis jetzt wenig bekannt. Aus den Lebensnachrichten der rüder Boisserée, die vor einigen Jahren veröffentlicht wurden, erfuhr man um ersten Mal Einiges über sie; ihre Beziehungen zu Goethe treten erst diesem Aufsatz zu Tage. Als junges Mädchen von siebzehn Jahren wurde e einer begonnenen Theaterlaufbahn durch die Verheirathung mit einem eträchtlich älteren Manne entzogen; ihre Ehe, scheint es, war für sie nichts ehr als ein Amt pflichttreuer Pflege und Hingebung; nach dem Tode ires Gatten selbstständig geworden, machte sie ihr Haus zum geistigen littelpunkt der gebildeten Frankfurter Gesellschaft, der auch von allen beeutenden Gästen Frankfurts aufgesucht zu werden pflegte. So lernte Goethe n Jahre 1814 sie kennen; ein inniges geistiges Verhältniss knüpfte sich i, welches bis zu des Dichters Tod ununterbrochen bestand; das Denkmal esselben ist ein umfangreicher Briefwechsel; Marianne hat in ihrem Testaent verfügt, dass derselbe erst zwanzig Jahre nach ihrem Tode veröffentcht werde; bis dahin ruht er auf der Frankfurter Stadtbibliothek. Man ag sich darauf freuen, wenn dereinst dieser Schatz an das Tageslicht eten und ein neues jener wundervollen Goethe'schen Freundschaftsverhältsse zu Frauen sich aufthun wird, welche so hell und warm strahlende artien in dem Geistesleben des Dichters bilden. Der Briefwechsel mit arianne v. Willemer wird vielleicht dem mit Charlotte v. Stein an Bedeutmkeit nicht nachstehen für die späteren Jahre Goethe's. Einen Blick in s Wesen der anziehenden Frau und auf ihre Beziehung zu Goethe lässt s vorläufig der erwähnte Aufsatz thun. Der Verfasser desselben lernte arianne im Jahre 1849 kennen, wo sie noch immer als bejahrtes „Grossütterchen", wie sie sich, obgleich kinderlos, gern nennen liess, aber voll

---

* Bekanntlich steht „darin" nur statt „in c. Dat.", Niemand aber wird gen wollen: „Ich willige in einer Sache," sondern nur: „Ich willige n eine Sache", mithin muss es hier nothwendig „darein" st. „darin" eissen.

unverwelklicher Frische des Geistes lebte. Es scheint, sie hat nur zu wenigen Menschen über ihr Verhältniss zu Goethe gesprochen; unser Verfasser gehörte zu diesen Bevorzugten; bei wiederholtem Begegnen, in einem bis an den Tod fortgesetzten Briefwechsel gewährte sie ihm einen Einblick in diese Beziehungen, an deren Erinnerung sie selbst ein langes späteres Leben hindurch gezehrt hat. Da tritt nun namentlich der oben angedeutete Anspruch Mariannens zu Tage. Es stellt sich heraus, dass das Buch „Suleika", im westöstlichen Divan, ganz die Wiederspiegelung dieses Verhältnisses zwischen ihr und Goethe ist und erst durch diese Kenntniss sein volles Verständniss erhält. Aber mehr noch; es zeigt sich, dass Goethe eine Anzahl der eigenen Lieder Mariannens ohne weiteres, höchstens mit ganz kleinen Veränderungen, in seine Sammlung aufgenommen hat und dass wir in dieser Frau eine Dichterin zu verehren haben, der Gedichte ersten Ranges gelungen sind. Der Briefwechsel wird künftig den Antheil, der ihr an dem Buche „Suleika" zukommt, wahrscheinlich völlig aufklären; einstweilen steht authentisch fest, dass zwei der herrlichsten Lieder des Divan ihr zugehören; das eine: „Was bedeutet die Bewegung? Bringt der Ostwind frohe Kunde?" das andere: „Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide." Wie oft haben wir die beiden unvergleichlichen Lieder gelesen und gehört, die auch durch treffliche musikalische Composition uns noch öfter als andere nahe gebracht wurden, und wir meinten den Hauch des Goethe'schen Genius ganz besonders warm in ihnen zu fühlen — nun ist es das Herz einer bisher kaum in weiteren Kreisen bekannten Frau, dem diese tiefen, innigen Laute entströmt sind. Wie wunderbare Geheimnisse ruhen doch noch allenthalben unter Schleiern, wo wir auch noch so klar zu sehen vermeinen! Doch mit diesen Zeilen sollte nur auf den höchst lobenswerthen Aufsatz selbst hingewiesen werden, der den anziehenden Gegenstand in äusserst anmuthiger Weise behandelt. Er ist mit den Buchstaben H. G. unterzeichnet; wir irren wohl nicht, wenn wir den Biographen Michelangelo's, Herman Grimm, als seinen Verfasser vermuthen.

---

## Sprachgeschichtliches zur französischen Grammatik.

1. Auch das Neufranz. gebraucht hin und wieder das einfache que im Sinne unseres „als dass", so Toepffer, Nouv. genev.: Je sais que monsieur Jules aime les arts, il dessine lui-même avec talent; rien de plus naturel qu'il voulût voir l'ouvrage d'un homme habile. So die Originalausgaben; die auch sonst unzuverlässige Bielefelder Ausgabe macht die willkürliche Aenderung: C'est donc fort naturel qu'il voulût voir etc. Den angeführten Sprachgebrauch beobachtet u. a. auch Galland in seiner klassischen Uebersetzung von 1001 Nacht; dort sagt nämlich der Zauberer zu Aladin: Je ne demande autre chose de vous que vous m'obéissiez exactement, und Molière, Tart. III. 6 schreibt: J'aimerais mieux souffrir la peine la plus dure, qu'il eût reçu pour moi la moindre égratignure. Vgl. auch Berquin, le déserteur: C'est aussi vrai qu'il n'y a qu'un Dieu et que nous sommes pauvres. Noch ein modernes Beispiel aus dem Journal de Genève: Ce sont là des arguments qui ne sont pas sérieux. C'est ce que nous voulons chercher à démontrer, ne demandant pas mieux qu'une discussion s'engage. — Ein doppeltes que ist mir bisher nur bei Joinville begegnet, Ed. Capperonnier 1761, pag. 4: Car vraiement ie ameraie miex que un Escaut venist d'Escosse et gouvernast le peuple du Royaume bien et loialement que que tu le gouvernasse mal apertement. Sonst suchen die Schriftsteller, namentlich die modernen, lieber eine andere Wendung. Vgl. Molière, Tart.

V, 2: Et songez qu'il vaut mieux encore qu'il en mésuse que si de l'en frustrer il faut qu'on vous accuse. J. J. Rousseau, Em. III: Jaime mieux qu'il pave les grands chemins que de faire des fleurs de porcelaine. Kühn schreibt Massillon: Qu'il (le roi) soit encore plus jaloux qu'on ne touche point aux anciennes bornes de la foi qu'à celles de la monarchie (als dass man die Grenzen der Monarchie verletze). — Il est bien plus vraisemblable que Pythagore dût ce théorême aux gymnosophistes qu'il ne l'est qu'il ait immolé cent boeufs. Voltaire. — Au reste, mon ami, j'aimerais mieux que cette pièce ne fût jamais jouée que si elle était aplatie. Beaumarchais. — Mais j'aime cent fois mieux qu'il les ignore que s'il faut que vous les lui disiez. J. J. Rousseau. — Werfen wir nach dem Bishergesagten einen vergleichenden Blick auf das Altfranz. Da wir schon bei den lat. Klassikern das blosse quam für quam ut antreffen, wie in folgenden von Kühner angeführten Citaten: Zeno perpessus est omnia potius quam conscios delendae tyrannidis indicaret. Cicero. — Depugna potius quam servias. Derselbe; — so ist es nicht zu verwundern, wenn das Altfranz. diesem Vorgange folgte. Da ferner den ältesten Sprachdenkmälern verkürzte Sätze noch gar nicht geläufig sind, kommt unser Fall sehr häufig vor. Das Rolandslied liefert eine grosse Zahl von Stellen; z. B. 2. 59 W. Müller: Asez est mielz qu'il i perdent les testes, que nus perduns clere Espaigne la bele (als dass wir verlieren). — Eine Stelle weist auch das noch ältere Eulalialied: Melz sostendreit les empedementz, qu'elle perdesse sa virginitet: (lieber würde sie alle Qualen erdulden, als dass sie ihre Jungfräulichkeit verlöre); vgl. noch die Passion du Christ aus dem X. Jahrhundert: Melz ti fura non fusses naz que me tradas per cobetad (besser wäre es für dich gewesen, dass du nicht geboren worden wärest, als dass du mich (jetzt) verrathest aus Habsucht.) Mätzner altfranz. Lieder p. 127 bemerkt zu den Versen: Jaim mieus pour li ceste paine assentir, cun tout seul jour leusse entroubliee (Lieber will ich um ihretwillen diesen Schmerz erdulden, als dass ich sie nur einen einzigen Tag vergessen hätte): „das que in cun (c'un) entspricht dem lat. quam quod (ut), es sollte also eigentlich que que stehen; in der Regel tritt jedoch diese Verdoppelung nur dann ein, wenn der Letzte der beiden zusammengezogenen Nebensätze mit ce eingeleitet wird (que ce que). Vgl. Monmerqué, th. fr. p. 239. 567. Unser Fall ist häufig.“

Zum Schlusse noch eine Stelle aus dem von Brunet edirten, ursprünglichen Gargantua, für dessen Verfasser er Rabelais erklärt; c. 46: Dieu sera iuste estimateur de nostre different, lequel ie supplye plustot par mort me tollir de ceste vie et mes biens deferir devant mes yeulx que par moy viles miens en rien soit offensé. —

2. Die Grammatiker bezeichnen das altfranz. Part praes. meist kurzweg als eine Form, die keine Femininflexion besessen habe. Diez III. 247 scheint mir anzudeuten, dass das Part. praes. nur als Verbaladjectiv eine solche Form aufweise, und führt aus LRs das Beispiel an: s'eu alad criante et plurante. Zu dem der franz. Grammatik geläufigen Begriffe des Adjectif verbal scheint aber das angeführte Citat nicht zu passen; ich glaube vielmehr, man müsse criante und plurante als eigentliches Particip auffassen. Die LRs geben auch an anderen Stellen dem Part. praes. als solchem die Femininflexion, z. B. pag. 70: Les femes e les meschines vindrent encuntre le rei Saul . . . . . charolantes e juantes et chantantes que Saul ont ocis mil e David dis milie. — Umgekehrt findet sich das Adjectif verbal häufig ohne Genusflexion, so immer im Rolandslied, 949: noz espees sunt bones e trenchant; ib. 1831: les ewes curant (fliessende Wasser); 2512: clere est la noit e la lune luisant. Vgl. hiezu Mätzners altfranz. Lieder, wo ebenfalls keine Femininflexion sich zeigt, p. 31: dame vaillant, p. 15: dame entundant, p. 26: bonce riant, p. 64: la plaisant maladie, p. 56: moult est plaisant la bele. — Dagegen hat LRs. p. 93: apelerent cel lieu la Pierre departante (vocaverunt locum illum Petram dividentem). Es fällt mir nicht ein zu läug-

fgg. (es fehlt zwar das stellvertretende que der modernen Sprach
Verhältniss der Modi bleibt dasselbe): Cost est la custume en Mer
se alquens est apeled de larrecin u de roberie, e il seit pleoi
justice, e il s'en fuie dedenz sun plege, si averad terme un m
ib. pag 40: si home ocist alter e il seit cunuissant e il deiv
**amendes, etc. — Si home fait plaie a altre e il deive faire les**
**— ib. 41: Si home apeled altre de larrecin e il seit francz hom**
**onc ca veire testimonie de lealtad, — p. 42: E si alcons est**
**muster fruisse u** [illegible] **, e il n'ait ested en arere blasmed, e**

**Frauenfeld, Schweiz.** **H. Breiti**

# Bibliographischer Anzeiger.

## Allgemeines.

. Geiger, der Ursprung der Sprache. (Stuttgart, Cotta.) 1 Thlr. 24 Sgr.

## Lexicographie.

1. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.

'. Kurschat, Wörterbuch der Littauischen Sprache. I. Lfrg. (Halle, Waisenhaus.) 25 Sgr.

## Literatur.

churé's Geschichte des deutschen Liedes, eingeleitet von Ad. Stahr. (Berlin, Sacco.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Veischer, P. J. de Béranger et ses chansons (Neuwied, Heuser.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

a chanson de Roland et le Roman de Roncevaux des XII. et XIII. siècles publiés d'après les manuscrits de la bibliothèque Bodlienne à Oxford et de la Bibl. Imp. p. Francisque Michel I. v. (Paris, Didot.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Ticknor, Hist. de la littérature espagnole. Trad. en franç. p. Magnabal. (Paris, Hachette.) 9 fr.

## Hilfsbücher.

W. Hahn, Deutsche Literaturgeschichte in Tabellen. (Berlin, Besser.) 8 Sgr.

L. Rudolph, Erläuterndes Wörterbuch zu Schillers Dichterwerken. (Berlin, Nicolai). 9. Lfrg. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

H. Jesionek, Franz. Formenlehre in Tabellen. (Lindau, Ludwig.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

J. Schulthess, Franz. Sprachlehre. (Zürich, Schulthess.) 15

E. Dräger, Répertoire dramatique I. et II. Série. (Berlin, Langensch
2 Hefte. 15

M. Seelig, Die englische Conversationsschule. (Berlin, Cohn.) 15

Shakespeare's Merchant of Venice. Für den Schulgebrauch erkl. v
Müller. (Goslar, Schönpflug.) 6

W. Hey, Other fifty fables for children. (Gotha, Perthes.) 1 Thlr. 10

---

# Werther's Leiden
## und der literarische Kampf um sie.

---

Goethe's Dichtung und Wahrheit enthält in sehr bedeut-
men Zügen eine Entstehungsgeschichte des Werther und eine
eleuchtung des Verhältnisses, worin dieses Buch zu seinem
eitalter stand. Der Dichter bezeichnet hier im Wesentlichen
e Gesichtspunkte, aus denen er sowohl die persönliche, als
e literarhistorische Bedeutung seines Werkes auffasst. Er ge-
enkt der finsteren Stimmung, des Lebensüberdrusses, der sich
amals der jüngeren Generation bemächtigt habe, und der durch
en Verkehr mit der englischen Literatur zur entschiedenen
Entwicklung gekommen sei. „In einem solchen Elemente“,
ährt er fort, „bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und
Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt,
von aussen zu bedeutsamen Handlungen keineswegs angeregt,
in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen,
bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich
n unmuthigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben,
wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben
allenfalls verlassen zu können. Diese Gesinnung war so all-
gemein, dass eben Werther deswegen die grosse Wirkung
that, weil er überall anschlug und das Innere eines kranken,
jugendlichen Wahnes öffentlich und fasslich darstellte.“ Auch
Goethe litt an dieser Krankheit und befreite sich von derselben
nur mit schweren Anstrengungen. Er lachte sich zwar „zuletzt

selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg, und beschloss zu leben. Um dies aber mit Heiterkeit thun zu können", musste er „eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo alles was er über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte." Den äusserlichen Stoff zu dieser Production bot ihm die tragische Geschichte Jerusalem's; innerlich drängte ihn hierzu (neben der fortwirkenden Liebe zu Charlotte Buff) die peinliche Lage, in die er durch sein Verhältniss zu Maximiliane Brentano, geb. de la Roche gerathen war. Die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes hatte den Selbstmord Jerusalem's herbeigeführt. Goethe wurde von einer ähnlichen Leidenschaft bewegt und indem er seinen Werther in der Aufregung derselben schrieb, hauchte er ihm alle die Gluth ein, „welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zulässt." Die jüngeren Freunde des Dichters wurden mächtig davon ergriffen. „Freilich war es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung hervorbrachte, und so waren sie grade in einer der meinigen entgegengesetzten Stimmung: denn ich hatte mich durch diese Composition mehr, als durch jede andere aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigene und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben, auf die gewaltsamste Art hin und wider getrieben worden. Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir diesmal vortrefflich zu statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Wirklichkeit in Poesie verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschiessen: und was hier im Anfange unter Wenigen vorging, ereignete sich nachher im grossen Publicum, und dieses Büchlein, was mir soviel genützt hatte, ward als höchst schädlich verrufen. Die Wirkung dieses Büchleins war gross, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige

Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publicum ereignete, deshalh so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so gross, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. Man kan̄n von dem Publicum nicht verlangen, dass es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, wie ich schon an meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, dass es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch beleuchtet und belehrt sie.“

Es bleibt der Biographie Goethe's überlassen, die durch den Werther vollzogene Selbstbefreiung des Dichters zu beurtheilen, sowie auch das Verhältniss des Romanes zu den oben berührten wirklichen Vorgängen ins Licht zu setzen. Was uns hier zunächst beschäftigt, ist die Einwirkung des Buches auf sein Zeitalter, und in dieser Hinsicht geben die Bemerkungen des Dichters alle zum Verständniss erforderlichen Winke.

Das jüngere Geschlecht jener Tage wurde deshalb vom Werther so mächtig ergriffen, weil dieser, und zwar gerade zur rechten Zeit, die geistige Krankheit, an der es litt, zur vollkommenen Darstellung brachte, weil er den sentimentalen Titanen das Wort aus dem Munde nahm. Goethe schüttelte mit seiner Dichtung eine wuchtige Last von seinem Herzen; das Auge ward ihm helle, und er fasste Muth zu einem neuen Leben. Anders verhielt es sich aber mit denen, die sich, in der gefährlichen Luft des Zeitalters lebend und athmend und von dessen Ideen durchdrungen, dem Werke hingaben und von seiner dichterischen Grösse und Schönheit berauscht wurden. Sie vermochten die Gestaltung vom Stoffe um so weniger zu trennen, als Goethe diesen nicht zur objectiven künstlerischen Freiheit herausgebildet, sondern das Naturdasein desselben durch die Darstellung bestätigt hatte. So lag es in dem Geiste und der Haltung des Werther selbst, dass er wohl den Dichter,

aber nicht die Leser befreien konnte, ja bei diesen nur zu leicht die entgegengesetzte Wirkung hervorrief. Der Dichter gedenkt mit klaren Worten der Verwirrungen, die das Buch hervorgerufen, des Schadens, den es gestiftet habe, und es fehlte nicht an ergänzenden Zeugnissen von anderen Seiten. Nicolai macht über die von ihm verfassten Freuden Werther's die Bemerkung: „Den grossen Talenten des Verfassers der Leiden Werther's habe ich immer Gerechtigkeit widerfahren lassen; nur den Schaden wollte ich verhüten, den sein Kunstwerk indirect veranlassen könnte und wirklich veranlasst hat, wovon ein Paar auffallende Beispiele im Europ. Magazin erzählt sind." Und ein Freund Tieck's schreibt: „Ich war siebzehn Jahr alt, als Werther erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Thränen gebadet, die ich aber nicht über die Liebe und das Schicksal des armen Werther vergoss, sondern in der Zerknirschung des Herzens, im demüthigenden Bewusstsein, dass ich nicht so dächte, nicht so sein könne, als dieser da. Ich war von der Idee befallen, wer fähig ist die Welt zu erkennen wie sie wirklich ist, müsse so denken, so sein: — sich auch das Leben nehmen? — Das haben einige gethan. Aber tausende sind innerlich zerrissen und auf lange Zeit, manche wohl auf immer, an sich selbst irre geworden und des Ankers beraubt, dessen jeder Mensch bedarf, und den er irgendwo findet, wenn er sucht."[6] Solche Worte können uns nicht in Verwunderung setzen. Finden wir die Schilderung einer Gemüthskrankheit von solchen poetischen Zaubern umgeben, wie gerade im Werther, verbindet sich, ja verschmilzt das Bild dieser Krankheit mit so vielen edeln und liebenswürdigen Charakterzügen des von ihr gequälten Menschen, sehen wir in diesem die kranken und die gesunden Stoffe so gar nicht, auch durch keine Andeutung, kritisch auseinandergehalten, vertheidigt die Krankheit, die Verwirrung mit einer so feurigen, tieferschütternden Beredsamkeit das Recht ihrer eigenen Existenz, ohne von irgend einer durchdringenden Stimme auch nur einmal zurückgewiesen zu werden, treten die entgegengesetzten Ansichten besonnener Menschen durch den ganzen Farbenton der Darstellung, wie auch durch einzelne Aeusserungen in das Licht der Philisterei, und erscheint der das Ganze beschliessende Selbstmord nicht als Unnatur, als

Frevel, als letzte Consequenz einer verkehrten Gemüthsrichtung, sondern nur als Gegenstand eines klagenden, ja verklärenden Mitgefühles, — so fragt man: woher soll für den, der sich der Dichtung hingibt, und nicht stark genug ist, ihr gegenüber seine Selbständigkeit zu behaupten, woher soll für diesen die Einsicht kommen, dass die Krankheit Krankheit ist? Wird nicht vielmehr durch ein solches Buch die Krankheit eines solchen Lesers befördert und die Heilung verzögert, selbst vereitelt, ja möglicherweise die Zerstörung des Kranken herbeigeführt werden? Wir finden im Werther selbst, wie er unmittelbar wirkt, nichts, wodurch der in gleichem Leid und gleicher Schuld Befangene aufgeschreckt und zur Selbstbesinnung gebracht würde. Dass ein Mensch vom Anfang bis zum Ende ein völlig unbefreites Leben führt, wird eben als ein natürlicher Verlauf geschildert, an dem nichts zu tadeln ist, als das Schicksal, dem er allein zur Last fallen soll.

In der durch Lebendigkeit und physiologische Feinheit ausgezeichneten, in der späteren Bearbeitung gemilderten, aber auch abgeschwächten Erzählung von Werther's letztem Besuche bei Lotten, von Albert's Rückkehr, Lottens Stimmung und der gegenseitigen Entfremdung der Gatten treten allerdings die sittlichen Widersprüche, die Werther durch seine unselige Leidenschaft herbeigeführt, tritt die durch ihn verschuldete Untergrabung,. wohl gar Zerstörung eines ehelichen Glückes zu Tage. Lotte ist mit sich zerfallen; sie schwankt zwischen verbotener Liebe und Pflicht; aber die erstere scheint doch zu überwiegen und das Gewissen in ihr schon seine Stärke verloren zu haben. Um so furchtbarer muss ihr schwaches Gemüth durch Werther's Tod erschüttert werden. Er selber macht sich erst in der letzten Nacht seines Lebens, und nicht mit harten Worten, den Vorwurf, dass er sich am Freunde und an der Geliebten versündigt habe. Solche Mahnungen in den Herzen der Schuldigen klingen jedoch, wie alles, wodurch wir an die Freiheit des Bewusstseins erinnert werden, nur als leise, verlorene Töne an. Sie verhallten unter den tausend Stimmen des Mitleidens, die der Dichter mit der einfachen, aber um so gefährlicheren Schönheit seiner Sprache und Herzensmalerei in uns erweckt, in der süssen Wemuth, die, wenn man sich ihr gefangen giebt,

nur Sympathie mit dem Unglücklichen und eine tiefe, schwere Anklage gegen das Schicksal zurücklässt und keiner freien, sittlichen Betrachtung Raum gönnt. Die Muse dieser Dichtung, weit entfernt, an ihrem Helden und dessen Verirrungen — was ihr zukäme, das Gericht der tragischen Nemesis zu üben, fühlt sich geehrt, bei der Bestattung Werther's einen Zipfel seines Leichentuches zu halten. Wer sich in ihren Geist und Ton hineinlebt und ihm nicht eine befestigte Gesinnung entgegen zu setzen hat, der legt das Buch mit dem Gefühle einer unüberwindlichen, tückischen Nothwendigkeit, durch die der Mensch an seine Leidenschaften gefesselt sei und in der verkehrten, feindseligen Welt an ihnen zu Grunde gehen müsse, und zugleich in dem Wahne, dass ohne die Sättigung dieser Leidenschaften das Leben werthlos und nichtig sei, aus der Hand. Wer aber mit sittlicher Freiheit an das Buch herantritt, der wird, so lebhaft er die Gestaltungskraft, die Seelenkenntniss, die geniale Gedankenfülle, die stilistische Vortrefflichkeit und namentlich auch die warme Humanität desselben anerkennt, doch Mühe haben, eine Abneigung, ja einen Widerwillen gegen seine durchgreifende Unfreiheit zu bekämpfen, die nicht etwa nur stofflich in dem Hauptcharakter als psychologisch-künstlerische Aufgabe liegt, sondern in der ganzen Darstellung und Haltung, in dem Lebenshauche dieses Romanes webt und waltet.

Allerdings war es nicht ein objectives Kunstwerk, was Goethe in seinem Werthers schuf und schaffen wollte; er schrieb ihn nach seinem eigenen Ausdrucke „ziemlich unbewusst, einem Nachtwandler ähnlich," in der Absicht, dadurch von den Schmerzen seiner eigenen Leidenschaften befreit zu werden. Aber bei diesem subjectiven Selbstbefreiungsprocesse konnte er jene objective Katharsis, die wir im Sinne des Aristoteles an jeder künstlerisch-freien Darstellung der Leidenschaften fordern, so wenig vollziehen, dass wir dieselbe durch eine kritische Zersetzung des Romanes, ja durch einen kritischen Kampf mit ihm erst erobern müssen.* Des Dichters Absicht mochte,

* Zu der mangelnden Katharsis stimmt auch die von Werther durch einzelne Andeutungen ausgesprochene ästhetische Theorie. Werther

ausser dem individuellen Bedürfnisse, der Welt gegenüber die reinste und beste sein: durch eine solche Erzählung der Krankheit, wie er sie gab, konnte die Heilung nur für wenige erzielt werden, die eben mit einer tieferen Einsicht und Bildung, mit klaren und reinen sittlichen Principien über der auch ihnen nicht fremden Krankheit standen, die also durch Werther's Leiden einen neuen, sehr anregenden Stoff erhielten, über ihre eigenen nachzudenken, die gemeinsame Krankheit zu studieren, die Heilmittel, die ihnen bereits nicht fremd waren, um so eifriger aufzusuchen und die bei ihnen schon im Gange begriffene Genesung weiter zu fördern. Wie sah es aber mit der unreifen, verworrenen Jugend, mit jenen hin- und herdämmernden, in ihren sittlichen Grundsätzen unsicheren, verschrobenen und eiteln, titanisirenden Feuerköpfen der Genieperiode, wie sah es mit allen wissenschaftlich-unmündigen, mit allen innerlich schwankenden, zügellosen im Volke, mit allen unbefesigten Frauengemüthern aus, denen das Buch nicht verschlossen war, in dem sie gar manches verstehen und leider auch missverstehen konnten? Denkt man sich, ein solches Buch habe nur unterhaltend gewirkt, wirke auch heute nur unterhaltend, und lasse keine tiefere Spuren zurück? Wir machen dem Dichter keine Vor-

---

betrachtet es als die Aufgabe der Kunst, die Natur (das äussere und innere Leben) mit Wahrheit (aus der Seele der Wirklickeit heraus) zu erfassen und wiederzugeben, und diese Wahrheit kann, seiner Ansicht gemäss, durch Regeln nur zerstört werden. Er eifert nicht allein gegen die unselbständige, mechanische Anwendung der gewöhnlichen Terminologie, der gestempelten Kunstworte, gegen das „garstige wissenschaftliche Wesen" bornirter Köpfe, gegen die Beachtung willkürlicher und beschränkter Vorschriften, sondern gegen die Gesetzlichkeit und Zucht in der Kunst überhaupt. Ihm gilt nur das Gefühl, die Eingebung, das Genie, und er verlangt in der Production das ungehemmte Walten dieser natürlichen Mächte. Dass der Künstler seine Stimmungen den ewigen Gesetzen des Guten, Wahren und Schönen zu unterwerfen und dadurch zu läutern habe, sieht er nicht ein. Es erscheint ihm als Philisterei, wenn die Beurtheilung dem wilden Strome des Genie's mit Besonnenheit entgegentritt und die verheerenden Wirkungen desselben abzuwenden sucht. Er kennt jene höhere Begeisterung nicht, die aus der Bewältigung und Verklärung des Natürlichen durch die Freiheit des Gedankens und des gereinigten Gemüthes hervorgeht, wie bei Klopstock, der in einer trefflichen Stelle des Romanes gefeiert wird.

würfe, er gab der Welt ehrlich hin, was er ebenso ehrlich, mit einem Herzen voll gährender Leidenschaft, aber auch voll Menschenliebe hingeworfen hatte; dass manche Köpfe noch mehr dadurch verdreht werden könnten, als sie schon waren, das wird ihm nicht eingefallen sein; und Goethe war, als er das Buch herausgab, ein Jüngling. Machte man ihm späterhin Vorwürfe, so hatte er ein Recht, aufzufahren. Aber unsere Bedenken bleiben doch stehen.

Solche Bedenken regten sich nach der Erscheinung des Werther in Männern, die sich in ihrer Kritik auf den Standpunkt der Volkspädagogik stellten. Da sich Lessing unter ihnen befindet und sein Urtheil gerade das schärfste ist, wird man sich doch besinnen, sie ohne Weiteres als Philister abzufertigen. Man braucht, um nachtheilige Wirkungen vom Werther zu besorgen, nicht eben kleinlich zu moralisiren und zu mäkeln, sondern nur den einfachen, gesunden, allgemein anerkannten sittlichen Begriffen, der Rücksicht auf die Freiheit des menschlichen Bewusstseins, der unverfälschten Stimme des Guten und Richtigen zu folgen, wobei auch die Anforderungen unserer Natur, die Rechte unserer Leidenschaften mit Besonnenheit in Betracht gezogen werden. Gehen auch die Künste, die Wissenschaften, die praktischen Beschäftigungen, einem natürlichen Gesetz der Arbeitstheilung folgend, aus einander, so fordern wir doch, dass sie in der Bildung, im persönlichen Dasein und Leben sich vereinigen, sich verschmelzen, dass hier insbesondere der künstlerische Geschmack mit dem ethischen übereinstimme. Indem wir ein Werk der Dichtkunst, sobald es in die Oeffentlichkeit eingetreten ist, nicht mehr als das exclusive Besitzthum eines Kreises von Freunden und Kennern, sondern als das Besitzthum der Nation betrachten, verlangen wir, dass gerade die Seite desselben, die alle Menschen berührt, nämlich die ethische, rein und, wenn sie dies ist, auch nicht leicht dem Missverständnisse ausgesetzt sei.

Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir die Acten des über Werther's Leiden, bald nach ihrer Veröffentlichung ausgebrochenen literarischen Streites einer neuen Durchsicht unterwerfen. Eine Analyse des Streitobjectes, bei der wir die älteste Ausgabe zu Grunde legen, wird füglich vorausgehen.

Wir beleuchten zunächst die Fabel des Romanes nach ihren hervorragendsten Momenten.

Werther verliebt sich, während Albert in Geschäften verreist ist, in dessen Braut Charlotte. Seine Stimmungen wechseln zwischen Entzücken und Elend. Er liest in ihren Augen wahre Theilnahme an ihm und seinem Schicksale; er glaubt an ihre Gegenliebe und täuscht sich hierin nicht völlig. Aber niemals wird er sich unterstehen, diesen Himmel, dieses Vertrauen zu missbrauchen! So verderbt, meint er, ist sein Herz nicht, wenn auch schwach genug! Er setzt freilich hinzu: „Und ist das nicht Verderben?“ Er hat Recht! Die Schwäche seines Herzens ist die Quelle, aus der alles Verderben in diesem Romane entspringt. Werther's Empfindungen sind vorerst rein: „Sie ist mir heilig.“ Jede Begier schweigt in der Gegenwart. Aber wer steht bei dem Fortwachsen dieser Leidenschaft für die Richtung ihres Weges? Sie muss in einem Menschen, der nur den Eingebungen des Augenblickes folgt und das Wort Selbstbeherrschung gar nicht kennt, zum blindwüthenden Dämon werden. Die sinnlichen Begierden bleiben denn später, wenigstens in seinen Träumen, nicht aus. Allerdings widerrathen ihm Gewissen und Ehrgefühl, die aber im Bunde mit einer schwachen Gutmüthigkeit viel an ihrem Werthe verlieren, den Versuch, die noch Unvermählte von ihrem Bräutigam loszureissen, und dies wäre doch lange so schlimm nicht, als die fortwährende knechtische Abhängigkeit seiner Gefühle und Gedanken von einer Leidenschaft, wobei er unablässig zwischen Hoffnungslosigkeit und Hoffnung schwankt, nach Lottens Vermählung mit Albert weder im Stande ist, von ihr entfernt zu bleiben, noch die Liebe zu ihr in Freundschaft zu verwandeln, und auf diesem Wege ehebrecherische Gedanken hegt und erweckt, die den Frieden des jungen Paares untergraben und die Zerstörung des Schuldigen herbeiführen.

Noch liegt über diesem Abgrunde seines Inneren eine freundliche Hülle der Selbsttäuschung, die aber mit Albert's Rückkehr sofort zerreisst. Nun giebt sich Werther dem Humor der Verzweiflung hin. Im Gedanken an den Selbstmord hatte er schon früher Beruhigung gefunden: „So eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süsse Gefühl der

Freiheit, und dass er diesen Kerker verlassen kann, wenn er will." Ja dies war von jeher seine Lieblingsidee gewesen. Kein Wunder, dass er jetzt auf sie zurückkommt und sich immer fester an sie klammert. „Ja, Wilhelm, ich habe manchmal so einen Augenblick aufspringenden, erschütternden Muths, und da — wenn ich nur wüsste, wohin? ich ginge wohl." Noch schreckt ihn die Dunkelheit des jenseitigen Lebens von der That zurück; aber sittliche Bedenken hat er dabei, wie aus seiner höchst merkwürdigen und bezeichnenden Unterredung mit Albert hervorgeht, gar nicht zu überwinden; er sieht in der Befreiung durch die eigene Hand eben einen Act der Nothwendigkeit. Der Gedanke an den Selbstmord ist auch der schauerlich dumpfe Schlusston einer Stelle, worin der Unglückliche in besonders energischer Sprache seine Verzweiflung ausdrückt: Der Selbstbetrug und die Erfolglosigkeit seiner Leidenschaft ist ihm klar. Er hat kein Gebet mehr, als an die Geliebte; er sieht keine Gestalt mehr, als die ihrige, und erblickt Alles in der Welt nur im Verhältnisse zu ihr. Das macht ihm freilich manche glückliche Stunde, aber nur so lange, bis er sich wieder von ihr losreissen muss. Wenn er lange bei ihr gesessen und sich an ihr geweidet hat, wird's ihm düster vor den Augen, es fasst ihn an der Gurgel wie ein Meuchelmörder, und sein Herz schlägt wild. Und wenn nicht manchmal die Wehmuth in ihm überwiegt, und Lotte ihm den elenden Trost erlaubt, auf ihrer Hand seine Beklemmung auszuweinen, so muss er hinaus, um in den Wildnissen der Natur einige Beruhigung zu finden. „O Wilhelm! Die einsame Wohnung einer Zelle, das härne Gewand und der Stachelgürtel wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Adieu! Ich seh all dieses Elends kein Ende als das Grab."

Er fühlt endlich die Nothwendigkeit, sich zu entfernen, und er thut es heimlich, ohne Abschied. Er nimmt Albert's herzliche Freundschaft und das Bewusstsein mit, das Verhältniss zwischen den beiden Verlobten, wenigstens anscheinend, nicht getrübt zu haben.

Er lässt sich auf Zureden seiner Freunde bei einem Gesandten attachiren.

Bald nach Lottens und Albert's Vermählung, uber die er

einem gefassten und ruhigen Tone schreibt, macht er eine Er-
ırung, die seine ganze Wuth gegen die Erbärmlichkeit herrschen-
r Vorurtheile, socialer, kaltmordender Selbstsucht entfesselt.

Werther ist an demselben Tage, wo „die noble Gesellschaft
n Herren und Frauen" abends bei dem Grafen von C., seinem
inner, zusammenkommt, von diesem zum Mittagstische ein-
laden. Er bleibt bis zur Stunde der Gesellschaft. Beim Ein-
ten einer hochmüthigen Adelsfamilie will er sich entfernen,
rd aber durch die Erscheinung des mit ihm befreundeten
äuleins B. festgehalten. Er stellt sich hinter ihren Stuhl
d bemerkt erst nach einiger Zeit, dass sie weniger offen als
ıst, nicht ohne Verlegenheit mit ihm spricht. Er will gehen,
ibt aber, um der Sache auf den Grund zu kommen. Indessen
rgrössert sich die Gesellschaft. Er spricht mit einigen an-
senden Bekannten und findet sie sehr lakonisch. Der Graf
ht ihn endlich auf die Seite: „Sie wissen," sagt er, „unsere
ınderbaren Verhältnisse, die Gesellschaft ist unzufrieden,
rk ich, Sie hier zu sehen." Der Graf drückt seine Hände
t einer alles sagenden Empfindung. Werther geht. Das
rücht von dieser Niederlage verbreitet sich wie ein Lauffeuer
rch die kleine Stadt. Ueberall bedauert man den Gede-
ithigten. Er hört, dass seine Neider triumphieren und sagen:
sehe man, wo's mit den Uebermüthigen hinausgehe, die sich
es bischen Kopf überhöben und glaubten, sich darum über
Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, u. s. w. „Man
ichte sich ein Messer ins Herz bohren," ruft er aus,
enn man rede von Selbständigkeit, was man will, den will
sehen, der dulden kann, dass Schurken über ihn reden,
nn sie eine Prise über ihn haben." Er drückt dem Fräu-
n B. seine Empfindlichkeit über ihr Betragen aus, und die
t, wie sich diese mit den gesellschaftlichen Verhältnissen
tschuldigt, bringt ihn vollends in Wuth. „Ich wusste,"
gt sie, „dass die von S. und T. mit ihren Männern eher
fbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben;
wusste, dass der Graf es nicht mit ihnen verderben darf,
d jetzo der Lärm! . . . Meine Tante kennen Sie; . . . sie
ır gegenwärtig und hat, o, mit was für Augen hat sie das
gesehen! Werther, ich habe gestern Nacht ausgestanden

und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.“ Sie fügt noch alles hinzu, was weiter „geträtscht worden, was die schlechten Kerls alle darüber triumphieren würden.“ Das alles muss er von Ihr, im Tone der wahrsten Theilnahme hören! „Ich war zerstört,“ ruft er aus, „und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, dass sich einer unterstände, mir's vorzuwerfen, dass *ich ihm den Degen durch den Leib stossen könnte. Wenn ich Blut sähe, würde mir's besser werden.* Ach, *ich hab hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem gedrängten Herzen Luft zu machen.* Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst, aus Instinkt eine Ader aufbeissen, um sich zum Athmen zu helfen. So ist mir's oft; *ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte.*“

Ein königliches Gleichniss und ein grosser, voller Ausklang dieser hochtragischen Stelle. Werther's Empörung ist vollkommen gerechtfertigt, und wir wollen sie in dem Sturm und Donner ihres Ausbruches nicht bemäkeln. Aber wir vermissen an ihm den kräftigen Halt des Selbstbewusstseins, das er einer so nichtswürdigen und erbärmlichen Gesellschaft entgegensetzen sollte; wir vermissen den gerechten Mannesstolz, ja, — in dem Vulkane seines leidenschaftlichen Gemüthes — den Gedanken an den Umsturz einer Welt, die alle Gesetze der Menchlichkeit auf den Kopf gestellt hat. Ein Mensch, wie er, mit dem Bestehenden in der Natur und in der Gesellschaft zerfallen, unfähig, die Idee einer allmäligen, fortschreitenden Entwicklung zu fassen, allem besonnenen Eingreifen in das Leben abgeneigt, — gerade ein solcher Mensch müsste, um ein Mann zu sein, durch die eben geschilderten Erlebnisse zur revolutionären Gesinnung entflammt werden. Weit entfernt aber, dass er in irgend einer Weise zur That oder nur zum Gedanken der That aufgerufen und hierdurch, wenigstens auf einige Zeit, über seine unselige Leidenschaft emporgehoben würde, dient die schwere, nach seiner Ansicht unauslöschliche Kränkung seiner Ehre, die er nicht wieder vergessen kann, nur dazu, die Seele des Un-

glücklichen noch mehr zu zerrütten; aus der Empörung erwacht er wie aus einem Traume zu einer nur erhöhten Stärke seiner leidenschaftlichen Liebe, zumal da jener Conflict sein Ausscheiden aus dem Dienste und seine baldige Rückkehr zu Lotte herbeiführt.

Goethe lässt in seinen Helden nichts eindringen, wodurch die Gedanken desselben mehr als kurze Zeit von dem Gegenstande seiner Liebe abgeleitet würden; die Unüberwindlichkeit, die zerstörende, todbringende Macht seiner Leidenschaft zieht sich als ein stetiger Faden durch das ganze Gemälde.

Da Goethe aber nicht einmal einen Versuch macht, Werther in Folge der schweren ihm widerfahrenen Kränkungen sich ermannen zu lassen, da in jener gesellschaftlichen Calamität auch nicht der Keim eines Umschlags zu finden ist, der hierdurch in der Gesinnung und Lebensrichtung Werther's herbeigeführt würde, so dürfen wir die Einführung jener Vorgänge als eine blosse und in Folge ihrer kräftigen, hinreissenden Darstellung selbst störende Episode bezeichnen, die sich nicht in und mit der leitenden Idee des Ganzen entwickelt, nicht zur Geschichte des Hauptcharakters gehört, sondern das Bild desselben nur einigermassen weiter nuancirt.

Die hier in einem Beispiele sich veranschaulichenden faulen Zustände des Staates und der bevorzugten Gesellschaft bieten uns allerdings den Schlüssel zu einem tiefen Verständnisse der Zeit und lassen die Schuld Werther's in einem bei Weitem milderen Lichte erscheinen. Wir können sagen: wo sich begabte, feurige Naturen in ein solches Gehäuse elender Verhältnisse eingesponnen sehen, sei es kaum zu verwundern, dass ihre Thatkraft verkrüppelt, verkommt und mit einer mörderischen Leidenschaftlichkeit die eigenen Lebenswurzeln angreift. Indessen zeigt sich keine Spur, dass Goethe aus diesen Zuständen eine Erklärung oder eine Entschuldigung seines Helden ableiten wollte, und wenn dies auch seine Absicht gewesen wäre, so hätte er sie nicht lebendig und gegenwärtig in dem Werke ausgedrückt. Wir finden keinen Grund, die den Helden so tief erschütternden Ereignisse für mehr als episodisch zu halten.

Werther verlangt und erhält seine Demission, begleitet

einen Fürsten auf seine Güter, dauert aber nicht lange bei ihm aus, geht weiter und — kommt wieder zu Lotte. Rettungslos eilt er nun, wie er einmal ist, seinem Verderben entgegen. Er findet jetzt, dass die Gatten nicht recht glücklich seien, dass Lotte mit ihm glücklich geworden wäre. Albert liebt sie zwar — das kann Werther sich nicht ableugnen — von ganzer Seele; er sieht aber in ihm nicht den Menschen, der alle Wünsche ihres Herzens befriedigen kann. Werther vermisst in tausend Fällen, wo sein Herz mit dem der Geliebten in Einem zusammentrifft und ihre beiderseitigen Empfindungen laut werden, bei Albert die sympathische Regung.

Werther's Phantasie wird gefährlich; böse Gedanken erwachen in ihm: „Wie, wenn Albert stürbe? Du würdest! ja, sie würde — und dann lauf ich dem Hirngespinnste nach, bis es mich an Abgründe führt, vor denen ich zurückbebe." Er drückt dies, freilich unter dem Einflusse der finstersten Melancholie, noch stärker in seinem letzten Briefe aus: „Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben! . . . Es ist nicht Verzweiflung, es ist Gewissheit, dass ich ausgetragen habe, und dass ich mich opfere für Dich. Ja, Lotte! warum sollt ich's verschweigen? eins von uns Dreien muss hinweg, und das will ich sein! O, meine Beste! in diesem zerrissenen Herzen ist es wüthend herumgeschlichen, oft — Deinen Mann zu ermorden! — Dich! — mich! So sei's denn!" Allmälich untergräbt er den Frieden der Ehegatten, Albert wird eifersüchtig.

Er mied, — wir lassen hier den Dichter selbst erzählen — „das Zimmer seiner Gattin, wenn Werther bei ihr war, und dieser, der es merkte, ergriff nach einigen fruchtlosen Versuchen, ganz von ihr zu lassen, die Gelegenheit, sie in solchen Stunden zu sehen, da ihr Mann von seinen Geschäften gehalten wurde. Daraus entstund neue Unzufriedenheit, die Gemüther verhetzten sich immer mehr gegen einander, bis zuletzt Albert seiner Frau mit ziemlich trockenen Worten sagte: sie möchte, wenigstens um der Leute willen, dem Umgange mit Werther eine andere Wendung geben und seine allzuöfteren Besuche abschneiden.

Ohngefähr um diese Zeit hatte sich der Entschluss, diese

Welt zu verlassen, in der Seele des armen Jungen näher bestimmt. Es war von jeher seine Lieblingsidee gewesen, mit der er sich, besonders seit der Rückkehr zu Lotte, immer getragen.

Doch sollte es keine übereilte, keine rasche That sein, er wollte mit der besten Ueberzeugung, mit der möglichsten ruhigen Entschlossenheit diesen Schritt thun."

Freilich kämpft er mit sich selbst; aber das Gewissen stellt sich kaum der Ausführung seines schrecklichen Vorhabens entgegen. Er zaudert und zagt, den Vorhang des Jenseits aufzuheben, weil er nicht weiss, was dahinter steht, und weil er von da nicht zurückkehren wird, weil es die „Eigenschaft unseres Geistes ist, da Verwirrung und Finsterniss zu ahnden, wovon wir nichts Bestimmtes wissen." Dem ewigen Richter glaubt er beruhigt entgegentreten zu können. In seinem letzten Briefe dämmert anfangs nur schwach das Bewusstsein, sich durch seine Liebe versündigt zu haben; ja er giebt sich dem Entzücken über die bei Lotte zugebrachte frevelhafte Abschiedsstunde hin. Dass er sich für diese Sünde strafen wolle, ist nur ein Gedankenspiel. Von dem Augenblicke seines Todes an hält er Lotte für die Seinige. In sentimentaler Schwärmerei will er ihr zu dem gemeinsamen Vater vorangehen, hofft er, von ihm getröstet zu werden, bis die Geliebte ihm nachfolgt, um vor Gottes Angesichte in seinen ewigen Umarmungen zu weilen. Erst am letzten Abende, in der letzten Nacht seines Lebens sagt ihm sein Gewissen mit klaren und unverfälschten Worten, dass er sich an Albert und Lotte versündigt habe.

Er glaubt, wenn wir seinen warmen Versicherungen folgen dürfen, an ein Wiedersehen. Er ruft die Sterne an: „Nein, ihr werdet nicht fallen! Der Ewige trägt euch an seinem Herzen und mich." Er dankt Gott, dass er seinen letzten Augenblicken diese Wärme, diese Kraft schenke. —

Durch die sittliche Entschlossenheit, ja Tapferkeit, zu der sich Lotte, freilich zu spät, ihm gegenüber zusammennimmt, wird seine finstere Absicht rasch zur That gezeitigt.

Er findet sie am Sonntag Abend vor Weihnachten allein. Sie fordert ihn auf, zur Christbescheerung, aber nicht eher, zu

kommen. „Ich bitte Sie," fuhr sie fort, „es ist nun einmal so; ich bitte Sie um meiner Ruhe willen; es kann nicht so bleiben. Sein Sie ein Mann! wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpfe, das nichts thun kann, als Sie bedauern. . . . . . Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenstand als Ihrer Liebe und kehren Sie zurück und lassen Sie uns zusammen die Seeligkeit einer wahren Freundschaft geniessen." Sie wiederholt ihre Bitte, er möge nicht vor dem Weihnachtsabend kommen. Er will antworten und Albert tritt ein.

Montags frühe, den 21. December schreibt der Unglückliche einen Brief an sie, den der Dichter absatzweise einrückt. Darin kündigt Werther seinen Entschluss zum Tode an.

An demselben Tage verreist Albert in Geschäften. „Sie sass in ihrer Einsamkeit, ihr Herz ward weich, sie sah das Vergangene, fühlte all ihren Werth und ihre Liebe zu ihrem Manne, der nun statt des versprochenen Glücks anfing, das Elend ihres Lebens zu machen. Ihre Gedanken fielen auf Werther, sie schalt ihn, und konnte ihn nicht hassen. Ein geheimer Zug hatte ihn ihr vom Anfange ihrer Bekanntschaft theuer gemacht, und nun, nach so viel Zeit, nach so manchen durchlebten Situationen, musste sein Eindruck unauslöschlich in ihrem Herzen sein. Ihr gepresstes Herz machte sich endlich in Thränen Luft und ging in eine stille Melancholie über, in der sie sich je länger je tiefer verlor. Nun kommt Werther. Sie schickt nach zwei Freundinnen, die sich aber entschuldigen lassen. Darüber ward sie einige Minuten nachdenkend, bis das Gefühl ihrer Unschuld(?) sich mit einigem Stolze empörte. Sie bot Albert's Grillen Trutz, und die Reinheit ihres Herzens gab ihr eine Festigkeit,(?) dass sie nicht, wie sie anfangs vor hatte, ihr Mädchen in die Stube rief, sondern . . . sich gelassen zu Werther aufs Kanapee setzte. Ihrer Aufforderung entsprechend, liest er aus den von ihm übersetzten Ossian'schen Gesängen vor, Lottens Thränen unterbrechen ihn. „Die Bewegung Beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Thränen vereinigten sie." (Ihr Elend war also gemeinsam, war gegenseitige verbotene Liebe.) Sie bat ihn fortzulesen. Er las „halb

gebrochen" eine Stelle der wehmuthsvollsten Todesahnung. „Die ganze Gewalt dieser Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf sich vor Lotte nieder in der vollen Verzweiflung, fasste ihre Hände, drückte sie in seine Augen, wider seine Stirn, und ihr schien eine Ahndung seines schrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinne verwirrten sich." Er küsste sie leidenschaftlich. „Sie riss sich auf, und in ängstlicher Verwirrung, bebend zwischen Liebe und Zorn, sagte sie: Das ist das letzte Mal, Werther! Sie sehen mich nie wieder. Und mit dem vollsten Blick der Liebe (nicht allein des Mitleidens) auf den Elenden eilte sie ins Nebenzimmer und schloss hinter sich zu.

Sie schlief in der Nacht wenig. „Wider ihren Willen fühlte sie tief in ihrer Brust das Feuer von Werther's Umarmungen, und zugleich stellten sich ihr die Tage ihrer unbefangenen Unschuld, des sorglosen Zutrauens auf sich selbst in doppelter Schöne dar." Des Morgens kehrte Albert zurück, „dessen Gegenwart ihr zum ersten Mal ganz unerträglich war." Ihr Benehmen fiel ihm auf; er fragte sie ganz trocken, „ob sonst nichts vorgefallen, ob niemand dagewesen wäre? Sie antwortete ihm stockend, Werther sei gestern eine Stunde gekommen. — Er nimmt seine Zeit gut, versetzte er und ging nach seinem Zimmer. Lotte war eine Viertelstunde allein geblieben. Die Gegenwart des Mannes, den sie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Sie erinnerte sich all seiner Güte, seines Edelmuths, seiner Liebe, und schalt sich, dass sie es ihm so übel gelohnt habe. Ein unbekannter Zug reizte sie, ihm zu folgen." In der weiteren Darstellung spiegelt sich die Zerrüttung der Ehe, die Werther durch sein fortwährendes Eindringen in ein fremdes Heiligthum und Lotte durch ihre Schwachheit, ja Gewissenlosigkeit verschuldet hatte. Sie wird nun einem wahren Fegefeuer von Qual übergeben.

Ein Knabe überbringt Werther's schriftliche Bitte um Albert's Pistolen zu einer Reise. Albert wendet sich ganz kalt nach ihr und fordert sie auf, dem Knaben die Pistolen zu geben. Sie ahnt das Schrecklichste, kann nichts sagen und überliefert die Todeswerkzeuge. Sie „ging in ihr Zimmer, in dem

Zustande des unaussprechlichsten Leidens. Ihr Herz weissagte ihr alle Schrecknisse."

Auf den unfreien Ausklang des Ganzen brauchen wir nicht besonders aufmerksam zu machen. —

Gehen wir nun auf Werther's Charakter und Weltanschauung näher ein.

Er findet die einzige Wurzel des Lebens in seinem Herzen. Er will es über seinen Verstand und seine Talente weit geschätzt sehen; es ist sein ganzer Stolz. Was er weiss, kann jeder wissen — sein Herz hat er allein. In ihm und nur in ihm erkennt er seinen Gebieter, und sein ganzes Denken und Leben sträubt sich gegen die Hindernisse, die der unbedingten Herrschaft desselben im Wege stehen. Wir können sagen: Die Autonomie des genialen Gemüthslebens ist der Grundgedanke, der Werther bewegt und lenkt, an dem er wie an einer Angel schwebt und sich verblutet. In seinem Herzen findet er die Quellen seines ganzen Schicksales verborgen; aber nur im natürlichen Sinne: den Gedanken an eine Verschuldung dieses Herzens lässt er kaum in sich aufkommen. Liebevoll umfasst er mit ihm eine ganze Welt, mit ihm zaubert er Paradiese um sich her, und durch jede Enttäuschung und Kränkung, die es in seiner Hingebung, in seiner Zartheit und Innigkeit erfährt, nimmt es einen neuen Keim des Todes in sich auf. In der Zuversicht und Freude der Liebe verjüngt es sich; die Hoffnungslosigkeit der Liebe ist sein Grab. So lange es hoffen, glauben und sich hingeben kann, ist es heilige, belebende, schöpferische Kraft; diese Kraft erstirbt mit der Einsicht, dass die Welt nicht nach dem Herzen gebildet ist, mit der Ueberzeugung, dass die Menschen von einer kleinlichen, lieblosen Gesinnung beherrscht werden, mit der Schärfung des Blickes für die allem Irdischen eingeborene zerstörende Gewalt und für die grellen Widersprüche des Daseins. Dieses Herz ist nun auch in seinen glücklichen Tagen eine wildbrandende Meeresfluth, deren Wogenschläge vom Kummer zur Ausschweifung, von süsser Melancholie zu verderblicher Leidenschaft herüber- und hinübergehen; und indem es sich selber zum einzigen Gesetze macht, weist es jede Belehrung, Kritik, Zucht und Selbstbezwingung von sich ab. Werther spricht mit den Wor-

ten: er halte sein Herzchen wie ein krankes Kind, all sein Wille werde ihm gestattet, das eigene Todesurtheil aus. —

Er sucht, wie alle Menschen, wie alle Geschöpfe, das Glück; er verlangt es von dem Leben, von der Vorsehung; aber er hat auch vor dem Eintritte seiner verderblichen Leidenschaft nur schwache Ahnungen, dass wir das Unserige darzuthun müssen, das Glück zu erwerben und festzuhalten, dass es ohne das Aufgebot unseres Willens nicht kommt oder doch nicht bleibt, und dass wir, um glücklich zu sein, die Ruhe und das Gleichgewicht unseres Inneren nach besten Kräften bewahren müssen. Er sagt zwar: „Die Ruhe der Seele ist ein herrlich Ding und die Freude an sich selbst;“ fügt aber sogleich hinzu: „Lieber Freund, wenn nur das Ding nicht eben so zerbrechlich wäre, als es schön und kostbar ist;“ und hiermit bekennt er sich zu jener Passivität, die alles vom Leben erwartet und nichts hineinlegen will, die entgegenstehenden Hindernisse nicht tapfer bekämpft, sondern die Waffen schon vor dem Kampfe streckt. Ein bischen leichteres Blut, sagt er, würde ihn zum glücklichsten Menschen unter der Sonne machen. Die Neigung zu düsteren Stimmungen ist ihm ebenso, wie die Anlage zur excentrischen Freude eingeboren; das melancholische Temperament durchkreuzt sich in ihm mit dem sanguinischen: es wäre seine Aufgabe, diese beiden durch einander im Gleichgewichte zu erhalten, und er begnügt sich damit, ihrem Wechselstreite zuzuschauen. —

Im ersten Briefe erklärt er zwar den Entschluss, nicht mehr das bischen Uebel, das dem Menschen vom Schicksal vorgelegt werde, wiederzukäuen, vielmehr das Gegenwärtige zu geniessen und das Vergangene vergangen sein zu lassen. Und späterhin äussert er in einem Gespräche: hätten wir immer ein offenes Herz, das Gute zu geniessen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, so würden wir auch Kraft genug haben, das Uebel zu ertragen, wenn es kommt. Er bezeichnet die üble Laune als eine Krankheit, gegen die ein Mittel aufgesucht werden müsse, als eine Art von Trägheit, aus der wir uns zu ermannen hätten, ja als ein Laster, weil wir dadurch das Glück anderer Menschen zerstörten. Er findet in ihr einen innern Unmuth über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Missfallen an uns

selbst, das immer mit einem Neide verknüpft sei, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt werde; wir sähen glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machten, und dies fänden wir unerträglich. Er schreibt weiterhin an Albert: Er „scheint wenig üble Laune zu haben, und du weisst, das ist die Sünde, die ich ärger am Menschen hasse als alle andre.“ —

Aber diese Betrachtungen üben auf sein Inneres keinen wesentlichen Einfluss; an eine Umgestaltung desselben ist nicht zu denken; vielmehr sinkt Werther mit der furchtbaren Macht der ihn beherrschenden Liebesleidenschaft und mit der Schärfung seines Blicks für die Nachtseiten des Lebens immer tiefer in die Abgründe der Melancholie.

Er verzweifelt an seiner Kraft und an seinen Gaben; er beschwert sich darüber, dass ihm Selbstvertrauen und Genügsamkeit versagt worden seien. Beide stehen ihm zu Gebote, wenn er sie ergreifen will. Er gewinnt das Selbstvertrauen, wenn er sich in seinen Ansprüchen bescheiden lernt, wenn er das wahre Mass seiner Kräfte durch besonnene Anwendung erprobt. Ihm fehlt die rechte Zuversicht auf seine Leistungsfähigkeit, weil er sich in der Stille über die Mehrzahl der Menschen erhaben dünkt, sich aber keinen entschiedenen Versuch zur That an ihnen und an seinen eigenen Idealen gemessen hat und darum immer wieder in Haltlosigkeit und Verzagtheit zurückfallen muss. —

In ihm zeigt sich bereits jener titanische, über die Grenzen der Menschheit hinaustrebende Drang, der im Faust seinen classischen Ausdruck gefunden hat, der aber in diesem mit einer grössern Männlichkeit auftritt. —

„Dass das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung so ansehe, in welche die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, dass alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen

denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Vorstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.“ Der kühne faustartige Seelensturm, der hier zu brausen anfängt, lässt in Schweigen und träumendem Lächeln die Flügel sinken. Nicht sowohl Bescheidung und Demuth, als trübselige Resignation spricht aus folgenden Worten, denen aber doch die Faustische Sehnsucht nach dem Unendlichen zu Grunde liegt: „Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht da eben die Kräfte, wo er sie am nöthigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt oder im Leide versinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da wieder zu dem stumpfen, kalten Bewusstsein zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?“ An Faust erinnert die pessimistische Weltanschauung, die Werther namentlich durch den tragischen Umschwung seines Inneren aus der hypochondrisch grübelnden Beobachtung der Natur schöpft.

Wir hören in diesem Romane trostlose Worte über das Schicksal der Menschen und aller Creaturen, wir fühlen dadurch Stimmungen nach, die gar keine Frische des Strebens, gar kein Selbstvertrauen, keine Thatkraft und keinen Muth aufkommen lassen, die den Willen mit einer bleiernen Schwere niederzwingen, und das Herz einem düstern Fatalismus überantworten: „Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen. Ja, es wird mir gewiss, Lieber! gewiss und immer gewisser, dass an dem Dasein eines Geschöpfs so wenig gelegen ist, ganz wenig.“ Die stärksten Aussprüche dieser Art knüpfen sich an Werther's Naturbetrachtung.

Er sucht und findet, bevor ihn seine tragische Liebe gefesselt hat, in der Natur sein Lebenselement; sie beruhigt, beglückt, beseligt ihn, sie versetzt ihn geradezu in einem Taumel des Enthusiasmus. „Mein Freund — aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Herrlichkeit dieser

Erscheinungen.“ Er nennt sich den Sohn, den Freund, den Geliebten der Natur.

Seine Liebe zu ihr ist vorwaltend idyllisch. Es ist von jeher seine Art, sich anzubauen, sich an irgend einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuschlagen und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Er hat ein solches Plätzchen auch in Wahlheim gefunden. Es ist nichts, was ihn so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die homerischen Züge patriarchalischen Lebens, die er ohne Affectation auf das seinige übertragen kann. Wie wohl ist's ihm, dass er die simpel, harmlose Wonne „des stilllebenden Menschen zu fühlen vermag.“ —

Aber er bringt auch den erhabenen Erscheinungen und dem weiten, unendlichen Gesammtleben der Natur ein offenes Auge und einen grossen Sinn entgegen, und er hat in seiner ruhigeren Zeit Momente, wo er diese Eindrücke mit reiner Freude und mit frommen Gefühlen, freilich mit einer Anwandlung des Faustischen Titanismus, in sich aufnimmt:

„Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuss betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubs, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft hab ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.“ —

Doch an die kühnen Flügel der Begeisterung, womit er sich aufschwang, heftet sich jene finstergrübelnde Beobachtung, die, unter der Einwirkung seines überfeinen, verwöhnten Herzens, seiner haltlosen Grundsätze und vor allem seiner unglücklichen Leidenschaft immer weiter um sich greift und ihm endlich die schöne, durch seine liebevolle Phantasie verklärte Welt in eine Stätte des Elendes und der Vernichtung umschafft.

„Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen

Grabes. Kannst du sagen: das ist! Da alles vorübergeht? Da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in dem Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird! Da ist kein Augenblick, der nicht Dich verzehrte und die Deinigen um Dich her, kein Augenblick, da Du nicht ein Zerstörer bist, sein musst; der harmloseste Spaziergang kostet tausend, tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fusstritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine Welt in ein schmähliches Grab! Ha! nicht die grosse, seltene Noth der Welt, die Fluthen, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstet, Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."

Werther ist hiermit auf dem Wege, dem religiösen Glauben zu entsagen; er kommt aber auf diesem Gebiete zu keiner Entscheidung: er kann, besonders in den Augenblicken, wo er dem selbstgewählten Tode entgegengeht, den Gedanken Gottes nicht aus seinem Inneren entfernen; er kann ihn aber auch nicht festhalten und mit seinen Ideen und Gefühlen in einen lebendigen Zusammenhang bringen. Er ist im Grunde ein religiöser Zweifler, der aber von unbestimmten Gefühlen hin- und hergezogen wird und der Klarheit des Denkers aus dem Wege geht. Schon oben hörten wir ihn sagen, dass alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens — wobei er gewiss namentlich die Fragen des Glaubens im Auge hat — nur eine träumende Resignation sei, u. s. w.

Er hatte früher eine lebendige Religiösität in seinem Herzen getragen, wie unter anderem aus diesen Worten hervorgeht: „Aber ach! ich fühl's, Gott giebt Regen und Sonnenschein nicht unserm ungestümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren sie so selig? als

weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete und die Wonne, die er über mich ausgoss, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufnahm!“ Es ist die wild aufgeregte Leidenschaftlichkeit seines Gemüthes, wodurch sein beseligendes Verhältniss zu dem Regierer der Welt gestört wird. Aber der Glaube dauerte in ihm fort, wenn auch mehr in der Phantasie und in nachwirkenden Erinnerungen, als im sittlichen Gemüthsleben und in der Klarheit des Denkens. Er bezeichnet Gott als den Vater, den er nicht kenne, der sonst seine ganze Seele gefüllt und nun sein Angesicht von ihm gewendet habe. Er bittet Gott, ihn zu sich zu rufen, nicht länger zu schweigen, und versichert ihn, durch sein Schweigen werde er diese dürstende Seele nicht aufhalten. Er bittet ihn mit sehr herzlichen Worten, ihm nicht zu zürnen, dass er die Wanderschaft abbreche, die er nach seinem Willen länger aushalten sollte. „Mir ist nur wohl wo du bist, und vor deinem Angesichte will ich leiden und geniessen. — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?“ Er glaubt an Wiedersehen wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihm der Gedanke an eine ewige Trennung von der Geliebten unerträglich ist.

Werther's Stellung zum Christenthum ist eine sehr schwankende. Mit bitterem Spotte beklagt er sich über die Frau des neuen Pfarrers, die sich in die Untersuchung des Kanons verliere, Kannikot, Semler und Michaelis gegeneinander abwiege, gar viel an der neumodischen, moralisch kritischen Reformation des Christenthumes arbeite und über Lavater's Schwärmereien die Achseln zucke. Er eifert also für den unmittelbaren, prophetischen Geist der heiligen Schriften gegen den kalten Geist der Untersuchung, der ihren Ursprung und ihre historische Glaubwürdigkeit prüfte, gegen die trocken-verständige Auffassung einer Ideenwelt, die aus der höchsten Begeisterung geflossen ist und nicht ohne diese ergriffen werden kann, gegen die moralisirende Verflachung einer auf die durchgreifende Heilung, Läuterung und Verklärung der Menschennatur gerichteten Lehre. Er verficht den religiösen Genius, ohne im Verhältniss zum positiven Christenthume aus einer unbestimmten Allgemeinheit herauszutreten, die sich in der Versicherung ausdrückt: er verliere überall das,

ovon Jedermann so wenig wisse als er, nicht gern ein Wort. r ehrt die Religion als den Stab manches Ermatteten, als e Erquickung manches Verschmachtenden, bezweifelt aber, ıss sie dies einem jeden, auch ihm sein könne und müsse. der grossen Welt findet er Tausende, denen sie es nicht ar, vermuthet er Tausende, denen sie es nicht sein wird. In :fsinniger Schwärmerei, in romantischer Vermischung ıristlicher und subjectiver Elemente fährt er fort: „Sagt nicht lbst der Sohn Gottes, dass die um ihn sein würden, die ihm :r Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? Tenn mich der Vater für sich behalten will, wie mir mein erz sagt!" Es folgt dann eine grosse, schwungvolle Stelle, e mit den Worten anhebt: „Was ist's anders als Menschenhicksal, sein Mass auszuleiden, seinen Becher auszutrinken?" r hat ein tiefes Gefühl, so zu sagen: eine tiefe Religion ir die Religion anderer Menschen, ohne sie selbst ı besitzen, und vertheidigt solche erquickende Glaubensformen, e er doch eigentlich als Aberglauben betrachtet, mit Wärme.

Zu dieser romantischen Schwebereligion gesellt sich bei m ein unruhiger, willkürlicher Geist des sittlichen Indi- :dualismus und eine gefährliche Casuistik des Her- ›ns, wie namentlich aus der Unterredung hervorgeht, die er it Albert über den Selbstmord führt. —

Albert erklärt eine solche Handlung für thöricht und went sich von dem blossen Gedanken mit Widerwillen ab. Wer- er tadelt die Menschen, die eine Sache gleich als thöricht ler klug, als gut oder böse bezeichnen, und meint, sie würden cht so eilfertig urtheilen, wenn sie die inneren Verhältnisse ner Handlung erforscht hätten, wenn sie mit Bestimmtheit e Ursachen, warum sie geschehen, warum sie mit Nothwen- gkeit geschehen, zu entwickeln vermöchten. Albert entgegnet, werde ihm zugeben, dass gewisse Handlungen, aus welchem ›weggrunde sie auch immer entsprungen seien, lasterhaft blei- :n. Werther räumt dies mit Achselzucken ein, will aber einige usnahmen zugestanden haben. Er legt Beispiele vor, gegen e sich nichts Wesentliches einwenden lässt: er fügt einen usfall auf die bürgerliche Gesetzgebung hinzu: „Unsere Ge- tze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren

und halten ihre Strafe zurück.“ Albert leitet diese Nachsicht aus dem Grunde ab, dass ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreissen, als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger betrachtet werde. Werther eifert gegen die vernünftigen sittlichen Menschen, die ohne Theilnahme den Verirrungen ihrer Brüder zusehen, den Trinker schelten, den Unsinnigen verabscheuen, vorbeigehen wie der Priester, und Gott danken wie der Pharisäer, dass er sie nicht gemacht hat wie einen von diesen. Hier spricht Werther im Ganzen aus einem berechtigten, edeln, echtmenschlichen Gefühle, aus wahrer Bescheidenheit, Demuth und Liebe, die in dem Roman mehrfach einen beredten Ausdruck findet. Um so weniger können wir seinen nachfolgenden Worten beipflichten: „Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, und meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinne, und beides reut mich nicht.“ Er gestattet hier den natürlichen Regungen des Herzens eine unbegrenzte Macht; ja er nimmt selbst die daraus entstehende völlige Unfreiheit in Schutz. Die nothwendige Läuterung des natürlichen Menschen, die Pflicht der Selbstbezwingung lässt er ganz und gar ausser Acht. Gefährlich ist die Stütze, die er für seine Denkungsart an einem halbwahren Grunde findet:

„Denn ich habe in meinem Masse begreifen lernen, wie man alle ausserordentlichen Menschen, die etwas Grosses, etwas Unmöglichscheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien müsste.“ Der Gedanke, dass grosse Wirkungen nicht ohne mächtige Leidenschaft zu Stande kommen, dass mit genialen Naturen das unbeschränkte Walten einer gewissen *μανία* verbunden, dass dieselben einem besonderen Gesetze unterworfen seien, liegt hier sehr nahe. Werther greift übrigens jene Gesinnung, die auch im gemeinen Leben eine halbwegs freie, edle, unerwartete That für Trunkenheit und Wahnsinn erklärt, mit gerechter Entrüstung an; der gefühllosen Nüchternheit darf eine begeisterte Seele gelegentlich einen Peitschenhieb versetzen.

Das Gespräch wendet sich insbesondere wieder dem Selbstmorde zu.

Werther sagt, nachdem er die Bemerkung Albert's: der Selbstmord sei nicht mit grossen Handlungen zu vergleichen,

sondern nur für eine Schwäche zu halten, abgelehnt hat: „Die menschliche Natur . . . hat ihre Grenzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad vertragen, und geht zu Grunde, sobald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Mass seines Leidens ausdauern kann? es mag nun moralisch oder physikalisch sein, und ich finde es ebenso wunderbar, zu sagen, der Mensch ist feig, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt . . . Sieh den Menschen in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zu Grunde richtet. Vergebens, dass der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand des Unglücklichen übersieht, vergebens, dass er ihm zuredet! Eben als wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das Geringste einflössen kann . . . Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muss sterben . . . Der Mensch ist Mensch, und das bischen Verstand, das einer haben mag, kommt nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet und die Grenzen der Menschheit einen drängen."

Dass der Selbstmord zur Nothwendigkeit werden könne, wird hier nicht einfach als möglich, selbst als wahrscheinlich gesetzt, sondern mit eindringlicher feuriger Beredsamkeit hervorgehoben. Solche Fälle werden nicht als Ausnahmezustände im Gebiete der sittlichen Freiheit beklagt, sondern ganz in der Ordnung gefunden und mit den natürlichen Vorgängen der Krankheit zusammengestellt. Die Nöthigung zu einer That, gegen die eben so wohl unser Naturgefühl, als unser Gewissen Einspruch erhebt, wird nicht etwa in realen, von aussen herantretenden Leiden, wie in einer schrecklichen, unerträglichen Krankheit, in der Armuth und ihrem Gefolge von Sorgen und Hunger, in tödtlicher Ehrenverletzung, die nach menschlicher Einsicht nicht mehr gut zu machen ist, in der Verzweiflung bösen Gewissens, kurz in allen den Fällen nicht gesucht, wo

das Urtheil jedes fühlenden Menschen sich vor der Anklage gegen den Selbstmörder scheut und ihn nur mit den Regungen des Mitleidens betrachtet, sondern in den Fällen, wo die Leidenschaft nicht zu ihrem Ziele gelangt, wo der Mensch das erwünschte Mass von Glück nicht erreicht, wohl aber die Kraft in sich finden könnte, solches zu entbehren oder seinen Verlust zu verschmerzen. Dies gilt namentlich von der Leidenschaft, die Werther unglücklich macht. Es liegt im Bereiche der Möglichkeit, er kann von Lotte, von ihrem Bilde sich losreissen und sein Glück in einer anderen Liebe finden; und selbst wenn er es da nicht finden sollte, wäre ihm noch nicht jede Quelle des Glückes verschlossen. Am wenigsten darf ein Mann es zum Wahnsinn aus Liebe kommen lassen; und wenn ihn ein solcher bis zu dem Grade bewältigt, dass er sein Leben von sich wirft, verdient er nicht unsere Bewunderung, sondern erregt unsern Widerwillen. Indem der Dichter einem nach dieser Seite kranken Zeitalter und einer unreifen Jugend gegenüber Bewunderung und keinen Widerwillen ausdrückte, musste er durch seine Darstellung schaden.

Fragen wir nun, wie sich Werther mit der so eben beleuchteten Gesinnung zum Leben und zu den Menschen verhalte, so heben wir vor allem die Zartheit und Innigkeit seines liebevollen Gemüthes, die Tiefe seines Mitgefühls heraus. Seine Herzensgüte erkennen wir namentlich an der Liebe, die er den geringen Leuten und besonders den Kindern entgegenbringt und ebenso in denselben erregt. Unschuld, Naivität und Anspruchslosigkeit bezaubern ihn. Wenn seine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfes, das in glücklicher Gelassenheit so den engen Kreis seines Daseins ausgeht, von einem Tage zum andern sich durchficht, die Blätter abfallen sieht und dabei nichts denkt, als dass der Winter kommt. Wie schön sagt er von den Kindern: „Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich so zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne alle die Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Muthwillen allen künftigen Humor und

die Leichtigkeit, über alle Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhole ich die goldnen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun, mein Bester, sie, die unsers Gleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie sollen keinen Willen haben!" u. s. w. Er meint an einer andern Stelle:

„Wir sollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns im freundlichen Wahn so hintaumeln lässt." Ein echt Wertherischer Ausspruch!

Seine Urtheile über die ihn umgebende Gesellschaft lauten im Anfange ziemlich milde. Er findet, dass Missverständnisse und Trägheit vielleicht mehr Irrungen herbeiführen, als List und Bosheit, wenigstens, dass die beiden letzteren gewiss seltener vorkommen. Es mögen ihn der Menschen so viele und hängen sich an ihn, und immer thut es ihm wehe, dass er nur so eine kleine Strecke mit ihnen geht. Er bemerkt in seinem neuen Wohnorte, wie überall, dass die meisten hauptsächlich auf die Erhaltung ihrer Existenz bedacht sind und die geringe, ihnen übrig gelassene Freiheit nicht vertragen können. Er findet diese Menschen recht gut, beklagt sich aber, dass er viele in ihm ruhende Kräfte sorgfältig vor ihnen verbergen muss. „Missverstanden zu werden ist das Schicksal von unser einem. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht," sagt er später. Und noch später bricht sein Herz mit einer titanischen Verzweiflung in die Worte aus: „Ich möchte mir oft die Brust zerreissen und das Gehirn einstossen, dass man einander so wenig sein kann. Ach, die Liebe und Freude und Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andre nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir steht." Um so höher schätzt er das Glück, eine grosse Seele zu finden, die sich gegen ihn öffnet. Vor einem Briefe des Ministers kniet er nieder und betet den hohen, edeln, weisen Sinn desselben an.

Im Ganzen trägt er aber späterhin das Bild der Gesell-

schaft mit unauslöschlichen Farben auf und spart nicht die stärksten Worte, um seine Verachtung, seinen Widerwillen, seine Empörung auszudrücken. „Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man ist, andre nach sich zu berechnen. Und weil ich so viel mit mir selbst zu thun habe, und dieses Herz und Sinn so stürmisch ist — ach, ich lasse gerne die andern ihres Pfads gehen, wenn sie mich nur auch könnten gehen lassen.“ Aber das können sie nicht, und er kann sich ihnen gegenüber nicht gleichgiltig verhalten. Die Welt regt ihn, und er regt die Welt immer aufs neue zum Widerspruche auf. Mit dem Ideale der Menschlichkeit im Herzen kann er die Wirklichkeit nicht ertragen; er bäumt sich dagegen auf; aber er zerstört mit seinem Ingrimme nur sich selbst, da er nach zwei Dingen nichts fragt: einmal aus der inneren Aufregung zur That überzugehen und die Menschen und Verhältnisse, soweit seine Kräfte reichen, zu bessern, und sodann — was die Hauptsache wäre — die bessernde Hand an sich selber zu legen. Da er an beides nicht denkt, muss er in sich selbst verkohlen und verglimmen.

Die Ausbrüche seines Zornes sind für die Zustände der damaligen Gesellschaft und für den Sinn und Geist der Sturm- und Drangperiode charakteristisch: „Darüber hätte ich ihn gern ausgeprügelt, denn weiter ist mit den Kerls nicht zu raisonnieren. Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garstigen Volke, das sich hier nebeneinander sieht! Die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur wachen und aufpassen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Röckchen. Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen! Wenn Sie mich sehen, meine Beste, in dem Schwall von Zerstreuung! wie ausgetrocknet meine Sinne werden; nicht Einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht eine selige thränenreiche Stunde! nichts! nichts! ich stehe wie vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir heranrücken und frage mich oft, ob's nicht optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr ich werde gespielt

wie eine Marionette und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudere zurück.“ Dass die ihm theueren Nussbäume eines Pfarrhofes abgehauen worden sind, macht ihn wüthend: „Man möchte sich dem Teufel ergeben, Wilhelm, über all die Hunde, die Gott auf Erden duldet, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was drauf noch was werth ist. Abgehauen! Ich möchte rasend werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran that. Ich, der ich könnte mich vertrauern, wo so ein paar Bäume in meinem Hofe stünden und einer davon stürbe vor Alter ab, ich müsste so zusehn. Lieber Schatz, eines ist doch dabei! Was Menschengefühl ist! Das ganze Dorf murrt.“ Er findet einen Trost in dem gesunden Gefühl des Volkes wie ihn denn sein Zutrauen, seine Liebe zu den Armen, Geringen und Gedrückten besonders ehrt.

Ein thätiges Miteingreifen in die Entwicklung der Gesellschaft und des Staates wäre vorzüglich dazu geeignet, das Misstrauen, die Abneigung, den Hass, den er gegen die bestehenden Verhältnisse und gegen den in seiner Umgebung herrschenden Geist hegt, zu mildern und überhaupt seine innere Unruhe zu besänftigen. Aber sein Unglück ist ein geschäftiger Müssiggang, zu dem er von vornherein hinneigt und der begreiflicher Weise durch seine unglückliche Leidenschaft genährt wird. Er schreibt: „Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, sagst Du: das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch activ? und ist im Grund nicht einerlei, ob ich Erbsen zähle oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Kerl, der um anderer willen, ohne dass es seine eigene Leidenschaft ist, sich um Geld oder Ehre oder sonst was arbeitet, ist immer ein Thor.“ Er nennt es selber ein Unglück, dass alle seine thätigen Kräfte zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt sind, dass er weder müssig sein, noch etwas thun kann, dass er keinen Sinn für die Natur mehr hat und dass ihn die Bücher „anspeien“. „Wenn wir uns selbst fehlen,“ setzt er hinzu, „fehlt uns doch alles“. Da er sich selbst verloren hat, warum sucht er sich nicht wieder; warum sucht er sich nicht da, wo er sich zu allererst wiederfinden und

seiner zerstörenden Leidenschaft, wenigstens zeitweise, vergessen könnte: in den Lehren der Wissenschaft, in der verständigen Betrachtung des Lebens, in der Einwirkung auf Andere, in der Vollbringung eines redlichen Tagewerks? Er lässt vielmehr Tage, Wochen, Monate in einem jämmerlichen Nichtsthun verlaufen, nährt als Geistesaristokrat den Geier, der an seiner Leber frisst, und — die Anderen mögen sich hinterm Pult, in der Werkstatt, auf dem Felde für ihn abschwitzen! Dass er sich nicht gerne subordiniert, ist unter den obwaltenden Verhältnissen sehr begreiflich; aber wer hätte nicht, wenn er sich an den Aufgaben der Gesellschaft betheiligen will, mit Quälereien zu kämpfen; und wie mancher Ehrenmann muss in der Pflichterfüllung solche ertragen? Nachdem Werther sich endlich dazu verstanden hat, eine Stelle bei der Gesandtschaft anzunehmen, erscheint es ihm als das Beste, „dass es zu thun genug giebt.“ Aber der viele Verdruss, den ihm der Gesandte macht, verekelt ihm seinen Berufskreis sehr bald. „Und daran seid ihr alle Schuld, die ihr mich in das Joch geschwatzt und mir so viel von Activität vorgesungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln steckt und in die Stadt reitet, sein Korn zu verkaufen, als ich, so will ich zehn Jahre noch mich auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeschmiedet bin.“

Dass es ihm ursprünglich an dem Drange zur That nicht fehlt, erkennen wir aus dem, was er von den Ermahnungen des wohlwollenden Ministers berichtet: „Wie er meine allzugrosse Empfindlichkeit zurecht weist, wie er meine überspannten Ideen von Wirksamkeit, von Einfluss auf andre, von Durchdringen in Geschäften als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, sie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten sucht, wo sie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können.“ Die nämliche Unerschrockenheit, womit er denselben Minister dem Gesandten gegenüber vertheidigt, kann ihm nur zum Ruhme gereichen. Dass ihn die oben erwähnte schwere Kränkung bestimmt, seine Demission zu nehmen und und die Stätte seiner bisherigen Wirksamkeit zu verlassen, ist ganz und gar in der Ordnung. Aber dass er sich nach keinem anderen Berufe umsieht, ist eine

Schuld gegen sich selbst, die sich auch bald genug an ihm rächt. —

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, eine möglichst vollständige Musterung der über Goethe's genialen Roman erschienenen Kritiken in der Art zu halten, wie es Düntzer mit grosser Sorgfalt, wenn auch nicht immer in Uebereinstimmung mit unseren Ansichten in dem „Studium zu Goethe's Werken" gethan hat. Indem wir auf diese verdienstvolle Schrift hinweisen, achten wir besonders auf die Stimmen, die sich mit der ethischen und pädagogischen Bedeutung des Werther beschäftigen: denn um diesen Punkt drehen sich hauptsächlich die durch das Buch erregten literarischen Kämpfe.

Die von Düntzer erwähnte, schon am 26. October veröffentlichte Anzeige des Hamburger Correspondenten spricht sich auch nach dieser Seite anerkennend aus. Boje erklärte in einem Briefe an Merck vom 10. April 1775 die im vorjährigen Wandsbecker Boten erschienene Anzeige für die einzig gute: sie ist treffend, aber unbedeutend. Sie beklagt Werther's Schwäche und erinnert daran, dass es Tugend giebt, „die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört."

Lessing's berühmter Brief an Eschenburg vom 26. October 1774 beweist den Strömungen der Zeit gegenüber eine hohe Selbständigkeit: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goetheschen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere das Vergnügen je eher je lieber geniessen können. Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, dass es noch eine kleine kalte Schlussrede haben müsste? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, dass der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unser J*** völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müsste ich ihn fast — verachten."

Lessing hat vom sittlichen Standpunkte im Wesentlichen Recht, vergisst aber, dass in einem Künstwerke das der wilden Natürlichkeit zu bietende Gegengewicht in der Form abstracter Reflexion nicht anzuheften ist, sondern als reinigendes Element in der unmittelbaren Darstellung selbst walten, diese als ein freier Lebenshauch des Geistes durchwehen soll. Die kalte Schlussrede ist Sache der Kritik, die einem so genialen und mit allem Zauber der Form ausgestatteten Werke gegenüber sich vor blinder Bewunderung ganz besonders in Acht zu nehmen hat.

Lessing verirrt sich in seinem Eifer, wenn er fortfährt: „Glauben Sie wohl, dass je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiss nicht. Die wussten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche kleingrosse, verächtlich schätzbare Originale hervor zu bringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniss so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiss."

Der grosse Kritiker macht hier nicht eben sein geschichtsphilosophisches und psychologisches Meisterstück: seine Behauptung über die alten Griechen hat Düntzer bereits widerlegt; die schwärmerische Steigerung der Liebesgefühle ist von dem Christenthume nicht entfernt abzuleiten; die Zurückführung der Liebe auf ein blosses körperliches Bedürfniss ist widerlich und erinnert an jene Kantsche Definition der Ehe, über die Hegel mit Recht aufgebracht ist. Dagegen ist Lessing nicht zu tadeln, wenn er dem Extreme der Schwärmerei ein Extrem der Nüchternheit entgegenstellt in den Worten: „Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!"

Mit Uebergehung von Wieland's sehr anerkennender, dabei unbedeutender Recension im Decemberhefte des Deutschen Merkur und von Heinse's enthusiastischen Worten über das Buch im Decemberhefte der Isis vom J. 1774 fassen wir den Beurtheiler desselben ins Auge, der unter allen das grösste Aufsehen erregte, nämlich Nicolai. So kleinlich die literarische

Fehde, zu der sein geschmackloser Anti-Werther Veranlassung gab, im Einzelnen sich ausnimmt, erregt sie doch durch die Lebendigkeit, mit der sie uns in jene Zeit, in die Gesinnung und das Auftreten ihrer Stimmführer versetzt, noch heute unser Interesse.

Nicolai verfasste auf Moses Mendelssohn's Zureden in dritthalb Tagen ein Schriftchen, das er im J. 1776 unter dem Titel: „Freuden des jungen Werther's, Leiden und Freuden Werther's des Mannes. Vorn- und zuletzt ein Gespräch.“ anonym herausgab. Da es zu den antiquarischen Seltenheiten gehört, wollen wir einen Auszug daraus mittheilen.

In dem Gespräche mit Hans, einem Jünglinge, zeigt sich Martin, ein Mann, gegen die Schönheit und Grösse des Romans nicht unempfindlich; er bewundert nicht allein den Dichter, sondern auch den „feurigen, edlen“ Charakter des Werther, den er für Goethe's Meisterstück erklärt; aber er kann es nicht schweigend anhören, wenn der verblendete junge Mensch den Helden des Romans als Muster für sein Leben betrachtet. Hans sagt: „Wenn Du denn Werthern liebst, siehst nicht, wie guts wär', wir wären alle so wie Werther, unserer Kräfte uns bewusst, und brauchten unsere Kräfte so weit's gienge, und keiner liesse sich durch Gesetz und Wohlstand modeln.“ Gegen die Antwort, die Martin hierauf giebt, wird kein vernünftiger Mensch etwas einwenden. Martin hält der verkehrten jüngeren Generation eine derbe Strafpredigt, die wir um ihrer unbeholfenen Form willen nicht bespötteln dürfen. Wir erfahren durch dieselbe, dass es damals, wie auch in späteren Zeiten, ohnmächtige Titanen, Weltverbesserer auf dem Papier und im Wirthshause genug gab, die zwar mit ihrem renommirenden Geschwätze mehr sich selbst, als der Welt schadeten, die aber vor ihren Verirrungen zu warnen, das Recht und die Pflicht eines menschenfreundlichen Schriftstellers war. „Dass ihr Springinsfelde Werther würdet,“ fügt der bezopfte, aber wohlmeinende Redner hinzu, „damit hat's nicht Noth, dazu habt ihr's Zeug nicht. Aber wohl könnt ein guter Werther von weitem sehen, wohin's führen muss, wenn einer auch beim besten Kopf und beim edelsten Herzen immer einzeln für sich sein, immer Kräfte anstrengen, und immer dabei ausserm Gleise ziehen will. Wenn

dabei Kraft und Stetigkeit in der Seel' ist, (ist die aber nicht, so ist's eitel lächerlich) und ein Unglück stemmt sich dawider, wo will da Trost oder Entschluss herkommen," u. s. w. Er stellt es, wenn auch mit einer leisen Regung des Zweifels, die dem Eindrucke des Romans gegenüber sehr begreiflich ist, in Abrede, dass Goethe durch denselben jene mass- und fessellose Richtung habe begünstigen wollen.

Hans bewundert den von Werther verübten Selbstmord. Dagegen macht ihm der Andere besonnene Vorstellungen. Der Bemerkung des Jünglings, mit Werther habe es nothwendig so kommen müssen, setzt Martin Einwände entgegen, die wir unterschreiben: „Versteh mich, wenn Du Werthern betrachtest, wie den Thon in der Hand des Töpfers, wie einen Charakter in der Hand des Dichters, so musst's kommen. Der Autor hat freilich, mit seltener Kenntniss, alle Züge dieses schwärmerischen Charakters so zusammengesetzt, mit bewundernswürdiger Feinheit, alle Begebenheiten, auch die kleinsten, so eingeleitet, dass die schreckliche Katastrophe natürlich erfolgt, die uns das herbe Ach! auspressen soll. Stellst Du Dir aber Werthern vor als einen Menschen, der in der Gesellschaft lebt, so hatt' er unrecht, dass er einzeln sein, und die Menschen um sich, als Fremde ansehen wollte. Er hatte, seit er an der Mutter Brust lag, die Wohlthaten der Gesellschaft genossen, er war ihr dagegen Pflichten schuldig. Sich ihnen entziehen war Undank und Laster, sie ausüben, würde Tugend und Beruhigung gewesen sein. Selbst, nachdem er schon die hoffnungslosen Todesbriefe geschrieben hatte, selbst da noch, hätt' er gedacht, dass er noch, Sohn, Bürger, Vater, Hausvater, Freund, sein könnte, sein müsste, so konnte noch Trost und Zufriedenheit, von vielen Seiten her, auf seine bedrängte Seele fliessen, wenn er nicht mit einem Stosse die Thür zuwarf." Im Eingange dieser Stelle spricht sich Nicolai mit Anerkennung über die künstlerischen Vorzüge des Romans aus.

Die „Freuden des jungen Werther" sind freilich in ästhetischer Beziehung ein nichtiges Machwerk und karikieren, als poetische Erfindung sich selbst, sind aber wohlgemeint und ohne alle Feindseligkeit gegen den Dichter.

Werther macht Lotten, die noch unverheirathet ist, in der

Abwesenheit ihres Bräutigames den letzten Besuch. Am folgenden Tage kehrt Albert zurück. Er hat von dem Besuche gehört, und auf seine Frage gesteht Lotte aufrichtig wie ein edles deutsches Mädchen, den ganzen Vorgang des gestrigen Abends, wie ihn Goethe in der Redaction des Romans schildert. Nachdem der Bräutigam ihr in ziemlich milden Worten über ihr Benehmen gegen Werther den Text gelesen hat, erklärt er ihr, nach reiflicher Ueberlegung gebe er alle Ansprüche auf sie auf; er wolle eine zärtliche wechselseitige Liebe nicht stören, sie Beide und sich selbst nicht unglücklich machen; er wolle aber ihr Freund bleiben, er und Lotte wollten wegen der Sache an ihren Vater schreiben; Werther aber solle nichts erfahren, bis Lotte Antwort erhalten habe. Sie nimmt diesen Vorschlag dankbar an und geht in ihr Zimmer, um zu schreiben. Werther setzt eine der von Albert geliehenen Pistolen vor den Kopf, drückt los und fällt zu Boden. Albert findet ihn auf dem Bette liegend, das Gesicht und das Kleid blutig, aber natürlich noch am Leben: denn Albert hat die Pistolen nur mit einer Blase voll Hühnerblut geladen. Werther und Lotte werden Mann und Frau, leben glücklich und sind zehen Monate nach ihrer Verheirathung Eltern eines Sohnes.

Die „Leiden Werther's des Mannes“ gehen dem Helden des Romans mit starken Ausdrücken und nicht ohne Malice zu Leibe, und malen in schonungslosem Realismus das eheliche Leben der beiden Liebenden aus. Der Gedanke, dass die Leidenschaft der Liebe, — die freilich nach unsern Begriffen zum Glücke der Ehe nicht fehlen darf, — gerade bei der grossen Ueberschwänglichkeit, mit der sie im Werther auftritt, keineswegs eine sichere Bürgschaft für dieses Glück leiste, dass vielmehr nirgends grössere Enttäuschungen vorkommen, als in der Ehe, zieht sich durch Nicolai's prosaische Erfindung und Darstellung hindurch; es ist eine *herbe Dialektik*, der die titanische Leidenschaft des Goethe'schen Helden unterworfen wird. In dieser und der nachfolgenden Erzählung will Nicolai daran erinnern, dass nicht allein von der Leidenschaft, sondern auch von den Verhältnissen und namentlich von den Charakteren der Vermählten das Glück der Ehe abhänge. Er hat einen warmen Sinn für die *Poesie der Ehe*, die aber viel schwerer

zu erreichen und zu befestigen ist, als die Poesie der sehnsuchtsvollen Liebe, und deshalb eine Kunst der Lebensführung, nicht selten eine schwere Kunst, voraussetzt.

Also die „Leiden Werther's des Mannes“: Die Geburt des Knaben „war sehr beschwerlich gewesen, liess empfindliche Nachwehen nach sich, die Lotten an den Rand des Grabes brachten. Werther war für Schmerz ausser sich. Dies war aber nicht der selbstsüchtige Schmerz eines Menschen, der sich vernichten will, weil er unmögliches wünscht, und nicht erlangen kann, es war der gesellige Schmerz, der Mitleid zum Grunde hat, der Trost geben und empfangen will.“ Lotte war zu schwach, ihr Kind selbst zu stillen: also ward eine Amme geholt. Diese steckte mit ihren verdorbenen Säften das Kind und durch das Kind die Mutter an. Lotte wurde mit Mühe dem Tode entrissen; aber das Kind war nicht zu retten. Werther verarmte und war froh, dass ihm Albert eine Stelle verschaffte und ihm Anleitung für dieselbe gab. „Nun galts, dass er sich nach andern bequemte, andere nicht nach ihm. Auch fand er bewährt, was er schon wusste, dass zum Lavieren Kraft gehöre wie zum Segeln und dass man oft weiter käm'. Auch sah er, was er sonst nicht wusste, dass mehr Stärke des Geistes dazu gehöre, bürgerliche unvermeidliche Verhältnisse zu ertragen, als wenn tobende endlose Leidenschaft ruft ein jähen Berg (ohn' Absicht) klettern, durch einen unwegsamen Wald, einen Pfad (der zu nichts führt,) durcharbeiten, durch Dorn und Hecken. Doch thats weh, dem, der mit belebender Kraft Welten um sich schaffen möchte, dass er finden sollt', er sei ein Geschöpf. Dies schnitt ins Herz, und machte gute Laune seltner.“ Er liess in den Aufmerksamkeiten gegen seine Frau nach und erregte deren Unwillen. Aus Rache nahm sie die Huldigungen eines Laffen an, den Nicolai beiläufig gar nicht übel charakterisirt. Endlich trennten sich die Gatten und Lotte zog zu ihrem Vater. Die beiden Liebenden waren nun trostlos; ihre Liebe dauerte fort, aber der Eigensinn hielt sie auseinander.

Kurz nach dieser Trennung — so wird in den „Freuden Werther's des Mannes“ forterzählt — kehrt Albert von einer langen Geschäftsreise zurück. Werther klagt bei ihm in wilder Aufregung über die Falschheit seines Weibes, erhält aber eine

tüchtige Lection. Nur wieder fein mit dem Kopf durch die Wand, Werther! Als wenns nicht von Dir selbst käme! Bist'n Thor, Werther, und hast die arme Lotte auch bethört." Sie war ein gutes Landmädchen, lustig, fromm und häuslich. „Da liebt ich's Mädchen, und wollt sie haben, denn solche Frau braucht' ich. Drauf kamst Du, und stimmtest die Weise viel' Töne höher." Da sollt's lauter innige Empfindung sein, lauter starke Anspannung, keine Einschränkung, keine Ueberlegung, wir hielten's Herzchen wie ein krankes Kind, gestatteten ihm all' seinen Willen, lebten immer in der Zukunft," u. s. w. „Dies verschluckte das weibliche zärtliche Geschöpf begierig, und hielt sich am glücklichsten, wenns im freundlichen Wahne so hintaumeln konnte. Ja wohl, guter Werther, wär' der Wahn besser als die Wahrheit, wenn er nur nicht aufhören müsste .... Hohe überschweifende Erfindung, lieber Werther, steht gut im Gedicht, aber macht schlechte Haushaltung. Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müsst ihr menschlich lieben, berechnet euer Vermögen zu lieben, und haltet die güldne Mittelstrasse, sonst wenn ihr's Mädchen gierig macht, so wird sie mitten im Genusse darben! Wer hätte Dir das vor zwei Jahren sagen dürfen, und doch ists itzt nicht anders." Nicolai geht hier freilich in das Extrem des gesunden, um nicht zu sagen: gemeinen Menschenverstandes und der Lebenspraxis über, hat aber im Kerne seiner Gedanken recht und es ist gewiss nicht unnatürlich, wenn die grenzenlose Ueberschwänglichkeit eines Romanhelden den Gegensatz einer allzu grossen Nüchternheit hervorruft. Die häufigen Citate, die Nicolai moralisierend und parodierend aus dem Goethe'schen Romane einflicht, sind gegen Werther, aber keineswegs gegen den Verfasser desselben gerichtet.

Albert reist zu Lotte und hält auch ihr, wenngleich in gelinderen Worten, eine Strafpredigt. Es gelingt ihm, die Gatten mit einander zu versöhnen. Albert erhält hier dem aristokratischen Hochmuthe gegenüber, womit Werther im Romane auf ihn als einen Alltagsmenschen herniedersieht, seine Rechtfertigung. „Itzt, durch kleine Uebereilungen vorsichtiger gemacht, genossen „Werther und Lotte," in reichem Masse die Vergnügungen des häuslichen Lebens, die sich so tief

empfinden, und so wenig beschreiben lassen. Wechselseitige Liebe und Zutrauen beseligte sie. . . . Er wartete seine Geschäfte ab, sie erzog ihre Kinder, und so floss ihr Leben wie ein stiller Bach dahin . . . Durch Fleiss und Sparsamkeit wurden sie nach etwa sechszehn Jahren wohlhabend." Er lebt noch, „glücklich und vergnügt mit Lotten und seinen acht Kindern. Erfahrung und kalte gelassene Ueberlegung hat ihn gelehrt, ferner nicht das bischen Uebel, das das Schicksal ihm vorlegte, zu wiederkäuen, dagegen aber die Wonne, die Gott über ihn ausgoss, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufzunehmen. Nachdenken über die Wege der Vorsehung, die kein blindes Schicksal, sondern Güte und Gerechtigkeit sind, hat seine ausgetrocknete Sinne wieder heiter gemacht, die überspannten Nerven abgespannt, ihm die Fülle des Herzens zurück gegeben, die er vormals genoss." Er kann wieder in dem Anschauen der Natur schwelgen und sich daran erheben. „Und was noch mehr, er geht nicht darüber zu Grunde, erliegt nicht unter der Herrlichkeit dieser Erscheinungen, denn Lotte und seine acht Kinder, die besten Gaben die ihm Gott gegeben, liegen neben ihm und fühlen gesellig, was er fühlt."

Goethe mag mit der Philisterhaftigkeit dieses Buches ein tiefes Mitleiden gehabt haben; Nicolai war deshalb nicht im Unrechte. Indem er die Charakterschilderung des Werther aus dem ästhetischen Gesichtspunkte warm genug anerkennt, hält er dieselbe in ethischer Beziehung für gefährlich und verwerflich. Er verkennt das Echtmenschliche und Edle in Werther's Gemüth und Lebensanschauung nicht; er macht sogar einen, freilich sehr schwachen Versuch, diesen Kern von seiner krankhaften Umhüllung zu befreien. Aber er giebt, wenn auch nur in plumpen Worten, zu erkennen, dass die Art, wie Goethe die Verirrungen seines Werther schildert, eine bewundernde, beschönigende ist, dass der Dichter nicht mit der Freiheit des sittlichen Gefühles diesen Romanhelden aufgefasst und dargestellt hat, dass hier, um unseren obigen Ausspruch zu wiederholen, ganz und gar die aristotelische Katharsis fehlt. Dass ein solches Buch, ganz besonders in dem Zeitalter, dem es entsprang, nachtheilige Wirkungen anrichten könne, war gewiss keine unbegründete Furcht, und es war keineswegs ein eng-

herziges Unternehmen, zur Abwehr des Uebels, wenn auch mit schwachen literarischen Kräften, Vorkehrungen zu treffen. Niemand kann aber dem Kritiker das Recht abstreiten, bei der Prüfung eines in die Oeffentlichkeit getretenen Werkes neben dem ästhetischen auch den sittlichen und nationalpädagogischen Massstab anzulegen. Es ist vielmehr seine Pflicht, auch in dieser Beziehung das Gold von den Schlacken zu säubern, die Nachtheile, die aus bedenklichen Werken des Genies entspringen, möglichst zu entkräften oder in heilsame Wirkungen umzuwandeln. Wenn hierzu Nicolai einen Beitrag geliefert hat, so ist er von der Nachwelt zu ehren. Unlautere Absichten kann ich in seiner Beleuchtung des Werther nicht entdecken, ebenso wenig für Goethe einen triftigen Grund, sich dadurch beleidigt zu fühlen.* Dass er in gewissen ihn damals beseelenden Lieblingsideen von einem Ausnahmezustande des Genies durch Nicolai unfreundlich berührt wurde, ist wahr, aber es ist gut, wenn von Zeit zu Zeit einer dem Genie in Erinnerung bringt, dass wir vor dem sittlichen Gesetze, wie vor dem echten bürgerlichen, gleich sind, dass in sittlichen Dingen niemand anders als mit dem Titel „Bürger“ anzureden ist.

---

* Die sittliche Strenge und Fürsorge, womit Nicolai die Wirkungen des Goethe'schen Romanes auf die Volksbildung erwog, steht übrigens im Widerspruch mit dem Leichtsinne oder der Verblendung, die ihn bestimmte, im J. 1778 eine Uebersetzung von John Bunkle's Leben zu verlegen und anzupreisen, das, nach der eingehenden und unbarmherzigen Analyse Wieland's im Deutschen Merkur zu urtheilen, sowohl in ästhetischer als in sittlicher Beziehung ein niederträchtiges Machwerk ist. Wir vermuthen, dass der vielbeschäftigte Autor und Buchhändler sich nicht die Zeit nahm, den Gehalt dieser Schrift, die in England viele Leser und im Monthly Review vom Juli 1766 eine glänzende Anerkennung gefunden hatte, zu prüfen und dass er durch den theologischen Liberalismus derselben für sie eingenommen wurde. Financielle Speculation war jedenfalls mitbestimmend. Wir trauen übrigens kaum unseren Augen, wenn wir sehen, dass sich Nicolai in einem Briefe an Höpfner vom 22. December 1778 auf die von Herder, Moses Mendelssohn und Lessing über das Buch ausgesprochenen beifälligen Urtheile berufen konnte. Die Sache verdient wohl genauer untersucht zu werden. Wie das Resultat ausfallen möge, können durch die Schuld Nicolai's die sittlichen Bedenken, die er gegen den Goethe'schen Roman erhob, nicht entkräftet werden, sowie die Motive, die ihn zur Abfassung seiner Freuden Werther's bewogen, hierdurch unverdächtigt bleiben.

Im Märzhefte des deutschen Merkur 1775 sagte Wieland: Die wahre Absicht jenes Schriftchens könne ebensowenig gewesen sein, die Leiden des jungen Werther lächerlich zu machen, als einen Anti-Werther darzustellen, der, als Werk des Genie's und Kunst betrachtet, jenem den Vorzug streitig mache. Nicolai habe, wenn sich nicht alle, die ganz unparteiisch von der Sache urtheilten, betrogen hätten, dem Publikum bloss ein kleines Digestionspülverchen geben wollen, um den Folgen der Unverdaulichkeit zuvorzukommen, die sich manche Hänse und Hänsinnen durch allzu gieriges Verschlingen der Goethe'schen Werke zugezogen haben möchten; — eine Vorsorge, wofür ihm, wie der Recensent von allen Orten, Berlin ausgenommen, höre, viele vernünftige Leute Dank wüssten. Nicolai's Schriftchen sei vielmehr eine Satire auf eine gewisse Art von Lesern, als auf das mit Recht allgemein bewunderte Dichterwerk. Dieses an sich unbedeutende Urtheil des vielschreibenden Dichters musste durch den gereizten Ton, worin er sich über Nicolai und dessen allgemeine Bibliothek aussprach, im Lichte der Parteilosigkeit erscheinen und stimmt auch mit Wieland's bekannter Abneigung gegen Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit vollkommen überein.

An demselben Abende, wo Goethe die „Freuden Werther's" erhielt, dichtete er die Arie in Erwin und Elmire: „Ein Schauspiel für Götter", u. s. w. Der Philosoph Jacobi, der dies am 22. März 1775 berichtet, fügt die Bemerkung hinzu, es sei nicht zu sagen, wie wenig empfindlich der Dichter über Kritik sei. Dem widerspricht aber ein Brief Goethe's vom 6. März an die Gräfin Auguste von Stolberg, worin es heisst: „Ich bin das Ausgraben und Secieren meines armen Werther's so satt. Wo ich in eine Stube trete, find' ich das Berliner Hundezeug; der eine schilt darauf, der andre lobt's, der dritte sagt, es gehe doch an; und so hetzt mich einer, wie der andere." Nach seiner Mittheilung in Dichtung und Wahrheit schrieb er „zur stillen und unverfänglichen Rache" ein Spottgedicht, Nicolai auf Werther's Grabe, und einen prosaischen Dialog zwischen Lotte und Werther. Das ganz unbedeutende, ordinäre Spottgedicht findet man in „Goethe's Gedichte erläutert u. s. w. von H. Viehoff" I. 323, abgedruckt. Auf den Dialog, der ver-

·en gegangen sein wird, bezieht sich oder stand ihm voran
ıe Strophe, die man in Dichtung und Wahrheit nachlesen
ige.

Mit Unrecht aber wurde die im März 1775 erschienene
ırce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten"
n allen Seiten als Goethe's Werk angesehen.

Der Inhalt ist kurz folgender:

Prometheus (Goethe) bittet den Papagei (Buchhändler Weynd), seinen Deukalion dem lieben Publikum zu producieren, n Ursprung Deukalion's aber geheim zu halten. Der Papagei rsichert, trotz einem schweigen zu können. Aber Prometheus gt für sich:

„Sobald er von weitem jemand kann sehen,
Thut er gleich im Vertrauen gestehen,
Der Bub wär aus der Fabrik des Prometheus,
Glich seinem Vater vom Kopf zum Steiss."

Zuerst kommen die enthusiastischen Bewunderer des Werkes rein:

„Kaum war aber nach einigen Stunden
Der erst' Enthusiasmus verschwunden,
So führt der Teufel ein Völklein her,
Das mir weit lieber im Ocean wär.
Sind ärger als Kosacken, Panduren, Kroaten,
Thun Freunden und Feinden erbärmlichen Schaden,
Bellen und beissen, dass Gott erbarm!
Den in die Waden, und jenen in Arm,
Haben von je das Privilegium
Zu schimpfen, ohne zu wissen warum.
Doch was soll ich die Herren anführen,
Mögen sie doch selbst paradieren, —
Thut euch aber nicht fürchten, meine Kinder,
Sehn fürchterlich aus — ist gar nichts dahinter."

Es folgen nun Ausfälle auf den Hauptpastor J. M. Götze Hamburg, Matthias Claudius, Wieland, J. G. Jacobi, Nicolai, s. w.

Der Deutsche Merkur spricht:
„Muss meinem Alten (Wieland) was neues aufjagen,
Sein grauer Plinius will nicht jedem behagen.
Sieh da! Ihr Diener, Herr Prometheus,
Seit ihrer letzten M** (Mainzer) Reis
Sind wir ja Freunde, so viel ich weiss,
Ist mir vergönnt den Sporn zu küssen?"

Prometheus antwortet:

„Werd auch zur Zeit damit zu dienen wissen;
Wie stehts um d' Fenster, die ich eingeschmissen?"

Merkur:

„Mein Herr wird sie halt machen lassen müssen;
Waren ja überdies nur von Papier,
Doch dies, meine Herren, gesteh ich nur hier.
Ei sieh doch! guck! das nenn ich mir Original!
So was macht Jupiter W** (Wieland) nicht mal."

Prometheus:

„Davor hats nun wohl gute Ruh,
Wo nähm ich denn den Zeug dazu?"

Die Ausfälle auf den Dichter Jacobi sind geistvoll, aber maliciös. Nicolai muss unter der Maske des Orang-Utangs auftreten.

Ein frischer, kecker Humor und eine kernhafte, treffende Sprache ist in diesem Werke der ungezogenen Satire nicht zu verkennen. Der Stil hat Aehnlichkeit mit dem Goethe'schen, weicht aber doch wieder so davon ab, dass man heutzutage schwer begreift, wie dem Dichter die Autorschaft zugetraut werden konnte, die ohnedies wegen der angeführten Ausfälle auf Wieland und J. G. Jacobi eine Unmöglichkeit ist. Dennoch ging Wieland's Meinung anfangs auf dieser falschen Fährte. Fr. H. Jacobi spricht in einem Briefe an denselben unter dem 22. März mit grosser Entschiedenheit den entgegengesetzten Glauben aus. Heinse bemühte sich in ähnlicher Weise, ungefähr gleichzeitig, seinen Freund Gleim, der Goethe'n für den Verfasser hielt, umzustimmen. Er hatte aus guter Quelle erfahren, dass die Farce von Wagner gemacht sei. Auch fand er darin kaum Goethe's Manier in Knittelversen, geschweige seinen Geist; ja er meinte in einem späteren Briefe, diese ganze Allegorie sei überhaupt abgeschmackt und wahrer Unsinn. Boje schrieb den 10. April an Merck: „Das Stück hat mich sehr überrascht, und sehr divertirt. Ich wünschte doch, dass, wie man mir für gewiss sagen will, es Goethe nicht selbst gemacht hätte. Aber, wenn nicht er, wer kann es sonst geschrieben haben? Wenigstens möcht' ich den Verfasser kennen."

Boje beklagte in demselben Briefe die durch den Prometheus zwischen Goethe und Claudius herbeigeführte Entfremdung und forderte Merck auf, in Gemeinschaft mit ihm das gute Vernehmen zwischen beiden Männern wiederherzustellen. „Nicolai," meinte er, „hat es schon mehr verdient. Warum mischt sich der Mann n alles, was ihn nicht angeht. Das verwünschte Kunstrichteln gibt doch dem Geiste einen närrischen Bug. Ein Kritiker von so vielen Jahren ist ein eigenes Geschöpf." Herder nahm, wie aus seinem Briefe an Hamann im Mai hervorgeht, den Prometheus ohne Bedenken als Goethe's Werk, ebenso Hamann n seiner Erwiderung.

Nicolai fand sich durch diese Schrift schwer beleidigt und glaubte, Goethe habe sich darin für die „Freuden Werther's" an ihm rächen wollen. „Noch ein Wort, mein bester Freund, wegen Herrn Goethe," schrieb er den 13. April an Höpfner. „Wie hat der Mann die Freuden so übel nehmen können? Habe ich seinen grossen Talenten als Schriftsteller nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen? Darf ich meine Meinung nicht über eine wichtige moralische Frage sagen? Oder ist das Wohl der Gesellschaft gar nichts werth? Und da Herr Goethe sich alles, auch mit der grössten Unanständigkeit gegen Andre erlaubt, darf ein Andrer seine Werke gar nicht beurtheilen? Wer das Faustrecht einführen will, soll wohl überlegen, das darin nicht allein Ausschlagen, sondern auch Wiederschlagen gilt. Ich bedaure die Leute herzlich, die soviel von Kraft und Selbstständigkeit plaudern und bei dem geringsten Widerspruche aus der Haut fahren wollen. Bei ihnen müssen beständig ihre Principien mit ihrem bürgerlichen Leben in Collision kommen und sie unmuthig machen. — Wenn Herr Goethe den Prometheus nicht gemacht hat, so soll er mir seinen Mann stellen. Denn ich kenne kaum noch Einen, der mit so vieler drollichten Laune Knittelverse machen kann. Das Dingelchen hat mich übrigens nicht einen Augenblick verdriesslich gemacht. Was mich angeht, hat mich gar nicht verdrossen. Denn Einen einen Affen zu schelten, kostete weder viel Witz, noch kann sonderlich beleidigen. Aber die impertinenten Stellen wider Wieland haben mich verdrossen ganz unparteiischer Weise, selbst nachdem ich den Merkur vom März dieses Jahrs gelesen hatte." Am

6. Mai schrieb Nicolai an Merck: „Zwar ist, wie Jedermann sagt, Herr Goethe sehr ungehalten. Aber er ist es wirklich ohne Ursach. Ich griff nicht Ihn an, denn ich glaube nicht, dass Er Willens ist, die Bande der menschlichen Gesellschaft aufzulösen. Aber einen Haufen Leser mancherlei Art, die aus Stellen, die Er im Charakter des schwärmerischen Werther's geschrieben hatte, Axiome und Lebensregeln machen wollten, habe ich erinnern wollen, dass Selbstmord aus Uebereilung und Trugschlüssen entstehe, und nicht Edelthat sei. So viel ich absehen kann, habe ich dadurch Herrn Goethe nichts zu nahe gethan. Ich habe überdies seinen Talenten nicht in dem kindischen Trompetenton, mit dem ihn die Zeitungsschreiber ausposaunen, aber in dem Ton eines vernünftigen Mannes, der sein Genie schätzt und sein Wort tief empfunden hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dass ich mich anständig gegen Herrn Goethe aufgeführt, darf ich mir zwar wohl nicht zum Verdienste rechnen. Denn Er scheint festgesetzt zu haben, dass Anständigkeit wo nicht lächerlich, doch gleichgiltig sei. Doch denkt er dabei vielleicht nur auf das, was Er gegen Andere thut, nicht was Andere gegen ihn thun können." Ueber den Prometheus: „Ich bin dadurch nicht einen Augenblick unmuthig geworden. Wüsste auch nicht, warum, da mich nichts trifft. Ich habe über einige drollichte Einfälle herzlich gelacht, und über manches Stolze und Platte die Achseln gezuckt. Ich kann also auf alle Weise über diese Materie alles anhören und mit ruhigem Gemüthe tragen." Nicolai wiederholt seine Bitte um ein Recension, die Merck, und zwar bald, sowohl über die Leiden, als über die Freuden Werther's für die allgemeine deutsche Bibliothek liefern soll. Er traut ihm Geschmeidigkeit und auch Wahrheitsliebe genug zu, um den rechten Ton für dieses Journal zu treffen und keinen seiner Freunde zu compromittiren. Merck erhielt die nicht leichte, nicht unbedenkliche Aufgabe eines Schiedsrichters zwischen unversöhnlichen Geistesantipoden, die beide seine Freunde waren, von denen der eine dem ganzen Zeitalter imponirte. Merck hatte hierbei gewissermassen die Ansprüche von zwei divergierenden Gesinnungs- und Lebensrichtungen dieses Zeitalters auf die Wagschaale zu legen. Er entsprach der vornehmen Stel-

lung, die ihm angewiesen wurde, mit Scharfsinn, mit Rechtlichkeit und Unabhängigkeit.

Seine Recension der beiden Werther erschien in der allgemeinen deutschen Bibliothek desselben Jahres. Sie ist im Wesentlichen sehr treffend, und wir rücken sie hier als ein denkwürdiges Blatt aus der Literaturgeschichte vollständig ein:

„Da das Publikum über den Werth dieses Werks des Herrn Dr. Goethe so einstimmig seine Partei genommen hat, so würde unsere Anzeige und Kritik hier viel zu spät kommen. Das innige Gefühl, das über alle seine Compositionen ausgebreitet ist, die lebendige Gegenwart, womit die Kunst seiner Darstellung begleitet ist, das bis in allen Theilen gefühlte Detail mit der seltensten Auswahl und Anordnung verbunden, zeigt einen seiner Materie allzeit mächtigen Schriftsteller. In wieferne er die Wahrheit der Geschichte des jungen Werthers beibehalten, oder was er aus seinem Horn des Ueberflusses hinzugethan habe, überlassen wir den jetzigen und künftigen *Berichtigern, Verfälschern* und *Nachstopplern* dieser Geschichte auszumachen. Wer da weiss, was Composition ist, der wird leicht begreifen, dass keine Begebenheit in der Welt mit allen ihren Umständen wie sie geschehen ist, je ein dramatischer Vorwurf sein kann, sondern dass die Hand des Künstlers wenigstens eine andere Haltung darüber verbreiten muss. Viel Locales und Individuelles scheint indessen durch das ganze Werk hindurch, allein das innige Gefühl des Verfassers, womit er die ganze, auch die gemeinste ihn umgebende Natur zu umfassen scheint, hat über alles eine unnachahmliche Poesie gehaucht. Er sei und bleibe allen angehenden Dichtern ein Beispiel der Nachfolge und Warnung, dass man nicht den geringsten Gegenstand zu dichten und darzustellen wage, von dessen wahrer Gegenwart man nicht irgendwo in der Natur einen festen Punkt erblickt habe, es sei nun ausser uns, oder in uns. Wer nicht epischen und dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häuslichen Lebens erblickt, und das Darzustellende davon nicht auf sein Blatt zu fassen weiss, der wage sich nicht in die ferne Dämmerung einer idealischen Welt, wo ihm die Schatten von nie gekannten Helden, Rittern, Feen und Königen nur von weitem vorzittern. Ist es ein Mann, und hat sich seine eigene

Denkart gebildet, so mag er uns die bei gewissen Gelegenheiten in seiner Seele angefachten Funken von Gefühl und Urtheilskraft, durch seine Werke durch, wie helle Inschrift vorleuchten lassen, hat er aber nichts dergleichen aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrungen aufzutischen, so verschone er uns mit den Schaubroten seiner Maximen und Gemeinplätze.

Der Verfasser hat seinen Helden wahrscheinlicherweise zum Theil mit seinen eigenen Geistesgaben dotiert. Aus dieser Fülle des Gefühls, vereinbart mit dem natürlichen Trübsinn, der Werthern von Jugend auf bezeichnete, entsteht das interessanteste Geschöpf, dessen Fall alle Herzen hinreisst. Die Jugend gefällt sich in diesem sympathetischen Schmerz, vergisst über dem Leben der Fiktion, dass es nur poetische Wahrheit ist, und verschlingt alle im Gefühl ausgestossene Sätze als Dogma. Der Selbstmord ist seit Rousseau's Héloise vielleicht nie so sehr auf der guten Seite gezeigt worden, daher kann allerdings eine solche Lectüre für ein Herz bedenklich werden, das den Saamen und den Drang zu einer ähnlichen That schon lange mit sich herumträgt.

Der Verfasser der Freuden des jungen Werthers hat die Absicht gehabt, bei jungen unerfahrnen Leuten dieser Denkart durch eine entgegengesetzte Lectüre Einhalt zu thun. Diese kleine Schrift soll keineswegs eine Parodie der Leiden des jungen Werthers sein, sondern eine Satire auf die Hirngespinnste unsrer jungen Herrn, Don Quixoten aus den Zeiten des Faustrechts, die da immer mit Genie, Kraft und That um sich werfen, sich der bürgerlichen Ordnung nicht fügen, und mit ihren winzigen Seelen in und ausser dieser Ordnung doch nichts kluges beginnen würden. Für sie, heisst es (in dem den Freuden vorgesetzten Gespräche) mit Recht, hat der Verfasser die Leiden des jungen Werther's nicht geschrieben.

Wer den Verfasser der Freuden des jungen Werther's näher kennt und weiss, dass er alle Geistesgaben, in welcher Form sie erscheinen, zu verehren pflegt, der wird ihm nie Schuld geben, dass er einen Luftstreich gegen die allgemein anerkannten poetischen Verdienste des Verfassers der Leiden des jungen Werthers habe wagen wollen, er selbst gibt auch gleich im Anfange des Gesprächs genugsam zu erkennen, wie hoch er

den Werth dieses Werkes schätze. — Da so viele Leute nicht an einem Autor sehen als seine Manier, so hat er die Nachahmungssucht in dem Gebrauch des besondern Dialekts, die insbesondere in den *Frankfurter gelehrten Zeitungen* auf die ungereimteste Arte sichtbar wird, durch den Vortrag seiner Erzählung, hervorzuziehen und lächerlich zu machen gesucht. Witz und Laune, die diesen Verfasser allzeit bezeichnen, werden alle Kenner, besonders in dem *Gespräche* mit Vergnügen bemerkt haben.“

Unmittelbar auf diese Kritik lässt Nicolai selbst einige Bemerkungen über vier den Werther betreffende Schriften folgen; zunächst über eine Broschüre Chr. Aug. Bertram's, woraus er folgende Stelle hervorhebt: „Werther's Selbstmord ist keine übereilte rasche That; mit der besten Ueberzeugung, mit der möglichsten Entschlossenheit that er diesen Schritt. Fast möcht' ich sagen aus Tugend, mit Ueberlegung und Abwägung seines irdischen Glücks, gegen das, was er nach diesem Leben zu erwarten habe . . . . Ist es nicht lächerlich: der Mensch soll das zernichten, woraus er bestehet, er soll Leidenschaften dämpfen, entsagen, ausrotten, die der in ihm erschaffen hat, der seine Seele und seinen Körper schuf.“ Man sieht, wie nothwendig es war, dass eine scharfe, rücksichtslose Kritik die wildwuchernden verkehrten Begriffe auszujäten suchte, die aus der Saat des Goetheschen Romans hervorgegangen waren. Die von Nicolai erwähnten Gespräche des Unteroffiziers Stiebe über den Werther excerpiert Düntzer. Zu manchen Gedanken dieses „mendelssohn'schen Unteroffiziers“ bekennen wir uns unverhohlen. Dagegen fertigt Nicolai die gegen Goethe und seinen Roman gerichteten erbärmlichen „Briefe an eine Freundin über die Leiden des jungen Werther“ von Joh. Aug. Schlattwein in gebührender Weise ab. Ebenso züchtigt er des Hauptpastors Götze „Kurze, aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werther's, über eine Recension derselben und über verschiedene nachhererfolgte dazugehörigen Aufsätze“, die zuerst in Ziegra's „schwarzer Zeitung“ erschienen. Diese vier kleinen Recensionen Nicolai's machen den Eindruck der Unbefangenheit und Unparteilichkeit.

die unparteiisch dachten, schien Ihre
rathenes Gegengift gegen alle das
und kraftlosen Seelen, die That und E
Zunge tragen, und doch dem geringste
ckenwege nicht entgegenzukriechen ve
Buben und das Gewimmer der Mädcl
dauert, dass man endlich aus Ungedul
gebieten konnte." Vor Goethe äussert
Recension doch besorgt: „Haben Sie
geänderter Umstände, anders von bei
reden zu lassen, so unterdrücken s
es geschieht mir dadurch ein wal
Goethe gewiss erkennt, und in sein
ist, dass ihn auch das kälteste sein
aufbringen kann. Ein Genie ist ei
und ich möchte, wie Sie leicht einseh
verderben."

In der allgemeinen deutsc
sirte Nicolai, neben drei bekannten
Prometheus. Er sprach sich hier mi
derben Worten über den unanständi

mit welcher verschiedene Gelehrte, die über die Leiden des jungen Werther's öffentlich ihre Meinung gesagt haben, in diesem Pasquille angeschnarcht werden, ist doch darin eine eigenthümliche Kraft, und eine trotzige Unbekümmerniss, die man gar wohl Herrn Goethe zutrauen, .hingegen dem H. L. Wagner, der durch nichts, als durch gewisse sehr elende confiscable Erzählungen bekannt ist, gar nicht hätte zutrauen sollen. Es ist uns daher, um Herrn Goethe's Ehre willen, wirklich lieb, dass er durch seine öffentliche Erklärung es ausser Zweifel gesetzt hat, dass Er wenigstens der Verfasser des Prometheus nicht ist. Ob Wagner oder ein anderer der Verfasser sei, steht indessen doch noch dahin."

Die Erklärung, die Goethe auf ein Blättchen drucken liess, lautet: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's wie meinen Freunden, und dem Publico ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille kennen zu lernen."

Die Autorschaft Wagner's ist nicht zu bezweifeln. —

In jener Nicolaischen Recension werden auch „Pätus und Arria, eine Künstler-Romanze. Und Lotte bei Werther's Grabe; eine Elegie. Leipzig und Wahlheim 1775" besprochen. Beide Dichtung führt Karl Wagner in der Vorrede zu den Briefen an Merck unter dessen im Drucke besonders erschienenen Schriften an. Die Romanze macht sich über den durch Werther's Leiden ausgebrochenen Kampf lustig und fasst daran mit einer gewissen Behaglichkeit nur die komische Seite auf. Ihre nicht bösartigen Hiebe fallen auf die ungünstigen Recensionen, die Werther aus dem ethischen Gesichtspunkte erfahren hat, und auf die Besorgnisse, die er der Obrigkeit und der Gesellschaft einflösst. Mit heiterm Ueber-

muthe schlägt sich der Verfasser auf die Seite des Genies. Auch die Freuden des jungen Werther's bekommen ihr Theil. Merck, wenn er wirklich diese Romanze gedichtet hat, erscheint in ihr als Schalk, dem ein literarisches Durcheinander Spass macht, und der es allenfalls mit anschürt. Nicolai beurtheilt in der angeführten Recension die Romanze sehr freundlich und ohne sich verletzt zu fühlen. „Der Verfasser ist nicht bekannt," sagt er, „sie würde aber auch Herrn Goethe keine Schande machen." Wir können den platten, witzigen Versen keinen poetischen Werth beilegen. Die Elegie: „Lotte bei Werther's Grabe" wurde mit einigen Veränderungen zum Volksliede. Sie ist mit lyrischer Tiefe, wie aus einem Wertherartig blutenden Herzen herausgedichtet. Ihre Sprache ist musikalisch vollendet, durchaus innerlich. Ich weiss nicht, ob Merck jemals fähig war, so überschwänglich und zugleich so unmittelbar zu dichten.[*] Nicolai findet die Elegie „etwas wortreich, und phrasenreich", und meint, sie sei schwerlich von dem Verfasser der Romanze. An Beweisen, dass beide Gedichte von Merck herrühren, fehlt es. —

Gegen Goethe als vermeintlichen Verfasser des Prometheus erschien, ohne Angabe des Verfassers, Verlegers und Druckortes, im August 1775 die Farce: Menschen, Thiere und Goethe.

Prometheus (Goethe) wünscht seine dummen Lobhudler zum Teufel. Hanswurst erbietet sich, ihm hierbei mit seiner Peitsche, die der Doktor manchmal selbst mit Ehren geschwungen habe, dienstlich zu sein. Gans, Rabe, Hund, Esel und Frosch treten nach einander auf und bringen den Dichter durch ihr Lob zur Verzweiflung. Der Hanswurst räth ihm, wegzugehen und zu lachen, da es doch verlorne Mühe sein würde, den Narren Verstand beizubringen. Dies leuchtet dem Doktor ein. Als er aber den Pygmalion (Nicolai) kommen sieht, der ihm

---

[*] Einen ähnlichen Ton, wie „Lotte bei Werthers Grabe," hat das sehr empfindsame, in schönen Versen geschriebene Gedicht „Werther an Lotten . . . von einem Ungenannten" im Augusthefte des deutschen Merkur 1775. Seite 97 f.

nen Buben Deukalion (Werther) gescholten hat, geräth er
s der Fassung und lässt es all das „liebe Vieh“ entgelten. Pyg-
lion striegelt, kämmt und reinigt den Buben, bis er ihn aus
em wilden Thiere in ein menschliches Wesen umgeschaffen
. Dem Hanswurst flösst der Pygmalion Respect ein, Esel
l Gans werden umgestimmt. Prometheus, über die Ent-
llung seines opus wüthend, fordert den Hanswurst auf, den
rl an den Galgen zu jagen. Aber der Hanswurst ent-
gnet:

„Bitt euch, Herr Doktor, wollt reflectiren;
Ich meins Theils wollt lieber Hunger krepiren,
Als meine Peitsche an dem Mann probiren.
Mein Peitsch macht nur die Narren gescheid,
Und Leut nit, die klüger sind, als wir beyd.
Wollt ihrs mal selber wagen,
So steht euch zu Dienst Jack, Hosen und Kragen;
Aber ich thus, mein Seel! nit, nein.“

Hierauf Prometheus:

„Thust's nit? — so will ich traun selber Hanswurst seyn,
Reib nun d Augen aus lieb's Publikum;
So siehst mal wer dich führt an der Nas' rum.
Is wahrlich ein blutige Schand und Spott,
Is weder'n halb noch en ganz Gott,
Is Hanswurst im Doctorhut,
Der sich so narren thut.

Tritt nun in der neuen Rüstung hervor,
Hebt seinen Arm hoch empor,
Zerstreut ohne Müh des dummen Viehs Chor,
Glaubt, dass der Sieg schon gewonnen wär;
Will nun fallen über Pygmalion her.

Steht erst, wie versteinert ganz,
Nimmt aus Ehrfurcht zwischen die Beine den Schwanz,
Trit anderthalb Schritte zurück;
Schlägt endlich — krak — die Peitsch in fünf Stück,
Thut nun, als wär er besessen und toll.
Der Mann aber lacht sich die Haut voll;
Geht fort und klatscht in beyd' Hände.
Und so nimmt die Komödie ein Ende.“

Der „Epilogus an den Herrn Doctor“ ist in einem groben

flegelhaften Tone, aber im kernhaften Stil der Satire gehalten und in sprachlicher Beziehung der hervorragendste Theil des Ganzen, dem es an Witz nicht fehlt, das aber doch hinter dem Prometheus zurückbleibt.

Wasser, viel Wasser auf die Mühle des beleidigten Nicolai war das Stück allerdings; er betheuerte aber Höpfner'n als ein ehrlicher Mann, zu demselben nicht die geringste Veranlassung gegeben und es nicht eher als im Drucke gesehen zu haben, und schrieb (den 8. October) an Merck: „Ich versichere Sie ... bei meiner Ehre, die ich nicht leichtsinnig verpfände, dass ich den Verfasser nicht kenne, dass ich es, auf keine Weise, nur wissend, veranlasst habe, dass ich noch nicht weiss, was den Verfasser mag dazu veranlasst haben, der mir ganz unbekannt ist."

In demselben Briefe schreibt Nicolai von Goethe: „Man meldet mir ... Wunderdinge von seinem Zorn wider mich, die, wenn sie wahr sind, mich nicht zu gleichem Zorne, aber vielmehr zu wahrem Mitleiden bewegen würden; denn ich habe von meiner ersten Jugend an keine Ader davon empfunden, Groll über ein Urtheil, das von mir gefällt wird, zu schöpfen." In einem späteren Briefe an Merck (28. December) setzt Nicolai seine Beschwerden fort: „Man meldet mir glaubwürdig, welche sehr ungezogene Reden Herr Goethe in Frankfurt gegen mich ausgestossen hat, der ich ihn nie beleidigt, sondern mich nur des Rechts bedient habe, das jeder Schriftsteller hat, zu schreiben, was ihm gut dünkt, und dabei die grösste Hochachtung für Herrn G. Talente bezeugt habe. Man meldet mir ebenso glaubwürdig, Goethe habe den D. Jung der Herausgabe des erbärmlichen Dinges „Die Schleuder des Hirtenknaben" aufgemuntert, und, da er Schimpfworte ausstreichen wollen, die Worte gesagt: „Er wolle ihn in Schutz nehmen, wenn er angegriffen würde." Risum teneatis! Ich habe einen Brief in Händen gehabt, worin ein namentliches Pasquill auf mich: „Orang Outang, von einem vertrauten Freunde des Herrn G.," einem Buchhändler zum Verlage angeboten wird. Eben dies Ding wird schon in den Hamburger neuen Zeitungen, Nro. 204, im voraus angekündigt. Ich schreibe Ihnen dieses, m. bester

Fr., damit Sie es wissen, und es allenfalls durch Sie auch Herr Goethe wisse, dass ich von allen den kleinen Menéen, die ihm wahrhafte Schande machen, unterrichtet bin, und dass ich sie verachte. Ich leide dabei freilich, aber nicht meinetwegen, sondern, weil es mir wehe thut, dass ich einen Mann, den ich so gern hochschätzen möchte, verachten muss. Uebrigens werde ich allemal geradezu gehen, wie ich bisher gethan habe. Ich halte mich zu gut, einen solchen Streit zu führen, und meine Zeit ist zu gut, sie daran zu wenden, daher schweige ich, so lange als möglich ist. Wenn es aber Herrn G. einfallen sollte, mit mir zu spielen, wie die Katze mit der Maus spielet, oder, wie er mit Wieland gespielt hat, und noch spielet, so dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiss, ohne mich rühmen zu wollen, dass ich vor dem Publikum sehr bald mit ihm fertig werden wollte (!!!). Unbändige Eitelkeit hat die ganze Welt wider Wielanden aufgebracht, hui! Dass es Goethen nicht auch so gehet! Und wie leicht kann er denn zurücksteigen, Erwin und Stella sind schon Stufen hernieder, nicht herauf! . . . Es thut mir wehe, dass ein so treffliches Genie aus Eigensinn, Eitelkeit und Seltsamkeitsbegierde seine grossen Talente nicht braucht, und missbraucht. Die Beleidigungen gegen mich rechne ich an sich wenig, denn sie schaden mir nicht."

Merck antwortete am 19. Januar 1776:

„Mir thuts leid, dass Sie von einem meiner Freunde gekränkt werden und dass dies durch die niederträchtigen Hände von Zuträgern und Anekdotensammlern geschieht. Haben Sie denn nicht schon längst den Menschen verachtet, der so etwas fähig ist. Entweder ist es Schadenfreude, oder Willen, Goethen zu schaden — Freundschaft kann es nicht sein, die Märchen und Tischreden zuträgt. Was wird von dem sonderbaren Menschen nicht alles erzählt! Wär' Er Ich, so hätt' ich ihm längst die Imputation gemacht, so aber kann ich von ihm auch gegen mich nichts Anderes sagen als: Dies thut wohl, und jenes weh. Er folgt ganz seiner Laune, unbekümmert über die Folge Ihrer Moralität, allein was er auch über Sie gesprochen und geschrieben haben mag, so ists nichts als faunischer Muthwillen — zu rachsüchtigen Absichten, deren Ausgang Pasquillen

und Trätschereien wären, dazu hat er erstlich nicht die Seele, und zweitens nicht die Zeit, weil sein Kopf voll immer neuer Träumereien schwirbelt. Von dem neuen Pasquill hab' ich nirgends kein Wort gehört, und kann auf meine Ehre versichern, dass ich nichts davon weiss. Ein Buch liess sich von all dem Thörichten und Bösen schreiben, was seine Landsleute selbst in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimnisse vertraut haben, die wenn sie wahr wären, ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrei erklärten; wovon aber Gottlob kein Jota wahr ist. Ich habe mich (ich will es denn einmal gestehen) für Sie, weil ich Sie kenne, gegen andre die im Irrthum waren, oft heiser gepredigt, und am Ende nichts als Undank verdient. Ich mag nun für Goethe die Litanei nicht wieder anfangen, allein das muss ich Ihnen doch aufrichtig versichern, dass er mit Wieland nicht spielt, dass er vieles Muthwillens, aber keiner Duplicität fähig ist, und dass wenn Sie mit ihm auf einige Abende nur so nahe wie Wieland zusammengesperrt würden, Sie einander ebenso liebgewinnen würden, wie zwei Eheleute, die sich scheiden wollten, die aber der kluge Amtmann zum Schlafengehen mit einander beredet hat. Darf ich Sie im Namen ihres Freundes Eberhard und aller, die sie lieb haben, bitten, so erneuern Sie niemals die Fehde in der Bibliothek. Derjenige der schweigt, hat nach aller Erfahrung in den Augen des Publikums nie Unrecht, aber sehr oft derjenige, der zwar mit Nachdruck allein als beleidigter Theil redet. Alles was diesen Menschen angeht, lassen Sie lieber durch Andre recensieren, und man wird's Ihnen als eine herrliche Grossmuth zu gut schreiben. Ich will nun einmal zwischen euch allen den Abbé de St. Pierre nicht machen, aber das ist gewiss, dass Ihr alle so viel ich Euch kenne, jeder in seiner Art rechtschaffene und würdige Leute seid, Ihr mögt auch Schwefel und Feuer einer auf den andern regnen lassen. Das Beste ist, dass ich an dem Herzen niemals bei einem wahren Kopfe habe zweifeln dürfen. Eure Irrungen liegen alle im Kopf, und die mag eben der, der alle Farbenbrechungen in Einen Lichtstrahl zu ordnen weiss, zum Besten der Welt leiten. Es wird aber die Natur ewig bunt spielen. Amen! und zwar von Rechtswegen. Wenn Sie wüssten" fügt Merck

über Goethe bei, „wie ich oft mit ihm über Rationem artis disputire, und Sie sähen den Burschen im Schlafrock und Nachtwamms der bonhommie, er würde Ihnen gefallen.“ Nachdem er sich mit Begeisterung über den Faust, aber wegwerfend über Stella und Clavigo ausgesprochen hat, sagt er behutsam: „Dies alles, was ihn angeht, sub rosa.“

Der Brief macht einen wohlthuenden Eindruck. Wir sehen den Kritiker mit einer völligen Unbefangenheit zwischen seinen beiden Freunden, die in einem erbitterten Kampfe mit einander begriffen sind, in der Mitte stehen und weder an dem einen noch dem andern irre werden. Von Goethe spricht er mit Bewunderung und Liebe, dabei nicht ganz ohne Furcht. Es geht aus seinen Andeutungen hervor, dass der Dichter dem kritischen Rathe des Freundes gerne folgen mochte, wegen seiner Handlungsweise aber sich nichts von ihm sagen liess und hierin überhaupt nur seinen Eingebungen, Stimmungen und Launen gehorchte.

Die Selbständigkeit Merck's in dem Verhältnisse zwischen Goethe und Nicolai erkennen wir auch aus seinem Briefe an den Letzteren vom 3. November 1777, worin es heisst: „So sehr ich mit Goethe zusammenhänge, so hab' ich nie mein Urtheil über Sie ein einzigmal geändert, sowie ich's von Goethe nie gegen Sie ändern werde.“

Die Gereiztheit zwischen beiden Kämpfern dauerte übrigens fort: Höpfner, der dem Urtheile der Bibliothek über Goethe und Genossen Beifall schenkte, veranlasste seinen Freund Nicolai durch eine Aeusserung zu folgender Briefstelle vom 22. December 1788:

„Sie sagen, dass Goethe mein Todfeind ist, wüsste ich schon lange. Wahrhaftig nein! Dies ist mir etwas ganz Neues! Warum sollte er mein Feind sein? Wegen der Freuden Werther's? Es thäte mir leid, wenn ein Mann von Talenten so klein denken könnte.“

Höpfner scheint, nicht ohne damalige Abneigung gegen den Dichter, sich ohne Noth in diese Gefechte eingemischt zu haben. „Ich danke Ihnen auch“, schreibt ihm Nicolai den

6. Mai 1779, „für die kleine Nachricht von Herrn Goethe's Gesinnung gegen mich. Ich bedaure einen Mann, der sich stark dünkt, und doch so empfindlich ist. Ich verehre seine Talente herzlich, und wenn er mich besser kennen lernt, wird er mich auch wohl nicht mehr hassen und anfeinden." —

Wir schliessen hier die Akten des berühmten Streites, der einen bedeutsamen Gegensatz ästhetisch-sittlicher Anschauungen zur Sprache brachte, wenn auch nicht durchführte und erledigte.

Giessen. Georg Zimmermann.

---

## Die Kindheit der Sprache,
### mit Rücksicht auf die Sprache der Kindheit.

---

„Wir beobachten“, sagt Max Müller, „die Kindheit der Sprache mit allen ihren kindischen Einfälllen, und wir ziehen wenigstens diese eine Lehre daraus, dass in der Sprache mehr steckt, als sich unsere Philosophen träumen lassen.“*

Dieser Ausspruch des grossen Gelehrten lässt sich durch eine kleine Modification so wenden, dass eine neue Aufgabe gestellt wird. Lesen wir anstatt „Kindheit der Sprache Sprache der Kindheit mit allen ihren kindischen Einfällen“, so eröffnet sich ein Feld der Untersuchung, das wir wohl mit Interesse und vielleicht nicht ohne lohnende Resultate betreten mögen. Nicht nur weiss Jeder, der sich seiner Kinderjahre noch lebhaft zu erinnern im Stande ist, und Jeder, der mit Kindern gerne umgeht, dass jene Jahre der Kindheit fast märchenhaft in einer ganz eigenen Sphäre liegen, sowohl nach Denkungsart als nach Ausdrucksweise, — sondern auch, und das ist für uns ein wesentlicher Anhaltspunkt — die Sprache der Kindheit oder die Kindersprache findet auf sprachwissenschaftlichem Gebiete ihre ganz besondere Berücksichtigung. Max Müller und Diez sprechen an ziemlich zahlreichen Stellen von der Kindersprache, ersterer sogar von Kindergrammatik. — Um nun aber nachzuweisen, dass in dieser Sprache „mehr steckt als sich die Philosophen träumen lassen“, wird es nöthig

---

* Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, II. pag. 35.

sein, die wichtigsten der aus der Kindersprache von den beiden genannten Gelehrten erklärten und zur Stütze anderer Spracherscheinungen citirten Eigenthümlichkeiten nach Form und Inhalt zu beleuchten.

Bei Durchsicht der namentlich in neuerer Zeit so vielfach und sorgfältig bearbeiteten Sammlungen von Kinderliedern sind es folgende drei charackteristische Erscheinungen, welche dem aufmerksamen Leser die Sprache der Naivität kennzeichnen:

1. Der durch die Vocale i, a, (u) gebildete Ablaut.
2. Die Gemination oder Reduplication.
3. Die Deminutivformen.

Diez, Gramm. I. 71 sagt: „Noch eines merkwürdigen Umstandes ist hier zu gedenken, der uns deutlich zeigt, wie die fremde Sprachsitte zur Nachahmung reizen konnte. Es sind dies die mit den Vocalen i, a, u, gewöhnlich mit beiden ersten gebildeten Ablautformeln, meist Interjectionen (bif baf buf, kling klang, sing sang, wirr warr), die im Romanischen, welches übrigens noch einige andere, aber minder übliche Arten derselben kennt, ihren Wiederhall gefunden, besonders in den Volksmundarten."

Solche Ablautformeln kommen in der Kindersprache so massenhaft vor, dass es zuviel Raum einnehmen würde, sie alle hier anzuführen, und dass man unwillkürlich nach dem Grunde dieses „merkwürdigen Umstandes" zu fragen veranlasst wird. Diez führt uns selbst auf die Spur in einem Artikel seines Etym. Wört. I. 290: ninno . . . ninna-nanna. Er fragt: „Woher nun jenes schlafbringende ninna-nanna, worin man das Schaukeln der Wiege zu hören glaubt? . . . Kinder- und Ammenwörter," fährt er fort, „können leicht in hohes Alterthum hinaufsteigen und aus verlorenen Wurzeln herrühren. — Ninna-nanna ist eine der häufigen gewöhnlich über den Grenzen der Etymologie liegenden Ablautformeln, wie das lomb. ginna-gianna, Name eines Kinderspiels, oder litta-latta Schaukel." — Die Etymologie scheitert also an diesem ninna-nanna etc. ebenso wie an unsern „bim bam (bum)", „ticktack" und unzähligen andern. Aber was ist ihnen allen denn gemeinschaftlich? Diez deutet es an in den Worten „worin man das Schaukeln der Wiege zu hören glaubt." Der Vocal-

ablaut i, a (u) dient zur Nachahmung einer regelmässigen Doppelbewegung. —

Dem Kinde, das durch die von dem Recitativ ninna-nanna begleitete Bewegung der Wiege in Schlaf gesungen worden, wird unter ähnlichen Taktzurufen auf des Vaters Knie und der Mutter Schooss der Gebrauch der Glieder gesichert. Zum „Bitsche-batsche“ schlägt es die Händchen zusammen, zum „Tippe-tappe“ versucht es die ersten Schrittchen zu machen, zum „Bibchen-babchen“ spitzt es das Mündchen zum Sprechen, zum „Kling-klang“ macht es den ersten Versuch zu singen, mit „Quick-quack“ u. a. sucht es aufgefasste Thierlaute nachzuahmen. Immer sind es Nachahmungen von Naturlauten mit Doppelbewegung.

Der uns angeborne Trieb des Nachahmens und das von der Natur uns eingepflanzte Gefühl für Takt oder Rhythmus haben diese Ablautformeln geschaffen. Kein Wunder, wenn das Kind in seinem später erlernten oder erfundenen Reimgeklingel ein „Schnibel-schnabel“ * oder „Nigel-nagel“ ** zur Ausfüllung des Verses und Stütze des Rhythmus anbringt. Bedient sich ja sogar der Dichter dieses malerischen Momentes, um Bewegung, grössere Lebhaftigkeit hervorzurufen, doch meist nur bei Behandlung echt volksthümlicher Stoffe. *** Vollends ähnlich dem eben erwähnten „Schnibel-Schnabel“ findet es sich in der Volkspoesie der süddeutschen Gebirgswelt. Das unwillkürliche, freudige Aufjauchzen des Gebirgsbewohners kann sich nur in naiven, der umgebenden Natur abgelernten oder instinctmässig unbewusst geschaffenen Lauten und Ausdrucksweisen kundgeben. Um Reim und Rhythmus lediglich zum Singen sich zu verschaffen, dichtet der Kärntner Aelpler:

„Stieglitz und Stiglatz
Und a Fink is ka Spatz . . .“ †

---

* Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben von Ernst Meyer, Tübingen 1851. pag, 28.

** Eod. pag. 37.

*** Göthe: Todtentanz; Bürger: Lenore, der wilde Jäger; Reinick: Frühlingsglocken.

† Deutsche Volkslieder aus Kärnten von Pogatschnigg und Herrmann 1869. Graz. pag. 4.

oder:

„Und er b*i*zelt und b*a*zelt
Schean zuber za mir.“ *

Es ist also die Sprache der Kinder und in kindlicher
tät verharrender Volksstämme, in der wir solche Ablaut
vorwiegend wahrnehmen und der wir deshalb auch d
stehung derselben zuschreiben dürfen. Und da sie durcl
Nachahmungen von Naturlauten sind, so möchte es wol
schwer sein, ihre Spur bis in die Kindheitsjahre der
überhaupt zu verfolgen. Dass man in einem „Kr*i*msl
„Mischmasch“, „flim-flam“, „mic-mac“ u. a. m. figü
Bedeutung findet, kann nicht gegen die Entstehung d
aus der Sprache der Kindheit sprechen. Die Bede
lassen sich auf den Begriff „albern“, „kindisch“ re
und von da aus haben sie sich in malam partem individ
Dass sie aber auch aller Wahrscheinlichkeit nach der
heit der Sprache angehören, dafür möchte wohl sc
Umstand sprechen, dass die ablautende Conjugation d
manischen Sprachen z. B. in ein weit höheres Alter
steigt, als die schwache, also der Kindheit der Sprach
liegt. —

Wir müssen bei diesem Punkte der Untersuchun
einen Augenblick verweilen, um die Richtigkeit oder d
treffende der mittels der Vocale i, a, (u) bezeichneter
ahmung eingehender zu beleuchten. Die Frage ist de
wenn wir sie etwa so stellen: Warum heisst es nicht
t*i*ck“, „B*a*mbim“ etc. anstatt umgekehrt? Diese Frage
allerdings weniger dem Gebiete der Sprachwissensch
drum mögen die Gedanken, die wir hier mittheilen, a
als Versuche einer Erklärung betrachtet werden. Z
bietet sich uns eine Erklärungsweise an die Hand, die ein
misches Motiv geltend machen möchte. Nehmen
Läuten der Glocke als Beispiel. Beim Ziehen am Seil
eine Hebung der Glocke statt nach einer Seite; hierz
mehr Kraft erfordert als die Glocke durch ihr Gewi
Fallen nach ihrem Ruhepunkte und Steigen nach der en

* Kod. pag. 31.

setzten Seite zum zweiten Schlage entwickeln kann; der erste chlag muss also stärker sein. Er verursacht deshalb eine hnellere Vibration der Schallwellen, also einen stärkereren er helleren Ton für unser Ohr. — Ob oder inwieweit die-r Gedanke richtig ist, wollen wir bescheiden dahin gestellt in lassen. Eine genügendere Antwort giebt uns vielleicht die nlehre: Behalten wir als Beispiel die Glocke bei. Mit dem is angeborenen Gefühl für Takt und Rhythmus scheint das efühl für Tonmannigfaltigkeit oder Musik eng verbunden zu ein. Ein Geläute von drei ganz gleichen Glocken würde unse-em Ohre ganz unerträglich sein. Dieses Bedürfniss nach Mannigfaltigkeit des Tones ist so stark in uns, dass wir z. B. bei drei ganz gleichen Hammer- oder Dreschflegelschlägen Verschiedenheit des Schalles in Bezug auf Höhe und Tiefe instinctmässig wahrnehmen. Haben aber die drei Glocken verschiedene nach den Gesetzen der Tonlehre bestimmte Töne, so ist unser Ohr befriedigt. Der Grundton oder der Ruhepunkt ist gefunden. Unterscheiden wir daher bei einer regelmässigen Doppelbewegung einen stärkeren oder helleren und einen schwächeren oder tieferen Schall oder Ton, so ist unser Ohr daran Schuld, welches das Bedürfniss hat, einen dritten Ton oder Grundton zu suchen oder zu substituiren, auffallend ähnlich dem zu *i*, *a*, in den meisten Fällen nicht zur ausgesprochenen Geltung kommenden *u*. — Mag auch die Stichhaltigkeit dieser Erklärung dahingestellt bleiben, — das was nachzuweisen wir uns zur Aufgabe gestellt haben, ist die Wahrscheinlichkeit, dass die durch die Vocale i, a, u gebildeten Ablautformeln der Sprache der Kinder entlehnt oder abgelernt sind.

Von der zweiten charakteristischen Erscheinung in der Kindersprache, der Gemination oder Reduplication, sagt Diez geradezu: „Die der Sprache der Kinder abgelernte Gemination (franz. bobo, dodo) hat nur in Volksmundarten Wurzel gefasst.* Dass Diez auch den Ausdruck „Reduplication“ gebraucht zur Bezeichnung derselben Sache, beweist der Artikel „dodo“ Wört. I. 24. Ist dieselbe, wie wir an manchen Beispielen erkennen werden, auch nicht immer mit ganz

* Etym. Wört. Vorrede. pag. XXIV.

präciser Buchstabendeutlichkeit in Anwendung gekommen, so dass man sie unter Umständen etwa eine blosse Silbenallitteration nennen könnte, so ist doch aus der Bedeutung der betreffenden Wörter immer auf das ursprünglich unverwischt vorhandene Princip der Reduplication zu schliessen. War es daher im ersten Theile unserer Arbeit nicht nöthig, Beispiele in grosser Menge anzuführen, an welche die Etymologie ihre Sonde doch vergebens angelegt haben würde, so wird dies bei Behandlung der Gemination um so mehr erforderlich sein, als die dem unverständigen *Lall*en (Red.) des Säuglings und dem instinctmässigen oder muthwilligen Nachahmen des der Wiege entwachsenen Kindes in Bezug auf Naturlaute entnommenen Sprachwurzeln gar mannigfache und verzweigte Sprossen getrieben haben. Wir werden sehen, wie das ungeschickte Sprechen des Kindes einen grossen Wortvorrath liefert zur Bezeichnung des unschicklichen Sprechens und Handelns Erwachsener — wie die figürliche Bedeutung des Begriffes „kindisch", ebenso wie in den Ablautformeln, auch durch die Gemination vielfach vertreten wird. — — Dass wir es hier mit Nachahmungen von Naturlauten der verschiedensten Art zu thun haben, werden die aus Diez Wörterbuch anzuführenden Stellen darlegen. Hiebei muss bemerkt werden, dass, wenn auch diese Beispiele den neuen Sprachen entnommen sind, die betreffende Erscheinung doch auch den alten und ältesten Sprachen eigen ist. — —

Zunächst wollen wir der Thierwelt erwähnen.

Diez Wört. I. 127: cigala Heuschrecken . . . Die sp. Form *ch*i*ch*arra soll wohl den zirpenden Laut des Thierchens nachahmen.

I. 433. . . *upup*a Wiedehopf . . Ein neues Wort entlehnte man von seiner Stimme.

I. 447. *z*en*z*ara . . Mücke . . Offenbar ein Naturausdruck von dem Laute des Thierchens.

II. 114. *ch*uc*h*e Nachteule, von ihrem Geschrei so genannt u. a. m.

An diesen Stellen sagt Diez ausdrücklich, dass Naturlaute nachgeahmt sind; wir wollen aber auch solche anführen, an

denen dies nicht besonders hinzugefügt wird, damit wir das Material so vollständig als möglich zur Hand haben:

I. 63. bevero, sp. bibaro Biber,
I. 123. cerceta, ein Wasservogel, querquedula,
I. 128. cuccio, kleiner Fink,
I. 128. cucco, Kukuk.
I. 307. parpaglione, Schmetterling.
I. 304. pappagello, Name eines Vogels.
II. 107. cacharro, das Junge des Hundes.
II. 192. zorzal, ein Vogel, u. a. m.

Diejenigen von diesen Wörtern, welche Nachahmungen von Naturlauten sind, müssen sicher in ein hohes Alter hinaufsteigen; mögen sie hier als italienische, portugiesische, spanische etc. aufgeführt werden, das hindert nicht, sie der Kindheit der Sprache zuzuweisen. Aber sie gehören auch der Sprache der Kindheit an. Diez I. 318 piccione . . nennt als Stammwort für pigeon das Kinderwort pipi Vögelchen. Vergegenwärtigen wir uns aus Brentano's Märchen „*Gock*el, Hinkel und *Gack*eleia" die herzigen Bezeichnungen für sämmtliche Thiere, von denen die meisten Reduplicationsformen sind, so wird uns aus eigener Jugenderinnerung noch manches ähnliche Beispiel als Vervollständigung auftauchen. „Das Kind . . . knüpft innigen Verkehr an mit den Vögeln; Käfer und Schmetterling, Heuschrecke und Schnecke zieht es in seine Gesellschaft, zu allen redend, „unbewusster Weisheit froh, alle verstehend, kundig ihrer Sprache.""*

Und warum sind die Kinder kundig der Sprache der Thiere? Weil diese in Bezug auf die Gemination mit der Sprache der Kinder übereinstimmt. Die Sprache ist nach Max Müller „der Rubicon, den kein Thier je wagen wird zu überschreiten." — Aber grade hier an der Grenze, wo das Thier, dem eine Art von Lautsprache nicht abgesprochen werden kann, durch welche es seine Lust und Unlust, seinen Hass und seine Liebe kundgiebt, seine höchste Stufe der lautlichen Ausdrucksweise erreicht, — da beginnt „das mit *Lall*en begleitete

* Frischbier: Preussische Volksreime und Volksspiele. Berlin. 1867. Vorwort, pag. V.

Geifern des Säuglings." (Diez I. 59 bava.) — Und dieses *Lall*en ist — — Reduplication.

Zwischen dem Lallen und dem geläufigen Sprechen aber liegt noch eine Mittelstufe, die uns eine andere charakteristische Unvollkommenheit im Sprechen bei Kindern vor Augen führt, für deren Wesen Nichts bezeichnender sein konnte als grade die Reduplication, wie wir aus folgenden Stellen ersehen werden:

Diez I. 49. bambo kindisch . . . der Stamm ist *βαμβαίνω* stammeln. . .

I. 174. farfogliare . . . stottern . . .

I. 409. tartagliare stottern . . . .

II. 270. ébaubí . . . abaubir stammeln machen.

Es ist der Begriff des Stotterns, der hier durch Reduplicationsformen vertreten ist. Und Nichts ist natürlicher. Stottern heisst ungeläufig sprechen, den Versuch ein Wort richtig zu sprechen, zwei oder mehrere Male machen, eine Unvollkommenheit, die fast ausschliesslich den Kindern eigen. Was liegt näher als diese Erscheinung durch nachahmende, also reduplicirende Wörter zu bezeichnen? Die angeführten Beispiele in ihrer augenscheinlichen Uebereinstimmung der Form möchten wohl für Diez Veranlassung bieten, II. 212 mit entschiedener Sicherheit für frz. bégayer auf sp. babieca, welches seinen Ursprung in dem „mit Lallen begleiteteten Geifern des Säuglings" hat, zurückgehen zu müssen. Das deutsche „tutteln" oder „totteln" (Dial.) ist Reduplication, ebenso das engl. to totter u. a. Lateinisch balbutire gehört sicher hierher, entschieden auch titubare. Dieses letztere Verbum, in welchem die Bedeutungen „wanken" und „stammeln" vereinigt sind, giebt uns einen Fingerzeig, wie die durch den Ablaut i, a bezeichnete Doppelbewegung, von der wir im ersten Theile gesprochen, oder das Schwanken, auch durch Reduplication vertreten wird. In der That findet sich Diez I. 49 bambo . . . bimbo Ablaut und Reduplication nebst den betreffenden Bedeutungen, ebenso II. 262 dandiner, sich hin und her wiegen . . . Auch II. 186, *raivem* scheint, weil es Schwankung bedeutet, hierher zu gehören. Demnach liegt es sehr nahe, II. 325, guingois auch als blosse Reduplication aufzufassen, da der Begriff „Schiefheit" dem des Schwankens fast verwandt ist. — Was

aber am meisten überrascht, ist die Uebereinstimmung der figürlichen Bedeutung, wie wir aus folgenden Stellen ersehen werden;

I. 41, babbeo Schwachkopf, Gimpel . . babioles Kinderpossen.

I. 49, bamba einfältiger Mensch.

I. 74, bomba . . bombicus prahlerisch.

I. 126, cianciare . . Possen treiben.

I. 173, farfantaire Grosssprecher.

I. 209, gergo kauderwälsch . . . . unverständliches Gerede.

II. 112, chachara Geschwätz.

II. 113, choche unreif, kindischer Greis.

II. 120, doudo einfältig, närrisch . .

II. 144, lelo einfältig, dumm . .

II. 262, dandin alberner Mensch . .

II. 368, momon Possenreisser.

II. 393, radoter aberwitzig schwatzen, wie alte Leute thun . . . das im Französischen vorgesetzte re oder ra dient, die Handlung als eine immer wiederkehrende auszudrücken (*dot*er selbst ist schon Redupl.).

Von diesen Beispielen, welche alle dieselbe geistige Unvollkommenheit, das „kindische“ bezeichnen und zu denen sich ohne Zweifel in andern Sprachen, namentlich in Dialecten zahlreiche Analogien finden werden, sind die meisten Nachahmungen oder Naturausdrücke. Bei den übrigen spricht sich Diez nicht mit der gewohnten Bestimmtheit und Sicherheit aus. Dieser Umstand lässt schliessen, dass die Etymologie bei solchen Wörtern Schwierigkeit bietet, gibt aber zugleich den Fingerzeig, nachzuforschen, ob man es nicht mit Naturausdrücken zunächst zu thun hat. Freilich da die Vorliebe für die Gemination nun einmal vorhanden, so kann sie auch Einfluss gehabt haben auf Wörter, die wie chocho und deudo sich auf einen ziemlich sicheren Ursprung zurückführen lassen, hat sie sich ja auf Gegenstände verbreitet, bei denen von Naturausdruck gar nicht Rede sein kann. Wir können nicht unterlassen, neben der bereits besprochenen Thierwelt auch der Pflanzenwelt zu erwähnen und entsprechende Beispiele anzuführen:

I. 97, cacao südamerik. Baum und Frucht, mex. kakahuatl.

I. 121, cece . . cicer Erbse.
I. 214, giglio Lilie.
I. 116, ginggiola Brustbeere, zizyphum.
I. 152, lilac ein Strauch (zugleich Ablaut).
II. 128, fofo . . etwas Schwammartiges . .
II. 151, membrillo . . marmelo Quitte . .
II. 159, patata Erdapfel, amerik. Wort u. a. m.

Gedenken wir nur der bekannten lateinischen Wörter; populus, pampinus, papaver, cucumis u. s. w., so müssen wir uns die Frage stellen, welchen Grund wir für diese Erscheinung zu suchen haben. — Wir wenden uns zur Kindersprache. Nicht nur die Kinder selbst schaffen in ihrer Unbehilflichkeit Reduplicationsformen, sondern auch diejenigen Erwachsenen, die anhaltend an den Umgang mit den Kleinen gebunden sind. Sie müssen sich in die Sprache der Kleinen hineinbequemen, und was ist natürlicher, als dass hier vorwiegend Speisen zur Sprache kommen? Das bei Diez I. 147 erwähnte cucco Ei ist ein solches Kinderwort, nicht minder das I. 85 unter bribe angeführte ahd. bilibi Brot und I. 304 pappo Brot, Bissen. Das latein. *sisasa* Honig wird sicher hierherzuziehen sein. — Wie das Kind sich in seiner Naivität der Thierwelt befreundet, wie oben erwähnt, so auch der Pflanzenwelt, namentlich den Blumen. Dass ausser den Speisen andere der Kinderwelt nahe liegende Dinge derselben Spracherleichterungsart in ihren Bezeichnungen unterworfen, sollte man wohl leicht vermuthen dürfen: Kleidungsstücke (*πεπλον*, sisurna) Körpertheile (barba popo . .) und vielleicht auch Hausgeräthe; doch dies möge blos zur Andeutung dienen. Dass man, um unwesentliche Dinge zu bezeichnen, Kleinigkeiten, Bagatellen, gern zur Reduplicationsform greift, wie in „Pfifferling“ u. a., scheint auch hierher zu gehören; ebenso in Interjectionen wie: *παπαι*, papal, papperlapapp. Woher es aber kommt, dass in vielen Eigennamen, namentlich geographischen Bezeichnungen wie *B*om*b*ay, *C*in*c*innati, Caucasus, Dardanellen etc., *B*ar*b*aren, *T*a*t*aren. *B*a*b*ylon, Njam - Njam u. v. a. die Reduplication so auffallend vertreten ist, möchte vielleicht anders begründet werden. Indess werden sie doch durchgehends der Kindheit irgend eines Volkes entstammen.

Genug, — die Sprache derjenigen, welchen die Pflege der Kinder obliegt, also hauptsächlich der Mütter und Ammen, giebt uns Veranlassung, zu dem dritten Hauptpunkt unserer Aufgabe überzugehen, zu den Deminutivformen.

Hier stellen wir zunächst die auf das Unbedeutende des Kindeskörpers im Gegensatz zu Erwachsenen bezüglichen Bezeichnungen zusammen. — Wer hat nicht schon einen lieben Kleinen einen „Stumpf“ genannt oder nennen hören? Andere Sprachen, werden wir sehen, haben dieselbe Eigenthümlichkeit. Diez II. 153, muchacho, kleines Kind, Knabe, für mochacho von mocho (also auch hier wieder zugleich Redupl.), eigentlich also ein kleiner Stümmel; vgl. chicote Endchen Tau und junger Mensch, in deutschen Mundarten „Bützel“. — Unser „Knoten“, „Knirps“, „Knurz“, „Knopf“ gehören sicher auch hierher. Zu „Knopf“ gleich „Kopf“ erwähnen wir Diez II. 235: cadet von capitettum .. Häuptchen, junges Haupt. Ferner I. 284 mozzo .. Stümmel. — Mit ganz entschiedener Bestimmtheit aber spricht Diez I. 417: toso ... der Knabe wird Strunk oder Butzen genannt, wie dies auch in anderen Ausdrücken und in anderen Sprachen geschah ...

Diese Worte legen den Schluss nahe, dass wir auch dieser charakteristischen Art und Weise der Bezeichnung ein hohes Alter zuschreiben müssen. Sie gehört der Ammensprache an, und „Ammenwörter können“, wie bereits oben aus Diez angeführt, „in hohes Alterthum hinaufsteigen.“ Sie stammt also aus der Kindheit der Sprache, wie sie heute noch der Sprache der Kindheit angehört. — — Die vorerwähnten Bezeichnungen sind Deminutiva, dem Inhalt, nicht der Form nach. Tritt die Deminution der Form nach auf, was durch Suffixe und Superlativform (Diez II. 152) geschieht, so haben wir die Kosewörter. Und wo könnten diese mehr vertreten sein als in der Kinderwelt? — Und wieder ist es die Thierwelt, die hier eine ganz bedeutende Rolle spielt. Namentlich sind es die Vögel, denen wir unter den Hausthieren am liebsten menschliche Namen beilegen: Diez I. 307 parrochetto .. perico Peterchen (Papagei).

II. 186, urraca .. marica Mariechen (Elster).

II. 408, sansonnet .. Simsonchen (Staar).

(Verwandschaftsbezeichnungen auf Thiere übertragen, siehe Diez I. 281, II. 24, 115, 212, 322.)

Es ist die Uebereinstimmung des naiv-drolligen Wesens bei Thieren und Kindern, welche Deminuirte Menschennamen auf Thiere überträgt und umgekehrt. Letzteres finden wir bei Diez II. 54, pulcinella . . Hühnchen. Es ist allbekannt, dass man kleine Kinder mit „Viehchen, Schäfchen, Hämmelchen“ u. v. a. liebkosend anzureden pflegt. Das drollige Wesen aber bezeichnet uns Diez ganz treffend II. 35: „grille wunderlicher Einfall, ist kein anderes Wort als der Name des Insectes, dessen Sprünge den Anlass zu dem bildlichen Ausdrucke gaben. . . — Diese „Sprünge“ bezeichnen, auf den Menschen angewandt, zunächst die Unbeholfenheit in körperlichen Bewegungen bei schon der Wiege entwachsenen Kindern, die zugleich etwas Scherzhaftes ist, ebenso wie die wirklichen Sprünge des Bockes (capriccis) z. B., dann im übertragenen Sinne auf Erwachsene angewandt, „Launen“. So scheinen sich denn eine bestimmte Anzahl sprichwörtlicher Redensarten, die ihre Vergleiche der Thierwelt entnommen, in ähnlicher Weise erklären zu lassen: Mucken* = Mücken haben; eine „Laus“ ist ihm über die Leber gelaufen; einem einen „Floh“ ins Ohr setzen; „bockig“ = hartnäckig sein u. a. m. Um den Eigensinn eines Kindes zu bezeichnen, sagt man: es hat ein „Würmchen“ im Kopf. Weil dem Kinde das abstractum „Eigensinn“ nicht durch Erörterungen deutlich zu machen ist, wählt man das umgekehrte Verfahren der Metapher. Auch die Pflanzenwelt, wie aus Diez I. 430 truffa deutlich zu ersehen ist, liefert Wortvorrath für derartige Bezeichnungen. — Nach dieser kleinen Abschweifung kommen wir zurück auf die Deminutivform. Uebereinstimmend mit der übertragenen Bedeutung „kindisch“ in den Ablautformeln und den Reduplicationen führen wir für die Deminution an Diez II. 196, aïeul . . Auf das wiederum verkleinernde und kindisch machende oder auch auf das ehrwürdige hohe Alter wird

* Der Ausdruck „einen auf der Muck haben“ gehört nicht hierher: zwar ist auch hier Muck = Mücke, aber es bezeichnet das Visirkorn auf dem Stutzen des Tyrolers; also = einen auf dem „Korn“ haben.

die deminutive oder kosende Form passend übertragen... Somit scheint auch der Ursprung der deminutiven Form der Sprache der Kindheit, also auch der Kindheit der Sprache anzugehören. — — —

— — Haben wir bisher blos mit einzelnen Wörtern Untersuchungen angestellt, so liegt uns noch ob, auch auf Construction oder Satzbau der Kindersprache Rücksicht zu nehmen.

Erwachsene im Affecte, Taubstumme, Stotternde und namentlich Kinder bedienen sich mannigfacher Abkürzungen der Sprache, indem sie das der Bedeutung nach wichtigste Wort stark hervorheben und durch dasselbe den ganzen Satz vertreten lassen. „Wenn ein Kind“, sagt Max Müller II. 79, „auf“ sagt, so gilt dieses „auf“ seinem Geiste als subst., verb. und adject., alle in ungetrennter Einheit beisammen. Es bedeutet: Ich möchte hinauf auf meiner Mutter Schoss. . . Selbst wenn ein Kind grammatisch sprechen lernt, denkt es doch noch nicht grammatisch; es scheint, indem es spricht, die Kleider seiner Eltern zu tragen, obgleich es noch nicht in dieselben hineingewachsen ist. . . .“

Auch diese Art und Weise des Ausdrucks hat in der Sprache der Erwachsenen eine grosse Anzahl characteristischer Variationen erfahren; der Infinitiv und das Adverbium mögen wohl die geläufigsten Formen dazu liefern. Aus Diez führen wir an II. 185, upa . . Ermunterungsruf, besonders für die Kinder. Aufgestanden! Munter!

Solche Kindersprachellipsen, wie man sich wohl ausdrücken könnte, sind ganz natürlich von prägnanter Kürze. Wir wissen aber auch, dass der Ursprung aller Sprachen in kurzen, einsilbigen Wörtern zu suchen ist. Und wie diese „sich anfangs unbehindert in idyllischem Behagen entfalteten und erst allmählich ein unbewusst waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe Gewicht fallen lässt“ (J. Grimm: Ursprung der Sprache, pag. 40), — ebenso ist es in der Kindersprache. „Das Kind beginnt zu reden, wie es anhebt zu denken, und die Rede wächst ihm, wie ihm der Gedanke wächst . .“ (Grimm eod. pag. 32). Somit wären wir hier an demjenigen Berührungspunkt zwischen Sprache der Kindheit und Kindheit der Sprache angelangt, wodurch die Einwirkung des „unbewusst waltenden Sprachgeistes“ in beiden, den Menschen als solchen charakterisirendes selbstständiges Schaffen deutlich und in höherem Grade zu erkennen ist.

„Die Sprache erscheint als eine fortschreitende Arbeit, sie war anfangs unvollkommen,“ sagt Grimm p. 32. Dass demnach Völker, in deren Sprache man die im Vorhergehenden

beschriebenen charakteristischen Merkmale der Kindersprache im selben Masse vertreten fände, nicht den Anspruch auf die höchste Stufe der Civilisation machen könnten, scheint klar zu sein. Und dass es solche Völker gibt, unterliegt keinem Zweifel. Wenn auch eine Nation von Stotternden dem Reiche der Fabel angehört, so lesen wir doch bei Max Müller II. 158, dass die Sandwich-Insulaner in ihrer Sprache Zahnlaute für Kehllaute substituiren, also wie die Kinder „*T*atze“ für „*K*atze“, „*T*uss“ für „*K*uss“ (wenn sie diese deutsche Wörter sprechen sollten) sagen würden. „Diese Verwechselung zweier Consonanten“, sagt er p. 162, „in demselben Dialect ist, wie ich glaube, ein charakteristisches Merkmal der tieferen Stufe der menschlichen Sprache und erinnert uns an das Mangeln der Articulation in den tieferen Stufen der Thierwelt.“

Zugleich erkennen wir aber auch in den dargestellten Merkmalen der Kindersprache ein durch natürliche Verhältnisse hervorgerufenes Streben nach Gleichartigkeit oder Regelmässigkeit der Formen, — und zwar in Folge des Mangels an Mannigfaltigkeit der Formen des Ausdrucks. Das wird der Grund jenes „grammatischen Gerechtigkeitsgefühles“ sein (Max Müller I. 61), vermöge dessen die Kinder Formen wie „badder“ statt „worse“, „comed“ statt „came“ u. a. bilden und so wahrscheinlich an dem Verschwinden unregelmässiger Declinationen und Conjugationen aus der Sprache Schuld sind.

So wären wir am Schlusse unserer Aufgabe angelangt. Wir können jedoch nicht abbrechen ohne des besonderen Einflusses zu erwähnen, den diejenigen auf die Sprache überhaupt ausüben, welche die Kindersprache schaffen helfen. „Der Einfluss der Weiber,“ sagt M. Müller II. 81, „auf die Sprache jeder einzelnen Generation ist viel grösser als der der Männer. Wir nennen sehr passend in Deutschland das Deutsche unsere Muttersprache; denn von unsern Müttern lernen wir sie sammt ihren Eigenthümlichkeiten in Mundart und Betonung und selbst in ihren Fehlern. . .“

— — Ist es uns hienach gelungen, zu zeigen oder auch nur annähernd anzudeuten, dass die Kindersprache aller Nationen mit ihren charakteristischen Merkmalen in ein sehr hohes Alter zu setzen ist, mithin der allgemeinen Muttersprache, der Wurzel- oder Ursprache, als wirkliche Tochter zuzuweisen ist, so dürfen wir in der That die Lehre daraus ziehen, dass auch in dieser Sprache „mehr steckt, als sich unsere Philosophen träumen lassen.“

Düsseldorf. Dr. Mieck.

# Neues über Daniel Defoe.

---

Unsere kritische Zeit hat schon manchen zu Ehren gebracht, an dessen Rufe ein Makel hing, dagegen auch manchem sein Ehrenkleid abgestreift, mochte es ihm noch so fest umgelegt zu sein scheinen. So geht es auch Daniel Defoe, über dessen Leben, Charakter und schriftstellerisches Verdienst bislang nur eine Stimme war. Sein Leben, so sagte man, war ein mühe- und wechselvolles, sein Charakter ein fester und ehrenhafter, sein schriftstellerisches Verdienst ein unantastbares. Was nun das erstere und das letztere angeht, so mag die bisher geltende Ansicht auch ferner gelten; Defoe's Charakter aber wird in einem andern Lichte erscheinen, nachdem William Lee, einer seiner wärmsten Verehrer in England, eine neue Lebensbeschreibung des berühmten Schriftstellers veröffentlicht hat.* Lee's Zeugniss ist um so gewichtiger, als er kaum zu ahnen scheint, welchen schlimmen Dienst er dem von ihm so bewunderten Verfasser von Robinson Crusoe leistet. Er glaubt durch seine Darstellung von Defoe's Leben jeden Fleck von dem Bilde seines Helden getilgt zu haben, während dieses in der That allen Glanz verliert, mit dem die Nachwelt es umgeben hatte.

Die gewöhnliche Meinung war, Defoe habe die letzten siebzehn Jahre seines Lebens sich fern gehalten von allem

---

* Daniel Defoe, his Life and Recently Discovered Writings, extending from 1716 to 1729. 3 vols. Lond. 1869.

politischen Parteitreiben;* und in der That konnten die schmerzlichen Erfahrungen, welche er gemacht hatte, diese Meinung rechtfertigen. Ein ganzes Menschenalter hindurch hatte er in den vordersten Reihen gekämpft, noch zu guterletzt war er mit mehrmonatlichem Gefängnisse bestraft und hatte achthundert Pfund Sterling zahlen müssen: warum, sagte man, sollte er sich für den Rest seines Lebens nicht die wohl verdiente Ruhe gegönnt oder seine Musse nur auf jene literarischen Erzeugnisse verwendet haben, welche in kurzer Zeit seinen Ruhm in der ganzen Welt verbreiteten? Aber manches ist wahrscheinlich, was darum noch nicht wahr ist. Ein Zufall hat nachgewiesen, dass Defoe bis zu seinem Tode mit politischen Arbeiten beschäftigt war, die ihm freilich nicht so viel Ehre einbringen, als Robinson Crusoe, Colonel Jack, The History of the Great Plague in London, Memoirs of a Cavalier u. v. a., in denen er sein unübertroffenes Talent zeigt, „die Handschrift der Natur nachzumachen.“

Vor einigen Jahren erschien im London Review eine Reihe Briefe, welche in Defoe's eigener Handschrift im State Paper Office aufgefunden und an Charles De la Fay, Esq. gerichtet waren. Gegen ihre Echtheit hat sich kein Zweifel erhoben. Sie sind alle im Frühlinge des Jahres 1718 geschrieben und beweisen, dass Defoe's politische Laufbahn zu dieser Zeit noch nicht geschlossen war. Bei ihrem ersten Erscheinen blieb das nachtheilige Licht, welches sie auf Defoe's Charakter werfen mussten, nicht unbeachtet.

William Lee, der sich lange mit Defoe's Leben und Schriften beschäftigt hatte, glaubte seinen Liebling gegen die hervorgerufene Kritik schützen zu müssen und entschloss sich eine neue Untersuchung über sein Leben und seine schriftstellerische Thätigkeit anzustellen und herauszugeben. Denn jene Briefe erhellten nicht allein eine bisher im Dunkel liegende Partie, Defoe's geschäftliche Beziehung zur Regierung, sondern auch seine Verbindung mit einigen politischen Zeitungen; ja sie

* Vergl. die Lebensbeschreibungen von G. Chalmers, W. Wilson und R. Chambers. Der letztere sagt: „Admonished by dear-bought experience, our author now abandoned politics, and in 1719 appeared his Robinson Crusoe.“

igten ihn als den Verfasser vieler Flugschriften, die man ihm s dahin nicht zugeschrieben hatte. W. Lee untersuchte nun e Nummern des Mercurius Politicus, Dormer's New'setter, Mist's Weekly Journal, deren Mitarbeiter Defoe ngestandener Massen gewesen war. Diese Forschungen führten n wieder auf andere Felder von Defoe's bisher unbekannt geiebener journalistischen Thätigkeit. Nachdem er einmal den aden in der Hand hatte, verfolgte er ihn über ein Feld, worıf Defoe als Arbeiter an Zeitungen und Flugschriften an fünfzig ıhre lang thätig gewesen war. Er brachte eine Sammlung ın Versuchen, Briefen und Zeitungsartikeln des fruchtbaren :hriftstellers zu Stande, welche das oben genannte Werk lden, und durch Mannigfaltigkeit des Inhalts und Lebendigkeit r Darstellung höchst anziehend sind. W. Lee hat nicht alles geben, was er gefunden, sondern vieles ausgeschieden, was, iner Ansicht nach, kein dauerndes Interesse haben konnte. 'ir finden Artikel über die Rebellion von 1715, die weiteren :hritte des Prätendenten und seiner Anhänger, über Handel d Verkehr, über den Südsee-Schwindel und seine Lösung, über dere sociale und national-ökonomische Pläne, an denen jene :it nicht minder fruchtbar gewesen zu sein scheint, als die unsrige, er die Pest in Frankreich, über politische Verbrechen und re Bestrafung u. v. a. Eingestreut sind mancherlei Anekdoten, ıtworten an Correspondenten, umlaufende Neuigkeiten, die des ərfassers Gewandtheit und glücklichen Humor kennzeichnen.

Durch W. Lee's Arbeit ist der Katalog von Defoe's Werken əmlich genau festgestellt, sowohl was Authenticität als Chrologie betrifft. Ihre Zahl beläuft sich auf 250.

Im Besitze eines so reichen und neuen Materials durfte . Lee sich berechtigt halten, eine neue, von vielen Irrthümern freite, in jeder Hinsicht vervollständigte Lebensbeschreibung ines Lieblings herauszugeben. Er scheint, wie gesagt, nicht merkt zu haben, dass Defoe's Charakter durch die neue Dar-ːllung nicht gewinnt, dass der „unflinching champion," wie ı noch Chambers nennt, hinfort keinen Anspruch mehr auf n Namen eines ehrlichen, offenen Mannes machen darf.*

* Ratting, wie die Engländer es nennen, das Ueberlaufen von einer litischen Partei zur andern, war nichts Seltenes in jener Zeit. Auch

Die bisherigen Lebensbeschreiber hatten eine Notiz bei Toland, dass Defoe für den Mercurius politicus geschrieben habe, unbeachtet gelassen. Dieses Journal erschien zuerst im Jahre 1716. Der zweite Brief an De la Fay zeigt nun, dass Defoe nicht nur mit dem Mercurius und andern Zeitschriften in Verbindung stand, sondern giebt auch die Umstände an, unter welchen er sich als ein Werkzeug der Regierung verkaufte.

Seit 1707 hatte er heimlich Dienste unter Harley* genommen, bei dem er nach seiner wirksamen Vertheidigung der Königin und ihrer Minister eingeführt worden war. Einige jetzt zum ersten Male gedruckten Briefe aus den Original-Handschriften des Britischen Museums hellen diesen Punkt auf. Defoe dankt darin seinem Wohlthäter für ein „überreiches Geschenk,“ das ihm kürzlich zu Theil geworden. Er lehnt bescheidener Weise „das Verdienst ab, welches man in seinen geringen Leistungen zu schätzen scheine.“ Sein höchster Wunsch gehe dahin und er hoffe dies zu erreichen, „dass er sich immer den schlichten, verächtlichen Ruf eines ehrlichen Mannes erhalten möge.“ Diese Aeusserung kann nur als Selbstironie genommen werden, wenn man damit den Contract vergleicht, den er sieben Jahre später mit Lord Townshend's Whig-Regierung eingeht. Er übernimmt, wenn nicht den Titel, doch das Amt eines Censors der öffentlichen Journale; „er sollte nach wie vor in Verbindung mit den Herausgebern der politischen Blätter bleiben, vor der Welt sollte er aber als in Ungnade stehend und ausser allem Zusammenhange mit den Whigs** gelten.“ Defoe war eben in seinem Processe vor dem King's Bench-Gerichte wegen eines Aufsatzes in der Flying Post losgesprochen worden. W. Lee will nun in allem diesen gar keine

Swift wurde aus einem eifrigen Whig ein nicht minder eifriger Tory, aber er trug seine Haut offen zu Markte und bei der Thronbesteigung Georgs I ging er nach Irland in eine Art Verbannung.

* Harley, Graf von Oxford, Minister der Königin Anna, seiner Parteifarbe nach ein Tory, also Anhänger der Stuarts, bekannt als Sammler einer Bibliothek, deren Einbände allein 18,000 Pfund Sterl. gekostet haben sollen; die darin enthaltenen Manuscripte bilden jetzt einen Theil des Britischen Museums.

** Man erinnere sich, dass unter Whigs damals die Anhänger des Hauses Hannover, unter Tories die Partei der vertriebenen Stuarts verstanden wurden.

Bedingung oder Stipulation entdecken, wonach Defoe übernommen habe, ein Wort zu schreiben gegen seine Ueberzeugung oder gegen die Grundsätze, die er sein ganzes Leben hindurch befolgt hätte. Er meint vielmehr, Defoe's Arbeiten, nachdem er jene Verpflichtung gegen die Regierung übernommen habe, müssten ihm, abgesehen von andern Ansprüchen, ein Anrecht auf die Dankbarkeit und Bewunderung der Nachwelt geben: er habe sich in die Lage gebracht, die Pläne der übelwollenden Tagesschriftsteller mit Erfolg zu durchkreuzen und grössere Dienste zu leisten, als wenn er sich öffentlich als eine Stütze der Regierung bekannt hätte. Sein Zweck sei gewesen, verrätherische Aufsätze aufzufangen, ehe sie die Presse erreichten, das Gesetzwidrige daraus zu tilgen und die armen Herausgeber und Drucker vor Schaden zu bewahren. W. Lee schreibt also seinem Helden Absichten zu, die jeder Censor, auch in späteren Zeiten, zur Schau zu tragen pflegte; es ist nur sonderbar, dass Drucker, Herausgeber und Schriftsteller immer und allenthalben eine so menschenfreundliche Bevormundung von Seiten der Regierung beharrlich abgelehnt haben.

Einige Auszüge aus dem zweiten Briefe Defoe's mögen besser als W. Lee's Interpretation zeigen, welch ein sauberes Geschäft Defoe übernommen hatte und wie weit er hoffen durfte, „to preserve the homely, despicable title of an honest man.“

In considering, after this, which way I might be rendered most useful to the Government, it was proposed by Lord Townshend that I should still appear as if I were, as before, under the displeasure of the Government, and separated from the Whigs, and that I might be more serviceable in a kind of disguise, than if I appeared openly; and upon this foot a weekly Paper, which I was at first directed to write, in opposition to a scandalous Paper called the Shift Shifted, was laid aside, and the first thing I engaged in, was a monthly Book called Mercurius Publicus, of which presently. In the interval of this, Dyer, the News-Letter-writer, having been dead, and Dormer, his successor, being unable by his troubles to carry on that work, I had an offer of a share in the property, as well as in the management of that work.

I immediately acquainted my Lord Townshend of it, who,

by Mr. Buckley, let me know it would be a very acceptable piece of service, for that Letter was really very prejudicial to the Public, and the most difficult to come at in a judicial way in case of offence given. My Lord was pleased to add, by Mr. Buckley, that he would consider my service in that case, as he afterwards did.

Upon this I engaged in it, and that so far, that though the property was not wholly my own, yet the conduct and government of the style and news was so entirely in me, that I ventured to assure his Lordship the sting of that mischievous Paper should be entirely taken out, though it was granted that the style should continue Tory, as it was, that the Party might be amused, and not set up another, which would have destroyed the design; and this part I therefore take entirely on myself still.

This went on for a year, before my Lord Townshend was out of the Office; and his Lordship, in consideration of this office, made me the appointment which Mr. Buckley knows of, with promise of a further allowance as service presented.

My Lord Sunderland, to whose goodness I had many years ago been obliged, when I was in a secret commission sent to Scotland, was pleased to approve and continue this service, and the appointment annexed; and, with his Lordship's approbation, I introduced myself, in the disguise of a Translator of the Foreign News, to be so far concerned in this weekly Paper of Mist's, as to be able to keep it within the circle of a secret management, also prevent the mischievous part of it; and yet neither Mist, or any of those connected with him, have the least guess or suspicion by whose direction I do it.

But here it becomes necessary to acquaint my Lord (as I hinted to you, Sir), that this Paper, called the Journal, is not in myself in property, as the other, only in management; with this express difference, that if anything happens to be put in without my knowledge, which may give offence, or if anything slips my observation, which may be ill taken, his Lordship shall be sure always to know whether he has a servant to reprove or a stranger to correct.

Upon the whole, however, this is the consequence, that by

is management, the Weekly Journal, and Dormer's Letter, ı also the Mercurius Publicus, which is in the same nature ' management as the Journal, will be always kept (mistakes ccepted) to pass as Tory Papers, and yet be disabled and ıervated, so as to do no mischief, or give any offence to the overnment."

So wenig erhaben Defoe in diesen Verhältnissen über dem iveau der damaligen allgemeinen Sittlichkeit oder vielmehr Unch befindet,* so muss man ihm doch nachsagen, dass ihm bei iner schmutzigen Arbeit nicht immer wohl zu Muthe war. Mehr s einmal nennt er es „Bowing in the House of Rimmon" (Anspieng auf 2. Kön. 5, 18, Name einer in Damascus verehrten hohen ottheit). „Ich bin," schreibt er, „zwischen Papisten, Jacobiten ıd wüthende Hochtories gerathen, muss verrätherische Reden und :leidigende Worte anhören gegen Sr. Majestät Person und Seine :treuesten Diener, und dazu lächeln, als billigte ich sie." Er uss oft „Dinge hingehen lassen, die gar abscheulich sind, damit · keinen Verdacht errege;" es verfolgt ihn die Furcht, „dass er m so früher verloren sein möge, je treuer er die ihm gegebenen ıefehle ausrichte." Dabei übersendet er „einen der für den Druck estimmten aber von ihm unterschlagenen Briefe. Von dem Ianuscripte von „Sultan Galza, einem andern nichtswürdigen .ufsatze," schickt er eine Abschrift an Lord Sunderland und ·bietet sich das Original einzusenden, wenn es erforderlich sein ›llte. In dem dritten Briefe „thut es ihm sehr Leid, dass das ournal aus dem Post Boy den albernen Artikel aufgenommen ıbe, worin der Prätendent als zu den legitimen Kindern der :önigin Witwe gehörig dargestellt werde." „Es ist meine

* Wilhelm III. musste oft von den Engländern den Vorwurf hören, ıss er seine holländischen Freunde zu sehr begünstige; Defoe rechtfertigt n in folgenden, seinem Trueborn Englishman entnommenen Versen:

We blame the King that he relies too much
On strangers, Germans, Huguenots and Dutch,
And seldom does his great affairs of State
To English counsellors communicate.
The fact might very well be answered thus:
He has too often been betrayed by us;
He must have been a madman to rely
On English gentlemen's fidelity.

Einzelne Beispiele der schamlosesten Unsittlichkeit sind R. Walpole und olingbroke.

Schuldigkeit,“ sagt er, „Seiner Herrlichkeit zu betheuern, dass ich keine Schuld trage an diesem Versehen, sondern allein Herr Mist, der jenen Artikel noch zu dem übrigen von mir durchgesehenen Material hinzugethan hat.“ Er sucht allerdings bei allen Gelegenheiten den Herausgeber Mist gegen den Zorn des Ministers zu schützen; doch gelang dies nicht immer; im November 1718 ward Mist in's Gefängniss geworfen, und wenn sich auch nicht nachweisen lässt, dass ihn dies Unglück auf eine Angeberei von Seiten Defoe's getroffen habe, so konnten ihn die Bemühungen seiner Freunde nicht herausziehen. Defoe zog sich eine Zeit lang von dem Journal zurück, ward aber im Januar 1719 wieder engagirt, ohne dass Mist erfuhr, welches Bündniss sein angeblicher Freund mit der Regierung eingegangen war. 1720 ward Mist an den Schandpfahl gestellt, ein Jahr später um hundert Lstr. gestraft und auf ein Jahr ins Gefängniss gesteckt. Endlich nach sieben Jahren entdeckte der schändlich betrogene Mann das Geheimniss und ging dem Verräther mit gewaffneter Hand zu Leibe. Defoe entwaffnete und verwundete ihn, schonte aber sein Leben. Das mag grossmüthig sein, doch sollte W. Lee nicht, wie er thut, alle Schuld auf den armen Mist schieben und Worte des Lobes nur für Defoe haben. Der Herausgeber des Journals nahm nun keine Rücksicht mehr, er enthüllte Defoe's Benehmen allen Zeitungsschreibern und veranlasste sie, jeden Beitrag von ihm zurückzuweisen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese Massregel tiefen Eindruck auf Defoe's Gemüth machte und sein Ende beschleunigte. „Der gottlose, meineidige, verächtliche Feind,“ über den er sich beklagt, der ihn zwang sich zu verstecken, und dem er sein Unglück zuschreibt, wird wohl kein anderer als Mist sein, der ins Ausland entflohen war und sich mit dem Herzoge von Wharton und andern Jacobiten verbündet hatte. Er besass Documente von Defoe's Hand und wusste um Thatsachen aus dessen früherem Leben, die, geschickt gebraucht, ihn in den Augen der Regierung compromittiren und seine Sicherheit bedrohen mussten. Ein Brief an seinen Schwiegersohn Baker lässt solche Vermuthungen zu und zeigt zugleich, dass, wie W. Lee andeutet, Defoe's Verstandeskräfte unter der beständigen Angst gelitten hätten. Sein Schicksal war übrigens nicht so schlimm, wie er es wohl verdient hätte. W. Lee weist nach, dass er in guten Umständen starb.

Defoe's Schriftstellerruhm leidet unter diesen neuen Enthüllungen nicht, wohl aber seine Ehre: er ist wieder ein Beispiel, wie auch die glänzendsten Gaben zu den unedelsten Zwecken herabgewürdigt werden können.

Hannover. F. Callin.

# Das russische Helden-Epos.

---

In unseren Gesängen sind die Spuren der vorhergehenden Epoche, der Titanischen oder Kosmogonischen Epoche ersichtlich, wo die Kraft die Form eines Menschen-Bildes annimmt, und wo als Helden die Elemente dargestellt werden. Die Menschwerdung dieser Kräfte erscheint auf verschiedenen Stufen; nicht alle Helden dieser ersterschaffenen Epoche enthalten in sich in demselben Masse den Charakter der Elemente. Es sind dieses die sogenannten „Aeltesten Helden". Diesen entsprach im äusseren Zustande das Nomaden-Leben, was gewissermassen alle Völker durchlebt haben.

Die Epoche des Woldemar, dessen Haupt-Repräsentant Ilia Muromez gewesen war, ist der erste schöpferische Ausdruck des Russischen Volkes das die Formen seines neuen Daseins durch das Christenthum begründet hatte.

Es mögen hier einige Sagen über die Haupthelden dieser Epoche folgen.

## Swiatogor.

Zur Reise fertig macht sich Swiatogor;
Er sattelte sein schönes Ross,
Und ritt in's freie Feld.
Zu messen hat er nicht mit wem
Die Kraft, die in den Adern ihm
Lebendig fliesst und überfliesst.
Er fühlt sich sehr beladen schwer.
Der Swiatogor sagt Folgendes:

[redacted]



„Wenn einen Griff ich finden möcht'
Aufheben würd' ich's ganze Land!“
'Nen kleinen Quersack traf er an,
Der in den Steppen lag.
Befühlt und rückt das Säckchen fort,
Es lässt sich aber rücken nicht,
Obgleich er auch den Finger nahm,
Und endlich auch die ganze Hand,
Um's aufzuheben, greift er's an.
„Seit vielen Jahren reise ich
Um diese ganze Welt herum,
Getroffen aber hab' ich nie
Ein solches Wunder, wie dies ist;
Solch' kleines Säckchen liegt nun hier,
Es jetzt aufheben kann ich nicht!“
Steigt Swiatogor vom Rosse ab,
Greift mit den Händen an den Sack,
Bis zu den Knien' er hebt ihn auf;
Doch in die Erde sank er selbst,
Er sank bis zu den Knien ein.
Nicht Thränen fliessen vom Gesicht,
Es floss das Blut von ihm herab.
Und blieb auch liegen Swiatogor
Wo er versunken war, der Held,
Sein Ende traf ihn hier.

---

## Swiatogor mit Ilia Muromez.

In schöner Stadt, in Muromel,
Im Dörfchen, aus Karatschewa
Beständig sass der Ilia,
Der Ilia, Ein Bauern-Sohn.
Beständig sass er dreissig Jahr.
Einst ging sein Vater aus dem Haus
Die Mutter ging nun auch mit ihm,
Zur Ackerarbeit gingen sie.
Zwei Krüppel, wandernd, kamen an.
Am hübschen Fenster baten sie
Und wandten sich an ihn nun so:
„Steh' auf, Ilia von Muromez,
Und thue uns die Pforten auf,
Lass uns zu Dir ins Haus hinein!
Da sagt Ilia nun Folgendes:

„Heida, ihr meine Krüppelchen,
Die breiten Pforten, die hier sind,
Eröffnen kann ich sie euch nicht;
Beständig sitz ich dreissig Jahr,
Kann nicht bewegen Fuss noch Hand."
Die Krüppel sprachen weiter da:
„Stehe auf, Ilia, auf starkem Fuss
Und thue uns die Pforten auf,
Lass uns zu Dir ins Haus hinein."
Auf kräft'gem Fuss' stand Ilia,
Er öffnete die Pforten weit,
Und liess die Krüppel in das Haus.
Da traten ein die Krüppelchen,
Sie kreuzten sich, wie nöthig war,
Als wohlerzogen grüssten sie,
Ein Gläschen voll mit Bär-Getränk,
Dem Ilia brachten sie es dar.
Als er getrunken dies Getränk,
Sein Helden-Herz erglühte dann,
Sein ganzer Körper war in Schweiss.
Die Krüppel sprachen zum Ilia:
„Was fühlst Du jetzt in Dir, Ilia?"
Die Krüppel grüsste dann der Mann:
„Ich fühl' in mir 'ne grosse Kraft!"
Da sagten ihm die Krüppelchen:
„Du wirst Ilia ein grosser Held,
Du find'st den Tod im Felde nicht:
Du kannst bekämpfen jeden Held
Bei jeder Heldin kannst Du's auch.
Vermeide nur den Einzigen,
Dies ist der Held, der Swiatogor,
Er ist der Erde selbst zu schwer;
Vermeide Samson auch, den Held.
Auf ihm sind sieben Engelshaar;
Vermeide auch Mikulow's Stamm:
Ihn liebt gar sehr die Erde selbst;
Nun auch vor Oleg hüte Dich:
Wenn nicht mit Kraft er Dich besiegt,
So nimmt er dennoch Dich mit List.
Schaff Dir, Ilia, ein Heldenross,
Dann ziehst Du gleich in's freie Feld,
Den ersten Hengst nun kaufe Dir:
Und stelle ihn drei Monat lang
In einen eingeschlossnen Ort;
Mit weiss' Getreide fütt're ihn: —

[redacted]



Und wenn nun diese Zeit vorbei,
Dann führ' ihn um den Garten her,
Drei Mal fühl' er den Thau auf sich.
Dann führe ihn zum Pfahlzaun hin:
Und wenn er diesen überspringt
Von jenseits wie von dieser Seit',
Dann reit' auf ihm, wohin Du willst,
Er wird Dich tragen überall."
Hierauf verschwand das Paar.
Da ging Ilia zum Vater hin,
Zur Ackerarbeit wandt' er sich.
Der Boden sollte abgeputzt
Von Klötzen und von Wurzeln sein;
Und war der Boden abgeputzt
So warf den Schmutz er in den Fluss,
Und ging hierauf dann schnell nach Haus.
Als jetzt der Vater aufgewacht,
Sprach er erschreckt zu seiner Frau:
„Was für ein Wunder ist geschehn?
Die ganze Arbeit ist vollbracht!" —
Und weil die Arbeit fertig war,
So kehrten sie nach Hause schnell
Zurück und als sie traten ein,
Ums Haus gehn sehn sie Ilia.
Da fragten ihn die Eltern erstaunt,
Wie es geschah, dass er gesund
Jetzt so ganz schnell geworden sei.
Und da erzählte Ilia,
Dass bei ihm waren Krüppel zwei,
Die ihm gereicht ein Bär-Getränk,
Wie nun davon belebt er ward,
Und wie er plötzlich Kraft bekam.
Da zog Ilia in's freie Feld,
Er sah 'nen Bauer führen einen Hengst.
Der Hengst steht vor ihm dunkelbraun;
Vom Bauern kauft ihn Ilia.
Und zahlt für ihn, was man verlangt.
In einem festgeschloss'nen Ort
Steht jetzt der Hengst, wohin er ward gestellt.
Er füttert ihn, wie's ihm gesagt,
Und frisches Wasser giebt er ihm.
Als nun die Zeit vorbei
Da führt Ilia im Garten selbst,
Den Hengst drei Nächte lang herum,
Dreifachen Thau er fühlen muss;

Zum Pfahlzaun führt er auch ihn hin,
Den übersprang sogleich der Hengst
Von jenseits wie von dieser Seit'!
Hierauf, Ilia, der Muromez,
Schnell sattelt er das schöne Ross
Von seinen Eltern nimmt er nun
Wie Abschied, auch den Segen mit,
Und zieht damit in's freie Feld.
Im freien Feld, ritt Ilia
Zu einem weissen Leinen-Zelt.
Von feuchter Eiche steht unweit
Dies Zelt, worin des Helden Bett;
Zehn Faden lang ist dieses Bett,
Und wohl an sechse ist es breit.
An feuchte Eiche band sein Ross
Der Ilia und legt sich hin auf's Bett.
Da schlief er ein, ganz fest und gut,
Der Schlaf des Helden ist ja fest.
Drei Tag' und Nächte schlief er dort.
Am dritten Tag, da hört sein Ross
Ein gross Geräusch von Norden her.
Erschüttert wird die feuchte Erd',
Die dunkeln Wälder sind bewegt,
Aus steilen Ufern fliesst der Fluss;
Mit seinem Hufe schlägt das Ross,
Erwecken will es den Ilia,
Und spricht mit Menschenstimm' zu ihm:
„Heida Ilia, du Muromez!
Du schläfst, erholst Dich, ahnest nicht,
Die drohende Gefahr ist nah.
Zum Zelte kömmt der Swiatogor:
Schnell lasse mich in's freie Feld
Und selbst auf diese Eiche klett're!"
Auf starken Füssen stand Ilia.
Er liess das Ross ins freie Feld,
Und auf die Eiche setzt er sich.
Den grossen Helden sieht er nun,
Noch höher als der Wald ist er;
Er hat ein Kästchen von Krystall,
Mit goldnem Schlüssel schliesst er auf:
Des Helden Frau erscheint daraus,
So schön, wie keine in der Welt;
Von Wuchs ist sie erstaunlich gross,
Recht fein ist auch ihr schöner Gang,
Die Angen hell, wie bei dem Falk',

Ins freie Feld ging sie.
Auf feuchter Eich' erblickt
Und sagt zu ihm und spra
„Heida! Du Jüngling woh
Herunter steige, komm mit
Und Lieb' einander widme
Wenn ungehorsam Du sei
Erwecke ich den Swiatogo
Und sagen werde ich von
Dass Du gewaltsam Liebe
Er konnte ihr nicht wider
Mit ihr konnt' er nicht red
Auch fürchtet er den Swi
Und von der Eich' steigt
Thut, was sie ihm befohle
Des Helden schöne Frau
In Mannes Tasche sie ihn
Und weckt den Mann auf, a
Als Swiatogor hierauf erw
In's Kästchen setzt er sei
Mit gold'nem Schlüssel sch
Er setzt sich jetzt aufs sch
Und ritt den heil'gen Ber
Zu stolpern darnach fing
Da schlug der Held es mi
Mit Menschen-Stimme sag

Die Wahrheit sagt ihm Ilia,
Da tödtet seine Frau der Held
Und tauscht das Kreuz mit Ilia,
Den jüngsten Bruder nennt er ihn.
Und jeden Handgriff lehrt der Held
Jetzt seinen Bruder, den Ilia.
Er ritt mit ihm zum hohen Berg,
Und auf der Reise kamen sie
An einen Sarg mit der Inschrift:
„Wem es bestimmt zu liegen hier,
Der wird schon immer liegen da."
Da legte sich Ilia in'n Sarg;
Doch ihm war er zu lang und breit.
Dann legte sich der Swiatogor hinein:
Ganz wohlanpassend war er ihm.
Es sagte dieser dem Ilia:
„Bereitet ist für mich der Sarg,
Jetzt nimm den Deckel, Ilia,
Und fest bedecke mich damit."
„Den Deckel, Bruder, nehm' ich nicht,
Und Dich bedecken werd' ich nicht,
Du treibst hier einen ernsten Spass,
Beerdigen Dich will ich nicht. —"
Sich selbst bedecken will der Held,
Als er den Deckel heben wollt',
Ist er ohnmächtig es zu thun.
Nur nutzlos strengte er sich an.
Da sagt er endlich dem Ilia:
„Ach jüngster Bruder Muromez!
Getroffen hat das Schicksal mich,
Der Deckel er erdrücket mich,
Versuch' es, aufzuheben ihn!"
Das that Ilia, versuchte es;
Ohnmächtig aber war er auch.
Da sagt ihm dann der Swiatogor:
„Mein Schwert aus echtem Stahl, es nimm,
Schlag fest den Deckel in die Quer!"
Ohnmächtig ist der Muromez
Selbst aufzuheben dieses Schwert.
Ihn ruft zu sich der Swiatogor:
„Zur Sarges-Spalte bücke Dich,
Aufgeben meinen Geist ich will.
Und als Ilia zum Sarg sich bog,
So athmet er des Helden Geist.
Jetzt fühlt er seine Kraft so gross,

Er hebt nun dieses Schwert ganz leicht,
Und schlägt den Sarg wie ihm gesagt;
Allein nur Funken flogen aus,
In Folge dieses grossen Schlags,
Ein langer Strich am Deckel blieb.
Ihm wieder ruft der Swiatogor:
„Ich bin, Ilia, ganz athemlos,
Bemüh' Dich noch und hebe ihn!"
Entlang schlug wieder Ilia,
Dennoch erlangt er nichts damit.
Da schrie ihm zu der Swiatogor:
„Ich werde ganz ersticken so,
Bück' wieder Dich zur Spalte hin,
Einathmen wirst Du jetzt, Ilia,
Die ganze Kraft des Helden Geist,
Ich übergeb' es Alles Dir. —"
Da sagt Ilia der Muromez:
„Die Kraft in mir ist gross genug,
Mich tragen sonst wird nicht das Land." —
Erwiedert jetzt der Swiatogor:
„Hast's gut gemacht, dass Du nicht so
Erfüllt nun hast, was ich befahl;
Du würdest nur aufathmen jetzt
Den Todesgeist des Swiatogor,
Nun lebe wohl! besitz' mein Schwert
Und bind' zum Sarg mein treues Ross,
Denn das beherrscht schon Niemand mehr.
Des Helden Geist, er floh hinfort.
Da nahm Ilia den Abschied auch
Von Swiatogor und seinem Ross.
Er band es an des Helden Sarg
Umgürtet sich des Helden Schwert,
Und ritt nun fort in's freie Feld.

---

## Die Erzählung von der Hochzeit des Swiatog

Auf dem breiten Wege ritt Swiatogor, und traf einen beigehenden. Er lenkte sein Ross hinzu, konnte aber den beigehenden nicht ereilen, zuerst läuft er im Trabe, dann samer, dann Schritt vor Schritt, aber der Vorbeigehend immer voran. Da sagt der Held folgendes Wort: „Ach vorbeiziehender Mensch, halte doch etwas an, sonst kan

ch selbst auf dem guten Rosse nicht ereilen." Nun hielt der
rbeigehende an und nahm von seinen Schultern ein kleines
ersäckchen, das er auf die feuchte Erde legte. Hier fragt
der Held Swiatogor: „Was hast Du im Quersäckchen?"
ebe es nur von der Erde auf, dann wirst Du erkennen, was
enthält." — Swiatogor stieg vom Rosse ab und griff das
ersäckchen mit der Hand an, konnte es nicht bewegen; dann
n er es mit beiden Händen, und versank bis zu den Knien
ie Erde, Der Held sagt folgende Worte: „Was hast Du
in's Quersäckchen gelegt, dass ich nicht die Kraft habe, es
heben?" — „Im Quersäckchen liegt das Ziehen der Erde."
d wer bist Du? Wie nennt man Dich?" — „Ich bin Mikulo
anowitsch." — „Sage mir noch, Mikuluschka, wie könnt' ich
Schicksal und mein Loos kennen?" „Reite auf dem breiten
ge bis zum Kreuzwege, dort drehe links ab, und in vollem
fe reite bis zu den nördlichen Bergen. Unweit eines grossen
mes steht eine Schmiede. Frage den Schmied über Dein
cksal und Dein Loos." Swiatogor ritt, wie es ihm gesagt
, und sprengte sein gutes Ross über Flüsse und Seen und
breite Thäler hinter sich zurück. Drei Tage lang ritt
iatogor bis zu den nördlichen Bergen, er erreichte endlich
grossen Baum; unweit dessen stand die Schmiede, wo der
hmied zwei Haare schmiedete. Da fragte ihn Swiatogor:
as schmiedest du, Guter? Ich schmiede das Loos, wen
nand heirathen wird. „Wen werde ich denn heirathen?"
„Deine Braut befindet sich im Seelande in einer Hauptstadt:
issig Jahre lang liegt sie auf einem Misthaufen!" In Ge-
ken versunken steht der Swiatogor: „Wart', ich reite jetzt
h diesem Lande, und tödte diese Braut." Er kam in dieses
ich, zu der Hauptstadt, an ein kleines, dürftiges Häuschen
d tritt hinein. Niemand war zu finden, ausser einer Jung-
u, die auf dem Misthaufen lag; ihr Leib war wie mit einer
nnenrinde bedeckt. Swiatogor nimmt heraus fünfhundert
bel und legt sie auf den Tisch; dann zieht er sein scharfes
hwert heraus und schlägt damit die weisse Brust der Jung-
u und verlässt Seeland. Als die Jungfrau erwachte, sieht
, dass die Tannenrinde von ihr heruntergefallen ist, und auf
n Tische liegen 500 Rubel; hierauf wurde sie eine Schön-

heit, so schön, wie keine in der Welt. Mit diesem Gelde fing sie an zu handeln und verdiente viel, wurde reich, liess Schiffe bauen, auf die sie kostbare Waaren legte und zog zum herrlichen See. Sie kam zur grossen Stadt, welche auf den heiligen Bergen liegt, und fing an die kostbaren Waaren zu verkaufen. Das Gerede über ihre Schönheit verbreitete sich im ganzen Reiche. Da kam der Held Swiatogor, die Schönheit zu sehen, und sie fanden sich in Liebe. Er freiete sie und sie wurde seine Frau. Hier bemerkte er die kleine Narbe auf ihrer Brust und er fragte sie, was diese Narbe ihrer Brust sei? „Zu uns, nach unserem Seeland kam einst ein unbekannter Mann, liess auf dem Tische unseres Bauernhauses 500 Rubel; ich schlief damals fest. Als ich wach wurde, sehe ich eine Narbe auf meiner weissen Brust und gleich einer Tannenrinde fiel mir etwas vom Leibe, und vorher habe ich dreissig Jahre lang auf einem Misthaufen gelegen. Hier erkannte Swiatogor, dass man seiner Bestimmung nicht entgehen kann.

Der gewöhnliche Wohnsitz Swiatogor's sind die „heiligen Berge." (Swiat: heilig, Gora: Berg) Repräsentant der Grundsätze des Nomadenlebens, der Titanischen Richtung, findet er sich beim Heranrücken einer neuen Epoche zur Unbeweglichkeit bestimmt; seine Bewegung ist langsam, schwer, „schwer beladen fühlt er sich von seiner Kraft, wie von einer schweren Last."

Swiatogor sucht „ein Ziehen der Erde", eine der Erde gleichmächtige Last, einen Hebel von gleicher Kraft, um die Erde aufzuheben — was ein Titanischer Zweck ist; und er findet die Repräsentantin dieses Ziehens: das sich im Zusammenhang gefundene Russische Land, was ihm klein und schwach scheint. Aber, da er es aufzuheben versucht, fliessen ihm vom Gesichte nicht Thränen, sondern Blut, er hebt es endlich bis zu den Knien, und bis zu den Knien versinkt er selbst in die Erde: sie ist stärker, sie besiegt ihn.

Als Hauptrepräsentant des neuen Lebens, der Landwirthschaft, erscheint Ilya Murometz. Er ist eigentlich der Repräsentant des früheren Lebens, der Herrschaft der Elemente, dem Nomadenleben entgegengesetzt. Aber da das neue Leben zu allererst, mit der Sicherung des Erlangten, mit der Unterstützung

der Dauerhaftigkeit und Stärke der sich entwickelnden Principien beschäftigt war, so konnte es sich der Unbeweglichkeit nicht weihen. Die Anwendung und Verbreitung der Principien des neuen Lebens verlangte Bewegung. Das Land ging in das Landheer über, das beim Aufpflügen der neu angesiedelten Länder, bei der Gründung der Städte, bei der Ausdehnung des Kreises der privaten — kleinen Gemeinden und bei der Vertheidigung der Grenzen gegen die Einfälle, immer voran stand. Fremde Bestandtheile waren mit ihm noch nicht vereinigt. Das Landheer in seiner ursprünglichen Form ist das Land selbst, nur in der Bewegung, gleich der Artel, eine Gesellschaft von Arbeitern, die zusammenleben nnd gemeinschaftlichen Tisch führen, die auch eine Gemeinde, aber eine Gemeinde in der Bewegung ist. (Die nach Verdienst ausgeht und dafür Arbeit übernimmt.) Dadurch unterscheidet sich auch das Landheer von der vorausgegangenen Gährung und dem Nomadenleben. Damals war das Land in der Bewegung eines noch nicht im Zusammenhang stehenden Volkes, aber es strebte dahin zu gelangen; jetzt aber ist das Land in der Bewegung, zufolge der in ihm dauernden, festen Prinzipien, so, dass das Landheer kein Pseudonym, sondern dessen Repräsentant war, nur in der Unruhe seines aufgeregten Lebens dargestellt. Ein solches Landheer stellt sich zu allererst in den Helden dar, die dem Schöpfungsgeist der Epoche des Woldemar zugeschrieben waren, gleichzeitig auch in der Kühnheit, Novgorod's in dessen freiheitliebender, rastloser Jugend, die vom Centrum, nach der Richtung der Flüsse und Strassen, nach den benachbarten Ländern die ersten Anfänge des Handels einführte. Gewiss haben die Landheere im russischen Lande überall existirt; aber da im Streben zu immer weiterer Entwickelung der neuen Principien, der Süden und besonders Kiew schon seit früherer Zeit überwiegend war, so können wir eben hier am besten das Landheer beobachten; wenn wir über die Thaten der Helden der Epoche des Woldemar lesen, und die Sitten und den Bestand des Heldengebiets kennen lernen, so bekommen wir einen klaren Begriff über das Ziel, die Aufgaben und Wirkungen des Landheeres. Mit der Ausdehnung des Landes als Territorium, des Landes, als einer neuen Form des

Volkszustandes, werden auch dessen Grenzen in allen Richtungen auseinandergeschoben; ein und dasselbe Landheer ist in mehrere Theile nach den Grenzen hin geschoben worden. Bemerkerswerth ist es, dass auch der Schöpfungsgeist des Volks-Wortes mit dessen Sagen und Sängern, der zuerst dem Anscheine nach in Novgorod, Kiew in demselben Lande, Volke, Bauernstande, sich festgesetzt hat, im Laufe der Zeit mit den Landheeren nach den Grenzen zog, dort seine herumwandernden Sänger bildete und seit dem XV. Jahrhunderte sich unvergleichlich mehr den Landheeren, als dem sich bildenden Staate hingab; der Staat übte nach und nach grösseren Druck und suchte an die Stelle des Landes zu treten: Das letztere, selbst in sich unterdrückt, behielt die Energie des Lebens in der Form seiner Landheere; hier liegt der Grund, warum bei uns viel Gesänge über die Kosaken aufbewahrt worden sind. So ist Ilya Murometz, als Hauptrepräsentant des Landes und der neuen Ordnung der Dinge, als Repräsentant des Landes in der Bewegung d. h. des Landheeres, Nachfolger der vorausgegangenen Bewegung, des Fortschritts, wodurch die ganze Masse des allgemein-slavischen Stammes in Gährung gebracht wurde.

Gleich wie das kleine „Quersäckchen, zum Ueberwerfen dienend“ die unabänderliche Gefährtin der Krüppel, gefüllt mit Erde, ein unglaubliches Ziehen bekam, ebenso sitzt Ilya im Kindesalter beständig unbeweglich; ihn aufzuheben, ihm die Kraft der Bewegung zu schaffen, vermochten nur diejenigen, deren besonderes Recht und Zeichen die Bewegung war. Dies waren — die herumwandernden Krüppel. Ihrem unveräusserlichen Charakter nach, herumwandernd, blind, missgestaltet waren sie in Russia immer die Repräsentanten der Periode der Gährung, des Nomadenlebens; unmittelar aus dieser Periode traten sie hervor und wenn sie durch das neue Leben nicht verworfen wurden, so verdanken sie das dem Christenthum. Sie gingen als Wanderer nach den heiligen Orten und ihr missgestaltetes Bild ist durch das Kommen des Volksschöpfungsgeistes gesegnet worden, — sie wurden Sänger besonders der heiligen Lieder und bildeten einen Sängerstand. Die Sage ist bekannt, wie der Ilya Murometz von ihnen aufgehoben, getränkt, in Bewegung gebracht und zum Repräsentanten des

Landheeres gemacht worden ist. Die Art der von Ilya empfangenen Kräfte ist nicht schwierig zu beurtheilen. Als Ilya nach deren Befehl Bier getrunken hatte, fühlte er, dass „er selbst die Erde aufheben könne;“ es ist dieselbe Kraft, die wir im Swiatogor sahen, die dem Lande feindselige Kraft der Elemente, der Gährung und des Nomadenlebens. Aber die Krüppel, diese durch das neue Leben zugelassenen Greise, die im russischen Lande eine Zuflucht gefunden haben, wollen ihn nicht schädigen; sie sahen, dass die Kraft zu gross war, maasslos, formlos, dass „ihn die Erde nicht tragen kann“, sie befahlen ihm noch zu trinken, um diese Kraft zu mässigen und sie wieder in die Grenzen der Menschenkraft zu bringen. Ilya Murometz gehört nicht der Titanischen, sondern der Heldenepoche an, er ist die grösste, die erste Menschenkraft. Wir fügen hinzu, dass Ilya ein solcher, von Seiten des Glaubensbewusstseins, des Weges, den das russische Nationalbewusstsein von der Stufe der äusserlichen Natur, bis zum menschlichen Geiste durchgemacht hat, bedeutet; von Seiten des äusserlichen, politischen Zustandes ist Ilya die erste Volkskraft. Bemerkenswerth ist noch, dass die Helden, indem sie ihre Thaten zu vollbringen reisten, bei den Krüppeln deren Krücken und Stäbe leihen; es ist offenbar, dass sie gewissermassen Nachfolger der Nomadenkräfte waren. Als sie dem Ilya den ersten Anstoss zu diesem Leben brachten, gaben sie ihrem Zöglinge die Weissagung: 1. „Du findest den Tod im Felde nicht. 2. Du kannst bekämpfen jeden Helden; 3. . . . Vermeide nur den Swiatogor, — er ist der Erde selbst zu schwer; vermeide Samson auch den Held, auf ihm sind sieben Engelshaar“ d. h. mit den ältesten Helden sollte er nicht kämpfen, denen er nicht gewachsen wäre; mit ihnen als seinen Vorfahren und Vorgängern zu kämpfen, würde ein Frevel sein. Aber da ist noch ein Gebot: „Vermeide auch Mikulow's Stamm, ihn liebt sogar die feuchte Erde; nun auch vor Oley hüte Dich; wenn nicht mit Kraft er Dich besiegt, so nimmt er dennoch Dich mit List.“ Was sollen diese neuen Persönlichkeiten heissen?

Indem wir uns zum Swiatogor wenden, werden wir sie kennen lernen. In ähnlichen Verhältnissen, wie zu den herumwandernden Krüppeln erscheint Ilya auch zum Swiatogor. Seine Kräfte sind unermesslich; dennoch übertrifft ihn Swiatogor.

Aber Swiatogor ist dem Tode geweiht, Ilya — dem Leben. Deshalb übergiebt der Held der Elemente dem Helden des Landheeres seine Erbschaft; „jüngster Bruder" nennt er ihn; er belehrt den Ilya, und wenn er sterbend ihm seine Kraft übergiebt, „als Ilya sich zum Sarg bog und des Swiatogor Heldengeist eingeathmet hatte, fühlte er in sich die Kraft dreimal gewachsen." Es war dieselbe Kraft, die er von den Krüppeln empfangen hatte. Aber hier zeigt sich ein wichtiger Unterschied. Swiatogor findet sich nicht, gleich den Krüppeln, zu dem neuen Leben zugelassen, sondern ist dem Tode geweiht. Als er die Kraft übergab, fühlt er, gleich allen mythologischen Wesen, eine Art von Neid. Indem Swiatogor dem Ilya seinen Geist giebt, sucht er ihm auch seine Kraft zu weihen, die bei der neuen Ordnung der Dinge schon „Todesgeist" wäre, schädlich für den Ilya selbst. Die Krüppel mässigten diese titanische Kraft: jetzt aber wird sie von dem Ilya selbst gemässigt. Auf die Einladung sich noch einmal zum Sarge zu bücken, damit Swiatogor ihm seine ganze Kraft geben möge, antwortet Ilya: „Die Kraft in mir ist gross genug, mich tragen sonst wird nicht das Land." Swiatogor gesteht seine böse Absicht ein und lobt den Ilya wegen der Mässigung. „Jetzt, des todten Helden Geist wehte fort" um spurlos verloren zu gehen, Ilya aber empfing, von dem Repräsententen der vorigen Epoche, nur das, was lebenskräftig war, und umgürtete sich mit des Helden Schwert. Es würde schwer sein, die Begebenheiten in der Welt der Kräfte und Lebensmächte anschaulicher in Bildern darzustellen.

Wenden wir uns wieder zu Swiatogor, um ausser seinem Zusammentreffen mit Ilya, auch seine Beziehungen zu den übrigen genannten Personen zu erklären. Verstossen durch das neue Leben, sahen wir, wie dieser Held dem Erstarren geweiht ist. Das neue Leben im Allgemeinen — Land genannt, bei seinen Bestrebungen zum Beharren, hat auch einen Ueberfluss an dem Princip der Bewegung: die Rollen sind verändert. Swiatogor trifft einen Vorbeigehenden: „Er lenkt sein Ross hinzu, aber kann den Vorbeigehenden nicht ereilen; er läuft im Trabe, dann langsamer, dann Schritt vor Schritt, aber der Vorbeigehende ist immer voran. Swiatogor ist gezwungen ihn zu bitten: „Halte doch etwas an." Nun hielt der Vorbeigehende

an, und „nahm von seinen Schultern ein kleines Quersäckchen und legte es auf die Erde.“ Der Held kann das Quersäckchen nur bis zu den Knien heben, und bis zu den Knien sinkt er in die Erde. Er wundert sich und bekömmt die Antwort: „Im Quersäckchen liegt bei mir das Ziehen des Landes.“ So ist es dasselbe Quersäckchen, das wir schon kennen, dasselbe Land im Sinne des Volkes, das aus der Periode des gährenden Nomadenlebens herausgekommen war. Aber jetzt ausser dem Bilde des Quersäckchens und des Landes, dem vom Leben abgenommenen Bilde, erscheint das lebendige Bild des Landes in Fleisch und Blut. Swiatogor kennt es nicht, er trifft es auf dem Wege; auf die Frage, was es für ein neues Wesen sei, bekommt er die Antwort: „Ich bin Mikula-Selianovitch (Selo — Dorf, Selianowitch — Bewohner des Dorfes, aus dem Dorf, Landmann).

Ein lebendiges Bild des Landes, des Ackerbauerstandes, ein Landmann, Sohn eines Bauern, Ackerbauer selbst, — erscheint vor uns. Da liegt der Grund, warum die Krüppel dem Ilya verboten „mit Mikulow's Stamm zu kämpfen, ihn liebt sogar die feuchte Erde“; wenn der Repräsentant des Landheeres, desselben Landes, nur in der Bewegung, mit dem Repräsentanten des Landes in der Ruhe oder Beharrlichkeit kämpfen wollte, so würde es heissen mit seinem Vater, seiner Mutter, mit seinem Blut kämpfen, mit den Säften, die im Körper fliessen. Wir übergehen die Umstände, wie Mikula dem Swiatogor sein Loos und Schicksal voraussagte. Ausser dem Lande und dem Landheere, diesen Principien, die in der modernen Sprache, konservativ und progressiv – Erhaltungs- und Bewegungs-Principien genannt werden können, erschien bald in dem sich bildenden Volksstaate ein drittes Element, zugelassen, eingeladen, mit der Bestimmung Schiedsrichter, im Falle des Kampfes zwischen jenen zweien, nach aussen ihr Vertheidiger zu sein, damit dieselben ungehindert sich entwickeln mögen: der Fürst mit seiner Kriegsschaar, als executive Gewalt. Dieses Princip ist auch im allgemeinen Sinne Kriegsschaar genannt, aber eine Kriegsschaar mit dem Fürsten als Haupt. Dieses Princip, welches bald mit dem allgemeinen Volksleben verbunden wurde, ist dennoch ein gänzlich verschiedenes; denn, wer wird z. B.

die Helden der Epoche des Woldemar mit der fürstlichen Kriegsschaar verwechseln, die oft den Helden hilft, welche letztere jedoch niemals Bestandttheile derselben werden. Selbst der Woldemar ist in seinen Verhältnissen zu den Helden etwas ganz Anderes, als in Bezug zu seiner Kriegsschaar; dort ist er seinen Grundzügen nach ein liebkosender Hausherr. Zum Unterschiede von dem Landheere wurde die Kriegsschaar — fürstliche Kriegsschaar genannt, wir aber können sie von der späteren Ansicht aus Staats-Kriegsschaar nennen, in dem Sinne, dass in ihr der Keim des späteren Staates enthalten ist. Ihre ganze Aufgabe war, dem russischen Lande zu dienen. Nach und nach aber sondert sie sich in ein besonderes Gebiet ab, und im Laufe der Zeit wird Alles getheilt: das Volk und der Staat, beide sind einander gleich. Der Staat durchdringt das Land mit seinen Einrichtungen, das Volk steht durch seine Versammlungen dem Staate nahe. Diese Zustände verschwinden jedoch; das Volk verlässt die Bahn der Geschichte, nur zu den Grenzen seine Landheere ausschickend — in der Form der Kosaken. Die Kriegsschaaren wirkten zuerst im Namen des Volkes, aber später gingen sie in den Dienst des Staates über; dann verschwand spurlos das Landprincip; der Staat suchte es zu ersetzen, aber ihm fehlte der Lebensboden. Gemäss der Annäherung zu diesem Schlusse, wird das Staatsleben von dem Volksschöpfungsgeist verlassen und immer weniger durch das Wort der Sage erfüllt.

Der Sageninhalt ist das Alte, sie lebt nur in der Vergangenheit, und ihr Hauptzirkel — ist der des Woldemar.

Heidelberg. J. Ewreinoff.

# Lateinisch und Romanisch.

Mit Bezug auf
Scholle's Auffassung der Tochtersprachen und Steinthal's
eigenthümliche Beurtheilung des Romanischen.

---

Die folgende Darstellung legt das Buch „Ueber den Begriff Tochtersprache. Ein Beitrag zur gerechten Beurtheilung des Romanischen, namentlich des Französischen. Von Franz Scholle"* zu Grunde. Sie bezweckt keine blosse Anzeige, kein Herausheben einzelner Punkte, um daran, wie dies in Recensionen üblich ist, zustimmende oder abweichende Reflexionen zu knüpfen, sondern ist mehr darauf berechnet nachzuweisen, dass der Verfasser durch sein Buch Gedanken Ausdruck gegeben hat, welche zwar durch den Gang der modernen Sprachforschung bei Vielen wachgerufen sein müssen, aber weit davon entfernt sind, sich allgemein eines richtigen Verständnisses und einer gerechten Würdigung zu erfreuen.

Für mich ist das Buch des Herrn Scholle Veranlassung geworden, die Ansichten mehrerer Gelehrten nicht blos über den Begriff Tochtersprache, sondern auch in nahem Zusammenhange damit über das Wesen des Romanischen zu vergleichen. Ich konnte dies sehr gut in Anschluss an die Scholle'sche Arbeit thun, da in derselben alles Wichtige, was auf Entstehung und Entwicklung des Romanischen und auf seine Stellung zu andern Sprachen Bezug hat, zur Besprechung gelangt ist. Demnach haben sich meine Erörterungen nach doppelter Richtung

---

* Berlin, 1869, im Verlage von Weber (18 Sgr.).

verzweigt: ich habe die Hauptgedanken der Scholle'schen Schrift dargestellt, und die bezüglichen Ansichten derjenigen Gelehrten, welche über die Natur der Sprache und der Sprachen geschrieben haben, vergleichend vorgeführt.

Da unter den Schriftstellern, welche ich zu Rathe gezogen habe, die von Steinthal ausgehenden Behauptungen am meisten meine Aufmerksamkeit erregt hatten und meiner Ueberzeugung am schroffsten entgegengetreten waren, habe ich, da ausserdem in der Schrift des Dr. Scholle vielfache Veranlassung dazu vorlag, die Ansichten dieses Gelehrten mit besonderer Neigung erörtert.

Das Wort Tochtersprache enthält in seiner Zusammensetzung nichts Verkleinerndes, nichts Herabsetzendes. Wir sind an ähnliche Composita und gleiche Metaphern gewöhnt, und brauchen die Termini Muttersprache und Schwestersprache ebenso unbefangen wie wir von einer genealogischen Classification der Sprache reden. Bechstein bereichert diese verwandtschaftlichen Verhältnisse der Terminologie ohne Scheu noch mit Zwillingen, indem er Wörtern wie franz. frêle und fragile, essaim und examen, welche Brachet doubles formes oder doublets" nennt, für deutsche Anwendung den Namen „Zwillingswörter" beilegt. Wie gesagt, die Bezeichnung Tochtersprache ist an und für sich ebenso indifferent, wie die übrigen ähnlicher Bildung, und wenn sich dabei ein Nebenbegriff eingefunden hat, so liegt die Schuld davon an Ansichten, welche man aus einseitiger Schätzung solcher Sprachen hineingetragen hat. Wenn man von Sprachen primärer und secundärer Formation spricht, wenn man mit letzteren auch die Tochtersprachen bezeichnet, so erklärt sich zunächst für die wissenschaftliche Geltung die Möglichkeit jenes eben erwähnten Nebenbegriffs. Denkt man ferner an die singuläre Stellung, welche die Königsgeschlechter unter den Sprachen, wie sie M. Müller nennt, das Griechische und das Lateinische auf Schule und Universität einnehmen, d. h. Sprachen, welche man im Gegensatz gegen Tochtersprachen als Stammsprachen gelten lässt, und hält man daneben die bürgerliche Existenz, welche die neueren Spra-

chen führen: so lehrt schon diese Vertauschung des Namens „neuere Sprachen“ mit dem von Tochtersprachen, dass Herr Scholle nicht Unrecht hat, wenn er meint, der Name Tochtersprache sei nicht frei von einer gewissen Beimischung zum Nachtheil des Wertes solcher Sprachen.

Es ist nicht zu leugnen, dass durch die ganze höhere Bildung, welche der hier in Betracht kommende Theil eines Volkes genossen hat, allmählich jene Ansicht entstanden ist, nach welcher die neueren Sprachen an Wert und Würde hinter den alten weit zurückstehen, so dass Herr Scholle sagen kann (S. 1):

„Das Französische und seine romanischen Schwestern werden noch allgemein in gelehrten wie ungelehrten Kreisen für Sprachen gehalten, die ihrem ganzen Wesen nach tief unter den classischen alten und den germanischen stehen.“

Herr Scholle hat sich nun die Aufgabe gestellt, von dem Begriff Tochtersprache ausgehend die Begründung, auf welche man den geringeren Wert neuerer Sprachen stützen will, als mangelhaft nachzuweisen und zu zeigen, einmal, dass, wenn die romanischen Sprachen unter den Begriff Tochtersprachen fallen, dasselbe auch von anderen neueren Sprachen, wie der deutschen, englischen und neugriechischen gelten müsse; zweitens, dass der Begriff Tochtersprache den Begriff der Inferiorität nicht in sich schliesse.

Zur Beweisführung bespricht Herr Scholle zunächst die von Steinthal gegebene Definition von Tochtersprache (S. 2):

„Eine Tochtersprache ist eine Sprache, welche von einem anderen Volke als dem sie ursprünglich angehört, oder auch von letzterem, aber mit fremden, sehr einflussreichen Stämmen vermischten Volke, nach einem neuen Princip entwickelt, d. h. umgeformt worden ist.“

Diese Definition findet sich in einer Recension des Buches von Fuchs „Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältniss zum Lateinischen. Halle, 1849“ und zwar in Nr. 189 und 190 der Halleschen Litteraturzeitung von 1849. Herr Scholle betrachtet zunächst als wichtigsten Bestandtheil jener Definition die Worte, in welchen von dem neuen Princip der Umgestaltung einer Sprache die Rede ist. Er bezieht sich dabei auf

der Anordnung seines Stoffes gewo
der Steinthal'schen, resp. Humboldt'
Sätze der Definition von Tochters
romanischen Sprachen prüft und V
dungsgesetzen anderer neuerer Spr
thal nicht als Tochtersprachen ansi

Was die Lautgesetze betrifft,
die Veränderungen, welche das Lat
fahren, weder durchgreifender noch
als in anderen neuen Sprachen sind
im Romanischen Erscheinungen aufv
ren Sprachgebieten gleichfalls vorfin
bringt der Verfasser Beläge für sein
zu dem Resultat, dass viele Lautver
Sprachen im Lateinischen und zwar
Latein wurzeln, und dass sich auch
wicklung anderer Sprachen dieselbe
achten lassen. Gegen das Ende di
der Verfasser noch den Vorwurf der
sprache, welcher von Einigen dem
mit dem Lateinischen gemacht wird,
bildung über.

welche sich bei *Städler* finden, heut zu Tage als veraltet oder paradox gelten müssen. Oder will jemand anders urtheilen, wenn er Aussprüche wie folgende liest (St. S. 93): „In den romanischen Sprachen ist gar viel von dem Wohlklange die Rede und dieser in der That auch als das Haupt-Bildungsprincip derselben anzusehen. Ein Princip ist dies freilich von durchaus subjectiver Natur, ein Princip der Willkür und des zufälligen Beliebens; aber ein anderes konnte auch nicht Anwendung finden, wo es nicht mehr um freie, organische Entwicklung einer eigenen Lebendigkeit, sondern nur noch darum zu thun war, sich einen fremden, von aussen her gegebenen Stoff anzupassen und so zu sagen mundrecht zu machen.“ Diese Vorstellungen von romanischer Wortbildung sind Satz für Satz unrichtig. Denn wenn auch in den romanischen Sprachen vom Wohlklange die Rede ist, so ist dieser doch weder ein Haupt-Bildungsprincip noch überhaupt ein treibendes Princip bei dem Entstehen einer Sprache gewesen. Damit werden zugleich die Attribute *Willkür* und *zufälliges Belieben* hinfällig. Ferner erkennt man auch den aus dem Lateinischen hervorgegangenen Sprachen freie, organische Entwicklung einer eigenen Lebenskraft zu, und ist weit davon entfernt, sich das Entstehen des Romanischen so wie *Städler* zu denken, als ob es darauf angekommen wäre, sich einen *fremden*, von aussen her gegebenen Stoff anzupassen und mundrecht zu machen. Der Hauptirrthum liegt in der Verwechslung der Begriffe des *Entstehens* und des *Schaffens*. *Städler* zufolge erscheint das Romanische als etwas von den Germanen aus dem Lateinischen Gemachtes, und nichts ist falscher als dies. Eine Sprache ist nie gemacht, sondern stets entstanden, geworden, nach bestimmten Gesetzen des Lautwandels und der Wortbildung allmählich zu vollkommener Ebenmässigkeit herangewachsen. Die fremden Völkerelemente, welche auf römischen Territorien sesshaft wurden, weit geringer an Zahl als die Einwohner, welche sie vorfanden, naturalisirten sich hinsichtlich der Sprache von Generation zu Generation immer vollständiger mit den unterjochten Völkern. Was die Fremden an Sachen und Sitten sowie an Anschauungen als wirklich Fremdes und ihnen Eigentümliches in die Länder lateinischen Sprachgebiets mitbrachten, afficirte

zwar den lexikalischen Theil des Lateinischen, aber wenig oder gar nicht das innere Wesen der Sprache.

Hiermit möge man nun die Ansicht vergleichen, welche Steinthal in einem Vortrage über das Verhältnis des Romanischen zum Lateinischen in den Bedeutungen der Wörter geäussert hat. Die Stelle findet sich Band 36 des Herrig'schen Archivs und ist von Dr. Scholle S. 44 ebenfalls verglichen worden. „Im entschiedenen Gegensatz zur alten Ansicht,“ sagt Steinthal, „welche den Ursprung des Romanischen nur durch einen von aussen her erfolgenden Eingriff in die lateinische Sprache, durch Schicksale des Römerreichs und durch die Völkerwanderung erklärt, behauptet man jetzt, das Romanische sei blos die naturgemässe und nothwendige Entwicklung des Latein, Folge des organischen Lebens dieser Sprache, eine bestimmte Lebensepoche derselben, die nach dem allgemeinen Gesetze eintreten musste. Romanisch verhalte sich demnach zu Lateinisch wie Neudeutsch zu Altdeutsch, Neugriechisch zu Altgriechisch, d. h. Romanisch ist heutiges Lateinisch.“ Ich füge hier eine Stelle aus Littré, Histoire de la langue française, Bd. I, Introduction p. III ein: . . . „pour la langue française et en général pour les langues romanes, nous connaissons l'origine, puisqu'elles succèdent sans interruption ni lacune au latin.“ — Steinthal fährt dann, jenen beiden Ansichten entgegentretend, fort: „Beide Ansichten scheinen mir einseitig, und wie sie einander entgegengesetzt sind, so stehen sie auch, wie immer Gegensätze, auf gleichem Boden; beide behaupten: Romanisch ist Lateinisch, nur dass die ältere Ansicht das Romanische ein barbarisirtes, die neuere ein organisch entwickeltes Latein nennt. Das meiner Ansicht nach Richtige hat längst W. von Humboldt gesprochen: Romanisch ist nicht Lateinisch, sondern ist ein neuer Bau aus lateinischem Sprachstoff nach einem neuen Princip, das freilich durch den alten Stoff mitbedingt wird.“

Ich kehre nach dieser Digression, zu welcher mich die von Dr. Scholle aus Städler citirte Stelle veranlasste, zu dem Abschnitt über die Wortbildung zurück. Ausser jener bereits besprochenen Ansicht Städler's resumirt Herr Scholle noch drei andere desselben Grammatikers, von denen die eine (S. 104) die Bildung des Romanischen als Auflösung und Umformung

und als ein Werk willkürlichen Gefallens darstellt, wobei man vergebens nach Regeln und Gesetzen suche, welche unter gewissen stetigen Umständen auch stets gleichmässig gewirkt hätten. Ein folgendes Citat (S. 113) behauptet, dass wir *formalen* Gesetzen, wie sie in der antiken Sprachbildung herrschen, auf dem Gebiete des Romanischen als auf einem Gebiete destructiver Willkür fast gänzlich entsagen müssten. Die vierte Stelle bei *Städler* (S. 172) ist interessant wegen seiner Ansicht über den Wert der französischen Aussprache, deren Beschaffenheit zum Theil auf die Rohheit der Stimme und die Plumpheit der Sprachorgane der Barbaren, welche nach seiner Meinung das Romanische schufen, zurückgeleitet wird, wobei namentlich die Nasallaute sehr schlecht bei ihm wegkommen. Genug, in allen aus *Städler* angeführten Stellen ist der Grundgedanke desselben sichtbar, dass er in dem Romanischen überall nur Corruption sieht.

Herr Scholle führt dann in dem Kapitel über die Wortbildung seine Aufgabe *so* weiter, dass er Corruption in den Fortgang einer Sprache nicht blos beim Romanischen, speciell dem Französischen, sondern auch bei anderen Sprachen, welche man nicht als Tochtersprachen betrachte, nachweist. Nächst *Städler* zieht darauf der Verfasser über denselben Punkt eine Broschüre von *Eimele*, betitelt „Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen, hauptsächlich an der deutschen und französischen Sprache nachgewiesen“ (Berlin, 1862) in Betracht. Unter den aus *Eimele* angeführten Etymologien sind mir dabei zwei falsche aufgefallen, *sage*, das nicht auf sapiens, und *ouvrir*, das nicht auf operire zurückzuführen ist. Als besonderen Mangel hält Herr Scholle der Beweisführung von Eimele entgegen, dass er stets Französisch mit Latein, nicht aber auch dieses oder das Neudeutsche mit älteren Sprachformen vergleiche. Er vindicirt dabei dem Französischen eine hinreichende Befähigung zur Bildung neuer Wörter und bekämpft, neben *Eimele*, auch *Heyse* wegen der im System der Sprachwissenschaft (S. 245) aufgestellten Behauptung, dass die französische Sprache aus eigenen Keimen keine neuen Bildungen hervorzubringen vermöge.

Wenn zur Begründung des Begriffs *Tochtersprache* von

Declination sei besonders durch A
*m* herbeigeführt; dieselbe sei in de
stört gewesen, noch ehe der Stoss
Römerreich zertrümmert habe, ode
analytische Ausdruck der Casusverh
den Einfluss eines fremden Volkes h
Diez weise öfter darauf hin, dass
der romanischen Flexion ihren Ursp
hätten.

Hierauf wendet sich die Betrac
dieser nach dem neuen Princip
sich das Romanische gestaltet habe.
meinen Lesern ins Gedächtniss zuri
der von dem Worte Tochtersprache
jenige Theil der Begriffsbestimmung
wurde, welcher von dem neuen Pri
die Herausbildung des Romanischen
Kern der Frage stellt Herr Scholle
welche die lateinische Syntax im I
Art seien, dass sie eine ganz neue
ob dagegen z. B. die deutsche Syn
habe. Die Beantwortung dieser Frag

der Syntax kommt der Verfasser demnach zu dem Schluss, dass sie nicht berechtige, gerade das Romanische mit dem unterscheidenden Namen einer Tochtersprache zu belegen.

Leichteres Spiel hat Herr *Scholle* mit dem S. 43 seiner Abhandlung folgenden Abschnitt über den *Wortreichtum* des Romanischen, und S. 44 über den *Sinn* der romanischen Wörter. Weder in Bezug auf das *Lexikalische* noch auf *Begriffswandel* lassen sich in den romanischen Sprachen Eigentümlichkeiten oder geradezu Mängel nachweisen, welche eine Inferiorität dieser Sprachen begründeten. Es versteht sich, dass die hervorragenden Cultursprachen unter den Tochtersprachen an Wörtern reicher als ihre Vorgängerinnen und Quellen sind, und damit hängt auch auf das natürlichste die Vervielfältigung der Bedeutung der einzelnen Wörter, die Erscheinung des Begriffswandels und das Hervorwachsen und Wuchern von Zweigbedeutungen zusammen: Alles dies aber gehört einem Entwickelungsprocesse an, welcher Tochtersprachen nicht eigentümlich, sondern vielmehr in dem Organismus jeder lebensfähigen Sprache begründet ist. Wenn nun *von dieser Seite her* die neueren Sprachen als abgeleitete und demnach weniger respectable angegriffen werden, so verräth dies einen unphilologischen Standpunkt, und den Uebertritt in ein Gebiet, auf welchem die Wissenschaft der Sprache als solche nichts zu suchen hat. Ich meine die Berufung auf das *Gefühl*. Einer Sprache vorwerfen, dass sie Begriffe wie *Genuss*, *gemütlich*, *Weiblichkeit*, *bieder* und dergl. durch entsprechende Wörter nicht scharf reflectire und daraus den Schluss ziehen, dass es dieser Sprache und dem betreffenden Volke an gewissen ethischen und moralischen Eigenschaften fehle, heisst das Wesen der Sprache und zugleich das Wesen der menschlichen Natur verkennen. Nicht grösseren Wert haben all die Redereien über den verschiedenen Sprachen eigentümlichen Charakter, wie wenn man der *einen* Bildsamkeit, Reichtum, Universalität, der *andern* Feinheit und gesellschaftliche Bequemlichkeit, einer *dritten* Gravität und Prunk als unterscheidende Merkmale beimessen will. *Cultursprachen* bieten in Form und Inhalt ihrer Wörter Jedem je nach seiner Persönlichkeit das geeignete Material; in einer und derselben Sprache wird der Mann von energischem

Wesen kraftvoll und nachdrücklich, der Mann von zartem Gefühl und aesthetischem Drange weich und rührend, der Mann von Welt glatt und manierlich, der schlichte Bürger derb und herzhaft sprechen. Die Sprache bietet sowohl nach der phonetischen als auch nach der lexicalischen Seite hin ein stets biegsames Material. Am allerwenigsten aber lassen sich von Betrachtungen aus, welche etwas so Subjectives wie das Gefühl auf den Kampfplatz führen, brauchbare Aufschlüsse über den unterschiedlichen Charakter mehrerer Sprachen gewinnen. Herr Scholle hat denn auch mit dieser Polemik des Gefühls gegen den Wert des Romanischen kurzen Process gemacht, dagegen eine sehr ausführliche Besprechung dem Abschnitt über den Sinn der romanischen Wörter, speciell über den Begriffswandel gewidmet (S. 44 — 63). Eine besondere Aufforderung dazu lag für ihn in einer Auslassung Steinthal's in dem bereits erwähnten Vortrage über das Verhältnis des Romanischen zum Latein in den Bedeutungen der Wörter. Die sehr bezeichnende Stelle lautet (S. 44):

„So wird sich tausendfach nachweisen lassen, dass den romanischen Wörtern die sinnliche Grundlage, die Anschaulichkeit abhanden gekommen ist; dass ihre Bedeutung wie ihr Laut ausgehöhlt, zusammengezogen ist. Sie sagen blosse Allgemeinheiten aus, und entwickeln sich demgemäss in abstract logischer Richtung. Solch ein Verlust der Sinnlichkeit, des Zusammenhangs mit dem Concreten ist Character von Tochtersprachen, von secundären Sprachformationen; er beweist einen unorganischen Ursprung, einen Bruch in der Entwicklung, eine Ablösung vom vaterländischen Boden und Versetzung in einen fremden. Er beweist dies, indem er daraus entsteht. Fremdes Sprachgut ist abstract. Der Romane aber spricht eben eine Sprache, die ihm nicht ursprünglich, nicht ganz gehört; darum lebt nur sein Verstand in ihr, Gefühl, Gemüth tritt nicht in sie ein. Der Romane hat ein Wort für jedes Gefühl; aber sein Wort ist kalt und nimmt kein Gefühl auf. Er hat Ausdrücke für alle Anschauungen, aber sein Wort ist ohne Anschaulichkeit.“

So Steinthal.

Schärfer lässt sich nicht leicht die Inferiorität einer Toch-

tersprache stigmatisiren. Ich bestreite die Wahrheit fast aller jener Sätze. Wenn Steinthal sagt, den romanischen Wörtern sei die sinnliche Grundlage, die Anschaulichkeit abhanden gekommen, so möchte ich wissen, welche Cultursprache alter und neuer Zeit er nennen könnte, von welcher nicht dasselbe gälte. In welche Zeit muss man sich denn überhaupt in Gedanken versetzen, um eine Cultursprache mit Wörtern zu entdecken, die durchweg oder nur überwiegend den Urbegriff des Körperlichen, Sinnlichen bewahrt hätte? Es wird doch Niemand einfallen, dies vom Griechischen oder Lateinischen zu behaupten. So weit unsere Kenntnis der Cultursprachen in die Tiefe des Altertums hineinreicht, finden wir dieselben mit einem Wortvorrat, in welchem das concrete mit dem abstracten Element schon vermischt ist. — „Die Bedeutung ferner und der Laut der romanischen Wörter sei ausgehöhlt, zusammengezogen.“ In Betreff der Bedeutung lässt sich dies noch weniger behaupten als hinsichtlich des Lautes und der Wortform, deren Veränderung, obgleich phonetischer Verfall oder phonetische Corruption genannt, ebenso gut als eine Verdichtung und Concentrirung der Lautelemente angesehen werden kann. Unter den Wörtern, an welchen Steinthal Aushöhlung der Bedeutung und des Lautes beweisen will, ist gerade das Wort caput, welchem Steinthal zu Leibe geht, weil es im Romanischen auch die Bedeutung „Ende, Vollendung u. dergl.“ annehme, nicht günstig gewählt. Nach Curtius, Grundzüge der Gr. Etymologie S. 137 ist die Form dieses Wortes im Sanskrit kapâla-s = gr. κεφαλή = lat. caput = goth. haub-ith = ags. heafod = neudeutsch Kopf = fr. cap oder chef = sp. cabo = ital. capo u. s. w. Nun ist aber die Grundbedeutung dieses Substantivs „Schale, Scherbe“, eine demnächst folgende „Schädel“. Man wird zugeben, dass die Aushöhlung und Zusammenziehung dieses Begriffs dem Worte nicht erst auf seinem Durchzuge durch indogermanische, durch Mutter- und Tochtersprachen zugestossen, sondern demselben, soweit wir den Weg rückwärts verfolgen können, ursprünglich ist. Im Gegentheil scheint mir dieses Wort weder zu viel an Form verloren noch überhaupt in seinem Begriffe eine Aushöhlung erlitten zu haben, sondern zu einer höchst stattlichen Begriffsfülle gelangt

zu sein. Aus Scherbe und Schädel wird Kopf und Haupt; ist das Aushöhlung? Man sieht daraus auch, dass man nicht Grund hat, die Franzosen so sehr zu bedauern, dass Kopf bei ihnen tête heisst, das auf testa Scherbe, Schale zurückgeht. Tout comme chez nous. Und wenn Steinthal in demselben oben citirten Vortrage (S. 134 im Archiv) erklärt: Wenn testa Kopf, bucca Mund wird, so ist dies das Werk eines rohen Volksgeistes," so mag man das meinethalben acceptiren, muss sich aber fragen, was am Ende aller Enden, oder besser, am Anfange alles Anfangs der Sprachbildung nicht roher Volksgeist gewesen ist.

Was ferner den Satz Steinthal's betrifft, dass die romanischen Wörter blosse Allgemeinheiten aussagen, sich in abstract logischer Richtung entwickeln, so kenne ich wohl die Ansicht, dass die Wörter in allen Sprachen ursprünglich nur Prädikate an den Dingen bezeichnen, möchte darum aber doch nicht den Wert der Wörter als blosse Allgemeinheit declariren, noch weniger dies den romanischen als charakteristisch zuschreiben. Auch die Entwicklung in abstract logischer Richtung, welche mit dem geistigen Vorwärtsgehen der Völker gleichen Schritt hält, darf nicht als ein Erbgut der Romanen gelten.

Wenn derselbe Gelehrte dann den Verlust der Sinnlichkeit, des Zusammenhangs mit dem Concreten als Charakter der Tochtersprachen aufstellt, so legt er diesen Sprachen ein Merkmal bei, dass ihnen nicht allein innewohnt, wie er es doch hinstellt, sondern in dem Wachstum jeder Cultursprache sichtbar wird. Ich sehe daher auch in dieser erweiterten Benutzung, welche die Sprache von überlieferten Stämmen macht, keinen unorganischen Ursprung, keinen Bruch in der Entwicklung, keine Ablösung vom vaterländischen Boden noch Versetzung in einen fremden, man müsste denn den Verfall des Römertums, das Auftreten der Germanen, die Gestaltung neuer Reiche mit neuen Institutionen, neuen politischen und religiösen Begriffen ebenfalls als unorganisch auffassen wollen. Der nun bei Steinthal folgende Satz „Er beweist dies, indem er daraus entsteht" fällt mit dem vorangehenden Satze. Wir mögen von einem Bruch mit der Vergangenheit bildlich sprechen, immerhin; aber beim Lichte historischer Forschung besehen wird aus dem Bruch

eine Anknüpfung an Bestandenes, Bestehendes und eine Weiterführung des Vorhandenen unter modificirenden Verhältnissen. So in der Geschichte des Lebens der Völker, so in der Geschichte ihrer Sprachen. Weiter: „Fremdes Sprachgut ist abstract.“ Das soll doch heissen, ein Volk benutzt Wörter eines fremden Volkes so, dass es den Wortkörper in die eigene Sprache aufnimmt, ohne Bewusstsein der Stammbedeutung. Aber auch dies ist etwas, was Mutter (Stamm)- und Tochtersprachen gemeinsam ist.

Interessant ist dabei, mit welcher Unbefangenheit bisweilen ein Volk von einem fremden ein Wort zu entlehnen glaubt und nur altes Eigentum zurücknimmt, wie dies mit dem englischen tunnel (Tunnel) der Fall ist. Das jetzt tonneau lautende frz. Wort ging in der Form tonnel (le) nach England, erscheint dort aber nicht mit der Bedeutung Tonne, wofür schon tun oder ton da war, sondern 1. gleich funnel (Trichter); 2. = the shaft, the hollow part of a chimney; 3. im Yorkshire dialect mit der Bedeutung von arched drain (gewölbter Abzugscanal), welcher Gebrauch des Wortes zu der heut gewöhnlichsten Bedeutung „a hollow passage under ground or through a hill“ überleitet. In dieser Qualification wanderte es auf das Festland zu den Romanen und Germanen als selbständiges Wort zurück und gehört im Französischen wie bei uns dem alltäglichen Verkehre an, während die echt frz. Form la tonnelle in gleichem oder ähnlichem Sinne nur der technischen Sprache der Architectur anzugehören scheint.

Die schroffste Auslassung Steinthal's findet sich aber in der Behauptung, dass der Romane sich einer Sprache bediene, die ihm nicht ursprünglich, nicht ganz gehöre; nur sein Verstand lebe in ihr, Gefühl und Gemüt fehlten ihr. Abgesehen von der sogenannten Ursprünglichkeit und dem zweifelhaften Anrecht an eine Sprache, womit die Ansicht aufrecht erhalten wird, dass die Romanen ihre Sprachen wie ein fremdes Gut benutzten, tritt Steinthal mit dem Herbeiziehen des Gefühls und Verstandes in eine Auffassung hinein, welche die menschliche Natur eines Volkes herabzieht und das geistige Leben eines Volkes degradirt. Die Sprachen der Romanen sind in ganz demselben Grade, in ganz derselben Stärke der Em-

pfindung ihr Eigentum, wie dies mit den Sprachen der Völker anderer Stämme der Fall ist, und ihnen dies abstreiten wollen, heisst Gefühlsphilologie treiben. Denn wenn es bei Steinthal zum Schlusse seiner Charakterisirung der romanischen Sprachen heisst, der Romane habe zwar ein Wort für jedes Gefühl, aber dieses Wort sei kalt und nehme kein Gefühl auf; er habe zwar Ausdrücke für alle Anschauungen, seine Wörter seien jedoch ohne Anschaulichkeit: so verlässt er mit derartigen rhetorischen Wendungen den Boden des thatsächlich Bestehenden und der objectiven Forschung. Derselben Beurtheilung unterliegen seine Aeusserungen über das ital. ingegno, verglichen mit dem deutschen Worte Seele in den beiden Zusammenstellungen ingegno della chiave (Schlüsselbart) und „die Seele des Schlosses.“ „Wenn man,“ sagt Steinthal,* „den Bart am Schlüssel mit dem Italiener ingegno della chiave nennt, so hat man nicht den Schlüssel vergeistigt, sondern den Geist in der Materie untergehen lassen, denn ingegno della chiave ist doch nur der Hebel des Schlosses. Wie ganz anders, wenn wir im Deutschen die Windungen des Schlosses, in denen sich der Bart bewegt, die Seele des Schlosses nennen! Hier ist in der That das Todte beseelt.“ Oder S. 133 (bei Scholle S. 49) über merces: „Merces, ital. mercede und mercè, span. merced, franz. merci Lohn — Dank — Gnade und Barmherzigkeit! Bei solchem Worte wird dem deutschen Gemüthe unheimlich!“ Weiss Gott, die Gemüter der Deutschen müssen sehr verschieden construirt sein: ich habe von dem unheimlichen Gefühle Steinthal's keine Ahnung, eher drängt sich mir der Begriff der Unheimlichkeit auf, wenn ich den Bildungsgang, den ein Wort im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, in solcher Weise aufgefasst sehe. Ich habe mich darüber gefreut, dass es Herrn Scholle ebenso wenig wie mir bei diesem Begriffswandel von merces unheimlich geworden ist, und unterlasse nicht, auf seine treffende Entgegnung (S. 50) aufmerksam zu machen. „Wenn sich Steinthal,“ sagt er, „wegen merces an das deutsche Gemüt wendet, so könnte der Romane entgegnen, dass ihm bei manchem deutschen Worte auch unheimlich wird.

* S. 133 und bei Scholle S. 48.

Bei unserem „Gift," dessen eigentliche in Mitgift enthaltene Bedeutung die von Gabe ist, könnte er mit mehr Recht ausrufen: Wie heimtückisch muss das deutsche Volk sein, wenn es mit einer Gabe gleich meuchelmörderische Gedanken verbindet!" Wie wenig überhaupt aus solcher Begriffsentwicklung auf eine Besonderheit dieser Sprachen und auf den Volkscharakter geschlossen werden kann, lehrt die Zusammenstellung, welche Bechstein von deutschen Wörtern, die einen eigentümlichen Wandel der Bedeutung nach der schlimmen Seite hin aufweisen, in dem Aufsätze gegeben hat, der betitelt ist: Ein pessimistischer Zug in der Entwicklung der Wortbedeutungen.* Ueber den Charakter und die Entwicklung folgender von Bechstein aufgeführter und jenen pessimistischen Zug verrathenden Wörter: Pfaff, Bauer, Tölpel, Knecht, Schalk, Magd, Dirne, Bube, Wicht, Kerl, Mähre, Elend, feig, frech, fröhnen, Frevel, Gift, Gier, gleissen, Hochmut, Hoffart, List, Pöbel, Schimpf und andere liessen sich ähnliche Betrachtungen anstellen, und ähnliche psychologische Schlüsse mit Bezug auf das Deutsche machen, wie es Steinthal hinsichtlich des Romanischen gethan hat.

Auch Herr Scholle ist der Steinthal'schen Ansicht durch Hinweis auf das Deutsche entgegengetreten. Er hat S. 57 — 60 die Substantiva Block, Loch, Stein, Zimmer, Stirn; die Verba bekommen, brauchen, dürfen, nähren; dann die Adjectiva bieder, wacker, fertig, keck; und die Adverbia sehr, bald, fast, schon, kaum und nur besprochen und an diesen Wörtern für das Deutsche eine ähnliche Beschränkung und analoges Vergessen des ursprünglichen Sinnes, wie es Steinthal mit den romanischen Wörtern gethan hat, in überzeugender Weise bewiesen.

Herr Scholle hat nicht die ganze hierher gehörige Stelle aus Steinthal citirt. Der Schluss derselben, zugleich der Schluss des Steinthal'schen Vortrages, übertrifft die vorangehenden Sätze an rhetorischem Klang, und kommt ihnen an factischer Unbegründetheit gleich. Dort sagt Steinthal:

„Sein (des Romanen) Wort ist ihm nicht angeboren, ist

* Germania VIII, 330.

nicht von ihm geboren, darum trägt er es nicht im Herzen, wie eine Mutter ihr Kind; sondern er pflegt es wie einen fremden Pflegling. Andererseits nimmt aber auch der Pflegling den Einfluss des Erziehers nicht in dem Masse auf, wie das Kind den der Eltern; es fehlt der Naturzusammenhang. Die romanischen Sprachen weigerten sich, die Anschaulichkeit aufzunehmen, die sie von den frischen Völkern hätten bekommen können. Oder eigentlicher: durch die Annahme der fremden Sprache vermochten die romanisirten Völker ihre Sinnlichkeit nicht zu bewahren; selbst der Theil, den sie anfangs hineingetragen hatten, ging ihnen wieder verloren."*

Die folgende Auseinandersetzung soll beweisen, dass wir uns das Verhältnis des Romanen zu seiner Sprache ganz anders als es uns Steinthal glauben machen will zu denken haben.

Ehe ich jedoch weiter auf den Kern der Sache eingehe, will ich noch Herrn Scholle's Stellung zu jener Auffassung des Sinnes der romanischen Wörter berühren. Nachdem er einen Theil der in dem Steinthal'schen Vortrage genannten lateinischen Wörter und die vorhin von mir angegebenen deutschen Wörter (Block u. s. w.) dazu benutzt hat, Steinthal gegenüber darzuthun, dass diejenigen Erscheinungen, welche jener im Romanischen für eigentümlich und mangelhaft ausgegeben hat, sich ebenso in anderen Sprachen vorfinden, bekräftigt er seine Ansicht noch durch Stellen aus Grimm und aus Schleicher (Scholle S. 60 u. 61). Seiner Auffassung nach stehen die romanischen Tochtersprachen, was den Begriffswandel der Wörter betrifft, auf gleicher Stufe der Beurtheilung mit anderen Sprachen, und man kann ihnen von dieser Seite her keine Inferiorität aufbürden.

Das Nachdenken über jene merkwürdige Stelle in Steinthal's Vortrag ist mir Veranlassung geworden, den Ansichten dieses Sprachforschers, namentlich insofern sie sich auf seine Auffassung der romanischen Sprachen erstrecken, weiter nachzugehen. Es war auch von Interesse zu erfahren, in welcher Beziehung seine Ansichten über Sprache und Sprachen im Allgemeinen zu seiner auffälligen Beurtheilung der romanischen

* Herrig's Archiv, 1864, S. 142.

Sprachen ständen. Um mir darüber Belehrung zu verschaffen, durchlas ich zunächst eine seiner frühesten Schriften „Die Sprachwissenschaft Wilh. von Humboldt's und die Hegelsche Philosophie“ vom Jahre 1848, um dem Ausgangspunkte seiner Deductionen näher zu kommen. Demnächst diente mir eine seiner neueren Abhandlungen, betitelt „Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen.“ Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863. — dazu, seine Gedanken über Wesen und Wert einer Sprache in einer späteren, consolidirteren Entwickelung kennen zu lernen. Als Mittelglied gewissermassen und zugleich als besonders wichtige Quelle für die Sprachauffassung Steinthal's benutzte ich seine „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues 1860,“ und das von ihm 1856 herausgegebene System der Sprachwissenschaft von Heyse. Ich fand auf diese Weise, in welchem Zusammenhange die vorhin besprochene seltsame Stelle aus dem zu Hannover gehaltenen Vortrage mit der Gesammtauffassung Steinthal's steht. Was er über Tochtersprachen, speciell über die romanischen Sprachen dort ausspricht, steht nicht vereinzelt da, sondern ist ein Ausfluss seiner psychologisch-historischen Ansichten über das Wesen von Sprachen überhaupt. Nicht vereinzelt, sage ich. Denn in dem Aufsatze „Philologie, Geschichte und Psychologie“ S. 27. heisst es: „Nach Max Müller sind Lateinisch und die romanischen Sprachen nur verschiedene Perioden einer in ihrer Substanz (substantially) sich gleichbleibenden Sprache — von etwas anderem ausser der Substanz weiss Müller nichts. Er (Müller) sagt: Wenn wir das Italiänische eine Tochter des Lateinischen nennen, so denken wir dabei nicht daran, dem Italiänischen ein neues Lebensprincip beizulegen. Nicht ein einziges Wurzelelement wurde zur Bildung des Italiänischen neu geschaffen — und (schaltet St. ein) ausser den Lautelementen giebt es in der Sprache nichts! Italiänisch (fährt Müller bei Steinthal fort) ist Lateinisch in einer neuen Form; Italiänisch ist modernes Latein, oder Latein antikes Italiänisch. Das ist ebenso richtig (commentirt Steinthal) als wenn Jemand behauptet: Wir mögen Fleisch oder Pflanzen essen, unsere Speise ist doch nur Erde und Mist.

Man kann dabei Steinthal nicht den Vorwurf machen, dass er den Unterschied älterer und neuerer Sprachen mit undeutlichen Bildern illustrire.

Ein besonders helles Licht auf Steinthal's Schätzung der verschiedenen Sprachen werfen seine Aeusserungen über die modernen europäischen Sprachen auf S. 274 und 275 des Char. d. haupts. Typen d. Sprachbaues. Das **Romanische** ist daselbst mit Folgendem bedacht:

„. . . was die romanischen Völker an Dichtung und Beredtsamkeit hervorbringen, schaffen sie nicht sowohl **durch**, als **trotz** ihrer Sprache. — Die romanischen Sprachen sind geeignete Mittel zum Ausdrucke für Gedanken, zur Mittheilung, aber sie regen den Geist nicht zur Schöpfung an." Zur Charakterisirung des Deutschen sagt Steinthal: „Die deutsche Sprache hat viele Vorzüge vor den romanischen. — Die deutsche Sprache besitzt kräftigere Lebenstriebe. Sie hat einerseits mehr poetische Elemente, Wörter und Formen, die wie ein Zauberstab das Gemüt in jede Stimmung versetzen, die der Dichter anregen will; sie hat grössere sinnliche Frische, eine Fülle phantasievoller Gebilde, lebendiges Gefühl für die Bedeutsamkeit des Lautes, überhaupt innigeren Zusammenhang mit den ursprünglichen Kräften der Sprachbildung; und andererseits ist sie geeigneter für die abstracte Speculation, zum **Ausdrucke** alles Inneren, des hoch Vernünftigen, des scharf **Verständigen**, des sinnig Gemütlichen . . . man kann nicht übersehen, dass im Deutschen ungleich mehr als in den romanischen Sprachen der Zusammenhang der Wortformen mit den Stämmen, der abgeleiteten Wörter mit den Grundwörtern, noch im lebendigen Sprachgefühl liegt, dass die Bildungsprocesse, durch welche Wörter und Wortformen entstehen, noch flüssiger sind, und darum ist das **Deutsche** entwickelungsfähiger nicht nur, sondern auch noch im hohen Grade wirklich das, was eine Sprache wesentlich und ursprünglich ist: ein Organ für Ideenerzeugung. — Französisch sprechen und schreiben ist eine sinnreiche Anwendung vorliegender Sprachmittel, Deutschreden ist Gedanken schaffen. Das Deutsche ist weniger etwas Gegebenes, Fertiges; es muss mit dem Denken und das Denken muss mit ihm producirt werden." Da in der Scholle-

schen Abhandlung auch das Englische in den Kreis der Betrachtung gezogen ist, so möge auch folgendes Dictum *Steinthal's* hier Platz finden: „Die Südamerikaner romanischen Ursprungs werden nie die *tonlose* englische Sprache annehmen. Letztere, jetzt schon, möchte man sagen, *ein Minimum von Sprache*, würde bei ihrer Verbreitung über andere Völker . . . völlig barbarisch werden.“

Nach dieser speciellen Charakterisirung nun noch dasjenige, was *Steinthal allen* modernen Sprachen beilegt.

„Welcher von den modernen europäischen Sprachen der Vorzug zuzugestehen ist, scheint mir um so mehr ein müssiger Streit als sie allesammt in ihrem lautlichen Bau so herabgekommen sind, dass sie nach Seiten ihrer Formen nicht mehr als Ausdruck des Nationalgeistes gelten können; geht man aber auf ihren innern Reichthum ein, so überschreitet man bald das Gebiet des eigentlich Sprachlichen, und gelangt zum literarischen Reichthum an Ideen. Und von diesem letzteren Gesichtspunkte aus kann kein Zweifel darüber obwalten, dass die deutsche Literatur die ideenreichste ist.“ Endlich sagt Steinthal: „Die germanischen und romanischen Sprachen sind die herabgekommensten (hinsichtlich der Wortform).“

So gern wir die Vorzüge unserer deutschen Muttersprache acceptiren, so behutsam müssen wir bei der Entgegennahme ihres Lobes und der Schmälerung des Wertes der romanischen Sprachen von Seiten Steinthal's sein. Ich will über die Vorzüge hinwegschlüpfen, welche *Steinthal* dem Deutschen in seiner litterarischen Fülle, Frische und Ideenmenge zuschreibt; wenn er aber zugiebt, dass der phonetische Verfall und die daraus hervorgehende Formveränderung der Wörter allen modernen Sprachen gemeinsam ist, so wird es ihm schwer werden, die Ansicht aufrecht zu erhalten, dass gerade die romanischen Sprachen eine so starke Einbusse an Sinnlichkeit, d. h. eine solche Abweichung von primitiver Form erlitten hätten, dass sie den Geist nicht mehr zur Schöpfung anregten. Einem solchen Mangel an Mitwirkung der Sprache an dem inneren Sprachsinne widerspricht geradezu das Leben der Romanen, wie es sich in That und Wort offenbart, widerspricht der Umstand, dass ihre Sprachen nicht erstarrt sind, sondern in immer

neuer Geschmeidigkeit neuen Gestaltungen des Gefühls- und Verstandeslebens einen treuen Ausdruck verleihen können. Oder möchte jemand beispielsweise behaupten, dass das Französische in Laut und Wort der Fähigkeit ermangele, dasjenige was das Menschenherz bewegt, was den Verstand beschäftigt, ebenso intensiv als eine andere Cultursprache auszudrücken? Dr. Scholle hat diese eben erwähnten Stellen aus Steinthal am Schluss seiner Arbeit kritisirt. Er weist entschieden den Versuch zurück, das Romanische tiefer als andere moderne Cultursprachen zu stellen; er vertheidigt die neueren Sprachen gegen den Vorwurf, dass sie wegen ihrer Wortformen nicht mehr als Ausdruck des nationalen Geistes gelten könnten. Obgleich er einräumt, dass die romanische Poesie der germanischen nachstehe, so erklärt er dies doch nicht geradezu aus dem Wesen der Sprache, sondern besonders daraus, dass der Geist, welcher in der Poesie der Romanen walte, uns fern liege. Namentlich aber spricht er sein Bedenken hinsichtlich der Gültigkeit und Richtigkeit jener Steinthalschen Sätze aus, in welchen das Deutsche gerade wegen der abstracten Speculation dem Romanen gegenüber hochgestellt wird, während das Romanische den Vorwurf hinnehmen muss, es rege den Geist nicht zur Schöpfung an. Die ganze Erörterung über diesen und die übrigen Punkte bei Scholle S. 67 – 71 führt sehr gut die Vertheidigung der romanischen Sprachen, ohne den germanischen zu nahe zu treten, und erklärt die Steinthalschen Behauptungen für solche, die unserem deutschen Selbstgefühl sehr schmeicheln, für die aber eine ruhige Ueberlegung doch gern den Beweis hören möchte. Und dieser Beweis, meine ich, dürfte Herrn Steinthal doch ziemlich schwer fallen, zumal wenn man von ihm verlangte, dass er sich nicht in psychologisch-historischen Herzensergüssen, sondern in positiven, sprachhistorischen Facten bewegen möchte. Ein Beispiel aber, dass man durch Zusammenstellung beweisgültiger Facta die Classificirung der Sprachen, welche uns hier bei der Debatte über den Begriff „Tochtersprachen" beschäftigt, und den unterscheidenden Charakter der einzelnen Sprachen mit hinreichender Sicherheit constituiren kann, liefert uns der Sprachgelehrte, dessen Ansichten Steinthal bekämpft: Max Müller.

In seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, hauptsächlich in dem ersten Bande, findet man die nöthigen Anhaltspunkte, um eine klare Anschauung von dem Wesen und Entstehen der neueren, speciell der romanischen Sprachen, von ihrem Verhältnis zu den älteren Sprachen, von dem Unterschiede von Mutter (Stamm)- und Tochtersprache zu gewinnen. Die Darstellung Müller's bietet den Vortheil, dass sie die Behauptungen mehr auf Thatsachen als auf Raisonnement gründet, und das Eingehen auf Müller's Auseinandersetzungen wirft daher für die Forschung mehr Gewinn ab als der Versuch des Eindringens in die Natur der verschiedenen, nach Alter und Formation getrennten Sprachen von einem überwiegend psychologisch-historischen Standpunkte. In der Geschichte der Sprachen oder in dem natürlichen Wachsthum derselben führt Müller sämmtliche Veränderungen auf die Wirksamkeit zweier Kräfte zurück: auf den phonetischen Verfall und auf die dialektische Wiedererzeugung oder das Wachsthum durch die Mundarten.* Sobald eine Sprache den Angriffen des phonetischen Wechsels weiche, trete sie in ein neues Stadium. Damit sei zugleich der Unterschied zwischen dem wesentlichen oder radicalen und dem blos formellen oder grammatischen Bestandtheil der Wörter gegeben. Dieser phonetische Wechsel in Verbindung mit dem grammatischen Elemente ist aber nicht neueren Sprachen eigentümlich, sondern zeigt sich schon in den ältesten Gestaltungen der Sprachen, zu deren Stamme die romanischen Sprachen gehören. Verfolgen wir diesen Gedanken, so erkennen wir in dem Wortveränderungsprocess der romanischen Sprachen nur eine Fortsetzung der Wirksamkeit derjenigen Kräfte, welche an allen indoeuropäischen Sprachen gearbeitet haben und sie im Verlauf der Jahrhunderte, jede einzelne von ihnen, freilich die eine mehr als die andere, in verschiedene Stadien haben treten lassen. Was ich Stadien nenne, tritt in der Geschichte der Sprachen in dem Falle, dass innerhalb einer Sprache die Divergenz so weit gediehen ist, dass dem Volksverständniss die Muttersprache in einer früheren Gestaltung fremd und unverständlich geworden, mit eigenem Namen

* M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, I, 53.

auf, wie wir z. B. Alt- und Neufranzösisch unterscheiden. Um aber zu verstehen, wie sich die Begriffe neu- und altfranzösisch mit den Begriffen romanisch und lateinisch in ein und dieselbe Strömung leiten lassen, muss man das Eingreifen des sogenannten *dialektischen* Processes hinzunehmen. Wir müssen in den einzelnen Sprachen, welche denselben Namen führen, und bei demselben Volke in Anwendung sind, zwei qualitativ verschiedene Anwendungen unterscheiden, die *litterarische* und die *mundartliche*. „Was wir Sprachen zu nennen gewohnt sind,“ sagt M. Müller, „die litterarischen Idiome Indiens, Griechenlands, Roms, Italiens, Frankreichs und Spaniens, muss weit mehr als eine künstliche, denn als eine natürliche Form menschlicher Rede angesehen werden. *Das wirkliche und natürliche Leben der Sprache pulsirt in ihren Mundarten.* — Es ist ein Irrtum, sich die Mundarten überall als Entartung der Litteratursprache zu denken (S. 47). Nun sind aber die Dialekte stets mehr Quellbäche als Nebencanäle der Litteratursprache gewesen; jedenfalls existirten sie als parallel laufende Flussarme schon lange, bevor einer derselben als Hauptarm sich zu jenem temporären Vorrang emporhob, der aus der litterarischen Ausbildung hervorgeht (S. 47).“

Machen wir jetzt Anwendung davon auf das *Lateinische*, um dem Ergreifen des Verhältnisses zwischen dem Lateinischen und Romanischen näher zu kommen und um von dem Begriff *Tochtersprache* eine klarere Vorstellung zu bekommen! Was bedeutet denn eigentlich Latein? „Das *klassische Latein* ist einer der vielen von den arischen Einwohnern Italiens gesprochenen Dialekte. Es war der Dialekt *Latiums*, in Latium der Dialekt *Roms*, in Rom der der *Patricier*. (S. 54). — Es war die Sprache einer abgeschlossenen Kaste, einer politischen Partei, einer Gruppe von Litteraten (S. 54). — Wenn die Plebejer die Oberhand über die Patricier bekommen hätten, würde das Latein ganz anders geworden sein als das Ciceronianische.“ (S. 54). Nachdem aber der classische lateinische Dialekt zur Sprache der allgemeinen Bildung geworden war, verlor er die flüssige Beweglichkeit der Mundarten. Ein sehr treffendes Bild Müller's soll uns nun zeigen, wie *neben* der litterarischen Sprache die Dialekte weiter leben und jene

überdauern, sie überleben und Quellen neuer Sprachgestaltung, jedoch innerhalb derselben Sprache, werden. „Man könnte,“ heisst es S. 55, ein litterarisches Idiom mit der gefrornen Oberfläche eines Flusses vergleichen, der glänzenden, spiegelglatten, aber starren und kalten. Diese Eisfläche der geglätteten und feinausgebildeten Sprache wird dann meistens durch politische Erschütterungen gebrochen und von den unter ihr in die Höhe steigenden Wasserfluten fortgeführt. Dies geschieht in Zeiten, während welcher die höheren Klassen entweder von religiösen oder socialen Kämpfen zerbröckelt werden, oder sich wieder mit den niederen Schichten der Gesellschaft vermischen, um den Angriff fremder Nationalitäten zurückzuschlagen; in Zeiten, während welcher die litterarische Thätigkeit erlahmt, Paläste niedergebrannt, Klöster geplündert und Sitze der Gelehrsamkeit zerstört werden. Dann schnellen die volksthümlichen oder, wie sie genannt werden, gemeinen Dialekte, die bisher unter der Eisfläche der Litteratursprache unbemerkt hingeflossen, an und reissen wie ein Frühlingshochwasser die lästigen Schranken weg, die eine dahingeschiedene Zeit gebildet hatte.“ In diesem Bilde liegt der Hauptprocess geschildert, welcher aus dem Lateinischen das Romanische entstehen lässt, natürlich nicht aus dem litterarischen Latein, wie man schon lange weiss — obgleich Prof. Th. Müller auf der Philologenversammlung zu Hannover bei der Debatte über die Steinthalschen Ansichten über das Romanische sich veranlasst sah, den Prof. Steinthal darauf aufmerksam zu machen* — sondern aus jener mundartlichen Quelle, welche bei dem Erstarren und Zurücktreten des litterarischen Latein und bei dem Eintritt der einschneidendsten politischen Begebenheiten zur Selbständigkeit und Herrschaft im politischen und religiösen Leben heranwuchs und schliesslich in ein Stadium eintrat, wo ein eigener Name für die neue Gestaltung der Sprache auftrat und damit bezeichnete, dass das Latein der Patricier- und Imperatorenzeit in dem Bewusstsein der Volksmassen erloschen und in neuer Wortbildung aufgetreten sei.

---

* Germania, Band IX.

Hier fragt es sich nun, wie weit die Benennung Tochtersprache zutreffend sei.

M. Müller (S. 53) sagt, man pflege die sechs romanischen Sprachen die Töchter des lateinischen zu nennen. Er habe gegen den Gebrauch der Wörter Mutter und Tochter bei Sprachen nichts einzuwenden, nur dürfe man nicht zugeben, dass dergleichen klare und einfache Ausdrücke etwa dunklen und unbestimmten Vorstellungen zum Deckmantel dienten. Die Namen Mutter und Tochter bezeichneten nur verschiedene Perioden im Wachsthum einer in ihrer Substanz sich gleichbleibenden Sprache. Vom Latein etwa zu sagen, dass es absterbend seinem Sprössling das Dasein gegeben habe, sei durchaus mythisch. Diese Erklärung Müller's stimmt im Grossen und Ganzen mit der Auffassung überein, welche bei Scholle (S. 71 unten und S. 72) mit Erwähnung der Ansicht Schleicher's besprochen ist. Aber zwei Punkte, welche in der Steinthalschen Feststellung des Begriffes romanisch nach W. von Humboldt* und in seiner (Steinthal's) Definition von Tochtersprache (Scholle, S. 2) eine Rolle spielen, nämlich das Einwirken eines fremden Volkes und die Wichtigkeit eines neuen Princips, bleiben dabei noch unberührt.

Was zunächst die Mitbetheiligung eines fremden Volkes dabei betrifft, so kann man aus einer Stelle bei M. Müller ersehen, wie er sich den Antheil der Germanen an dem Romanischen denkt. Es heisst da (Vorl. I, 163): „Das Französische ist das Provinzlatein, wie es die Franken, ein teutonischer Volksstamm, sprachen, und auf ähnliche Weise, wenn auch nicht in derselben Ausdehnung, sind alle anderen römischen Dialekte barbarisirt worden.“ Wer diese Stelle unbefangen liest, wird zu der Ansicht kommen, dass die teutonischen Völker bei der Weiterbildung des Romanischen durch ihre eigene, mitgebrachte Sprache und ihren nationalen Geist stark mitgewirkt hätten.

* Sie lautet bei Steinthal in dem Vortrage im Archiv von Herrig Bd. 36, S. 130: Romanisch ist nicht lateinisch, sondern ist ein neuer Bau aus lateinischem Sprachstoff nach einem neuen Princip, das freilich durch den alten Stoff mitbedingt wird.

Ich kann mich jedoch nicht der Ansicht entschlagen, dass die germanischen Eindringlinge sich in dem romanischen Sprachprocess mehr passiv, receptiv als activ, productiv verhalten haben; dass das Romanische das Germanische in sich aufgenommen und gewissermassen überwunden habe, so dass die primitive, dialektische Weiterentwickelung des Lateinischen zum Romanischen vor sich gegangen sei, ohne dass das Lateinische in seinem inneren Wesen viel durch Wort und Geist des hinzugekommenen Germanischen beeinflusst worden sei. Ich weiss nicht, wie weit die Geschichte zur Klärung dieses Punktes wird Aufschluss geben können; jedenfalls bleibt es eine interessante Aufgabe, die Wechselbeziehungen der Bewohner der römischen Provinzen zu den germanischen Einwanderern hinsichtlich der Wirkungen der Einwanderung auf die Modification der bezüglichen Provinzialsprachen schärfer als bisher zu durchforschen.

Nicht weniger schwierig ist der zweite Punkt, das Princip betreffend. Herr Scholle hat hauptsächlich darauf hin seine Abhandlung gegliedert; er hat darauf hingewiesen, dass Steinthal das die romanischen Sprachen gestaltende Princip nirgend genauer angegeben habe, und kommt (S. 65) zu folgendem Resultat: „Ein solches Princip, das zwar das Romanische, nicht aber auch das Englische, Deutsche und andere Sprachen zu Tochtersprachen macht, ist vergebens in der Form der Sprache gesucht worden.“ Er geht dann zu der Untersuchung über, ob ein solches Princip etwa in demjenigen zu entdecken sei, was Humboldt mit den Worten bezeichnet (Scholle S. 3): „Es giebt in der Sprache noch etwas Höheres und Ursprünglicheres als das Reich der Formen, und von diesem Höheren muss der Sprachforscher, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht, doch das Ahnen in sich tragen.“ Aber auch bei dieser Untersuchung erreicht Scholle nur ein negatives Resultat; er kann in Bezug auf den Geist der Sprache nichts finden, was dem Romanischen eigentümlich sei, was die romanischen Idiome zu Tochtersprachen gestalte und von anderen neueren Sprachen diesen Begriff fern halte.

Herr Scholle erklärt, in Steinthal's Schriften vergebens nach Aufklärung über das, was er als Princip in der Definition

der Tochtersprachen hinstelle, gesucht zu haben. Wo man in solchem Falle bei Steinthal selber in Verlegenheit kommt, lohnt es sich nicht selten, bei Heyse in dessen von Steinthal herausgegebenem System der Sprachwissenschaft zu forschen. Denn in vielen der bisher erörterten Punkte folgt Steinthal dem Vorgange Heyse's. Da findet sich denn S. 197 folgender Ausspruch: „Erst dadurch werden neue Sprachen, dass in die aufgelösten Elemente neue organisirende Principien eintreten, welche gemäss den individuellen Volksgeistern dem Sprachstoff individuelle Einheit verleihen.“ Derselbe Gedanke wiederholt sich S. 201: „Der neu hinzutretende Volksgeist gab zugleich dem Sprachstoff ein neues belebendes und zur Einheit gestaltendes Princip.“ Und S. 216: „Durch das Hinzutreten eines neuen gestaltenden Princips zu dem überlieferten Material der zu Grunde liegenden Stammsprache wird in diesen (d. h. den neueren Sprachen secundärer Formation) der natürliche Organismus völlig zerstört.“ Da hätten wir nun allerdings ein Princip. Jeder nach seiner Auffassung von der Entstehung des Romanischen wird verschieden darüber denken. Von dem bisher behaupteten Standpunkte aus muss ich mich gegen Aufstellung eines Princips erklären, von dem es heisst, dass es den natürlichen Organismus völlig zerstöre. Will man aber durchaus von einem gerade die Tochtersprache gestaltenden Princip nicht ablassen, so hat man vor allem zu bedenken, dass der in solchen Sprachen allmählich vor sich gehende phonetische Verfall, welcher nach Verlauf einer Reihe von Jahrhunderten eine innerlich, d. h. ihren Bildungsgesetzen nach gleiche Sprache in solcher Verwandlung erscheinen lässt, dass sie als eine neue Sprache auftritt, nothwendig und naturgemäss vor sich geht. Die romanischen Sprachen als Glieder der indogermanischen Familie theilen mit den übrigen Zweigen derselben die Eigenschaft, dass die Stammwörter durch Verschmelzung des Wurzelelements mit den hinzutretenden Bestimmungsformen, durch Affigirung und Suffigirung im Laufe der Zeiten Wörterformen bilden, welche den Wörterformen früherer Lebensperioden derselben Sprache sehr unähnlich werden. Eine derartige Verwandlung aber trägt ihr Princip in sich; es ist eben das Princip, nach welchem sich die Sprachen der indogerma-

nischen Familie durchweg umgestalten.* Lenkend und schaffend dabei aber ist der Volksgeist, welcher mit all den Momenten, die ihm das Leben innerhalb der eigenen Nation und die Berührung mit fremden Volkselementen zuführt, auf die Gestaltung der Sprache in Betreff des Lauts, der Form, der Function des Wortes und seiner Theile und der Syntax unaufhörlich einwirkt.** Ich erinnere dabei an den von Steinthal in der Char. der haupts. T. d. Spr. S. 47 angeführten Satz: „Die Geisteskraft ist in den Nationen sowol überhaupt als in verschiedenen Epochen dem Grade und der in der gleichen allgemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, individuell verschieden." Und diese doppelte Verschiedenheit (fügt Steinthal hinzu) wird in ihren Sprachen sichtbar. Mit diesem zweiten, dem Menschengeist correspondirenden Princip, liesse sich dann vielleicht die Erklärung Humboldt's, dass eine neue Sprache in die Wirklichkeit tritt, wenn ein neues Princip der Auffassung eine neue Formung der sprachlichen Elemente herbeiführt, in Einklang bringen. Jene beiden aber vorhin von mir angegebenen Gesichtspunkte, von welchen aus man die Veränderung von Sprachen zu begreifen hat, genügen, um sich über den Process klar zu werden, welcher aus dem Lateinischen heraus die romanischn Sprachen hat hervorgehen lassen.

Man legt gewöhnlich einen ungemeinen Wert auf die Einwanderung der Germanen, um die Gestaltung des Romanischen zu erklären. Ich habe schon vorhin angedeutet, dass ich die Einwirkung des Germanischen dabei nicht so hoch anschlage. Bestärkt werde ich in dieser Meinung durch die von Max Müller*** angeführte Thatsache, dass im elften Jahrhundert die Sprachen Schwedens, Dänemarks und Islands noch identisch waren, und dass dabei keine Berufung auf Eroberung durch Fremde oder auf eine Vermischung fremden und heimi- Blutes zulässig ist, um die Veränderungen zu erklären, welche

* Cf. Steinthal, Charakt. der haupts. Typen d. Spr. S. 48 nach Humboldt über das von innen heraus schaffende Princip.

** Cf. Schleicher, Compendium der vergl. Gramm. der indog. Spr. die Einleitung.

*** Müller, Vorl. über die Wissenschaft der Sprache I, 58.

die Sprache in Schweden und Dänemark, aber nicht in Island erlitt. In Island nicht, weil durch das Losreissen von der Heimat die dialektische Wiedererneuerung abgeschnitten war. Man kann aus dieser Sachlage entnehmen, dass das Romanische sich aus dem Dialektlatein so entwickeln konnte, wie wir es in den ältesten Texten finden, ohne die Modification durch die germanische Sprache zu erleiden.

Ehe ich einen Abschluss mit dem mache, was ich zur Sichtung und Klärung der schwebenden Frage aus M. Müller's Auffassung bisher entnommen habe, will ich noch aus derselben Quelle Einiges beibringen, was gewisse in der Abhandlung von Scholle berührten Punkte in ein richtiges Licht zu stellen vermag. So zunächst über das Verhältnis der einzelnen Sprachen der indogermanischen Familie Müller's Angabe,* nach welcher das Sanskrit zu dem Griechischen, Lateinischen, Teutonischen, Celtischen und Slavischen nicht in demselben Verhältnis steht, wie das Lateinische zum Französischen, Italiänischen und Spanischen. Sanskrit dürfte nicht ihre Mutter, sondern nur ihre ältere Schwester zu nennen sein. Er nehme in Bezug auf die classischen Sprachen eine Stellung ein, derjenigen ganz analog, in welcher das Provenzalische zu den modernen romanischen Dialekten stehe. Ich erinnere dabei an die eigentümliche Ansicht Raynouard's, das Provenzalische allein sei eine Tochter des Lateinischen, während Französisch, Italiänisch, Spanisch und Portugiesisch Töchter des Provenzalischen seien. Er meinte, das Latein sei während des siebenten, achten und neunten Jahrhunderts durch eine Zwischenstufe hindurchgegangen, welche er lingua romana nennt, und von welcher er zu beweisen sucht, dass sie mit dem Provenzalischen des südlichen Frankreichs, mit der Sprache der Troubadours, identisch sei. Das Lateinische hätte zunächst diese, durch die lingua romana oder provenzalische Sprache repräsentirte gleichförmige Metamorphose durchgemacht und sich dann erst in die verschiedenen romanischen Dialekte Italiens, Frankreichs, Spaniens und Portugals aufgelöst. — Schon von A. W. von

* Müller, Vorl. über d. W. d. Spr. Bd. I, S. 139.

Schlegel wurde diese Ansicht Raynouard's angegriffen und schliesslich von M. Müller wiederlegt.* Mit Bezug auf die Aeusserung Steinthal's „Fremdes Sprachgut ist abstract," sowie auf den Mangel an sinnlicher Frische, welchen er den romanischen Sprachen zum Vorwurf macht, verdient zweitens der Nachdruck Beachtung, welchen M. Müller** auf die Thatsache legt, dass jedes Wort jeder Sprache ursprünglich ein Prädicat sei; dass die Wörter, obgleich Zeichen für individuelle Begriffe, ohne Ausnahme von allgemeinen Ideen herzuleiten seien. Müller bezeichnet dies als eine der wichtigsten Entdeckungen in der Wissenschaft der Sprache. Geht man aber darauf ein, so begreift man immer weniger, dass es den Wörtern der neueren, speciell der romanischen Sprachen, durchaus an Sinnlichkeit fehlen solle. Wenn man sich den Weg klar macht, auf welchem jedes Individuum eines Volkes von den ersten unbeholfenen Lauten bis zum Beherrschen des vorhandenen Wörtervorrats fortschreitet; wenn man dabei beachtet, dass die einzelnen Wahrnehmungen und Empfindungen, die Thätigkeit des Geistes überhaupt, sich allmählich in den von der Sprache dargebotenen, im Volke lebenden Wortformen verkörpert: so hinterlässt die Steinthalsche Behauptung, die Wörter der Romanen seien kalt und nähmen kein Gefühl auf, den Eindruck, dass die factisch vorliegenden Lebensverhältnisse eines Volkes und seiner Sprache jene Ansicht widerlegen. Die grössere oder geringere Körperfülle eines Wortes repräsentirt gewiss nicht in diesem Unterschiede den Grad des Gefühls oder die Deutlichkeit der Vorstellung, welche zum Ausdruck kommt, noch ist dieser Grad davon abhängig, ob ein Wort der ursprünglicheren Form und seiner deutlicheren Gliederung in Stamm und stammlimitirende Wörter (Affixe, Infixe, Suffixe) treu geblieben ist, oder beide Bestandtheile verschmolzen sind und die ältere Form mehr oder weniger unkenntlich gemacht ist. Wer sagt, mourir, mort, blâmer seien kalte Wörter und nähmen kein Gefühl auf, muss dasselbe von mori, mors, βλάπτειν und vom deutschen Verb zermalmen sagen; denn alle diese entbehren der Sinnlichkeit nach Steinthal's An-

* M. Müller, Vorl. I, 142.

** M. Müller, Vorl. I, 330.

sicht, da die ihnen gemeinsame Wurzel MAR (zerreiben oder zerfallen)* seit Jahrtausenden den Zusammenhang zwischen Lautform, innerem Articulationssinn und innerem Sprachsinn, mit einem Worte, die Ursprünglichkeit der Verbindung von Wort und Vorstellung in dem Bewusstsein der Völker verloren hat.

## Heyse.

Ich habe bereits erwähnt, dass Steinthal's Ansichten vielfach auf Heyse zurückgehen. Einige Citate aus Heyse** mögen dies beweisen. So zeigt die Stelle S. 165: „Sprachen secundärer Formation, welche aus einzelnen Stammsprachen durch völligen Verfall des alten Sprachstoffes und Hinzutreten oder überwiegende Einwirkung eines neuen, fremdartigen Elements entspringen, und nach einem neuen Princip umgeformt sind, also auf einer totalen Zerrüttung und Umformung des natürlichen Organismus der Stammsprache beruhen . . . sind von ihrem natürlichen Boden abgeschnitten, gleichsam entwurzelt. Daher ist der natürliche Lebenssaft in ihnen vertrocknet; die Bildsamkeit der Sprache erlischt grösstentheils. So die romanischen Sprachen als Töchtersprachen des Lateinischen."

Diese Stelle beweist deutlich genug die Gemeinsamkeit der Steinthalschen und Heyseschen Auffassung, und erledigt sich in Betreff ihres relativen Wertes durch die vorangehenden Betrachtungen über die Natur des Romanischen.

Seite 196 bestreitet Heyse die Ansicht von Fuchs, dass die romanischen Sprachen eine naturgemässe Fortsetzung und Fortbildung der lateinischen Sprache, und eben deshalb als Vervollkommnung derselben zu betrachten seien. Eine Seite weiter (197) ist der Satz beachtenswert: „Die romanischen Sprachen sind das Resultat des Sieges eines neuen weltgeschichtlichen Princips, des germanisch-christlichen, über das altrömische, und einer dadurch bedingten Verschmelzung beider Elemente zu neuen Gestaltungen." Der Inhalt dieses Satzes beurtheilt sich

---

* M. Müller, Vorl. Bd. II, 299 sqq.

** Heyse: System der Sprachwissenschaft.

gleichfalls nach den bisher von mir angegebenen Gesichtspunkten.

In einer Vergleichung mit dem Deutschen kommen die romanischen Sprachen bei Heyse schlecht weg. „Der neue Weltgeist (sagt er S. 108), welcher den alten Sprachstoff mächtig durchdrang und wiederbelebte, hat die romanischen Sprachen schnell zu gebildeten Schriftsprachen reif gemacht und eine von der antiken Poesie specifisch verschiedene romantische erzeugt. Die deutsche Litteratur reifte viel langsamer, die mittelalterliche sowol wie die neuere, und zeigt lange Zeit eine gewisse Unbeholfenheit, Schwerfälligkeit und Steifheit in der Bewegung der Sprache. Der alterthümliche, naturwüchsige Sprachbau leistet dem neu eindringenden Geiste lange einen schwer zu überwindenden Widerstand. *Es ist hier wie mit Individuen. Frühreife ist sehr oft ein Beweis der Oberflächlichkeit. Tiefere Anlagen pflegen sich langsamer zu entwickeln, dann aber desto reichere Früchte zu tragen.*“

Für diese Vergleichung können sich die romanischen Sprachen schönstens bedanken. Sie sind nach Heyse die frühreifen, oberflächlichen. Ich habe vom Deutschen recht hohe Begriffe, könnte aber seine langsamere Entwickelung noch auf etwas andere Weise als aus seinen tieferen Anlagen erklären.

Von Wichtigkeit für die Bedeutung der Lautform, des Wortes, wie es sich mit all seinen Veränderungen in dem späteren Leben der Sprache zeigt, ist eine andere Stelle bei *Heyse*, welche den Sachverhalt weit objectiver und unparteilicher als Steinthal auffasst. „Wenn das Wort für die Vorstellungen geschaffen ist,“ heisst es S. 211, „so gelangt der Mensch eben dadurch in den sicheren Besitz des geistigen Inhalts an sich. Dieser wird allmählich unabhängiger von der Lautform; um so mehr, je mehr die ursprünglich in dem Laute symbolisch verkörperte sinnliche Vorstellung vergeistigt wird und also der Lautform entwächst. Nun erscheint der Laut nur noch als gleichgültiges sinnliches Zeichen; der Geist lässt ihn als ein Unwesentliches fallen; so muss er unter physischen Einflüssen und nach rein physiologischen Gesetzen vielfachen Veränderungen unterworfen sein. — So löst sich die unmittelbare organische Einheit von Begriff und Laut auf. Der denkende Geist lässt

sich nicht mehr durch den Lautkörper binden und gefangen halten. Das Wort und die Sprache tritt als ein objectiv gegebener sinnlicher Stoff dem Begriff und dem reinen Gedanken gegenüber. Die Sprache wird nach ihrer organischen Vollendung den nachwachsenden Generationen als ein schon geformter Stoff überliefert" u. s. w.* Wenn wir diesen Gedankengang verfolgen, so kommen wir nicht zu solchen Auslassungen, wie Steinthal, welcher aus der Beschaffenheit der romanischen Lautform und Wortgestalt das Romanische niedriger als andere Sprachen, z. B. das Deutsche, stellt. Freilich nähert sich wieder die Auffassung beider Gelehrten in einer spätern Stelle (S. 216), wo Heyse die secundären Sprachen für vorzüglich geeignet „zum präcisen Ausdruck alles rein Verständigen, Abstracten (der sogenannten sciences exactes)" erklärt. Der Gegensatz, der ihm vorschwebt, ist leicht da: es ist der Ausdruck des Gefühls, und damit ist ein Uebergang zu der Ansicht Steinthal's gebahnt. Ganz deutlich tritt aber Beider Uebereinstimmung in folgender Stelle (Seite 217) hervor:

„Auch zum Ausdruck für die äusserlichen Verhältnisse des praktischen gemeinen Lebens, sowie zum Gebrauch in den höheren, verfeinerten Gesellschaften, in welchen weniger tiefe Geistigkeit und Sittlichkeit als verständige Convention und äussere Sitte und Mode, weniger Gemüt als Witz und Scharfsinn herrscht, sind solche Sprachen vorzugsweise geeignet. Dagegen sind sie ihrem inneren Wesen nach unpoetisch und unphilosophisch; denn weder die Poesie noch die philosophische Speculation gedeihen auf dem dürren Boden des abstracten Verstandes" u. s. w. Ich kann mir nicht denken, dass eine solche Eigentümlichkeit, ein derartiger Unterschied der neueren Sprachen — speciell ist offenbar auf das Französische angespielt — zu beweisen ist. Ich glaube eher, dass hinter solchen Urtheilen ein traditionelles Vorurtheil und eine Unterschätzung der litterarischen Leistungen sowie des Volkscharakters steckt. Namentlich mag es gefährlich sein, das Wesen einer Sprache und eines Volkes, welches dieselbe spricht, aus der Schriftsprache

* Cf. Steinthal: Philologie, Geschichte und Psychologie etc. Seite 43 unten und Seite 44.

allein oder überwiegend zu beurtheilen. Denn diese hat, nach Heyse's eigenen Worten Seite 230, als Cultursprache der Natursprache entgegengesetzt, meist einen kälteren, mehr künstlichen oder conventionellen Charakter, mehr ein ideelles als reelles Leben, während das Volk selber in seiner Sprache etwas Zutraulicheres, Heimischeres, eine grössere Unmittelbarkeit der Aeusserung hat. Das wird aber bei den secundären Sprachen, bei den romanischen Idiomen gewiss ebenso gut der Fall sein als bei den primären und bei solchen, welche noch mehr Sinnlichkeit der Lautform bewahrt haben sollen, z. B. das Deutsche.

## Eimele.

In der Abhandlung des Dr. Scholle ist mehrfach auf *Eimele*'s Schrift „Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen etc. Berlin, 1862“ Bezug genommen. Diese Arbeit von Eimele fördert die Sache nicht; seine ganze Darstellung geht zu wenig in das Wesen des Gegenstandes ein, und hält sich zuviel an Aeusserlichkeiten. Obgleich voller Bewunderung der Steinthalschen Sprachauffassung, zeigt er doch an einer Stelle S. 6, wo ihm eine Aeusserung aus *Steinthal*, Charakt. der haupts. Typen der Spr. „ziemlich paradox“ vorkommt, dass er über Ansichten dieses Gelehrten stutzig werden kann. Doch auch bei ihm muss sich das Romanische, zumal das Französische, viel gefallen lassen. Es wäre zu wünschen, dass Trivialitäten wie folgende bei ihm (S. 31 und 32) über französische Satzbildung von ernsten Sprachuntersuchungen ganz fern blieben. „Da dem Franzosen,“ sagt er, „der vor allen Dingen Klarheit verlangt, ein grösseres, verschlungeneres Ganzes schwer zu überschauen ist, da *ein zù mächtiger Bissen seine Ungeduld reizt*, so hilft ihm, wie ein Verfasser (Wedewer) treffend bemerkt, die Sprache und giebt ihm die Sache theelöffelweise.“ Das ist dummes Zeug, wie gesagt. Solche Sachen muss man bei Forschungen, die ein tieferes Eingehen auf die Gründe der Erscheinungen voraussetzen, nicht zur Charakterisirung einer Sprache vorbringen. Auch müsste man im Jahre 1862, wo seine Schrift erschienen ist, nicht mehr von *plötzlichen* Veränderungen sprechen, welche die Tochter-

sprachen bei ihrer Entstehung aus der Stammsprache erleiden, wie es Eimele Seite 38 thut. Am Schluss, bei der Zusammenfassung seiner Erörterungen, erklärt er: „Eins der Ergebnisse unserer Forschung wird gewiss dasselbe werden als das von dem tiefsinnigen Sprachforscher Steinthal gewonnene." Und dann citirt er eine Stelle aus der Charakt. der haupts. Typen des Spr. S. 105. Ich kann nur wiederholen, dass Eimele's Schrift keineswegs dazu beiträgt, eine richtige Auffassung des Wesens der abgeleiteten Sprachen zu begründen. —

In dem Versuche von Scholle dagegen ist die schwebende Frage einer so bedächtigen Zergliederung unterzogen, dass ich überzeugt bin, anderen Lesern werde es ebenso wie mir ergehen, dass sie nämlich darauf aufmerksam werden, wie sehr die bisher über das Wesen der Tochtersprachen herrschenden Ansichten fester Begründung entbehren.

Als Ergebnis seiner Untersuchungen stellt Dr. Scholle die Behauptung auf, Steinthal's Definition von Tochtersprachen sei mit der Ergänzung derselben, die er selbst hinzufügt ( -- also ist unsere neuhochdeutsche Sprache, wie die neugriechische, koptische, englische keine Tochtersprache) nicht in Einklang zu bringen. Entweder sind auch andere neuere Sprachen, fährt er fort, wie Deutsch und Englisch Tochtersprachen so gut wie die romanischen, oder die letzteren sind es auch nicht.

Er wirft sodann die Frage auf, ob sich eine andere Definition aufstellen lasse, und ob überhaupt der ganze Begriff von wissenschaftlichem Werte sei (S. 71) und kommt (S. 74) zu folgendem Endurtheil:

„Der Begriff Tochtersprache ist so unbestimmt und schwankend, dass er von gar keinem wissenschaftlichen Werte ist, und er darf namentlich nicht dazu dienen, den Sprachen, die man der Kürze halber so bezeichnen mag, einen Makel anzuheften."

Hierauf berührt Dr. Scholle noch die Behauptung von Fuchs in Betreff der naturwüchsigen Fortbildung des Lateinischen zum Romanischen, und tritt seiner Ansicht bei (S. 75), indem er sich in seiner Argumentirung auch auf Schleicher (Die Deutsche Sprache) bezieht, und Pott gleichfalls dafür sprechen lässt.

Hinsichtlich der Frage, ob die jüngeren Sprachen auf

einer niedrigeren Stufe sprachlicher Entwickelung als die älteren stehen (S. 77), weist Dr. Scholle auf die Erscheinung hin, dass mit dem Aufgeben der volleren Wortform die Fähigkeit zum Ausdruck des Geistigen in den jüngeren Idiomen gewachsen sei. In der sehr gelungenen Darstellung dieses Abschnitts lässt er besonders Grimm für seine Ansicht eintreten, dass die neueren Sprachen trotz vieler Verluste den älteren gegenüber nicht als untergeordnete Sprachen zu betrachten seien.

Den Schluss der Scholleschen Schrift bildet eine Betrachtung über die Gründe, auf welchen die missachtende Beurtheilung der jüngeren Idiome beruht. Der Umstand, dass uns der höhere Unterricht eine weit grössere Vertrautheit mit Latein und Griechisch als mit Französisch und Englisch verleiht; der nationale Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen, aus welchem heraus Fichte's harte Beurtheilung des Französischen zu erklären ist;* nationale Sympathien und Antipathien: in diesen Gründen wird mit Recht von dem Verfasser eine Erklärung für das Vorurtheil gesucht, welches selbst in gelehrten und gebildeten Kreisen den romanischen Sprachen, wenigstens in Vergleich mit den sog. klassischen Sprachen, entgegentritt.

Wenn ich in dem Vorangehenden den Gegenstand von verschiedenen Seiten und mit Berufung auf verschiedene Ansichten von Gelehrten beleuchtet habe, so bin ich dazu durch die Erfahrung veranlasst worden, dass über Wesen und Geltung der romanischen Sprachen, speciell des Französischen, vielfach Urtheile gehört werden, welche von der Wahrheit weit abliegen. Namentlich, wenn sich so bekannte Gelehrte wie Steinthal aus einer eigentümlichen Auffassung des Verhältnisses von Wort und Geist in den romanischen Sprachen heraus zu Schlussfolgerungen bewogen fühlen, welche dazu angethan sind, das Vorurtheil gegen die neueren Sprachen fortzupflanzen, scheint es wol an der Zeit, sich dergleichen Erscheinungen genauer anzusehen. Opposition haben namentlich die Steinthalschen Behauptungen 1864 in der Philologenversammlung zu Hannover gefunden. Aus dem im neunten Bande der Germania abgedruckten Bericht über die an Prof. Steinthal's Vortrag sich anknüpfende Debatte ist auf eine ziemlich allgemeine Verwunderung der Versammelten über die Aussprüche Steinthal's zu schliessen. So trat Prof. Th. Müller als Vertheidiger des Satzes auf, dass man das Romanische als eine natürliche Weiterbildung des Lateinischen anzusehen habe. Er bekämpft die Meinung, dass der Begriffswandel der von Steinthal besprochenen Wörter ein unorganischer sei, und sieht darin nur eine in

* Fichte: Reden an die deutsche Nation, besonders Rede 4 und 5.

allen Sprachen gewöhnliche Erscheinung. Dem Bericht zufolge hielt auch bei der Debatte Prof. Steinthal die Ansicht aufrecht, dass bei der Umgestaltung der Begriffe die sinnliche Anschauung fehle. — Prof. Pfeiffer erkannte auch in anderen Sprachen den gleichen Mangel sinnlicher Anschauung in der Begriffsentwickelung. — In Betreff des Begriffswandels wies Dr. Creizenach noch auf die Einwirkung der Kirche mit ihrer Sprache hin, was besonders auf die von merces kommenden Bedeutungen passe; und Dr. Hildebrandt erinnerte an die wunderbare Gemeinsamkeit der neueren europäischen Cultursprachen in der Entwicklung des Sprachgehalts, wobei oft Zufall, oft Entlehnung walte. Ich habe nicht gefunden, dass einer aus der Versammlung Prof. Steinthal beigetreten ist.

Zum Verständnis des Steinthalschen Standpunktes bieten seine Werke vielfachen Aufschluss. Wie er die Behandlung des Sprachlichen auffasst, lehrt eine Stelle seiner Schrift Philologie, Geschichte und Psychologie (S. 50 unten), wo es heisst:

„Die Philologie und Geschichte wird grössere Sicherheit und Klarheit erhalten, ja principiell vertieft und auch wol berichtigt werden, wenn ihr die psychologische Grundlage bereitet wird, wenn zur ästhetischen Construction nach Ideen und zur Erklärung aus Entwickelungsgründen des Geistes die Erklärung aus der Seele, aus psychologischen Gesetzen, hinzutritt."

Das ist sehr schön, sehr tief.

Jetzt ein Beispiel von dieser Vertiefung der Philologie mit Hülfe der Erklärung aus der Seele. In der Vergleichung des franz. Verbs partir und des deutschen Verbs scheiden in der Abhandlung über das Verhältnis des Romanischen zum Latein* sagt Steinthal:

„Partir ist ganz und gar prosaisch, weil logisch entwickelt, während unser „Scheiden" von Anschauung und Wehmuth und darum mit Poesie durchtränkt ist. La foudre part de la nue ist die reine Prosa; der Blitz fährt aus der Wolke. Wenn wir übersetzen: „Der Blitz scheidet von der Wolke", so hätten wir schon, ich möchte sagen, einen Mythos gebildet: der die Wolke umarmende Blitz muss durch ein trübes Geschick von ihr scheiden; es wäre ein ganzes Romeo und Julie."

Vielleicht geben solche und ähnliche philologisch-historisch-psychologische Sprachäusserungen Steinthals ein Recht, seine Beurtheilung des Romanischen eigentümlich zu nennen.

Berlin. Alb. Benecke.

---

* Herrig's Archiv, 1864, Seite 137—138.

# Philarète Chasles über Fritz Reuter.

Vor einigen Tagen erhielt der Unterzeichnete von dem Herrn Philarète Chasles, dem auch in Deutschland durch seine tüchtigen Arbeiten über deutsche Literatur wohlbekannten Professor der nordeuropäischen Literaturen am Collége de France und Conservateur der Bibliothèque Mazarine daselbst ein in deutscher Sprache abgefasstes Schreiben, mit Bezugnahme auf des Unterzeichneten im XLIV. Bande 1. Heft des Archivs erschienenen Artikel „Fritz Reuter in französischem Gewande.“ Herr Chasles giebt zu, dass die in dem erwähnten Aufsatze besprochene französische Bearbeitung von „Ut de Franzosentid“ des Herrn Forgues wohl nicht eine durchaus gelungene sein und auch wahrscheinlich nicht direct nach dem deutschen Originale, sondern erst nach der englischen Uebersetzung von Ch. A. Lewes (erschienen in Collection of German Authors Tauchnitz ed. vol. 4) angefertigt sein möchte und ist so freundlich, manche Bemerkungen jener Besprechung als richtig anzuerkennen und zugleich zwei Nummern des Siècle, vom 17. September und vom 1. October 1869 zu übersenden, in denen sich zwei grössere Artikel des Herrn Briefstellers über Fritz Reuter befinden. Ueberhaupt athmet das ganze Schreiben, durch das der Unterzeichnete sich sehr geehrt fühlt, ein sehr lebendiges Interesse für die deutsche Literatur, wie denn der Herr Verfasser desselben auch ein recht gutes Deutsch schreibt,* sowie einen wahren Cultus für Fritz Reuter, den er

* Das Studim des Deutschen scheint überhaupt seit einiger Zeit einen

„den bedeutendsten Autor der Neuzeit“ nennt und welchem er, wie er schreibt, bereits vier Lehrstunden im Collége de France gewidmet hat, wofür ihm Reuter selbst gedankt habe. Er bemerkt zu gleicher Zeit, dass er sich mit einer Uebersetzung von „Dörchläuchting,“ bekanntlich einer der jüngsten Arbeiten Fritz Reuter's beschäftige und giebt als Hauptgrund für diese Wahl an, dass die Figur des ollen Konrektors in dieser Novelle auch prächtig auf die französischen „kleineren Provinzial-Professoren“ passe. „Kein Hüsung“ sei das einzige, obgleich vielleicht das poetischste Werk Reuter's, mit dem er durchaus nicht übereinstimmen könne, was, wie er meint, vielleicht an der Unkenntniss liege, die ein Franzose von der politisch-socialen Lage Mecklenburgs nothwendiger Weise haben müsse. Man sieht, dass der sichere Tact und gute Geschmack, durch den Herr Philarète Chasles durchweg ausgezeichnet ist, ihn auch hier nicht verlassen hat. Denn bekanntlich ist „Kein Hüsung“ dasjenige Werk Reuter's, was auch in Deutschland vor allen Werken des Autors am wenigsten Theilnahme gefunden hat, weil die Haupthandlung in einem grellen Farbentone gehalten ist, welcher sonst der liebenswürdigen Muse des Autors durchaus nicht eignet, so dass eben nur die idyllischen Episoden des ländlichen Naturlebens, an denen es allerdings in diesem Werke ebensowenig fehlt, wie in den übrigen, dasselbe einigermassen über Wasser zu halten vermögend sind, weshalb es denn auch jener Erklärung, die Herr Ph. Chasles seinem Urtheile über das Werk beigegeben, im Grunde gar nicht bedurft hätte.

Was nun aber jene beregten Artikel des Siècle betrifft, so verbreitet der erste derselben sich mehr im Allgemeinen über Fritz Reuter's Leben und seine Werke, was natürlich nicht mit der Ausführlichkeit geschehen konnte, mit der im Frühjahr des verflossenen Jahres Herr Albert Sorel in der Revue des deux Mondes dieselben* besprochen hat, doch aber genügt, um den

recht erfreulichen Aufschwung im Auslande zu nehmen. So erhielt der Unterzeichnete auch vor einigen Wochen ein gleichfalls in recht gutem Deutsch abgefasstes Schreiben eines belgischen Professors, in welchem derselbe um Uebersendung der Programmabhandlung des Unterzeichneten A collection of Shakspearian puns ersuchte.

* Un poète romancier de l'Allemagne du Nord Fritz Reuter, sa vie et ses oeuvres par M. Albert Sorel. Revue des deux Mondes Tom. 80 (15 mars 1869.

französischen Leser einen Begriff von diesem, seiner Kenntnissnahme sonst so weit abliegenden, Autor zu geben. Er hat diesen Artikeln den Titel „Signes du Temps et mouvement intellectuel en Europe, Les prisons et la vie de Fritz Reuter. Roman comique de la prison“ gegeben und er sagt darüber in seinem Schreiben: „Ut mine Festungstid enthält viel mehr für unseren Nationalsinn; darum entlehnte ich mehr diesem Bande als „Ut de Franzosentid“, was eben Herr Forgues bearbeitet hatte.“ Demgemäss betrachtet er denn auch das erstere Werk vorzugsweise von der politischen Seite, und bespricht in seiner Einleitung das Thörichte und Gehässige aller Verfolgungen um theoretischer Meinungen willen, wobei er denn allerdings ausser Acht lässt, dass das Frankfurter Attentat von 1833, welches die nächste Veranlassung zu Reuter's Inhaftirung wurde, (freilich war derselbe nicht unmittelbar dabei betheiligt, sondern wohl nur ein Mitwisser), denn doch etwas mehr als der Ausdruck einer theoretischen Meinung war. Ueber Fritz Reuter selbst sagt er dann:

„Est-ce un romancier? est-ce un poète? est-ce un pamphlétaire? Je n'en sais rien et il ne le sait guère. C'est une âme énergique et simple, caustique et triste, ironique et tendre,“ hebt hervor, dass Derselbe, ohne in Declamationen zu verfallen, ohne sich zu beklagen und selbst ohne zu sticheln (même sans épigramme, was einem Franzosen allerdings namentlich bemerkenswerth dünken muss!) sein Werk gethan und die Verachtung und den Hass der Welt auf seine Verfolger herabgerufen habe. Darauf geht er zur Charakterisirung des Plattdeutschen über, welchem er weder die concentrirte Kraft des Dänischen, noch „la douceur mystique du dialecte que parlent les pêcheurs et les bateliers du Nord Holland“ zuerkennen zu dürfen glaubt, wohl aber die Fähigkeit, die Innigkeit des Familienlebens, die Einfachheit ländlicher Zustände, und ein auf Gemüthlichkeit und tüchtiger Arbeit beruhendes bürgerliches Leben zur Anschauung zu bringen, und der manche Aehnlichkeit mit dem Dialecte der schottischen Lowlands habe, wie er in der Sprache von Robert Burns erklinge.

Darauf bringt der Verfasser einige Notizen über Reuter's Leben bei, deren Richtigkeit wir dahingestellt sein lassen; wir

dürfen auch wohl nicht verlangen, dass er wisse, dass der officielle Name der Vaterstadt Reuter's nicht Stemhagen, sondern Stavenhagen ist und dass dieselbe auch nicht so eigentlich au coeur même du Mecklembourg-Schwerin, sondern vielmehr an der Mecklenburg-Strelitzischen Gränze, etwa 3 Stunden von Neubrandenburg, welches der Hauptschauplatz von „Dörchläuchting“ ist, entfernt liegt. Auch fragt es sich, ob wir unsere deutschen studentischen Zustände in folgender Schilderung wiederfinden. „D'après la bonne et naïve coutume allemande, tout jeune étudiant qui n'a pas de grandes ressources est souvent invité à dîner chez ses professeurs, quelquefois peu riches eux-mêmes . . . . . Il y a du pain pour les plus pauvres; des rapports utiles se forment pour l'avenir. En attendant que les examens soient subis, on s'entend, entre professeurs, pour donner alternativement à dîner à l'étudiant qui a besoin d'un tel secours. Souvent même il arrive que le maître d'auberge où le jeune homme a son modeste gîte, fournit à celui-ci des leçons payées qui lui permettent de suffire à ses inscriptions et à son logement.“ Drôle de pays que cette vieille Germanie! werden die Pariser gedacht haben, die diese Zeilen lasen, aber du lieber Himmel, wenn sie nur wüssten, wie weit wir Deutschen der Jetztzeit schon von diesen patriarchalischen Zuständen entfernt sind! — Darauf kommt Herr Chasles auf die politische Bewegung von 1830 und ihre Ursachen, welche auch er in der Nichterfüllung der von Seiten der Fürsten in den Zeiten der Befreiungskriege den Völkern gegebenen Versprechungen sieht. Er erwähnt, wie die Bewegung auf den deutschen Universitäten ihren Hauptsitz hatte und auch auf Reuter grossen Eindruck machte, den er sehr treffend folgendermassen beschreibt: C'était un vigoureux garçon, aux cheveux blonds, aux yeux bleus, aux larges épaules, à l'épaisse carrure, haut en couleur: lèvres riantes, l'expression d'une immense bonté écrite sur sa figure; par intervalles, l'étincelle du génie et de la satire jaillissaient du fond d'une somnolence apparente; en un mot, la solidité et la sincérité de la race, mêlées d'ironie et d'esprit.“ Er bespricht dann Reuter's Inhaftirung, deren Berechtigung er nicht ohne Grund bezweifelt, bemerkt aber sehr richtig, dass ohne diese harten Festungsjahre das Talent Reuter's vielleicht nie zum

Durchbruch gekommen wäre. Dann kommt er auf Reuter's Erstlingswerk, die „Läuschen un Rimels“ und sagt von denselben, dass sie eine sehr grosse Analogie mit der elegisch-satyrischen Poesie von Robert Burns, und manchmal auch mit Villon, Lafontaine und Béranger haben, worauf er von der grösseren Novellensammlung, Olle Kamellen bemerkt: „Ce titre, bien bizarre pour nous, indique ce desséchement séculaire des vieilles bonnes coutumes qui, semblables aux feuilles de la camomille conservée par la ménagère au fond d'un vieux tiroir, n'en gardent pas moins leur vertu, leur essence et leur parfum.“ Das ist wohl ein Bischen zu weit hergesucht, da „Olle Kamellen“ schwerlich etwas Anderes als „Alte aufgewärmte Geschichten“ heissen soll. Dagegen stimmen wir gern damit überein, wenn er von ihnen bemerkt: „Finesses psychologiques, analyses féminines dont Stendhal eût été jaloux, petites comédies de la vie humble surabondent dans ces volumes.“ Darauf wird dem alten Bräsig die Ehre eines Vergleiches mit dem Squire in Fielding's Tom Jones und den besten ländlichen Figuren Walter Scotts angethan und von ihm noch gesagt, „qu'il mérite de prendre place, non sur la même ligne, mais dans le même ordre de créations que Falstaff.“ Dass Reuter im plattdeutschen Original gelesen werden und schon bei der Uebertragung ins Hochdeutsche unendlich verlieren müsse, hat Herr Chasles richtig herausgefunden; dass er in französischer Uebertragung nothwendig noch unendlich mehr verlieren müsse, erklärt dieser Sprachkenner als unvermeidlich und sehr ansprechend und wahr sagt er: „Avec l'admirable justesse ironique de nos locutions, la fixité de nos vieilles médailles, l'étymologie assurée de nos mots latins et grecs, jamais nous ne rendrons la mobilité et les murmures des petits langages de la Baltique, les frémissements des petites sources, le chuchotement des petites feuilles dans les forêts de chênes qui conduisent à la mer.“ Hierauf giebt er zur Probe des Gesagten eine poetische Uebersetzung von „Sparlings Kindelbier“ in Hanne Nüte unter dem Titel: „le baptême du fils de Pierrette“ in freien, bald längeren, bald kürzeren und gegen die sonstige Gewohnheit der Franzosen nicht gereimten Jamben. Dann noch „Kein Hüsung“ mit seiner Tragik erwähnend, fährt er fort, „moins tragique en général, doux et

comique, profond et simple, Reuter est toujours très-éloigné de nos moeurs. Nous ne connaissons en France ni de tels paysans, ni de tels poètes." Indem er darauf seine Leser auf eine genauere Analyse der Novelle „Ut mine Festungstid" vorbereitet, spricht er am Schlusse seines ersten Artikels ein scharfes, aber sehr wahres Wort gegen die Anbeter der herkömmlichen Routine in Frankreich aus: „Combien ils nous nuisent, ces écrivains prétendus patriotes, qui veulent, au nom de leur vertu, nous enfermer dans la circonscription de l'égoïsme antique; — qui, sous prétexte d'adorer le Père, le Fils et le pays, ferment la porte à toute sympathie, . . . . assurent ainsi à leur propre vanité des positions inattaquables; — obstruent toutes les routes nouvelles de la liberté vraie; — inventent à leur usage je ne sais quel patriotisme de clocher académique, exclusif, moisi et servile; — enfin qui, détruisant les communications entre les races, ressemblent à ces paysans stupides qui enlèvent les rails des chemins de fer pour servir la localité !"

Ob wir mit Herrn Chasles „Ut mine Festungstid" „le livre le plus significatif" nennen werden, „que Fritz Reuter ait écrit," mag zweifelhaft sein, interessant ist aber sein Vergleich derselben mit der Trostschrift des Boëthius und den Miei prigioni des Silvio Pellico, welche Autoren mittels Rhetorik und poetischer Exaltation über ihre Kerkerhaft hinwegzukommen gesucht haben, während Reuter zu diesem Ende die viel wirksamere und allgemein verständlichere Waffe der heiteren Satire ergriffen habe. Herr Professor Chasles giebt dann in freier, aber dabei gewandter Uebertragung einzelne Partien dieses Werkes, in denen die feine Ironie, mit der Fritz Reuter seine Verfolger und Unterdrücker bekämpft, besonders hervortritt. Dann bespricht er des Autors Wanderungen durch die verschiedenen Gefängnisse, seine Leiden auf den Transporten dahin, seine Ankunft auf der Festung, (es ist diejenige, welche Reuter in seinem Werke mit G., wahrscheinlich Glogau bezeichnet hat) und das Linsengericht des Platzmajors, seinen Aufenthalt in der Berliner Hausvogtei, welche der Schrecken aller Schrecken war, seinen abermaligen Transport unter Aufsicht des gutmüthigen Gensd'armen Res, (wie er bei dem französischen Uebersetzer heisst, während Reuter Res', wahrscheinlich statt Rese, schreibt,) und

hebt hierauf noch die comminatorische Denunciation des Autors gegen den Criminaldirector Dambach hervor, als die einzige Stelle, wo Reuter in diesem Werke leidenschaftlich werde.

Endlich schliesst er mit des Autors Rückkehr in die Freiheit, allerdings eine vorzügliche Partie des Werkes, in welcher die Trostlosigkeit, Aussichtslosigkeit und Leere des nach sieben Jahren ohne bestimmten Beruf und ohne irgendwelche persönliche Beziehungen in die Welt Zurückkehrenden vortrefflich geschildert werden, und giebt, wiederum in freier Bearbeitung, den mit ächter Dramatik durchgeführten Monolog, in welchem der Dichter die verschiedenen Berufsarten, welche er nacheinander ergriff, um zu leben, in der Gestalt von Wanderern, die von allen Seiten in seinen Lebenskahn eindringen und ihm dort Luft und Raum beengen wollen, personificirt, wobei wir jedoch den französischen Bearbeiter um Entschuldigung bitten müssen, wenn wir der einfacheren Darstellung des Originales den Vorzug geben. Wenn z. B. der erste Wanderer, der sich dem Dichter auf seine Frage als Advocat bekannt hat, bei Reuter mit den Worten: „Nu kik den Düwel an, wat hei för Schauh verdrögt!“ abgefertigt und über Bord geworfen wird, so gefällt uns das besser, als das caustische französische: „Fichu métier! on donne des paroles pour peu d'écus: on use sa langue et les sentiers d'autrui.“ Ebenso wenn der zweite, ein Verwaltungsbeamter, dem auf sein höfliches „zu dienen“ die schnippische Frage entgegengeworfen worden ist „As wat?“ zur Erklärung und zwar hochdeutsch erwiedert: „Oh, man blos als Rathsherr oder Kammerarius oder Stadtprotocollist, in 'ner kleinen ungebildeten Stadt,“ so sagt uns dies wieder weit mehr zu, als das höhnische „Qui, fonctionnaire boueux dans une petite ville, pion légal, délégué pour enlever les immondices morales!“ Endlich macht Herr Chasles den Schulmeister mit seinen quatre-vingts francs par an pour tout potage doch gar zu pauvre, denn Reuter giebt ihm doch wenigstens „na'gentig Daler Gehalt (das sind c. 360 fr.) un fri Wahnung in de Schaulstuw,“ wogegen er es mit seinen Privatstunden noch billiger macht, denn er verlangt nicht, wie bei Herrn Chasles cinquante centimes für die Stunde, sondern nur „twei Gröschen,“ was höchstens trente centimes wären. Schliesslich nennt Reuter

seine „Läuschen un Rimels“ sein „Tüftenland“ und sagt mit tiefem Gefühle und edler Einfachheit von ihnen: un uns' Herrgott hett doräwer jo sine Sünn schinen laten und Dau un Regen nich wehrt — un de dummsten Lüd bugen de meisten Tüften,“ und das gefällt uns gleichfalls besser als das französische, weit egoistischer und selbstzufriedener Lautende: „bien et honnêtement cultivées, ces Rimes sont devenues pour moi, sous la rosée et le soleil, un bon champ de pommes de terre. Et mes pommes de terre sont excellentes; ce sont les âmes simples qui les cultivent le mieux, on le sait.“ Sollten an diesen Tonveränderungen etwa auch die cadres harmoniques de la langue française schuld sein?

Trotz solcher kleinen Ausstellungen schliessen wir aber doch mit dem aufrichtigsten Danke an den Herrn Verfasser der beiden Artikel des Siècle, für die bedeutende Mühe und das grosse Geschick, das er aufgewandt hat, um unseren Fritz Reuter seinen Landsleuten näher zu bringen, — einem Dank, den wir aber auch dem Herrn Forgues, dem Uebersetzer „Ut de Franzosentid“ in der Revue des deux Mondes, trotz zahlreicherer Ausstellungen, die wir an seiner Arbeit nothgedrungen machen mussten, nicht ganz vorenthalten wollen.

Sprottau. M. Maass.

---

# Ueber die diakritischen Zeichen im Französischen.

Wenn es schon schwer werden möchte, überhaupt ein Alphabet aufzustellen, welches geeignet wäre, auch die zarteren Lautschattirungen einer Sprache wiederzugeben, so leuchtet von vornherein ein, dass eine Schrift, welche die Römer für das eigene Bedürfniss geschaffen oder doch modificirt hatten, wenig geeignet sein konnte auch die Laute einer durch celtische und germanische Einflüsse wesentlich veränderten Tochtersprache zu fixiren. Indessen das lateinische Alphabet fand sich vor, und als die Franzosen ihre Sprache zu schreiben anfingen, bemächtigten sie sich desselben, wie, um mit Voltaire zu reden, le vainqueur endosse les dépouilles du vaincu sans se soucier le moins du monde s'ils vont aussi à sa taille. Im Laufe der Zeit haben indessen die Franzosen eingesehen, dass die 22 lateinischen Buchstaben: A B C D E F G H I L M N O P Q R S T V X Y Z nicht ausreichen, „de peindre la parole et de parler aux yeux.“ Nicht nur haben sie dem Beispiele der holländischen Drucker folgend J und U von I und V unterschieden, sondern auch das lateinische Alphabet durch das Tréma, den Apostroph, die Cédille und die drei sogenannten Accente vermehrt. Die Geschichte dieser sechs Zeichen sei der Gegenstand der folgenden Darstellung.

Weder der occitanische noch der oytanische Dialect kannte dieselben. Wo sie sich in Drucken oder späteren Handschriften finden, sind es Zusätze der Herausgeber und Abschreiber. Wir können uns zwar heute schwer vorstellen, wie die französische Schrift je ohne alle Ab-

ziehungen handelt wie z. B. in: luns
maient aidie. Der weiche Laut des
dung, den das k noch fand, auch vo
werden (francois), oder man bezeichn
und nicht in den wenigsten Fällen,
wie ihn das Französische bei dem g
und y dem c den weichen Laut zu gel
es im Lai du chevrefoil von Marie de

Autrefeis li fu av
Ke si laveit aper
Le bastun vit, bie
Tutes les lettres i
Ceo fu la summe
Kil li aveit mand

Reim und Prosodie ergeben klar, d
Die sogenannten Accente dienen
zur Unterscheidung sonst gleicher Wö
massen als Ersatz für ausgefallene
endlich zur Bezeichnung der verschi
Vocalen, namentlich dem e zukommen,
Die Unterscheidung gleichlauten
grave ist noch jetzt nicht consequen

Wortes der Werth des Vocales durch einen Accent bezeichnet wird oder nicht, ändert an der Aussprache nichts Wesentliches, etwas anderes ist es mit der Endsilbe e, hier kann das Nichtbezeichnen bedeutende Irrthümer veranlassen: (La) felicite, (je) felicite. Auf dem nämlichen End-e erschien daher auch der Accent aigu zuerst.

Dieses e entspricht einem lateinischeu „at" so:

été aus aestat — em,
vérité aus veritat — em,
pré aus prat — um,
péché aus peccat — um,
gré aus grat — um,

so namentlich auch in den Participien:

été aus stat — um,
aimé aus amat — um.

Im Altfranzösischen ist nun in allen diesen Formen das t noch erhalten: preit, greit, esteit, pechieit, veriteit, aimeit, comencieit, greueit u. s. w., und ist schon deswegen ein Accent nicht mehr nöthig, der ja dem Grundgesetze nach nur auf der offenen Silbe steht.

Dass übrigens das t schon frühzeitig verstummte, ergiebt sich aus der Bildung des Femininums der Participien durch Verwandlung der Endung eit in ee. Auch diese Form konnte den Accent aigu entbehren.

Das 15. Jahrhundert war für die französische Sprache eine Zeit des Ueberganges. Die Blüthe des Ritterthums ist vorüber. Der Trouvère singt nicht mehr in klingenden Sirventen den Ruhm seiner Dame. Nur noch auf der Bühne in den Farcen und Sotien entfaltet die Sprache von oïl ihren Reichthum an Reimen. Das Jahrhundert liess dem Ritter keine Musse, künstliche Reimverschlingungen zu ersinnen — es galt die Hand an's Schwert zu legen und alle Kräfte anzustrengen für das Vaterland, und indem die Froissart und Commines die Grossthaten ihrer Zeit niedergeschrieben, gaben sie der Sprache an logischer Schärfe reichlich zurück, was sie an Wohllaut und Formenfülle im Geräusch der Waffen verloren hatte.

Zwei Ereignisse vor allen waren es, welche die neu sich bildende Sprache schnell einen gewaltigen Aufschwung nehmen liessen. Die Erfindung Guttenbergs und die Wiedergeburt des klassischen Alterthums. Durch diese wurde ein gründliches Studium der französischen Sprache ermöglicht, durch jene das Interesse an sprachlichen Forschungen verbreitet. Für die französische Orthographie indessen war

die neuerworbene klassische Bildung kein Segen. Weil man erkannte, dass das Französische vom Lateinischen abstamme, so glaubte man überall diese Verwandtschaft auch durch die Schrift zeigen zu müssen. So überlud man die Schrift mit sogenannten etymologischen Buchstaben (lettres étymologiques) ohne irgend welche Rücksicht auf die Aussprache zu nehmen. Und wäre es nur das gewesen. Aber die meisten der neu eingeschobenen Buchstaben, welche fast zwei Jahrhunderte die französische Schrift verunstalten sollten, verdienen wie wir sehen werden den Namen etymologische garnicht. Das Altfranzösische schrieb: fait, trait, etroit, feue, feurier, altre oder autre, cheuals oder cheuaus, els, eus oder eux. Als man gelernt, dass diese Wörter von factum, tractum, strictum, faba, februarius, alter, caballus, ille abstammen, so wollte man dies auch aller Welt vor Augen führen und flugs schrieb man: faict, traict, febue, feburier, aultre, cheuaulx, eulx. Und doch hätte einiges Nachdenken lehren können, dass die eingeschobenen Buchstaben c, b, u, l schon vorher in den Wörtern enthalten waren, indem c in i, b in u (v) und l in u verwandelt worden war. Für das l hätte man das um so leichter finden können, als zu jener Zeit l und u in vielen Wörtern für die Aussprache identisch waren. So sagt ein altfranzösisches Lehrbuch, von welchem sich eine Handschrift im britischen Museum befindet, Regel 23: Item, quandocunque hec (sic) littera l ponitur post a e et o, si aliquot consonans post l sequitur, l quasi u debet pronunciari, v. g. malme (ma alme, mon âme) loialment, bel compagneoun.

Doch hatte die Einschiebung solcher etymologischer Buchstaben in den oben aufgeführten und ähnlichen Wörtern wenigstens den Schein eines Grundes für sich.

Aber man ging noch weiter. Hatte man dem „vult" zu Liebe veult geschrieben, so zog dieses veult gleich auch ein il peult (potest) nach sich. Ronsart schreibt gar peult sen fault (peu s'en faut) und ein im Jahre 1529 in Paris erschienenes Lehrbuch der Orthographie hat zum Titel: Tresvtile et cõpendieulx Traicte de lart et science dortographie Gallicane dedans lequel sont comprinses plusieurs choses nexessaires curieuses et dignes de scauoir, non ueues au parauant. Imprime a Paris pour Jehã Saĩt Denis.

So konnte es nicht ausbleiben, dass das geschriebene Wort immer mehr von den gesprochenen Lauten abwich. Schon das kurze oben gegebene Beispiel zeigt, dass, wenn auch nicht wie in China das Studium eines

ganzen Lebens, so doch gewiss vieljährige Arbeit dazu gehörte, solche Schrift zu lesen, und andererseits, die Laute der Sprache nach den Regeln einer solchen Orthographie schriftlich zu fixiren.

Es lernten es auch nur die Wenigsten. Il veule me fere de la Cademie sa miret comme une bage a un chas (Ils veulent me faire de l'Académie, cela m'irait comme une bague à un chat) schrieb der tapfere Maréchal de Saxe, den man doch für würdig hielt unter die vierzig Unsterblichen aufgenommen zu werden. Und wenn man es dem Manne des Schwertes zu gute hält, dass er mit der Feder nicht recht zu Stande kommt, nun, Richelieu war ein Geistlicher, er verstand Latein und Griechisch, brachte der französichen Literatur ein hohes Interesse entgegen, er war selbst Schriftsteller, aber er verstand von der französischen Orthographie nicht mehr als der tapfere Moritz, der übrigens auch nicht bloss Haudegen war, sondern einer der ersten Strategen seines Jahrhunderts. Aber die Zeit, die das Uebel hervorgebracht, gab auch das Heilmittel. Während einerseits ein gelehrter Pedantismus um die Schrift zu schmücken (pour parer lescripture), wie man sagte, dieselbe unleserlich machte, rief die Grösse des Uebels einen energischen Widerstand hervor. Zunächst bei denjenigen, welche die französische Sprache Ausländern lehren wollten. So klagt Johann Garnier, Professor zu Marburg in seiner Institutio gallicae linguae ad usum juventutis germanicae, ad illustrissimos juniores principes landtgravios Haessiae conscripta über die neue Orthographie: „quod taediosum valde molestumque fuit lectoribus, atque linguam ipsam odiosam et difficilem omnibus peregrinis reddidit. Siquidem merito omnes conquerentur, et ab ejus lectione abhorrent quod aliter scribamus, aliter pronunciemus."

Bei Joubart in dem „Dialogue sur la cacographie fransaise" sagt Wolfgang, der eine der beiden „entreparleurs": Il y ha plusieurs Allemans qui vienet en France expressement pour apprandre sa langue, lèquels voyants l'écriture si repugnante au parler s'en degoutet et perdet courage d'y profiter.

Man sieht, schon bleibt es nicht bei Klagen; man sucht durch die That zu helfen. Von allen Seiten fordert man Aenderung der Orthographie, und die besten Namen des Jahrhunderts sind darunter: Ronsard, Ramus (la Ramée), die beiden Estienne, Meigret, de St. Lien. Leider waren nicht alle in ihren Forderungen so mässig und verständig wie Joubert, dessen Schreibweise im Wesentlichen mit der Zeit adoptirt wurde.

Die Meisten forderten einen vollständigen Bruch mit dem alten System. Ramus verunstaltete die Buchstaben mit allerlei Schleifen und Haken und wollte voll phonetischen Eifers selbst das s des Plurals verbannt wissen. Baïf führt neue, zum Theil unschöne Zeichen für oeu, eu, ou, au ein, und Rambeau, maistre d'eschole à Marseille, construirt gar ein neues Alphabet von achtundvierzig Buchstaben.

Solchen gründlichen Neuerungen, und wären sie noch so rational, pflegt die Routine einen unüberwindlichen Widerstand entgegen zu setzen.

Andere liessen, um die Schrift der Aussprache mehr anzupassen, das einmal überkommene lateinische Alphabet bestehen, und suchten seine Mängel durch die Anwendung von Accenten und die diakritischen Zeichen zu mindern. So wurde, um nur das von der Nation verworfene zu erwähnen, zu schreiben vorgeschlagen: cêval (cheval), cëûr (coeur), meûrt, limaçon, gañer (gagner), ḥeros, arcḥiduc, batiṣer, fil̈le, dicṭiõ.

So sehr nun auch solche Zeichen das Lesen erleichtern können, so wird andrerseits durch zu reichliche Verwendung derselben die Schrift unschön, und das Schreiben selbst wird wegen des häufigen Absetzens der Feder um so viel erschwert, als für das Lesen gewonnen wird. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir im Folgenden sehen, das auch die sechs gebräuchlichsten diakritischen Zeichen nur sehr allmählich die Gunst der Nation erwarben.

Den meisten Anklang fand gleich anfangs das tréma, welches von Etienne Dolet, einem gelehrten Lyoner Buchdrucker zuerst angewendet worden war. Doch wurde dieses Zeichen in der ersten Zeit nicht sowohl gebraucht, um das Fürsichlauten der einzelnen Theile eines Diphthonges zu bezeichnen, sondern um, wie noch heute in „ciguë," dem vorhergehenden u seinen eigentlichen Laut zu geben, in Wörtern, wo ihm derselbe anderen Regeln zufolge nicht zukommen würde. Es liegt auf der Hand, dass ehe man das u von dem v durch die Form unterschied, in sehr vielen Wörtern eine Andeutung über die Aussprache des u, wenn nicht unumgänglich nöthig, so doch sehr wünschenswerth sein musste. Daher bediente man sich bis zur Einführung der Ramé'schen Buchstaben des Tréma in allen Wörtern, wo dem u ein a, e, o oder ein Consonant vorhergeht und demselben ein Vocal folgt.

Man schrieb also: Engrauër, euë, fauteuïl, louër, fouëtter, jouïssance, avenuë, tortuë, aber ohne Tréma: arriue, pauure, liure, trouuer, ils suyuent.

Die ersten Spuren des Apostroph's, der Cédille und der Accente finden sich in folgendem Werke: Champfleury. Acheue d'imprimer le XXVIIJ Iour du mois D'apuril Lanmil cincq centXXIX pour maistre Geofroy Tory de Bourges, autheur du dicte liure Paris.

Das Buch enthält Vorschläge zur Verbesserung der französischen Orthographie, und einige derselben sollten trotz allen Widerstandes in verhältnissmässig kurzer Zeit allgemeinen Beifall finden. Kein Geringerer als Clement Marot unterstützte die Bestrebungen Tory's mit Eifer und im Jahre 1583 druckte dieser Marot's Adolescence clementine; „Auec certains accens notez, cest assauoir sur leémasculin différent du feminin, sur les dictions ioinctes par sinalephes et soubz le ç quand il tient de la pronociation de le s a qui par cydeuant par faulte daduis n'a este faict au langaige françois, combien qu'il y fust et soyt tres nessesaire.“

Was zunächst den Apostroph angeht, so war er seit der Mitte des 16. Jahrhunderts allgemein im Gebrauche. Einzelne versuchten die Grenzen seines Gebietes noch auszudehen, D'olet schrieb r'imprimer, r'ouvrir. Ramus und de St. Lien (a Sancto Vinculo) wollten ihn statt der stummen Consonanten gebraucht wissen (tan', tou'.) (In Wörtern wie grand'mère, grand'route u. s. w. wird er noch heute wider besseres Wissen fälschlich gebraucht.)

Weniger Glück hatte Tory mit der Cédille. Zwar wurde sie noch im Laufe des Jahres 1533 von Jean Salomon in einer Abhandlung: Briefue doctrine pour duement escripre selon la propriete du langage francois warm empfohlen und zuerst angewendet, aber er fand keine Anhänger. Hatte er doch selbst nicht gewagt, die Cédille auf dem Titel seines Buches anzubringen. Im Jahre 1542 verlangte Meigret abermals eine Unterscheidung der beiden C-laute, er kannte die Arbeiten seiner Vorgänger nicht und berief sich für seine Neuerung auf das Beispiel der Spanier. Noch 1574 ist der Gebrauch des ç so wenig verbreitet, dass Baïf dasselbe durch s zu ersetzen für nothwendig hält. Auch Baïf hatte seine Anhänger, La Bruyere und Racine schrieben neben maçon auch masson. So blieb der Gebrauch lange schwankend. Feste Regeln bildeten sich erst mit der Zeit. Namentlich scheinen die Participien auf eu (u) ein Stein des Anstosses gewesen zu sein. In der ersten Auflage des Dictionnaire schrieb die Académie reçeu, dann receu — erst in der dritten Auflage (von 1740) reçu.

Damit aber war auch ein Abschluss für den Gebrauch des Zeichens

gewonnen. Mit den sogenannten Accenten sollte das fast hundert Jahre länger dauern. Wir haben gesehen, wie mit dem Wiederaufleben der classischen Studien man sich gefiel, die französischen Wörter mit allerlei etymologischem Ballast zu beladen.

Auffallender Weise dachte Niemand daran, in den Wörtern, die jetzt auf é enden, das etymologische t, welches, wie oben gezeigt worden, im Altfranzösischen noch vorhanden, und erst seit kurzem ausgefallen war, wieder einzuführen.

Es fand sich also eine grosse Anzahl Wörter vor, welche bei gleicher Endung e, doch ganz verschieden ausgesprochen wurden. Das Bedürfniss, diese Verschiedenheit der Aussprache auch für das Auge zu bezeichnen, veranlasste Tory das é masculin am Ende der Wörter mit dem Accent aigu zu bezeichnen, während kurze Zeit darauf Pelletier Dialoguē de l'Ortografē e Prononciation Françoęsē, departi an deus liurēs. A Poitiers, par Jan e Enguilbert dē Marnef, a l'anseignē du Pelican, 1550 und Ramus Gramerę de P. de la Ramee, lecteur du roy etc. Paris 1562 das stumme e durch Abzeichen (ē ę) kenntlich machen wollten.

Nur Tory's Vorschlag fand Beifall. Der Gebrauch des Accent aigu beschränkt sich zunächst nur auf die angeführte Wortklasse, und auch bei diesen nur auf dem Singular.

Das Altfranzösische hatte den Plural der Wörter auf t durch Verwandlung des ts in z gebildet, genz (gentes), citez (civitates), vertuz (virtutes), coronez, venduz, granz, tuz. Dieses z als Zeichen des Plural blieb für die Wörter auf é für fast zwei Jahrhunderte bestehen, obgleich schon Dolet verlangte, dass man den Plural regelmässig durch Anhängung eines s bilde, und selbst schrieb dignités, voluptés, sowie auch touts (omnes).

Seitdem das männliche End-é auch für das Auge sich von dem weiblichen unterschied, konnte man als Regel annehmen: e am Ende der Wörter ist stumm. Die Regel aber galt nicht mehr, sobald zu dem e ein Flexions-s trat, denn es gab einige kleine Zahlwörter auf es, in denen das e gesprochen wurde. Da man aber einmal angefangen hatte, in den Endungen stumme und laute e verschieden zu bezeichnen, so lag es nahe, den Accent auch bei den Wörtern auf es anzuwenden, und zwischen aspres (âpres) und après zu unterscheiden.

So tritt denn der Accent grave nicht viel später auf als der Accent aigu. Aber er dient zunächst nicht sowohl zur Bezeichnung eines be-

sonderen E-lautes, denn man findet in älteren Drucken très und prés, accès und succés neben einander, sondern nur im Allgemeinen zur Unterscheidung des gesprochenen e von dem stummen. Fast gleichzeitig findet die von Dolet vorgeschlagene Verwendung des Accent grave zur Unterscheidung von là où und la, ou bald Anklang.

Die ersten Spuren des Accent circonflexe finden sich ebenfalls bei Etienne Dolet. In seiner Manière de bien traduire d'une langue en aultre, de la ponctuation françoyse, des accents d'ycelle (1540) schlägt er, namentlich für die Poesie den Gebrauch eines Zeichens ^ vor, welches er „apoeope“ nennt, und das den Ausfall stummer Vocale bezeichnen soll. Z. B. in mani^ment, pai^rra (sic), vrai^ment.

Das Zeichen wurde später nicht mehr an die Stelle des ausgefallenen Vocal's, sondern über den stehen gebliebenen gesezt, und da derselbe meist lang geprochen wurde, so gewöhnte man sich bald daran in dem Circonflexe auch ein Zeichen der Länge zu erblicken.

Auf die oben angeführten Fälle beschränkte die Académie, als sie im Jahre 1694 zum ersten Male ihren berühmten Dictionnaire herausgab, den Gebrauch der diakritischen Zeichen. Das heisst mit anderen Worten: so weit hatte sich das schreibende Publicum über den Gebrauch derselben geeinigt. Man hört in Deutschland oft aussprechen, dass die Académie der französischen Sprache Gesetze gebe, und dass die Nation diesen Gesetzen sclavisch gehorche. Nichts kann falscher sein. Die Académie hat es in der letzten Vorrede zum Dictionnaire ausgesprochen, dass sie nicht den Gebrauch hervorrufen, sondern nur constatiren wolle, was der allgemeine Gebrauch sei. Wir werden sehen, wie vorsichtig die Académie bei der Einführung von Neuerungen stets gewesen, wie sie oft die gerechten Wünsche competenter Geister nicht beachtete, weil die Routine noch einzelne Einwürfe degegen erhob; wir werden aber auch sehen, wie das ängstliche, oft pedantische Festhalten der Académie am Alten nicht hinderte, dass von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ein gewisser Fortschritt in der französischen Orthographie zu finden ist.

Vier Jahre vor dem Erscheinen des Dictionnaire schrieb Racine an Msgr. le Mareschal de Luxembourg: „Au milieu des complimens que vous receués de tous costés pour le grand seruice que vous uenés de rendre à la France ....“ Er verwarf also nicht nur den Plural auf ez bei den Substantiven, sondern auch bei den Verben in der zweiten Person, wo das z, ebenfalls aus ts entstanden, sich bis

heute erhalten hat. Was Racine wollte, das wollte, wenigstens für die Substantive, ein grosser Theil der Nation. Aber 1694 fand die Académie ein solches Verlangen nur lächerlich. Abbé d'Olivet hat uns einen interessanten Bericht hinterlassen über die Weise, wie orthographische Fragen damals von den Academikern behandelt wurden:

„Un des Messieurs, rapporte de Choisy, sur la fin de la séance précédente, avoit proposé de faire quelques changemens à l'orthographe de l'Academie, et, par exemple, de mettre une s, pour plus grande uniformité, à tous les pluriels. Un autre, qui abhorre les changemens, a commencé aujourd'hui par nous mettre devant les yeux ces deux vers d'Athalie:

Quel est-il cet objet des pleurs que vous versez?
Les jours d'Éliacin seroient-ils menacez?

Vous prétendez, nous a-t-il dit, qu'il est à propos que l'écriture fasse distinguer le verbe d'avec les substantifs, adjectifs et participes, ce qui sera très-aisé, lorsqu'on réservera l's pour les pluriels de tous ceux-ci, et le z pour le verbe seul. Ainsi, selon vous, il faudra écrire:

Quel est-il cet objet des pleurs que vous versez?
Les jours d'Eliacin seroient-ils menacés?

Mais cette imagination n'est pas nouvelle, puisqu'il y a deux siècles qu'elle a été proposée, sans néanmoins que le public ait paru en faire cas. Il n'y a qu'à ouvrir les Grammaires de Ramus, de Pelletier et de bien d'autres qui s'érigèrent en réformateurs d'orthographe peu de temps après la mort de François Ier. On s'est moqué d'eux. Hé! depuis quand l'orthographe auroit-elle pour but de spécifier et de faire distinguer les parties d'oraison? Assurément, sur cent femmes qui parlent très-bien, et qui même écrivent correctement, il n'y en a pas dix qui sachent ce que c'est que participe. Versez est un verbe, menacez est un participe: donc il faut les écrire différemment? Pour moi, je ne vois ici qu'un principe qui soit également avoué, tant par ceux qui se plaisent à introduire des nouveautez, que par ceux qui tiennent pour l'usage ancien. Quel est ce principe? Que les caractères sont faits pour peindre les sons, et que, par conséquent, l'orthographe la moins imparfaite est celle qui nous expose le moins à prononcer mal. Or il est clair que ce mot, menacez, soit qu'on le fasse verbe, comme quand je dis vous menacez, soit qu'on le fasse participe, comme dans le vers de M. Racine, seroient-ils menacez. Pourquoi donc,

où il ne s'agit que d'un seul et même son, employer deux signes différens? Une règle d'ortographe qui suppose qu'on sait toujours distinguer le verbe d'avec un nom, n'est bonne que pour ceux qui ont étudié; au lieu que celle qui fut adoptée par nos pères est à la portée de tout le monde. Personne, en effet, ne manque assez d'oreille pour confondre l'è ouvert comme dans procès, succès, avec l'é fermé, comme dans aimé, bonté. Voilà le cas où il est utile d'avoir deux signes puisqu'il y a deux sons. Aussi prenons-nous l's pour le signe de l'è ouvert, procès, succès; et le z pour le signe de l'é fermé, quand le mot est au pluriel, vous aimez, vous êtes aimez. Règle qui ne souffre aucune exception, qui se conçoit sans étude, qui se retient sans effort. On accentue l'è quand il est ouvert, procès, de peur qu'on ne le prenne pour un e muet, comme dans frivoles, paroles, où l's n'a lieu que pour marquer le pluriel. Ajoutons que le z a cela de commode, qu'il nous dispense de lever la main pour former un accent. On écrit tout de suite bontez; au lieu que pour écrire bontés, il faut que j'aie l'attention et la patience d'aller chercher la lettre qui doit recevoir l'accent, et que je risque encore de mettre un grave pour un aigu. Quoi qu'il en soit l'Académie ne s'est jamais départie du z, et cette raison en vaudra toujours mille autres pour moi. Je ne dis point que pour observer cette belle uniformité dans tous les pluriels, il faudroit donc écrire, les travaus, les gens heureus, nos voeus. O! que nos livres en deviendroient bien plus beaus!

Après avoir entendu ce que je viens de rapporter, et qui avoit été dit avec un peu de chaleur, tout le monde jugea que le mieux étoit d'abandonner la matière, parce qu'on a toujours vû que les disputes sur l'orthographe ne finissoient point, et que d'ailleurs elles n'ont jamais converti personne."

Für die Académie blieb die Regel für ein halbes Jahrhundert bestehen, dass die Wörter auf é den Plural auf ez bilden.

Die Nation aber war weit entfernt, die Decrete der Académie als heilige Gesetze zu ehren. Allerdings wurde der „Dictionnaire" für die meisten Buchdrucker eine Norm, und es ist sein unbestrittenes Verdienst, statt regelloser Willkür eine grössere Gleichmässigkeit der französischen Schreibweise geschaffen zu haben, aber dem bildenden Einfluss hervorragender Geister konnte sie die Sprache doch auf die Dauer nicht entziehen. Die Mehrzahl der französischen Schriftsteller bildete den Plural auf és lange ehe die Académie sich dazu bequemte.

Wenn Racine den Plural der Wörter auf é regelmässig bildete, so folgte er darin nur seinem grossen Vorgänger Pierre Corneille. Die unsterblichen Meisterwerke tragischer Muse dieses grossen Dichters lassen uns oft seine Verdienste um die Vereinfachung der französischen Orthographie vergessen, und doch sind dieselben kaum minder bedeutend.

In einem Avis au lecteur, mit welchem er eine Prachtausgabe seiner Dramen begleitete (Le Théâtre de P. C. reveu et corrigé par l'autheur, impr. à Rouen 2 Vol. in-fol), sagt Corneille:

„Vous trouuerez quelque chose d'étrange aux innouations en l'Orthographe que j'ay hazardées icy, et ie veux bien vous en rendre raison. L'vsage de nostre langue est à present si repandu par toute l'Europe, principalement vers le Nord, qu'on y voit peu d'Estats où elle ne soit connuë, c'est ce qui m'a fait croire qu'il ne seroit pas mal à propos d'en faciliter la prononciation aux estrangers, qui s'y trouuent embarrassez par les diuers sons qu'elle donne quelquefois aux mesmes lettres. Les Hollandois m'ont frayé le chemin, et donné ouuerture à y mettre distinction par de differents caracteres, que jusqu'icy nos imprimeurs ont employé indifferement: Ils ont séparé les *i* et les *u* consones d'auec les *i* et les *u* voyelles, en se seruant tousiours de l'j et de l'v pour les premieres, et laissant l'i et l'u pour les autres, qui jusqu'à ces derniers temps auoient esté confondus . . . . . Leur exemple m'a enhardy à passer plus auant. J'ay veu quatre prononciations differentes dans nos s et trois dans nos *e*, et j'ay cherché les moyens d'en oster toutes ambiguïtez, ou par des caracteres differens, ou par des regles generales, auec quelques exceptions. Je ne sçay si j'y auray reüssi, mais si cette ébauche ne déplaist pas, elle pourra donner iour à faire vn trauail plus acheué sur cette matiere, et peutestre que ce ne sera pas rendre vn petit seruice à nostre langue et au public.

Nous prononçons, l'*s* de quatre diuerses manieres; tantost nous l'aspirons, comme en ces mots, peſte, chaſte; tantost elle ne fait aucun son, comme à eſblouïr, eſbranler, il eſtoit, tantost elle allonge la syllabe, comme en ceux-cy, paſte, teſte; et tantost elle se prononce comme vn *z*, comme à preſider, preſumer. Nous n'auons que deux differens caracteres, *ſ* et *s*, pour ces quatre differentes prononciations, il faut donc establir quelques maximes generales pour faire les distinctions entieres . . . . . . . . . . . . . . . . . . Mais ie n'en ay pas fait de mesme (d. h. habe dem Drucker nicht die Wahl

zwischen ſ und s gelassen,) quand l'ſ est auant vne consone dans le milieu du mot, et ie n'ay pû souffrir que ces trois mots, reſte, tempeſte, vous eſtes, fussent escrits l'vn comme l'autre, ayant des prononciations si differentes. J'ay reserué la petite s pour celle où la syllabe est aspirée, la grande pour celle où elle est simplement allongée, et l'ay supprimée entierement au troisiéme mot où elle ne fait point de son, la marquant seulement par vn accent sur la lettre qui la précede. J'ay donc fait ortographer ainsi les mots suiuants et leurs semblables, peste, funeste, chaste, reſiste, espoir, tempeſte, haſte, teſte, vous étes, il étoit, eblotiir, écouter, épargner, arréter. Ce dernier verbe ne laisse pas d'auoir quelques temps dans sa conjugaison où il faut lui rendre l'ſ, parce qu'elle allonge la syllabe, comme à l'impératif arreſte, qui rime bien auec teſte, mais à l'infinitif et en quelques autres où elle ne fait pas cet effet, il est bon de la supprimer et escrire, j'arretois, j'ay arrété, j'arréteray, nous arrétons, etc.

Quant à l'*e* nous en auons de trois sortes. L'*e* feminin qui se rencontre tousiours vn seul, ou en diphtongue dans toutes les dernieres syllabes de nos mots qui ont la terminaison feminine, et qui fait si peu de son, que cette syllabe n'est iamais contée à rien à la fin de nos vers feminins, qui en ont tousiours vne plus que les autres. L'e masculin qui se prononce comme dans la langue latine, et vn troisième *e* qui ne va iamais sans l's, qui luy donne vn son esleué qui se prononce à bouche ouuerte, en ces mots, ſucces, acces, expres. Or comme se seroit vne grande confusion que ces trois *e* en ces trois mots, aſpres, verite et apres, qui ont vne prononciation si differente, eussent vn caractère pareil, il est aisé d'y remedier, par ces trois sortes d'e que nous donne l'imprimerie, *e*, *é*, *è*, qu'on peut nommer l'e simple, l'e aigu et l'e graue. Le premier seruira pour nos terminaisons feminines, le second pour les latines, et le troisième pour les esleuées, et nous escrirons ainsi ces trois mots et leurs pareils, aſpres, verité, après, ce que nous estendrons à ſuccès, excès, procès, qu'on auoit jusqu'icy escrits auec l'e aigu, comme les terminaisons latines, quoy que le son en soit fort different. Il est vray que les imprimeurs y auoient mis quelque difference, en ce que cette terminaison n'estant iamais sans ſ, quand il s'en rencontroit vne aprés vn é latin, ils la changeoient en z et ne la faisoient préceder que par vn e simple. Ils impriment veritez, deïtez, dignitez et non pas verités, deïtés, dignités, et j'ay conserué cette ortographe: mais pour éuiter toute sorte de

confusion entre le son des mots qui ont l'é latin sans ſ comme verité, et ceux qui ont la prononciation éleuée comme succès, j'ay crû à propos de nous seruir de differents caracteres, puisque nous en auons, et donner l'è grave à ceux de cette derniere espece. Nos deux articles pluriels, les et des ont le mesme son, quoy qu'ecrits avec l'e simple: il est si mal-aisé de les prononcer autrement, que ie n'ay pas crû qu'il fust besoin d'y rien changer. Je dy la mesme chose de l'e deuant deux l l, qui prend le son aussi esleué en ces mots belle, fidelle, rebelle: . . . . .

Il est bon aussi de remarquer qu'on ne se sert d'ordinaire de l'é aigu qu'à la fin du mot, ou quand on supprime l'ſ qui le suit, comme à établir, étonner: cependant il se rencontre souuent au milieu des mots auec le mesme son, bien qu'on ne l'escriue qu'avec vn e simple, comme en ce mot seuerité qu'il faudroit escrire séuérité, pour le faire prononcer exactement, et peut-estre le feray-je obseruer en la premiere impression qui se pourra faire de ces recueils.

Corneille hatte, wie man sieht, schon dreissig Jahre vor dem ersten Erscheinen des Dictionnaire de l'Académie rationelle Accentuirung des e in ihren Grundzügen durchgeführt. Es ist zu bedauern, dass er, ohne Zweifel durch Schwäche des Alters verhindert, den ersten Berathschlagungen über die für den Dictionnaire zu adoptirende Schreibweise nicht mehr beiwohnte. Unterstützt von Bossuet, hätte das Ansehen seines Namens unzweifelhaft vielen Verbesserungen Geltung verschafft, welche zum Theil noch heute nicht verwirklicht sind.

Wenn aber die Académie Corneille's Vorschläge verwarf, so wurden sie deswegen nicht vergessen. Der Gedanke, die einzelnen Laute des é in der offenen Silbe durchgängig durch verschiedene „Accente" zu bezeichnen fand mit jedem Jahre mehr Anhänger, und trotz der Académie, welche in der zweiten Auflage ihres Dictionnaire (1718) die Schreibweise der ersten Ausgabe vollständig beibehielt, zeigen die Drucke aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen immer ausgedehnteren Gebrauch der Accente. Man ging sogar noch weiter als Corneille, welcher zwar écouter statt escouter schreiben wollte, aber in Wörtern wie tempeſte, haſte das s beibehielt und nur durch die Form von s dur unterschied.

Hatte man das stumme s in der einen Klasse von Wörtern einmal ausfallen lassen und gewissermassen an seine Stelle einen Accent gesetzt, so lag es nahe, dieses Verfahren auf möglichst viele Wörter aus-

zudehnen. Wenn Corneille selbst in vielen Wörtern das s bestehen liess, so geschah es unzweifelhaft aus Scheu, einer einzigen Wortklasse zu Liebe die französische Schrift mit einem besonderen Zeichen zu vermehren, denn den Accent grave konnte er in tempête, tête u. s. w. nicht anwenden, weil er è hauptsächlich für den kurzen offenen E-laut bestimmt hatte, und glaubte einen Unterschied in der Quantität hier nicht unbeachtet lassen zu dürfen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Corneille in letzerer Beziehung weniger gewissenhaft gewesen wäre, und ohne Rücksicht auf die Quantität, die ja im französischen von verschwindend kleiner Bedeutung ist, einfach wie écouter (statt escouter) auch dem Laute nach tète (statt teſte) geschrieben hätte; wir würden dann nicht noch heute zwei ganz verschiedene Zeichen für ein und denselben E-laut haben (tête, répète).

Da Corneille für die Wörter, welche vor dem stummen s einen langen Vocal haben, nur einen mangelhaften Ausweg vorgeschlagen hatte, so folgten alle diejenigen, denen eine freie Weiterbildung der französischen Orthographie am Herzen lag, den Mahnungen älterer Grammatiker.

Wir haben oben gesehen, dass der Accent circonflexe ursprünglich gebraucht wurde, um den Ausfall eines Vocals anzudeuten, und dass er mit der Zeit gewissermassen für ein Zeichen der Länge gelten konnte. Da er also zu gleicher Zeit Ausfall und Länge darstellte, so schien er sich für die obengenannte Wortklasse besonders zu empfehlen.

Schon im Anfang des 17. Jahrhunderts findet er sich in folgendem Buche:

„Alfabet nouveau de la vrée et pure ortografe fransoize et modèle sus iselui en forme de Dixionére. Dedié au roi de Franse et de Navarre Henri IIII, par Robert Poisson épuier (Auvile) de Valonnes, en Normandie. Prezenté au roi par l'auteur le 25 jour d'Aut l'an de Grase 1609. A Paris chez Jérémie Perier, livrère és petis degrez du Palaes, 1609, avec privileje du Roi.“

Poisson setzt den Accent circonflexe aber über das folgende t und ertheilt ihm nur die Aufgabe, das Verstummen des s, welches er noch schreibt, anzudeuten: bastôn, testê. Weiter ging Jean Godard, welcher in seinen grammatischen Schriften: L'H françoise. Lyon 1618. — La langue françoise. Ebendaselbst 1620, nach langen Vocalen alle stummen s durch den Accent circonflexe ersetzt. Er schreibt also nicht nur: Tôt, tâche, le nôtre, sondern auch nôtre (nach damaliger Aus-

sten Pfeile seines Spottes gegen sie ı
nicht, wenn die „Précieuses“ der ]
„ridicules“ wurden. Aber die Gesc
der oft auffallenden Schale zu finden
nen Artemise und ihrem Kreise Dank
und Eleganz der französischen Sprach
recht wurden zunächst die Vorschläg
Rambouillet machte, um die Orthogr
nur, wie sich der berühmte Dictionna

„L'on ne sçauroit parler de l'c
porter son origine, et dire de quelle
fut et qui les poussa à la faire. (
pretieuses, par le droit que la nou
l'entretien de tous ceux d'Athenes [2])
de leur langage, que chacun en disoi
sairement en dire du bien ou en d
tout, puisque l'on ne s'entretenoit
compagnies. L'éclat qu'elles faisoie
toutes aux plus hardies entreprises, c
que chacune d'elles inventoient de
des phrases extraordinaires, voulure
de les mettre en estime parmy leurs

que Silenie[1]) s'écria que la chose estoit faisable. Didamie[2]) adjoûta que cela estoit mesme facile, et que, pour peu que Claristene leur voulut aider, elles en viendroient bien-tost à bout.

Il estoit trop civil pour ne pas repondre à leur priere en galand homme; ainsi la question ne fut plus que de voir comment on se prendroit à l'execution d'une si belle entreprise. Roxalie dit qu'il faloit faire en sorte que l'on dût écrire de mesme que l'on parloit, et, pour executer ce dessein, Didamie prit un livre, Claristene prit une plume, et Roxalie et Silenie se preparerent à decider ce qu'il faloit adjouster ou diminuer dans les mots pour en rendre l'usage plus facile et l'ortographe plus commode. Toutes ces choses faites, voicy à peu près ce qui fut decidé entre ces quatre personnes: que l'on diminueroit tous les mots et que l'on en osteroit toutes les lettres superflues. Je vous donne icy une partie de ceux qu'elles corrigerent, et, vous mettant celuy qui se dit et s'écrit communement dessus celuy qu'elles ont corrigé, il vous sera aisé d'en voir la difference et de connoistre leur ortographe.

Und nun folgt ein langes Register „preciöser" Neuerungen. So z. B. die Wörter: tête, établier, mâles, vû, âge, savoir, tait, welche allerdings von der damals gebräuchlichen Schreibweise bedeutend abstachen, die aber zum Theil schon 1794 von der Académie in der vorgeschlagenen Weise acceptirt wurden (z. B. âge statt aage), während allerdings der grössere Theil erst im Laufe der folgenden Jahrhunderte die allgemeine Anerkennung fand. Für die Zwischenzeit war aber die Anregung gegeben und zwar eine Anregung zum Guten. Dieses Verdienst darf der „coterie" im Hotel Rambouillet, namentlich Voiture und Sarasin nicht geschmälert werden. Zu bedauern ist freilich, dass diese Anregung nicht stark genug war, gleich von vornherein entscheidend auf die Académie einzuwirken, da sie doch stark genug war für lange Zeit, der durch den Dictionnaire de l'Académie angestrebten Stabilität in der Schreibweise, eine starke Gegenströmung entgegen zu setzen. Immer mehr entfernte man sich in Druck und Schrift von der Schreibweise der Académie, und immer weniger konnte von Gleichmässigkeit die Rede sein.

In einer Pariser Ausgabe der Werke Racine's vom Jahre 1712 finde ich: „paroitre, méconoîtrois, traîner, arrêter," aber auch „estre", ferner „état, étaler" neben „estoit" und „desordre, Helas", neben

[1]) Frl. Saint-Maurice. [2]) Frl. v. Durandière.

„trépas, apres, les beautez“, so dann genereux Thesée Theramene, Trézene, pere, sçu, je consçûs, vû, plûtôt, soûpir, sûre, obeïr, oüi, abattüe, etc.

Diese aufs Geradewohl herausgegriffenen Beispiele zeigen, dass man im Gebrauche der Accente viel weiter ging als der damals gültige Dictionnaire, dass man aber noch weit entfernt war, die Zeichen nach festen Principien zu setzen, und sich über die Gründe, warum man so und nicht anders schrieb, keine Rechenschaft ablegte. So musste z. B. die Académie oüi und abattüe mit einem Tréma schreiben, weil sie für v und u nur ein Zeichen hatten; wenn man aber einmal diese Buchstaben unterschied, so wurde das Tréma in den obigen Fällen überflüssig.

Endlich in der dritten Ausgabe brach die Académie vollständig mit der älteren Schreibweise, und betrat mit einer Kühnheit, die sie später nie wieder gezeigt, das Gebiet der Neuerungen. Freilich waren es meist Neuerungen, die ihr zum Trotz längst praktische Geltung hatten. Es fielen endlich die stummen s aus und wurden durch „Accente“ ersetzt. Man unterdrückte das überflüssige c, bienfaicteur, sçauoir u. s. w., das d im advocat, das e in ueu, deu, creu.[1] Die nicht etymologischen y wurden durch i ersetzt z. B. in celuy-cy, moy, gay. Das th wurde zu t in thrésor, autheur, thrône, das ph zu f in phlegme, phantome u. s. w. Die Wörter auf é erhielten endlich ihren regelmässigen Plural auf és. So wichtig und weitgreifend aber auch diese Neuerungen waren, so ist doch zu bedauern, dass die Académie nicht noch weiter ging, denn bald war sie wieder weit hinter dem, was die gebildete öffentliche Meinung forderte, zurück. Ja in einem Punkte war sie es gleich Anfangs. Was Ramus 1562 verlangte und Corneille 1664 als unumgänglich nothwendig hinstellte, was seitdem viele französische und fast alle ausländischen Drucker durchführten, das liess 1740 die Académie unbeachtet und erklärte erst 1762 (also gerade 200 Jahre nach Ramus):

„L'Académie a fait dans cette édition un changement assez considérable, que les gens de lettres demandent depuis long-temps. On a séparé la voyelle I de la consonne J, la voyelle U de la consonne V, en donnant à ces consonnes leur véritable appellation; de manière que ces quatre lettres, qui ne formoient que deux classes dans les éditions

[1]) Liess es aber bis heute in eu.

précédentes, en forment quatre dans celle ci; et que le nombre des lettres de l'alphabet, qui étoit de vingt-trois, est aujourd'hui de vingt cinq."

Im übrigen brachte die fünfte Ausgabe nur einzelne unbedeutende Abänderungen der Schreibweise von 1740, während im Publikum sich wesentlich Reformen vorbereiteten. Es sei hier nur an Voltaire erinnert, der um diese Zeit das o in den Endungen des Imparfait und in einigen Wörtern wie connoître, paroître etc. durch a ersetzte und einen grossen Theil der Nation nachzog. Seit 1798 stand die Didotsche Officin vollständig auf seiner Seite. —

Wir haben oben gesehen, dass der Accent aigu ursprünglich nur am Ende der Wörter gebraucht wurde, um das männliche e von dem weiblichen zu unterscheiden. Seit 1740 wurde er allgemein auch in Mittelsilben gebraucht, wenn vor dem e fermé ein s ausgefallen war. Dadurch entstand ein neuer Uebelstand. So lange man überhaupt den Laut des e in der Mitte des Wortes nicht bezeichnet hatte, konnte man es dem Lehrer überlassen, sich zurecht zu finden und konnte der Schreibende über die Frage, wo Accente zu setzen seien, nicht zweifeln. Jetzt aber erschien das e in der offenen Silbe je nach der Aussprache bald mit dem Accent aigu bald mit dem Circonflexe, épeler, éperon, fête, hêtre, während in anderen Wörtern derselbe E-laut unbezeichnet blieb, penitent, metal, theme, metre. Oft sogar fand sich dieser Widerspruch in ein und demselben Worte. Déprecation, déperir, interêt. Dadurch wurde die Lectüre bedeutend erschwert, denn da die Anzahl der in der offenen Sylbe accentuirten e sehr gross war, so bildete sich von selbst die Annahme, dass alle nicht accentuirten e in der offenen Sylbe stumm seien, eine Regel die doch wieder sehr viele Ausnahmen hatte, welche einzeln zu lernen waren. Noch mehr aber wurde ein richtiges Schreiben erschwert, denn Jeder, welcher mit der Etymologie französischer Wörter nicht vertraut war, musste die eingeführte Accentuation im höchsten Grade willkürlich finden. Diese Uebelstände führten dazu, dass sich mit der Zeit der Gebrauch bildete, alle nicht stummen e in der offenen Silbe durch den Accent zu bezeichnen. Zuerst freilich erschienen diese Accente nur gleichsam als orthographische Fehler in den Handschriften. Aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde wenigstens der Accent aigu in den Drucken allgemein, obgleich die fünfte Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie (l'an III de la République) an der Schreibweise von 1740 nichts änderte. Dahingegen dauerte es länger, ehe der Gebrauch des Accent grave seine jetzige

Ausdehnung erhielt. Noch 1815 haben die Klassikerausgaben von Firmin Didot in den Wörtern pere, particuliere u. s. w. keinen Accent grave. Erst die sechste Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie (1835) sicherte demselben hier seine Stelle.

Die Académie bereitet eine siebente Ausgabe ihres Wörterbuchs vor. Vielfache Wünsche nach Vereinfachung sind seit 1835 laut geworden, und allgemein ist die Klage der Grammatiker, dass die Anwendung der diakritischen Zeichen noch weit entfernt ist, auf rationeller Basis zu ruhen. Man schreibt entr'autres aber contre-amiral. Der Apostroph steht ferner in: grand'mère, grand'chambre, obwohl grand hier als unflectirtes altfranzösisches Adjectiv zu betrachten ist. Das Tréma, welches zur Aufhebung der Verbindung von Vokalen in der Aussprache dient, wie in Saül, haïr, wird in einzelnen Fällen durch den Accent ersetzt (poète, Briséis), in anderen Fällen nicht (Israël). Einen ganz anderen Zweck erfüllt das Tréma in Wörtern wie: ambiguïté, ciguë, aiguë; in letzteren Wörtern ist der hervorgehobene Buchstabe gar stumm. In arguer d. i. arguër verwirft die Académie das Tréma. — Man schreibt avénement, événement neben avènement etc., spricht aber in beiden Fällen gleich aus. In Fremdwörtern ist der Gebrauch des Accent aigu ganz willkührlich (facsimile, Avé). Die Académie verlangt seit 1835, dass geschrieben werde: cortége, donné-je, während sie selbst zugiebt, dass das e hier einen mittleren offenen Laut hat. Der Accent circonflexe ist etymologisches Zeichen in: bâton, tête, île, hôte, mûr (meur), sûr (seur), dû (deu). Er bezeichnet die Länge in zône, théâtre, extrême, dagegen unzählige Male die Länge nicht bezeichnet wird. Endlich finden wir den Circonflexe in Wörtern, wo er den Ausfall eines s bezeichnet, welches in der Zeit ärgster orthographischer Unordnung, als rein phonetisches Zeichen der Länge eingeschoben wurde: flûte (afr. fluste), aîné afr. aisne (ante natus), rôle afr. rosle (rotulus), trône alfr. trosne.

Auch ist die Uebereinstimmung zwischen dem, was allgemein gedruckt wird, und dem, was die Académie 1835 vorschrieb, jetzt kaum grösser, als zu irgend einer Zeit vorher. Sainte-Beuve verlangt von den Druckern, dass sie in seinen Werken die Silbe ège stets mit dem Accent grave versehen. Fast alle Journale, darunter die Revue des deux Mondes bilden den Plural der Wörter auf nt durch Verwandlung des t in s, während die Académie sie regelmässig bildet. Die grossen Arbeiten auf dem Gebiete der Lexicographie, welche die neuere Zeit hervorgerufen, zeigen alle in Bezug auf Orthographie eine gewisse Selbständigkeit, welcher die Académie Rechnung tragen muss.

Hoffen wir, dass die neue Ausgabe dem Geiste der Zeit gerecht werde, damit dem Dictionnaire sein altes Prestige gewahrt bleibe.

Sprockhövel. Heinr. Schultz.

# Le Légat de la Vache à Colas de Sedege.

**Complainte Huguenote du XVI° siècle.**

---

## Origine et histoire de la complainte.

Le pamphlet que nous allons publier, presque inconnu aujourd'hui ou oublié depuis longtemps, se compose de XXI couplets, de huit vers chacun, et porte le titre: „Le Légat de la Vache à Colas." C'est un poème satirique dont l'origine remonte selon toute vraisemblance à la fin du XVI° siècle, dirigé par un huguenot zélé contre l'église romaine et ses représentants et conservé dans: „Le Cabinet jésuitique contenant plusieurs pièces très-curieuses des R. Pères Jésuites, avec un recueil des mystères de l'Eglise romaine; le tout augmenté dans cette seconde édition. A Cologne, chez Jean le Blanc. — 1682." Il a été inséré dans ce livre très curieux et très-rare à cause des moqueries lancées contre les jésuites dans les VI° et VII° couplets.

D'après le Bulletin de la société du-protestantisme français de 1858 et 1859 il existait à la fin du XVI° et au commencement du XVII° s. un cycle de chansons sous le titre de la Vache à Colas, comptant parmi les produits les plus populaires de cette littérature de pamphlets et de poèmes satiriques, nés au sein des partis combattants, et dont nous voyons le parfait modèle dans la Satyre Menippée de l'an 1593.

M. Read, auteur des articles du Bulletin du pr. fr., nous apprend que dans le cycle nommé „catholiques et protestants déposèrent leurs rancunes."

Ce sont des livres ou plutôt des libelles fort rares, publiés à Amsterdam et à Middelbourg de 1695 à 1702, qui prouvent la vérité de

cette supposition. Ils contiennent pour la plupart des chansons protestantes et notamment quatre pièces concernant notre sujet, dont voici les titres:

I° Chanson fausse faite par un certain calomniateur touchant la Vache à Colas, laquelle il dit avoir été massacrée par les Huguenots dans leur presche, sur le chant: Si vous n'êtes pas plus grand prêtre.

II° Réponse à la précédente.

III° Le Légat de la Vache à Colas de Sedege.

IV° Complainte du pauvre Colas, touchant l'ingratitude de sa Vache.

Comme il faut conclure du titre de la troisième pièce coïncidant avec celui fourni par le Cabinet jésuitique, source unique dont nous avons pu tirer le texte de la complainte, celle-ci aura fait partie du cycle de chansons en question. Les livrets susdits ont été connus à l'occasion d'une vente aux enchères publiques de Paris d'où ils ont passé, il y a quelques années, dans la bibliothèque de quelque amateur inconnu.

Quant au titre de complainte, dont la chanson est qualifiée, M. Littré dans son dict. fr. nous l'explique comme signifiant „une chanson populaire sur un événement funèbre et une légende."

Voici le récit de l'accident, cause de l'origine de la légende de la Vache à Colas, d'après ce qu'en disent M. Read qui le premier a essayé d'éclaircir ce point, et M. Vasse, auteur d'un travail remarquable sur le même sujet.

La légende de la Vache à Colas. Dans un petit village près d'Orléans il y avait vers la fin du XVI° s. une chapelle protestante et dans le voisinage un vigneron, nommé Colas Pannier, propriétaire d'une belle vache noire. Celle-ci, égarée une fois du pâturage, se hasarda dans la dite chapelle où les huguenots étaient en prière. Effrayés par l'entrée de la bête noire à Colas et croyant voir un spectre, ils s'arment de bâtons, tuent la vache à force de coups et se partagent en triomphe le butin aux lieux saints. Ils en prennent tout ce qu'il y a de meilleur à rôtir et enterrent le reste. Le malheureux propriétaire de la belle vache ne pouvant la retrouver crie au voleur et, voyant tout le monde se moquer de son infortune, se met à la recherche des coupables. Après les avoir découverts il en demande justice au bailli de la ville d'Orléans qui condamne les huguenots à restituer le prix de la vache et à dédommager ainsi son ancien propriétaire.

L'esprit de parti, toujours prêt à la recherche de tout ce qui arrive de désagréable aux adversaires, ne tarde guère à s'emparer de cette intéressante anecdote. Les catholiques mettent en circulation d'abord des contes exagérés et fabuleux, puis des chansons satiriques dans lesquelles ils inventent toute espèce de mauvaises plaisanteries peu favorables aux huguenots. Ils répandent p. e. que cette fameuse vache était coreligionnaire des protestants et que le dimanche en absence de son maître Colas, elle avait coutume de prendre part au service divin et de se recueillir au sermon du digne prédicateur de la chapelle. Or, comme la poésie populaire est le moyen le plus sûr de répandre une nouvelle, la fin tragique de la Vache, rimée par les catholiques, pour taquiner les huguenots, fut en peu de temps si connue partout, que de là se formèrent des locutions devenues proverbiales et fort usitées au XVI° et XVII° s.: être de la religion de la Vache à Colas" ou simplement: „être de la Vache à Colas." En le nommant par plaisanterie coreligionnaire de la Vache à Colas on voulait désigner un partisan du protestantisme, de même qu'on aimait à dire „sentir la Vache à Colas" de quelqu'un qui se rangeait du côté des protestants, comme s'il sentait encore l'étable.

Que les catholiques aient commencé la série des chansons, nous en trouvons la confirmation d'abord dans les indications de l'Estoile, journal du XVI° s. qui nous apprend que c'étaient les chansons les plus répandues parmi les catholiques. Nous croyons être bien informés de ces détails par ce journal, car c'est avec la plus grande exactitude qu'il raconte toutes les manoeuvres et les intrigues de parti, enfin tout ce qui se passait alors, jour par jour.

Aussi les pièces, dont nous avons fait mention, collectionnées par un huguenot, montrent à l'évidence que ce sont les adversaires qui, les premiers, ont fait circuler une chanson touchant notre légende. Le premier livret est la chanson fausse, faite par un calomniateur catholique, s'appuyant sur des contes fabuleux. Le morceau suivant „Réponse à la précédente" avait pour but de contredire les calomniateurs et No. 3 aura traité le même sujet que ce que nous allons publier plus bas. Enfin le dernier livret s'occupe du pauvre Colas, ancien maître de la Vache. Lui aussi est devenu proverbial ou du moins il a fourni le type d'un homme de peu d'esprit, car le proverbe: „sot comme un panier" paraît être corrompu de „sot comme Panier." Plustard, ne sachant que faire du nom propre, on l'aura changé en „panier," ce qui, à notre avis, n'a pas trop de sens.

Notre complainte, destinée à répondre aux attaques des catholiques n'est qu'un morceau détaché du cycle de chansons qui doivent leur origine à la légende de la Vache à Colas.

Quant au nom de l'auteur de la pièce il faut le tirer des termes du titre: „Le Légat de la V. à C. de Sedege.“ Au moins on ne trouve pas d'autre explication du mot „Sedege“; l'emploi de la préposition „de“ au lieu de „par“ n'a rien d'étonnant, la différence entre ces prépositions n'étant point encore fixée alors.

## Date de la complainte.

La chanson, quoique retrouvée dans un recueil du XVIIe s., remonte pourtant à la fin des guerres de religion du XVIe s. Voici les dates qui le prouvent:

Dans le Xe couplet il est question de l'assassinat de Henri III, commis le 1er août 1589 par le Jacobin Jacques Clément. En outre le pape Grégoire, dont les catholiques sont appelés les sujets dans le XXIe c., n'est autre que Grégoire XIV, élu le 5 déc. 1590 et décédé le 15 oct. 1591. Par conséquent ses sujets sont les catholiques de 1590 à 1591. Ainsi nous aurions le choix des trois années 1589—91, si la mention des sujets de Grégoire ne nous forçait pas à fixer la date de notre complainte entre la fin de 1590 et celle de 1591.

Aussi le VIe et le XIIIe couplets nous engagent à faire remonter le poème aussi près que possible de la Saint-Barthélemy. Car le premier ordonne aux jésuites „de ne pas rallumer le feu dans la patrie de la Vache à Colas,“ ce qui sans doute se rapporte aux massacres de 1572 dus en partie aux intrigues des jésuites et aux cruautés des R. Pères avant l'avénement de Henri IV. Dans l'autre couplet, l'indignation causée par la vie joyeuse de la cour papale s'explique parfaitement par le souvenir des fêtes que donna le Saint-Père en 1572 pour célébrer dignement le triomphe de l'église romaine.

Ainsi la complainte doit dater de l'époque la plus agitée peut-être de toutes les huit guerres de religion, du commencement du règne de Henri IV ou, pour mieux dire, du temps du siége de Paris de 1590.

Sous le règne du bon roi Henri les catholiques continuaient de chanter la chanson. Ce prince, croyant voir dans ces plaisanteries des allusions à son mariage avec une princesse protestante, et jaloux de

venger la religion dans laquelle il était né, défendit aux catholiques, par décret du 10 sept. 1605, de chanter la chanson sous peine d'être pendus.

Pour compléter l'histoire de la complainte, citons le passage suivant d'un livre rare et curieux de 1612, intitulé „Le Tasteur“:

„On ne parle plus ni de Filou, ni de Robinette, ni du Charbonnier, ni de la fin de la Vache à Colas, mais seulement du Tasteur.“

Ainsi déjà en 1612 la chanson vieillit et sa réputation diminue. On voit par ce que nous venons de citer qu'elle avait occupé une place parmi les sujets favoris du public.

## Argument de la complainte.

L'auteur voulant réduire au silence les crieurs catholiques, leur montre, pour ainsi dire, le revers de la médaille, c'est à dire qu'il tourne en dérision les côtés faibles du catholicisme, l'ignorance et les vices des ecclésiastiques etc. Vous voyez une paille dans l'oeil de votre prochain, mais vous ne voyez pas une poutre dans le vôtre, voilà ce qu'il veut leur faire sentir.

Les adversaires avaient-ils chanté que la Vache était bonne protestante, lui au contraire la dit excellente papiste, poussée par son fanatisme, elle vient déranger les huguenots rassemblés dans leur prêche et succombe sous leurs coups. Sur le point de mourir elle pense à son salut suprême et lègue en bonne catholique tout son bien au clergé, afin qu'il fasse des prières pour lui assurer la vie éternelle. Ce qu'il y a de plus bizarre, c'est que la Vache ne peut léguer que des morceaux presque sans valeur, les huguenots ayant gardé les meilleures parties pour eux. Le clergé n'aura que les oreilles, la langue, les entrailles etc. L'auteur imagine que la Vache a chargé les huguenots de distribuer le légat ou plutôt les différents legs, faits en faveur de l'église, et il nous communique les dernières volontés de la bête à partir du V^e^ jusqu'au XXI^e^ couplet, les quatre premiers servent de prologue et le XXI^e^ d'épilogue. Chaque legs est fait en rapport du mérite des héritiers dont les uns reçoivent les longues oreilles à cause de leur stupidité, les autres les entrailles, pour mieux supporter les débauches, et ainsi de suite.

Le langage dans lequel la complainte est écrite est le **Bourguignon**. Le dialecte Bourguignon a eu plus d'extension que les deux autres grands dialectes de la langue d'oil, le normand et le picard, à cause de l'établissement du royaume de Bourgogne. Les langages parlés en

Nivernais, en Franche-Comté, en Champagne, en Lyonnais, en Orl
nais etc. en dérivent. Il a de la mollesse et une certaine grâce m
on le parle encore dans les contrées les plus reculées de la prov
française actuelle de Bourgogne.

Passons maintenant à la complainte elle-même.

## Couplets I — IV.

I.

O Pape et Cardinaux,
Archevesques et Evesques
Montés sur vos chevaux,
Et vous, Caphars avecques,
Mettez les pieds à terre
Pour chanter libera
Sur le tombeau funèbre
De la Vache à Colas.

II.

Car en son testament
Elle a eu souvenance,
Pour son enterrement,
De faire une ordonnance
Que, suivant saint Grégoire
L'on chantera tout bas,
Afin qu'en Purgatoire
Son âme n'aille pas.

III.

Toutefois, elle croit
Que le pape de Rome
Du mal qu'elle avait fait
A Colas le bonhomme,
Rémission plénière
Lui donne à son trépas,
Comme très-clément père
De la Vache à Colas.

IV.

Non obstant, pour monstrer
Sans aucune feintise,
Qu'on ne peut rencontrer,
En la romaine Eglise,
Beste d'un plus grand zèle,
En se voyant si bas:
„Qu'on prie (ce dit-elle)
Pour la Vache à Colas!“

Dans ce prologue de quatre couplets les huguenots charg
l'exécution du testament invitent le haut et le bas clergé d'assist
convoi de la Vache, leur soeur en religion. Hélas! la pauvre bê
pu recevoir le saint sacrement, mais elle a eu l'espoir que le cl
cause de sa piété et de son grand zèle pour le bien de l'Eglis
des prières pour le salut de son âme et que le Pape l'absoudra d
ses péchés.

## I.

## Caphars, Caphards, Cafards,

cfr. Garotte Recherches des Rech. p. 718 et Littré Dict. Fr.

Caphardum, vêtement du XIV^e^ s., porté par les personnes d
ou ceux qui s'en donnaient l'air. Les huguenots désignaient de c
les faux dévots tels que les espions dans les couvents. Car il y
d'usage que tous les moines ou nonnes veillaient les uns sur les a

afin de faire des rapports aux supérieurs sur la conduite de leurs frères ou soeurs. On appelle encore aujourd'hui dans les lycées „caphards“ les élèves qui viennent se plaindre à leurs maîtres de leurs camarades. On désigne du même nom les agents de la police secrète, appelés ordinairement „mouchards.“

## Libera.

Il est connu qu'on désigne les chants, les prières, les bulles etc. dans l'église catholique de leur premier mot.

Après le chant de l'office des défunts le prêtre se rend auprès du cercueil et on chante le „Libera“:

„Libera me, Domine, de morte aeterna, in die illa tremenda .... Requiem aeternam. Libera me.“

## II.

La Vache a prescrit dans son testament la cérémonie de ses funérailles et désigné les cantiques qu'il faut chanter.

## Saint Grégoire,

premier de ce nom, surnommé le Grand, évêque de Rome (590 - 604), essaya de se rendre indépendant de Constantinople et conçut le premier l'idée de la suprématie de la chaire apostolique. Il a publié des recueils de chants religieux et des règles pour chanter des mettes, administrer des sacrements etc. Ainsi la Vache veut être enterrée selon les rites, afin que son âme n'ait pas besoin de passer par le purgatoire, avant d'entrer au paradis.

## III et IV.

## Colas le bonhomme, c. p. 10.

Quoiqu'il ait comme ancien propriétaire les droits les mieux fondés sur la Vache, celle-ci ne peut lui laisser aucun souvenir, parce que le clergé prendra tout ce dont les huguenots ne voudront pas. Toutefois elle lui demande pardon du mal qu'elle lui a causé et elle croit que le Pape lui „donnera à son trépas rémission plénière“ c'est à dire absolution complète.

aux dieux. Pour les confrères de la V
les abattis.

V.

„Pour solennellem
Faire mes funérail
Je laisse entièrem
Mes boudins et tr
Au clergé de la F
Dont on fait si gr
Pour avoir souven
De la Vache à Co

Mes boudins et

boudin = boyau plein de sang et
Tripaille = amas de mauvaises t
Ces deux mots servent en même te
saucissons fort estimés en France. Il fau
ventre endurci du clergé vorace, de
en pouront fabriquer avec les boyaux d

Dont on fait si

En effet il y a bien de quoi s'éton
gardé le respect dû aux saintes fonction

réellement dedans le ventre des bêtes, chiens, rats, serpents, crapaux, voire dans l'essence des démons? . . .

Notre-Seigneur vivant sur la terre n'était-il point sujet aux puces? Et le sang qui était dans le ventre des puces n'était-il pas uni au Verbe et le prix de notre rédemption? . . ."

VI.

„Puis je veux, d'autre part
Que vous, les Jésuites,
En ayez votre part;
Et vous, Espagnolites,
Je vous prie et reprie
De ne r'allumer pas
Le feu dans la patrie
De la Vache à Colas."

## Que vous, les Jésuites . . .
## Et vous, Espagnolites.

Le sixième couplet est dédié aux Jésuites ou Loyolites. L'appel de ne pas rallumer le foyer des guerres civiles en France s'adresse aux agents de l'Espagne en général, aux Espagnolites qui ont exercé une funeste influence dans les guerres de religion. On sait que, dès les premières hostilités, les catholiques, abjurant tout sentiment de patriotisme, recherchèrent l'alliance de quelque puissance étrangère. Les Guise se coalisèrent avec Philippe II, roi d'Espagne qui voulait assurer le triomphe du catholicisme, et qui se flattait en même temps d'asservir la France à la faveur de l'anarchie. L'Espagne prodiguait l'or, pour entretenir des prédicateurs mercenaires qui ne cessaient d'exciter de nouveau, après chaque paix concédée aux huguenots, le fanatisme des masses ignorantes par l'injure, la calomnie, l'excitation à la guerre civile et aux crimes. Ces sermons des „Prédicateurs de la Ligue" ont été recueillis de nos jours par Charles Labitte, et nous nous bornerons, pour montrer l'insolence de ces gens, à lui emprunter ces paroles prononcées du haut de la chaire par Boucher, décrivant ainsi le roi Henri III à ses sujets:

„Bref, c'est un Turc par la tête, un Allemand par le corps, une harpie par les mains, un Anglais par la jarretière, un Polonais par les pieds et un vrai diable en l'âme."

Et plustard un autre prédicateur, nommé Commelet, n'hésita pas à faire l'éloge de Jacques Clément (cfr. couplet X) et à comparer le

passé, à l'usage du présent, à tous bons P. P. religieux et
liques" (1625 p. 1.) leur adresse les vers suivants:

„La Transmontaine faction
A fait, par subtil monopole,
Du manteau de la Religion
Une roupille à l'espagnole."

Roupille est une sorte de manteau dont les Espag
vraient pour dormir, de là dans l'argot francais „roupiller"

VII.

„Pour garnir le moustier,
Ma tête je libère
Pour faire un bénitier,
Instrument de vicaire.
En prenant l'eau bénite,
Quelqu'un dira tout bas
Une messe petite
Pour la Vache à Colas."

**Moustier**

mot hors d'usage = église. Ainsi la Vache lègue sa tête
l'église et pour servir de bénitier, vase sacré contenant l'e

Je libère = je délivre, lègue.

Pour faire un aspergès
Ma queue je vous baille;
Mes tétins aux nonnettes,
Mignonnes des prélats,
Je quitte, faisant feste
Pour la Vache à Colas."

## Cureur de vos sujets.

„Cureur" a un double sens, d'abord il implique la notion de curé, c'est à dire de celui qui prend soin des âmes, qui veille sur les âmes de ses ouailles. Mais l'auteur ne m'a pas l'air de vouloir appuyer sur le sens figuré de ce mot. Le ton du couplet est trop peu délicat, pour admettre qu'il l'ait employé autrement que dans sa signification propre. Les prêtres „curent" leurs sujets (ouailles), comme on fait des bêtes, ils leur nettoient et grattent la peau, c'est à dire ils les dépouillent. C'était probablement pour leur montrer les douceurs de la pauvreté prêchée par eux tous les jours qu'ils agissaient ainsi.

## Aspergès,

du latin „aspergo" = goupillon, dont le prêtre se sert au culte, pour arroser, au moment de dire la messe, la commune d'eau bénite.

Ainsi, la Vache laisse sa queue aux curés, pour en faire un aspergès. Elle a trainé pas mal de temps dans la boue, pour ne pas répandre un parfum exquis dans l'église, quand le prêtre va badigeonner les croyants. Ayant jusqu'ici servi à chasser les mouches du derrière de la Vache, pourquoi ne seroirait-elle pas aussi bien à balayer la commune?

## Bailler =

donner, mettre en main p. e. baillez-moi les trente écus que vous me devez.

## Mes tétins aux nonnettes,
## Mignonnes des prélats.

Le sens de ces mots paraît assez clair. C'était surtout la corruption dans les couvents qui scandalisait les gens de bien. Supposé même que les huguenots aient exagéré les faits dans leurs récits de la vie galante des religieux et des religieuses, il reste encore des témoignages assez

C'est le récit des relations galantes
Saint-Dominique et d'autres. Certes, d'
religieuse !

IX.

„Aux Capucins crott
Mes oreilles présent
Pour mettre aux der
De leur tête ignoran
Aux Cordeliers j'ord
Ne les oubliant pas,
Que la corde on leu
De la Vache à Cola

Après les curés c'est le tour des
leurs legs à partir du IX[e] jusqu'au XII
ceux-ci et l'avant-garde du cortége. A
corps des cardinaux, archevêques et évê
lants, la soutane de velours, les étoles b
dentelles précieuses, sur des chevaux av
fleurdelisés et parsemés d'or. Mais à la
heureux moines „crottés" portant la hair
les prélats sur leurs mules chétives, les
On dirait nuit et jour.

Aux Capucins

## Aux Cordeliers j'ordonne.

L'ordre des Cordeliers (Franciscani), fondé par François d'Assise, date de 1212. Faisant aussi voeu de pauvreté, ils ne sont ni plus instruits ni plus propres que les Capucins, leurs dignes confrères. Leur nom provient de ce qu'ils portaient une corde au lieu de ceinture. Ils se distinguaient de bonne heure par la légèreté de leurs moeurs en quoi ils comptaient fort sur l'intervention de leur patron canonisé qu'ils disaient en grande faveur auprès de Jésus-Christ. Le Seigneur ne paraît pas digne de lui délier la courroie de ses souliers, au moins à en juger par des ouvrages tels que „l'Al-Coran des Cordeliers ou Parallèles des faits et des gestes de Fr. d'Assise et de ceux de Jésus-Christ," publié sous le pape Alexandre IV.

La part des Cordeliers sera la corde attachée autrefois au cou de la Vache. Seulement elle ne leur servira pas de ceinture, mais à les pendre et à leur faire subir „le même sort qu'ils avaient préparé maintefois aux huguenots pris dans les troubles religieux.

X.

„Vous de Jacques Clément
L'engeance jacobine,
Qui tue méchamment
Le Primat qui domine, ....
C'est pour vous mes cervelles!
Venez tous en un tas,
Volant comme arondelles
Vers la Vache à Colas."

Après les Cordeliers arrivent les Jacobins, appelés ainsi depuis 1217, vulgo Dominicains de leur fondateur Saint-Dominique. Les quatre premiers vers font allusion à l'assassinat de Henri III par Jacques Clément de l'ordre des Jacobins. Le titre de „Primat" i. e. „primus ecclesiae", dû à Henri en sa qualité de roi de France, date du temps du baptême de Clovis en 496. L'acte de foi de ce chef salien tournait au profit de son autorité, en lui assurant une position exceptionnelle entre tous les rois barbares qui étaient alors païens ou hérétiques. Le Pape lui adressa de Rome des Lettres de félicitation et Clovis, faisant le premier profession d'orthodoxie, fut comme le fils aîné de l'Eglise, titre devenu, avec celui de roi très-chrétien, l'une des prérogatives de la couronne de France.

## Engeance

se dit des personnes par mépris p. e. maudite engeance = race.

Tous les Jacobins sont des fourbes et ne le cèdent en rien à Jacques Clément que le roi Henri III avait un peu gêné dans ses relations intimes avec la duchesse de Montpensier et qui rien que pour cela s'était débarrassé de lui.

Il ne faut pas s'étonner de ce que l'auteur n'approuve pas l'assassinat d'un des persécuteurs les plus fanatiques des huguenots. Que l'assassiné eût été un autre que le roi, certes dans cette époque de luttes terribles et de désordre complet où l'on se jouait de la vie humaine, ce n'aurait pas été un fait assez important ni assez rare pour en parler sérieusement. Mais il résulte avec évidence des guerres de religion que les protestants, quoique révoltés contre la couronne catholique, n'en voulaient point à la personne du roi. Ce sont surtout les manifestes et les traités des Rochelais avec les assiégeants qui prouvent que les huguenots ne pensaient pas à secouer le joug des Bourbons.

Ils regardaient toujours le roi de France comme leur souverain légitime, à condition, bien entendu, d'avoir la liberté de culte et de croyance, et d'avoir les mêmes droits que les catholiques à s'immiscer dans les affaires de l'Etat.

## Cervelles,

au pluriel parce que la cavité de la tête contient deux lobes de cerveau. On disait de même „avoir les foies chauds“, (c. Matth. Régnier), le foie se partageant en deux ailes.

La vache n'est pas censée avoir abondance d'esprit, mais elle est sujette à des fantaisies bizarres, elle est folâtre et moutonnière, et il faut la bien garder en la menant au pâturage. Les Dominicains sont du même caractère. Tenus par une discipline sévère dans leur couvent, ils s'adonnent sitôt qu'on les lâche au dehors, à toute sorte de plaisirs mondains, ils font grand bruit aux cabarets et exercent la profession de charlatans. Voir le Dict. hist. et crit. de Bayle art. Léon X, d'après lequel entre autres sottises ils prétendaient avoir la faculté de tirer les âmes du purgatoire.

Les Dominicains sont connus non seulement pour la légèreté de leurs moeurs, mais encore pour leur zèle fanatique qu'ils déployaient

comme auteurs de l'inquisition et de l'index contre les huguenots. Ils ne manqueront pas non plus à l'appel de „venir tous en un tas“ pour se jeter sur la pauvre bête noire.

## Volant comme arondelles.

Leur vêtement, blanc et noir, ressemble beaucoup au plumage des hirondelles.

## Arondelles,

„arondelle, aronde“, ancien nom de l'hirondelle, comme on dit encore: „à queue d'aronde“ pour „en forme de queue d'hirondelle.“

XI.

„Carmes et Augustins,
Sus! que ma peau on happe
Pour faire des patins
Et pantoufles au Pape.
Chanoine, en votre office,
Mettez-en sur vos bras
Pour aller au service
De la Vache à Colas.“

Il ne restera plus un seul morceau de la Vache, car les Carmes et les Augustins l'écorchent tout à fait, se servant le la peau, pour en faire des pantoufles au Pape.

## Sus! que ma peau on happe.

Sus, ancienne forme de sur, interjection pour exhorter, comme on dit aussi: „sus donc! qui vous retient?“ La préposition reste encore dans: „courir sus à quelqu'un“ de même que: en sus = au delà, en outre.

## Happer,

d'origine allemande, se dit du chien qui saisit avidement avec la gueule ce qu'on lui jette.

Les Carmes cultivaient spécialement le voeu de chasteté et les Augustins cueillaient les lauriers de Saint-Augustin, leur patron, dont les grandes vertus devaient couvrir tous les péchés de la sainte confrérie

qui se vantait d'être fondée par le célèbre père de l'Eglise, quoique ne datant en vérité que du XII[e] siècle. Ces deux ordres avaint reçu par le Saint-Siége le droit de vendre les indulgences, ce qui rapportait des sommes assez considérables, pour subvenir aux petits besoins du Saint-Père et de toute la foule de ses parents et de ses serviteurs. Les braves moines travaillaient ainsi comme sur commande comme les cordonniers, ils sont les fournisseurs brévetés de chaussures du Pape qu'ils font marcher, pour ainsi dire, à l'aide du denier de St.-Pierre et des indulgences vendues.

## Les patins et pantoufles

font allusion à ce que les Augustins avaient pour chaussure une espèce de savates et qu'ils recevaient tous les ans un cuir de vache et quatre paires de pantoufles.

Cfr. Histoire du clergé séculier et régulier etc. Amsterdam 1716.

Les patins, aujourd'hui la chaussure garnie de fer au dessous pour glisser sur la glace, étaient alors probablement des bottes durables pour la guerre ou la chasse. Ainsi le Pape se trouve tout à son aise; quand il voudra aller en guerre ou à la chasse, il mettra ses patins, quand il préférera rester chez lui, il mettra ses pantoufles.

## Chanoine.

Ici comme au VIII[e] couplet, „Cureur de vos sujets", on n'a pas ajouté le signe ordinaire du pluriel, ce qui n'a rien de surprenant, l'orthographe en géneral n'étant point encore fixée. On commençait déjà de mettre les s au pluriel, mais on imite aussi souvent l'usage du moyen âge qui n'en connaît pas encore.

Les Chanoines forment le conseil des évêques qui à leur demande pouvaient donner les indulgences; ainsi ils sont considérés de même que les Augustius et les Carmes comme écorcheurs de leur commune, parce qu'ils leur tirent l'argent de la poche pour leur vendre des objets sans valeur. Les Chanoines allaient se pavaner dans les rues, pour montrer la belle queue de leur longue chape qu'ils avaient coutume de porter sur le bras. Maintenant ils sont priés de le charger de pantoufles et de se montrer ainsi au public.

Pour aller au service
De la Vache à Colas.

Service se dit en général des cérémonies d'église et spécialement de la messe mortuaire et des prières pour les défunts. E. „fonder un service perpétuel", et dans les lettres d'invitation d'enterrement: „le service se fera à l'église N. N."

XII.

„Chartreux croque-poissons,
Ca! que l'on vous partage:
Son lait nous vous donnons,
Son beurre et son fromage:
Gardez vos rouges mines! ...
Et vous n'oublierez pas
De chanter les matines
Pour la Vache à Colas."

Chartreux croque-poissons
comp. croque-mort, croque-mitaine, croque-au-sel.

La règle des Chartreux leur interdit de manger de la viande, ils ne se nourrissent que de poisson, de beurre, de fromage etc. Ils mènent une vie très-rigide, et ils sont régis par un réglement sévère. Toutes les nuits la cloche fait entendre ses sons lugubres à minuit et les avertit qu'il faut s'arracher au sommeil pour adresser des prières au Seigneur et chanter les matines jusqu'à une heure avancée de la nuit. C'est pour leur faire plaisir que la Vache leur laisse son lait; en reconnaissance ils chanteront les matines pour le salut de son âme. Les Chartreux ont bonne mine à cause de leur nourriture simple et saine; aussi prenaient-ils plus grand soin de l'estomac que de l'âme. Ils ont à fabriquer les fameuses liqueurs qui, plus que leur piété, ont contribué à répandre leur nom.

Son lait nous donnons,
Son beurre et son fromage.

On s'attend à la première personne: „Mon lait" et „mon beurre", mais le changement subit s'explique facilement par le caractère léger de la chanson et on n'a pas besoin de corriger „Son" en „Mon".

### Ça! que l'on vous partage.

Ça, interjection exprimant un commandement p. e. ça! travaillez.

XIII.

„Au Pape de Soudan'
Au seigneur maître Gille,
Qui barbotte en ses dents
Débridant ses vigiles . . .
Que mon ventre lui vienne!
Dont on fait si grand cas
Afin qu'il se souvienne
De la Vache à Colas."

Le Pape de Soudan, c'est le Pape de Rome, car lui seul peut être appelé: „seigneur maître Gille" c'est à dire maître ou le plus fort de tous les charlatans de l'Eglise.

On appelle encore aujourd'hui „gille" un personnage des théâtres de foire qui fait toute sorte de tours et de charlataneries. Selon l'opinion des huguenots le Pape est le plus fort en espiègleries dans toute la catholicité. Il sait le mieux tourner le rosaire, chanter les vêpres etc., et il s'entend le mieux à se moquer du monde qu'il veut forcer à croire en son infaillibilité, sainteté, suprématie etc.

Toutefois l'explication du surnom de Soudan offre quelques difficultés. Il y avait en Abyssinie un prêtre légendaire, nommé Jean-Prêtre; on raconte qu'il était revêtu de la dignité épiscopale, et nous croyons que l'auteur fait allusion à celui-ci, en indiquant par „le Pape de Soudan" la grande ressemblance qu'il y a entre les sujets de Jean-Prêtre et du Pape de Rome. Tous les deux commandent à un troupeau noir, suivant aveuglément les ordres du maître, l'un aux nègres et l'autre aux cléricaux revêtus de la soutane noire.

### Qui barbotte en ses dents
### Débridant ses vigiles.

Barbotter et débrider, termes vulgaires, employés ici par mépris; le premier mot se dit du bruit que font les oies et les canards fouillant avec leur bec dans l'eau ou dans la boue. Débrider = ôter la bride à un cheval. Les prêtres lâchent, pour ainsi dire, la bride à leurs vigiles, tant ils marchent vite et ils les récitent machinalement comme des bêtes stupides, sans y attacher la moindre pensée.

## Que mon ventre lui vienne!

Voilà le plus utile souvenir que la Vache puisse laisser au Pape; car il a besoin d'un bon appareil digestif, pour supporter toute la bonne chère qu'il fait. Les bons catholiques dans leurs livres (cfr. Hist. du clergé séc. et rég. I pp. 99 — 103 et Cabinet Jés. p. 46), gardaient toujours la meilleure opinion de la sainteté des Papes et les concils ne se gênaient pas de les qualifier entre autres de „Colonne de la foi, Fils de David, de Salomon, de colonne de Sion, de Marie, Père des rois, Prince de l'univers, Lumière du monde, le Christ du Seigneur etc. etc. On s'étonne que leur vie plus scandaleuse souvent que sainte leur ait attiré ces surnoms glorieux.

La Vache qui sait le mieux ce qui fait l'affaire d'un bon Pape, lui lègue son estomac. Certes le ventre d'un ruminant l'aidera beaucoup à supporter les peines d'une vie de débauches. Ce legs paraît aussi bien s'accorder avec la malpropreté du clergé et de toute la catholicité. On sait que les villes du bon vieux temps ne brillaient pas par leur propreté, mais c'étaient surtout les pays catholiques qui y observaient la plus stricte exactitude. L'Italie, l'Espagne et le Portugal suivent de nos jours encore leur exemple.

### XIV.

„Pélerins harrassez,
Qui trottez à grand'erre
Chercher comme insensés
Votre salut en terre,
Quittez cette misère,
Sans courir haut et bas!
Et les pieds venez querre
De la Vache à Colas.

## Pélerins harrassez,

harrasser = lasser, fatiguer à l'excès,
à grand'erre „comme des cerfs" (Littré),
haut et bas = en à mont et en à val,
querre du latin quaerere = quérir.

Ce couplet s'adresse aux pélerins, et à la masse ignorante du peuple que le clergé menait où bon lui semblait, comme des moutons, solliciter la grace de la Sainte-Vierge et se traîner à genoux devant un fétiche quelconque.

XV.

„Hermites mendiant
Et vous, vieilles big
Je vous lègue mes
Enfilez les, dévotes
Si que vous et les
Cheminez pas à pa
Barbottant patenôt
Pour la Vache à C

Les Hermites ou Ermites mendiant
menant une sorte de vie monacale, retir
Toutefois ils se tenaient assez près de
autres à leurs besoins. L'Europe aussi a
hie par ces amis de la paresse qui, faisa
et leurs figures amaigries, marmottaient le
morceau de pain. La Vache, soeur de ch
vont partager avec leurs bonnes amies,

vieilles big

Celles-ci tâchent de racheter le pa
nesse à force de prières, elles se sont pr
Elles doivent enfiler les dents de la Vac

et à répéter toujours le même refrain qu'elles font claquer leur bec en les récitant.

XVI.

„A toi, Père Cotton
Je te donne ma langue,
Pour aller vers Pluton
Achever ta harangue.
Mes yeux je recommande
A tous ces moines ras,
Pour lire la légende
De la Vache à Colas.“

Le Père Cotton † 1626, de l'ordre des Jésuites, prédicateur renommé („je te donne ma langue“) et confesseur du roi Henri IV sur lequel il exerçait une influence funeste en l'éloignant de ses anciens coreligionnaires. Il le poussa en 1604 à abolir l'ordonnance qui avait banni les Jésuites du sol français. Il existe encore ces vers satiriques sur le tout-puissant conseiller du roi:

Autant le roi fait de pas,
Le Père Cotton l'accompagne.
Mais le bon Roi ne songe pas,
Que le fin Cotton vient d'Espagne.

On s'étonne avec raison que le bon roi Henri ait pris pour compagnon un aussi grand fourbe et intriguant qui selon toute vraisemblance n'est pas resté étranger à l'assassinat de Ravaillac. Car grâce à Cotton qui l'a confessé lui-même, le meurtrier n'a point fait de révélations sur ses complices.

XVII.

„Je ne veux oublier
Ce Claude le bonhomme
Lui donnant tout entier
Mon gros coeur en somme;
Et si veux et ordonne,
Pour son très-grand soulas,
Qu'il s'en vienne en personne
Vers la Vache à Colas.“

XVIII.

„A tous ses paroissiens
Tous mes os je délivre
Pour les ronger en chiens,
Afin qu'ils puissent vivre

En faisant patenôtres,
Les enfilant à tas
Pour bailler aux bigottes
De la Vache à Colas."

Nous ne saurions dire avec certitude qui est ce bon homme Claude. N'en ayant pas trouvé à la fin du XVI^e s. que nous pourrions placer pour sûr dans notre couplet, nous nous bornerons à mentionner un Claude de la famille des Guise. Domp Claude de Guise, en sa qualité d'évêque de Cluny, s'est rendu coupable de plusieurs crimes; digne rejeton d'un sang illustre, il ne s'est pas fait scrupule d'empoisonner son propre père.

Lui donnant tout entier
Mon gros ceur en somme.

Pour commettre tant de crimes, Claude selon l'opinion répandue alors devait avoir le coeur bien gros. Chaque partie du corps était le siége de certaines affections de l'âme. Ainsi les gens de bien ont le coeur petit et les lâches l'ont gros et enflé. (c. Ambroise Paré édit. Malgaique 1841.)

Le coeur de la Vache, ordinairement jeté aux chiens, servira à Claude; il sera assez gros, pour y cacher toutes ses mauvaises passions et les méchancetés de son âme perverse.

Le bonhomme Claude a si bien administré ou plutôt écorché ses paroissiens qu'ils n'ont plus rien à manger. La Vache, pleine de miséricorde, leur laisse ses os à ronger, pour qu'ils ne meurent pas de faim. Comme les Chartreux ont fait des dents de la Vache, ceux-ci pourront de même enfiler les os à des ficelles et quand le prêtre les aura bénis s'en servir comme scapulaire.

„Patenôtres" et bigottes ne semblent pas rimer, mais il faut penser à la prononciation vulgaire, aimant à supprimer dans les syllabes finales l'r, comme dans notre, votre etc. Il faut prononcer „patenotes", comme paroichiens au lieu de paroissiens, pour le faire rimer avec chiens.

## Pour bailler aux bigottes.

L'auteur paraît en vouloir surtout aux femmes dévotes, voilà déjà la deuxième fois que nous les rencontrons. (c. coupl. XV.) Il est vrai

que les femmes étaient bien pires que les hommes et renonçaient même à leur famille pour le bien de l'Eglise et du clergé.

XIX.

„A vous en général,
Au clergé je proteste,
Puisqu'avez le signal
Et marque de la Beste:
Mes cornes je vous laisse,
Puisque je meurs, hélas!
Pourvu que chantiez messe
Pour la Vache à Colas."

Appel au clergé en général de venir chercher les cornes de la Vache. Il y a dans les mots „Puisqu'avez le signal etc." probablement une allusion à la bête de l'Apocalypse représentant l'Antechrist. Pour le rendre encore plus ressemblant au diable, la Vache lègue ses cornes au clergé.

XX.

„Je veux que les enfants
Et toute la prestraille
Aillent toujours disants
A la Huguenotaille:
Ayez toujours mémoire,
Et ne l'oubliez pas!
De cette vache noire
Qui fut bête à Colas."

Ce dernier couplet faisant partie du testament même vous démontre l'intention de l'auteur de répondre par sa chanson aux railleries des catholiques s'attachant à la légende de la Vache à Colas. Répandez toujours, leur dit-il, tant que vous voudrez, cette histoire, cela nous servira à montrer que chez vous tout n'est pas rose et que ceux qui offrent tant de côtés risibles comme vous, sont mal avisés de se moquer des autres.

A la Huguenotaille

terme de mépris par lequel les enfants et le clergé désignaient les protestants; ils acceptent volontiers ici ce nom, comme les Hollandais faisaient de celui de „Gueux".

XXI.

„Pour la collation
La pauvre bête noire
S'est mise à l'abandon
Aux sujets de Grégoire;

Collation signifiait alors „discours". Littré en ci
suivant:

„Et fut faicte une collation par un frère des Jacobi
dant à fin de miséricorde."

**Les sujets de Grégoire sont les catholiques, sujets
XIV † en 1591. Il y a encore Grégoire XIII † en 1585,
pas de lui qu'il s'agit, parce que nous ne pouvons dater la c
époque antérieure à 1589 où fut assassiné Henri III. (c.**

**Cassel. C. H**

# Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

## Ueber die Sprache Jacob Grimm's von Karl Gustav Andresen. Teubner in Leipzig. 1869.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, welcher seit vielen Jahren durch verschiedene Werke, sowie durch eine grosse Anzahl in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichter Aufsätze als ausgezeichneter Kenner der deutschen Sprache allgemein bekannt und namentlich auf dem Gebiete der Grammatik in hervorragender Weise gewirkt, hatte vor einiger Zeit dem Studium der deutschen Grammatik J. Grimm's durch die Veröffentlichung eines Registers einen höchst schätzbaren Dienst geleistet.

Die Vorarbeiten zu dieser Arbeit waren von umfangreichen Aufzeichnungen der Besonderheiten, vermöge deren die Sprache Grimms aus den gewöhnlichen Kreisen der Darstellung heraustritt, begleitet gewesen; im Verlaufe der Jahre hat Herr A. von dieser seiner eingehenden Beschäftigung vielerlei theils grössere theils kleiner Proben bekannt gemacht. Das Werk, welches dem Publicum jetzt vorliegt, will darauf Anspruch machen, als ein geordnetes Ganzes über die Sprache — dies Wort im allgemeinsten Sinne genommen — des Altmeisters deutscher Wissenschaft Rechnung abzulegen.

Unstreitig giebt es nur wenige Bücher, die sich einem so speciellen Gegenstande widmen; wenige Schriftsteller sind es werth, dass ihnen eine solche Rücksicht widerfahre. Wie gross, wie einzig steht Göthe da in seiner sprachlichen Originalität! wer aber hat ihr sattsam nachgespürt und ist zugleich mit den mancherlei in erster Linie grammatischen Kenntnissen, die dazu erforderlich sind, hinreichend ausgerüstet, um es zu wagen, über Göthes Sprache und ihren Geist ein Werk zu schreiben und herauszugeben? Und doch führt gerade diesen Titel das von Herrn A. verschiedentlich angeführte Lehmannsche Buch (1852), dessen doppelte Einseitigkeit, wie sie sowol in der Beschränkung auf gewisse willkürlich erlesene Partien der Sprache des Dichters, als in der allgewöhnlichsten philosophisch und ästhetisch grammatischen Beurtheilung derselben vorliegt, noch keinen Kundigen dazu aufgefordert hat, eine geschicktere Hand besser ans Werk zu legen und sich die Mühe nicht verdriessen zu lassen, der deutschen Nation eine ihres grössten Dichters wie ihrer selbst würdige Arbeit zu überreichen. Was sich Herr A. vorgesetzt und ausgeführt hat, liess sich allerdings leichter bewältigen und in einen engeren und bequemeren Rahmen bringen; er wird auch selbst zugeben, dass bei aller Originalität der Sprache Jacob Grimms und bei der Bedeutung, welche dieser Mann für alle Zeiten des deutschen Volkes haben wird, der Name Göthe doch in einer Weise vorragt und in einem Glanze strahlt, mit dem sich nichts Anderes vergleichen lässt. Nun aber

stellen wir die Wünsche für eine gründliche Untersuchung der wunderbaren Sprache Göthes dahin und kehren zurück zu dem, was Herr A. über die Sprache des, wie er richtig bemerkt, jenem vielfach verwandten Meisters Jacob Grimm vorträgt.

Wer es nicht zuvor schon hinreichend sollte gewusst haben, wird es bald gewahr, dass der Verfasser als ein Gegner derjenigen grammatischen Richtung auftritt, der es darum zu thun ist, die Sprache nach gewissen Regeln, sei es des Gebrauches oder der Logik zu construiren, welche sich zu einer Zeit festgesetzt haben, um die sich Jacob Grimms Grammatik wenig oder gar nicht gekümmert hat. Daher nimmt er Veranlassung, bekannte und hervorragende Lehrbücher der deutschen Sprache, namentlich von Becker, Heyse, Götzinger zu vergleichen und ihre Regeln und Grundsätze an die Sprache J. Grimms zu halten. Dem letztgenannten von ihnen, Götzinger, fühlt er sich indessen andrerseits zu Dank verpflichtet, dass er die Einfachheit, Deutlichkeit und Schönheit der Sprache und Schreibung Grimms ausdrücklich hervorgehoben hat; ja es wird einigen Lesern wol noch erinnerlich sein, dass Herr A. in ähnlicher Weise, wie weiland Götzinger anderen Schriften und Blättern, einmal der kölnischen Zeitung vielerlei Verkehrtheiten und Nachlässigkeiten vorgeworfen hat, welche von dieser in einem ihrer nächsten Leitartikel, wenn auch mit Verdruss grösstentheils haben zugegeben werden müssen.

Bemerkenswerth ist in der Einleitung die Sonderung derjenigen, welche über Grimms Sprache geurtheilt haben oder zu urtheilen pflegen, in zwei Hauptgruppen, deren eine aus den gelehrten Fachmännern, die andere aus den Lehrern der deutschen Grammatik und Aufsätze bestehen soll. Wir sind zwar nicht genau davon unterrichtet, welcherlei Erfahrungen Herr A. in Beziehung auf diese letzteren gemacht hat; indessen haben wir vor nicht langer Zeit einem Vorgange nahe gestanden, und es lässt sich von ihm vielleicht auf andere und ähnliche Erscheinungen weiter schliessen. Es handelte sich von dem Schutze, den Grimm dem für unbetont geltenden Pronomen es durch Lehre und Beispiel hat widerfahren lassen. Herr A., welcher mit Entschiedenheit des Meisters Ansicht vertrat, befand sich so gut wie allein im Kreise vieler Angreifer, bemühte sich zu überzeugen, vermochte es aber nicht hinreichend, weil man gewohnheitsmässig im Voraus eingenommen war und für immer festen Fuss gesetzt zu haben glaubte. Genau und ruhig besehen, verhält sich übrigens der Gebrauch, den Grimm beobachtet wissen will, ohne Zweifel vollkommen richtig, und man begreift in Wirklichkeit nicht, da man sagt „für sie, für ihn, auch er, sie allein“, aus welchem Grunde es falsch oder unbequem sein sollte zu setzen: „für es, auch es, es allein“. Was zweien Geschlechtern recht ist, muss dem dritten billig sein. Der Verfasser hat S. 91 seines Buches aus Grimms Schriften zwischen 40 und 50 Beispiele dieser Ausdrucksweise aufgeführt; auch gibt es heutzutage viele achtbare Schriftsteller, die sich keineswegs scheuen ebenso zu sprechen.

Man wird es Herrn A. nicht vorwerfen dürfen, dass er die Sprache Grimms bei weitem überwiegend nach ihren grammatischen Erscheinungen betrachtet und uns ausnahmsweise auch andere Gesichtspunkte eröffnet hat; unterdessen kommt in der Einleitung genug vor, was sich auf eine gerechte Würdigung des höher und tiefer liegenden Geistes dieser Sprache bezieht, und der letzte Abschnitt steht jedweder grammatischen Erörterung völlig fern.

Die eigentliche Abhandlung besteht aus zwei Hauptstücken, welche sich im Allgemeinen an Formenlehre und Satzlehre anschliessen. Die erste Abtheilung des formellen Stoffes begreift Lautverhältnisse und Schreibung, die zweite ist der Flexion, die dritte der Wortbildung und Wortbedeutung gewidmet; das zweite Hauptstück trägt die Ueberschrift „Syntax.“ Gewissermassen als Anhang treten am Schlusse 2 Kapitel auf: Bemerkenswerthe Wörter und Ausdrücke, Bilder und Vergleiche.

Wir müssen es uns versagen auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte des reichhaltigen Buches näher einzugehen, können aber nicht umhin darauf aufmerksam zu machen, dass uns namentlich die umständliche Darlegung der syntaktischen Verhältnisse des Infinitivs, Particips und Pronomens, ferner die Erörterung der Wortstellung und Satzfolge als eine Quelle der mannigfachsten Belehrung erschienen ist. Aber auch in den übrigen Partien sind wir auf vielerlei interessante und beherzigenswerthe Mittheilungen gestossen; über einzelne Gegenstände, welche von Seiten der deutschen Grammatiker kaum dem Namen nach bekannt zu sein pflegen, hat der Verfasser in so eingehender Weise gesprochen, dass es wol der Mühe werth sein dürfte, ihnen fortan eine allgemeinere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir führen beispielsweise den Abschnitt an, welcher sich S. 202 auf die Abhängigkeit einer Präposition von dem in nominaler Form auftretenden Verbalbegriffe bezieht, dass z. B. richtig gesagt werde: „der Gedanke an den Tod", nicht aber: „der Denker an den Tod"! In die bei dieser Veranlassung gegen Grimm gerichtete Bemerkung fällt es indessen schwer einzustimmen. Grimm lehrt Gr. IV, 878, weil herschen über gesagt werde, gelte auch herr über; Herr A. hält das nicht für zutreffend, da „Herr" kein Verbalsubstantiv sei und es auch heisse, „Frau über". Sollte nicht diese Nachahmung der Verbalconstruction ebensowohl auf ein Substantiv, von dem das Verb selbst gebildet ist, als auf ein sogenanntes Verbalsubstantiv anwendbar sein? Man könnte übrigens die Sache vielleicht umkehren: weil „herr über" gesagt werde, gelte auch „herrschen über"; es käme darauf an, die Priorität einer der beiden Constructionen nachzuweisen. — Vorzügliche Beachtung verdient der dem Mhd. nachgeahmte Gebrauch des Pronomen wer in Sätzen wie: „fragen ist keine Schande, wer ein Ding nicht weiss." (S. 213) Dergleichen liest man zwar heute gewiss selten gedruckt, hört es aber manchmal in der bequemen Umgangssprache, auch unterm Volke, wie denn einem unserer Bekannten und seiner Umgebung gegenüber einmal in Baden ein älterer Führer die Bemerkung machte: „dieser Thurm, meine Herrn, ist 120 Fuss hoch, wer gern steigen mag." — Ueberraschend ist die grosse Zahl der S. 253 und 254 mitgetheilten Beispiele der Synesis oder Construction nach dem Sinne. Ueber die Zulässigkeit derselben lässt sich der Verfasser nicht aus, gesteht aber offen seine Freude darüber, dass schon Wolfram im Parzival sagen durfte: der palas wol gekerzet war, die harte lichte brunnen.* Zudem ist Aehnliches auch in anderen Sprachen z. B. der griechischen, lateinischen vorhanden. — Nicht minder oder noch mehr fällt die S. 268 aus Grimm nachgewiesene Geläufigkeit einer Stellung und Beziehung des Pron. auf, welche von Götzinger nicht mit Unrecht, wie es scheint, gerügt worden ist. Liest man z. B. Kl. Spr. I, 160 den Satz: „Mächtigen Einfluss auf ihn übten Niebuhr, zumal Schleiermacher, in dessen letzten Lebensjahren er vertraut mit ihm gewesen sein muss", so weiss man zwar, dass von Lachmann die Rede ist, wird auch wol das „ihm" richtig auf Schleiermacher beziehen; man wundert sich aber billig über den Ausdruck und die Anordnung. Noch schlimmer beinahe steht es um die Worte: „Schillers Vater redet ihn in seinen Briefen immer „er" an (Wörterbuch 3, 689). — Wahrscheinlich hält der Verfasser den Gebrauch des vorausgesandten, absolut stehenden Namens, auf den sich ein Pronomen des folgenden Gliedes bezieht (S. 171), nicht für Nachahmung des Französichen, weil er sonst wol eine Bemerkung darüber gemacht haben würde; allein Sätze wie Kl. Schr. I, 103: „das spinnende alte Mütterchen, um das sich die Kinder aufhorchend ans Feuer gesetzt haben, ist es nicht eine weise Frau, eine Norn des höheren Alterthums?" erinnern doch so stark an die bekannte franz.

---

* Das Pron. auf das aus dem Part. herausgenommen Subst. Kerzen bezogen; vgl. ê muost ich sorgen, die wil ich nu lân. (M. S. 2, 1 2).

Weise, dass man des Gedankens der Entlehnung sich kaum erwehren kann. Freilich lässt sich behaupten, dass es an und für sich durchaus angemessen und natürlich sei, einen im Augenblick der Rede oder sonst bedeutungsvollen Gegenstand ohne Rücksicht auf ein Casusverhältniss auf die Spitze zu stellen und alsdann erst den eigentlichen Gedanken folgen zu lassen. Vielleicht sind es auch vorzugsweise die Fragsätze, welche französischen Anstrich zu haben scheinen. Auf derselben S. 171 wird die Verbindung „der Ruhm ausgenommen" angemerkt und darauf hingewiesen, dass das Particip keinen Einfluss auf den Casus auszuüben braucht, wenn ihm das Komma nachfolgt. Dies würde mit dem franz. Unterschiede zwischen la gloire exceptée und excepté la gloire zusammentreffen: im ersten Falle ist die Construction accusativisch, während im zweiten das Particip adverbial steht und ein Casus oder sonst ein Satzverhältniss folgt, welches mit dem vorhergehenden übereinstimmt.

Der Verfasser hat wohl daran gethan, dass er die Bilder und Vergleiche, welche er zum Schlusse seines Buches reichlich vorführt, in ihrer ganzen und buchstäblichen Form gelassen hat: diese Gleichnisse machen einen sehr angenehmen und behaglichen Eindruck und gewähren tiefere Blicke in den Geist und das Gemüth des trefflichen Meisters, als blosse Declamationen zu thun vermögen. Auch ist die Anordnung, welche er ihrer Mittheilung zu Grunde legt, durchaus angemessen; dass sich hie und da Einzelnes vielleicht etwas anders hätte einreihen mögen, stellt er selbst nicht in Abrede.

Im Verfolg der Conjugation wird zu den von Grimm ziemlich häufig gebrauchten Formen brennte, gebrennt, nennte, genennt, rennte, gerennt S. 98 in einer Anmerkung gesagt, kennen mache Ausnahme. In der That hat sich Grimm der Formen kennte gekennt enthalten: was aber merkwürdiger ist, er lehrt in der Grammatik selbst, dass sie nicht giltig seien. Wahrscheinlich wird er dabei seiner eigenen besonderen Gewohnheit oder Erfahrung gefolgt sein, vermöge deren er an derselben Stelle (I², 987) sogar rannte (f. rennte) unzulässig nennt, während doch die Schriftsprache nicht bloss sondern auch die mündliche Rede hier den Rückumlaut verlangt. Hildebrand führt im Wtb. V. 533 viele Beispiele von kennte gekennt auf; „das Volk spricht meist noch so", besonders auch bekennt f. bekannt.

Zu den Ausdrücken der Vergleichung „leichter als nützlich" u. a., welche S. 182 aufgeführt stehn, wird passend die lateinische Sprache verglichen; auch die englische kennt dergleichen, z. B. fairer than honest bei Shakespeare, worse than useless bei Macaulay (s. Archiv XVII, 292). In Göthes Egmont liest man: wahrer als klug und fromm (I), ernster als lieblich (V). Es zieht an, noch einige mit der Sprache J. Grimms übereinstimmende Erscheinungen göthischer Ausdrucksweise zu verzeichnen, die nicht aus Lehmanns Buche entlehnt sind, zum Theil bei ihm sich gar nicht finden. Dem S. 129 wahrgenommenen Beispiele „unauszugründendes Wunder" gesellt sich in Wahrheit und Dichtung: „eine solche unzuberechnende Wirkung." Sehr viele Beispiele des mangelnden Artikels in präpositionalen Verbindungen des gewöhnlichen Lebens (S. 176) bietet Götz von Berlichingen: „an Kopf, an Tafel, in Thurn, in Stall, in Streit, in Sack, in Wurf, in Rücken, in Weg, in Wald. Mit dem doppelten Casus in dem Satze: „Auf ihm sollte die Kirche als auf einen Felsen gegründet werden" (198) wissen wir auch nicht viel zu beginnen; aber Göthe (Ausgabe in 6 Bänden) Bd. 4, S. 698 schreibt ähnlich wechselnd: „Und so hielt ich für meine Person wenigstens mich immer fest an diese Studien wie an einem Balken im Schiffbruch."*)

Die äussere Austattung des Buches spricht ungemein an. Wie sauber,

---

* Unterschied übertragener und sinnlicher Bedeutung.

angenehm und deutlich gehen die lateinischen Buchstaben mit der Minuskel einher! wer will es leugnen, mag auch die Gewohnheit noch so grossen Einfluss ausüben, dass ihnen sehr grosse und mannigfaltige Vorzüge vor den sogenannten deutschen, ihren meist eigentlich entarteten Nachkommen, beiwohnen? Zwischen der Vorrede und dem Inhaltsverzeichnisse hätte unseres Erachtens ein grösserer Raum beobachtet werden sollen; der nahe Anschluss des einen an die andern, dessen Grund mit Sparsamkeitsrücksichten zusammenhängen wird, hat kein gutes Ansehen. In besonderem Grade verdient die Reinheit des Druckes hervorgehoben zu werden; wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dem Corrector den Verfasser selbst vermuthen, dessen uns bekannte Genauigkeit und Sorgfalt sich mit der Umsicht und Geschicklichkeit der berühmten Leipziger Druckerei erfreulich vereinigt hat. Kaum findet sich irgendwo ein nennenswerther Fehler, gewiss keiner, der den Sinn entstellte; S. 184 in der Anmerkung sollten von zwei bald aufeinander folgenden „der“ das erste die gewöhnliche, das zweite gesperrte Schrift tragen, während jetzt gerade das umgekehrte Verhältniss dasteht.

Des Verfassers Stil bewegt sich gleichmässig in den Bahnen allgemein ansprechender Geläufigkeit; von bewusster oder unbewusster Nachahmung irgend einer Manier oder Eigenthümlichkeit der Weise Jacob Grimms, an der er sich in seiner ganzen wissenschaftlichen Richtung mit so hoher Liebe und Verehrung gebunden fühlt, findet sich keine Spur; Besonderheiten des Ausdrucks, welche er gegen einseitige Angriffe zu rechtfertigen oder zu entschuldigen bemüht ist, gestattet er sich selbst nicht, wenn er weiss, dass diese Angriffe nicht bloss auf dem Urtheil der Grammatiker beruhen, sondern auch der allgemeineren Beistimmung des Gebrauches sich erfreuen. Wir können das nach allen Seiten nur billigen, hegen überdies die Ueberzeugung, dass Herr A. in viel mehr Fällen, als er selbst angiebt, mit dem Stile Grimms, insofern er vorwiegend die jetzt bestehende Praxis betrifft, nicht übereinstimmt.

Bekannt sind die Grundsätze der Rechtschreibung, welche Herr A. befolgt; hat er doch, wie sich der gelehrte und einsichtsvolle Verfasser der lobenden Anzeige seiner kleineren Schrift über Jacob Grimms Orthographie in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1868 S. 585 ausdrückt, „selbst in dem grossen Orthographiekriege des vorigen Jahrzehnts wacker mitgestritten.“ Mit Beharrlichkeit hält er an dem sogenannten historischen ß fest und wird voraussichtlich sein Lebelang nicht freiwillig davon ablassen; eine bereits angekündigte wahrscheinlich neue Erörterung dieser „kitzlichen“ Frage wird von ihm demnächst in der Zeitschrift für deutsche Philologie veröffentlicht werden. Wir sind begierig darauf, ob eine für das allgemeine Beste überaus wünschenswerthe Einigung noch auf irgend eine Art zu erwarten stehe. Mit einer, wie uns dünkt, sehr heilsamen Aenderung tritt der Verfasser unseres Wissens zum ersten Male öffentlich auf. In der Schrift über J. Grimms Orthographie hatte er noch neben dem dehnenden *h* auch das ärgerliche *th* beibehalten und sich darüber im Vorworte mit Gründen der Consequenz rechtfertigend ausgesprochen. Jetzt lässt er *th* überall, wo es für das ältere *t* eingetreten ist, fahren und setzt den reinen organischen Buchstaben. Die Ungleichheit, dass daneben doch das dehnende *h* verbleibe, ist nach unserer Ansicht nicht erheblich genug, um besondere Einwände dagegen zu behaupten. Ohne Zweifel hätte Herr A. herzlich gern auch dies *h* verbannt; dass sein Buch dadurch angenehmer zu lesen geworden wäre, glauben wir gar nicht, vielmehr grade das Gegentheil. Aber der Unterschied, ganz abgesehen von einem sehr bemerkbaren Uebergewicht der wissenschaftlichen Abneigung gegen *th*, ist das, dass dies Zeichen mit einem in anderen Sprachen charakteristischen, vom *t* durchaus verschiedenen Zeichen zusammen fällt. Schädliche, wenn gleich selbst für schwache Kenner kaum begreifliche Verwechselungen sind zu Zeiten bereits offenbar geworden. Dass Herr A. seinen zweiten Vornamen Gustaf schreibt, mag Manchem

auffallen; wir finden diese Schreibweise vollkommen richtig und allgemein empfehlenswerth. Hiesse es Adolf, so würde das *f* Keinem Anstoss, den Meisten Befriedigung gewähren. Wenn hier *ph*, so ist dort *v* undeutsch; kein deutsches Wort — und Namen sind Wörter der Sprache — geht auf *v* aus. Gustaf ist nordischen Ursprungs und bedeutet „Kriegsstab" (Grimm, Gesch. d. d. Spr. 2. Aufl. S. 491); die Quelle des üblichen *v* muss eben da gesucht werden, woher wir Adolph, Rudolph besitzen.

Wir schliessen unseren Bericht, indem wir das Buch den Lesern des Archiv's warm empfehlen und die Ueberzeugung aussprechen, dass sich das treffliche Werk durch seine ausserordentliche Gediegenheit viele Freunde und allgemeine Anerkennung erwerben wird.

H.

---

Die Idee einer rationellen Universal-Dolmetschersprache von Augstin Staffler. — Innsbruck, Vereinsbuchhandlung 1869.

Diese neue Sprache hat der Verfasser für katholische Missionäre bestimmt, damit diese vermittelst derselben dem blinden Heidenthume die Wohlthaten des Christenthums bringen können.

Zweierlei entwickelt er in seiner Schrift. Zunächst die Bildung des neuen Sprachschatzes und die Flexion und sodann die Wahl der einzelnen Wörter für die verschiedenen Begriffe. Die Wurzeln bildet er durch die Verbindung der 5 Vocale mit 20 Consonanten. Dies giebt hundert Wurzeln, von denen jede nummerirt wird. Diese 100 Silben erzeugen durch Combination von je zweien wiederum 10,000 zweisilbige Wörter. Die Flexion wird durch einfache Präfixa und Suffixa bewerkstelligt. Das Neue bei dieser Idee einer Universalsprache ist die Wahl der einzelnen Wurzeln für die Begriffe. Der Verfasser offenbart uns nämlich, dass Gott in seiner Allweisheit selbst jeder Zahl einen bestimmten Begriff beigegeben habe, den herauszufinden, man nur die Offenbarung Gottes, d. i. die heilige Schrift um Rath zu fragen habe. Ist für den Begriff die Zahl gefunden, so sucht man in der Wurzelliste die mit dieser Ziffer bezeichnete Wurzel auf und gefunden — divinitus — ist das Wort.

Als schlagendes Beispiel diene folgende Deduction:

Die Zahl 8 eignet sich als Erinnerungszahl für den Begriff Heil (Rettung) aus folgenden Gründen: die Zahl 8 ist das potenziarische Resultat aus der Lebenszahl 2 und der Liebezahl 3; nämlich $8 = 2^3$; diese Potenzform $2^3$ gestattet eine Hindeutung auf den mächtigen Einfluss der Liebe auf das Leben; in den Rettungsacten zeigt sich die Liebe zum eigenen Leben oder zum Nebenmenschen auf eine ganz vorzügliche Weise. Auch kommt der Zahl die verborgene Bedeutung Beständigkeit zu, welcher Umstand uns erinnert, dass der Mensch nach einem beständigen, dauerhaften Heile streben solle; ein solches Heil findet man aber wahrhaft und vollständig nur bei Jesus und in Jesus, unserm göttlichen Heilande. Es ist also sehr willkommen, dass die Zahl 8 die Grundzahl der Namen-Jesu-Zahl 888 ist, und dass es eben der achte Tag war, an welchem der neugeborne Heiland den Namen Jesus angenommen hat. Endlich kommt noch der Convenienzgrund hinzu, dass die Zahl 8 die Anzahl der aus der Sündfluth geretteten Menschen war und dass die Hauptperson unter diesen acht, nämlich Noe, der Achte genannt wird (II. Petr. 2, 5), wonebst zu bemerken ist, dass diese acht Personen von den heiligen Vätern als Vorbild aller jener Menschen anerkannt werden, die durch Jesus Christus von dem ewigen Verderben errettet werden. (Seite 59.)

Weil die Fortschrittszahl 2 = Leben, und die Machtzahl 9 = Geist,

so eignet sich das Product 18 als Symbol für den Begriff Intelligenz, in welcher das geistige Leben eines vernünftigen Geschöpfes ganz besonders hervortritt; und dass die Höhe des Schaftes bei den zwei Kunstsäulen am Eingange des salomonischen Tempels zu Jerusalem 18 Ellen betrug (III. Kön. 7, 15. Jerem. 51, 21 etc.) wurde vielleicht deshalb so auffallend hervorgehoben, um bei tiefer denkenden Männern dadurch die Erinnerung wachzurufen, dass besonders die Priester des Herrn durch echte Intelligenz dem Volke vorleuchten sollen, widrigenfalls sie an der Herbeiführung von Jeremiaden des Volkes mitschuldig werden. (Js. 5, 13.) [Seite 73.]

**Dr. Püschel.**

---

**Philosophia Patrum Versibus Praesertim Leoninis, Rhythmis Germanicis Adiectis, Juventuti Studiosae Hilariter Tradita. Confluentibus, Rud. Frid. Hergt. 1869. 2 Bl. (Titel und Dedication) und 116 Seiten, die letztc unbez. gr. 8.**

Der für die Quellenkunde des deutschen Sprichworts wie für die mittelalterliche Latinität nicht unwichtige Beitrag bietet uns 1475 leoninische Hexameter vorwiegend proverbialen Inhalts, welche von dem Herausgeber in fast eben so viele neudeutsche Reime „hilariter" übersetzt sind. Es ist die Umarbeitung und Erweiterung einer früheren Ausgabe und ein erstmaliger auf wissenschaftliche Behandlung allerdings verzichtender, dem verdienstvollen holländischen Gelehrten und Leidener Gymnasialrector Dr. Suringar — angeregt wohl durch dessen Arbeiten auf verwandtem Gebiete — dedicierter Versuch, die überall zerstreuten und an die älteste Zeit sich anlehnenden Verse dieser Art in ein Buch zu sammeln. Die Schrift will und darf jedoch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, welche auch bei dem überaus grossen Reichthum dieser Reime nur sehr schwer oder gar nicht zu erreichen wäre. Die Auswahl ist demnach eine beschränkte, aber bei dem betonten Zwecke, Alles auszuschliessen, was für die Jugend sich nicht eignet, eine sehr löbliche und auch genügende. Die Uebersetzung ist zumeist eine freie, die nur den Sinn des lateinischen Spruches, aber mit Laune und Humor, wobei jedoch auch sinniger Ernst nicht fehlt, dem Leser wiedergeben will. Auf poetischen Werth kommt es allerdings hier nicht an und der Verfasser that ganz recht, in seinen Reimen — und er hat, wie nicht zu leugnen, manchen sehr guten Wurf gethan * — dem Geiste und dem Charakter der Leoniner gemäss zu dichten. Wie indessen unsere Altvordern für diese Art Verse der Frau Muttersprache, sei es in gebundener oder ungebundener Rede sich bedienten, mögen einige vergleichende Proben

---

* Exercet fatuos saepe Minerva iocos.
*Selbst ein sehr gelehrtes Haus Spricht oft schlechte Witze aus.* (No. 387.)

Intret quo pacto Pilatus nescio „Credo".
*Warum in das Credo gekommen Pilatus?*
*Das fand ich noch in keinem Tractatus.* (No. 554.)

Omnes mensa male sternitur absque sale;
Deterior vero ponitur absque mero.
*Fehlt das Salz auf dem Tisch, Schmeckte weder Fleisch noch Fisch;*
*Fehlet aber gar der Wein, Was kann, frag' ich, schlimmer sein?* (No. 820.)

darthun, wobei wir uns lediglich auf die vom Herausgeber unter lite geordneten Sprüche (No. 512—579) beschränken und für ein paar derse das älteste Vorkommen beifügen.

No. 521. Illud si fieret, ad tympana mox lepus iret.
*Geschähe etwas dies und das, Spräng zur Trommel wohl der l*
Ehe du das wirst erlangen,
Möchst wol ein Hasen mit Pauken fangen.
*Andr. Gartnerus* Dict. Proverb. Francof. 1619. 8. S. 96. 84.

No. 525. Impedit ire forum defectus denariorum.
*Fehlt dir der Stüber, Geh' am Markte vorüber.*
Es ist böss, zu Markt gehen ohn Gelt.
*Gartnerus* S. 155.

No. 528. Impositis galeis tractantur foedera pacis.
*Wenn noch der Helm das Haupt bedeckt,*
*Der Friedens-Schluss wird ausgeheckt.*
Auch wann man harnisch sicht hertragen,
Soll man am frid noch nicht verzagen.
*Br. Seidelius* Loci comm. prov. Basil. 1572. S. 161.

No. 535. Ingenio plenus, qui viribus extat egenus.
*Wer an Körper klein, pflegt an Geist oft gross zu sein.*
In kleiner Häut stecken auch Leut.
*J. G. Seybold* Viridarium. Nürnb. 1677. 8. S. 241.

No. 536. Ingenti turba franguntur fortia castra.
*Gegen Volkeswill' und Sturmgebraus*
*Ist die stärkste Burg ein Kartenhaus.*
Viel Hunde sind des Hasen todt.
*Gartnerus* S. 135.

No. 541. In mundo mira faciunt et munus et ira:
Mollificant dura, pervertunt singula iura.
*Mit Eifer und Geschenken Sich die Processe lenken.*
Zorn vnd Gelt, verjrren die Welt.
*Gartnerus* S. 101.
Gelt vnd Zorn, macht alle ding verworn.
S. 136.

No. 547. In tali tales capiuntur flumine pisces.
*Grad' in diesem Fluss allein Fängt man solche Fischelein.*
In solchen wassern glaube mir
Vehnt man solche Fische schyr.
Regim. moralitatis. o. O. u. J. (c. 1490.) 4. Bl. Aiiij[b].
Von grossen Blöcken haut man grosse Spän.
Grosse Wasser, grosse Fisch:
Grosse Herren, guter Tisch.
*Seybold* S. 245.

No. 559. In vili veste nemo tractatur honeste.
*In schlechtem Gewand Acht't man Niemand.*
Kleidung ist der Mann,
Wer sie hat der leg sie an.
*Gartnerus* S. 206.

No. 564. Ira brevis melior magnis damnis, ut opinor.
*Besser kurzer Zorn, Als sehr viel verlor'n.*
Besser ist ein kurzer Zorn,
Denn ein grosses Gut verlorn.
*Gartnerus* S. 102.

No. 570. Irretit muscas, transmittit aranea vespas.
*Die Spinne hält die Fliege fest, Doch Wespen sie stets fliegen lässt.*
Die Spinweb fahen wol die kleinen Fliegen,
Aber die Mülstein faren durch hin.
*Luther* 1520. (Schriften. Jena 1555. I. Bl. 149b.
Kleine Dieb hängt man, vor den grossen neigt man sich.
*Seybold* S. 263. 114.

No. 573. Itur dum scitur, nescitur quando reditur.
*Fest steht dein Gehen, Es schwankt dein Wiedersehen.*
Man weiss die Aussfahrt, aber nicht die Einfarth.
Handschr. Randglosse zu *Seybold* S. 78.

No. 578. Iure coronetur, quicunque pudore repletur.
*Den wahre Scham ziert, Lob und Ehr' gebührt.*
Schamelheyt draicht die Kroen.
*Prov. communia.* o. O. u. J. (Colon. H. Quentell c. 1490). Bl. cjb.
Zucht vnd Scham tregt die Kron.
*Gartnerus* S. 172.

Die beiden Sprüche (No. 513): „Igne semel tactus timet igne postmodo cattus" und (N. 532): „Inde lupi speres caudam, cum videris aures" begegnen schon im XII. Jahrhundert. Vergl. über den ersten Haupt altd. Bl. I, 10, über den zweiten dessen Zeitschrift VI, 305. — Was den Spruch unter No. 552 betrifft: „Interves et va, non est differentia magna. *Nicht ein Jedermann Sieht ein Hand voll Noten an*", so ist, obgleich schon Gartnerus a. a. O. S. 54 denselben in gleicher Weise übertrug („Es kompt vmb eine Hand voll Noten nicht zu") dessen Sinn verfehlt. Nach einer Facetiensammlung des XVI. Jahrh., dessen näherer Titel Referent augenblicklich fehlt, dankt vielmehr das damals oft gebrauchte proverbiale Scherzwort einem launigen Priester sein Entstehen, der die ihm vom Bischof dictirte Strafe, zu dessen höchlichem Erstaunen, anstatt in *oves* in einer Anzahl *ova* mit den angeführten Worten entrichtete.

In Betreff des Spruches endlich unter No. 554 (vergl. die Note*) ist es, nicht sowohl dem Herrn Verfasser, als vielleicht manchem Leser nicht unerwünscht, zu erfahren, welchem Umstand denn eigentlich diese alte noch heute lebenskräftige Redensart „dazu kommen, wie Pilatus ins Credo" ihr Entstehen verdanke. Es geschah in Folge des Bestrebens der herrschenden Kirchenlehre der ersten Jahrhunderte, die Ansichten der Gnostiker zu widerlegen. Diese nahmen nämlich an, Christus sei ein überirdisches erhabenes Lichtwesen gewesen, das auf Erden nur einen Scheinkörper angenommen habe; ein solches Wesen könne aber nicht wirklich gelitten haben und nicht wirklich gestorben sein, sondern nur scheinbar. Gegen diese Ansicht nun suchte man sich durch urkundenmässige Genauigkeit über das Leiden und Sterben Jesu zu schützen durch die Aufnahme des Zusatzes in das Glaubensbekenntniss oder Credo: „der gelitten hat unter Pilato, ist gekreuziget, gestorben und begraben worden." Aus dem gleichen Gegensatze (nebenbei gesagt) gegen die gnostische Lehre von dem Scheinleibe Jesu Christi iis auch der Glaubensartikel von der Auferstehung des Leibes entstanden.

Wenngleich wir auch dem Herausgeber für seine Gabe auch in dieser Gestalt zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind, so sprechen wir doch den Wunsch aus, derselbe möchte bei einer neuen Auflage vor Allem jeden lateinischen Spruch mit seiner für solche Mittheilungen doppelt unerlässlichen, hier aber leider ohne Ausnahme fehlenden Gewähr versehen, so wie seinen Plan erweiternd beziehungsweise verlassend, den Text mit einer weiteren möglichst grossen Anzahl neuer Sprüche vermehren. Zu diesem Zwecke will ihm Referent, um hier zu den bereits citirten noch einige weitere zu nennen, und zwar von den lateinischen Reinardus Vulpes, Wiponis proverbia, die

zweisprachigen gereimten Zucht- und Sittenbücher, wie Floretus, Moretus, Facetus, die verschiedenen Regimina sanitatis (Schola Saternitana), den Salutaris poëta, die älteren Practica u. a. m., von jüngeren aber Luthers Werke, J. Fischart's Gargantua („Bachikantenversslin, Nüttelverse"), die Sprichwörter des Mich. Neander und Herm. Germberg so wie des Andr. Sutor latinum Chaos aus eigener näherer Bekanntschaft als reichlichfliessende Quellen anrathen und empfehlen.

Als Zugabe und Schluss des Ganzen hat der Herausgeber auch jenes alte mönchische Trinklied wieder abdrucken lassen (vergl. auch Schmeller Carmina burana S. 236 und Husemanni dicteria, in einer Münchener Handschrift. vom Jahre 1575. Bl. 205a — 206b), das in nicht wenigen Codices der mittleren Zeit und in mehr oder wenigen Interpolationen und Weiterungen auf uns gekommen ist.* Es lautet hier (S. 115):

Bibit hera, bibit herus.
bibit miles, bibit clerus,
bibit ille, bibit illa,
bibit servus cum ancilla,
bibit velox, bibit piger,
bibit albus, bibit niger,
bibit constans, bibit vagus,
bibit rudis, bibit magus,
bibit pauper et aegrotus,
bibit exul et ignotus,
bibit puer, bibit canus,
bibit praesul et decanus,
bibit soror, bibit frater.
bibit avus, bibit mater,
bibit ista, bibit ille,
bibunt centum, bibunt mille:
Ergo bibamus!

Für die Stellung des Buches in der Literatur der Sprichwörter wird wohl am passendsten das Ende des XV. Jahrh. sich ergeben, geleitet durch die Erwägung, dass die Blüthezeit des fast vier Jahrhunderte dominirenden leoninischen Verses in dieses Jahrhundert fällt und mit ihm endigt. Das schöpferische Vorkommen dieser Reime nach dieser Periode ist ein nur sporadisches oder sie entfernen sich mehr oder minder von der ihnen eigenen Sprache und dem stricten Wesen des Leoniners, wie jener im vorliegenden Buche (No. 515) „Ille est valde bonus vir, qui habet multum Silbergeschirr" (vergl. auch Joh. Gsel Nucleus Sentent. Greiffswalt 1627. 4. Bl. Biij a), dessen sich auch Luther in den Colloquia und die Postillisten des XVI. Jahrhunderts, besonders die sprichwortreichen Joh. Mathesius und

* Vergl. auch Mona und Aufsess Anzeiger II. 189 — 191. — Ein andefes hinlänglich bekanntes weil noch heute gesungenes latein. Trinklied „Mihi est propositum, in taberna mori" (mit Unrecht dem Engländer W. Mapes zugeschrieben; vergl. W. Giesebrecht in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur 1853, S. 351 ff. Eine griechische Uebersetzung von dem 1790 verstorbenen Leipziger Professor Fr. Wolfg. Reiz steht im Liter. Anzeiger 1801, 1344) entstand gleichfalls schon zu Mitte des XII. Jahrh., während deutsche Trinklieder aus so früher Zeit gänzlich fehlen, obgleich daraus keineswegs zu schliessen ist, dass unsere trink- und singlustigen Vorfahren dergleichen nicht besessen hätten. Wie sehr aber bereits im XII. Jahrh. der letzteren Zahl angeschwollen war, lehrt auf das überzeugendste das ergötzliche achte Kapitel der Geschichtklitterung von J. Fischart.

Valer. Herberger häufig bedienen. Namentlich Luther liebt dergleichen Verse ungemein; in den Colloq. (Franckf. 1576. Fol.) lesen wir unter vielen andern z. B. (Bl. 224b): „Non si fuissem mordax, Papa vorax;“ (Bl. 439a): „Hüt dich für dem Quare, si non vis errare,“ und in seinen Werken: Jena VIII, 222b: „Nullus et nemo mordent in sacco“ u. s. w.

Die erste Ausgabe der Schrift (Confluent. 1865. 72 S. 12; 756 nur lateinische Sprüche enthaltend) war nicht für den Buchhandel bestimmt und wurde vom Herausgeber blos an Freunde und Bekannte verschenkt; sie entzieht sich deshalb jeglicher Besprechung. Was schliesslich die Vertheilung des Stoffes und deren typographische Einrichtung in der vorliegenden Ausgabe angeht, so sind die latein. Verse alphabetisch und zum leichteren Auffinden nach ihren Anfangsworten geordnet und sämmtlich in erneuerter Schreibweise und Interpunction und die deutschen in Cursivschrift gegeben. Druck und Ausstattung des Buches lassen nichts zu wünschen übrig; die wenigen am Schluss verzeichneten Druckfehler sind ohne Belang. Als Herausgeber und Verfasser nennt sich in der Dedication „Jul. Wegeler, M. D.“ und lebt derselbe, in Geist und Berufsthätigkeit dem oben genannten Seidelius verwandt, im fröhlichen Rhein- und Weinlande, als ausübender Arzt zu Coblenz.*

Annweiler (Pfalz). J. Franck.

**Materialien zu deutschen, französischen und englischen Arbeiten.** Themata, gesammelt und theilweise mit Andeutungen zu deren schriftlicher Behandlung und reichhaltiger Gnomologie versehen von W. Bertram. Berlin. E. Kobligk, 1869.

Der Verf. dieser schätzbaren Sammlung von Aufsatzthematen giebt selbst in seinem Vorwort die leitenden Gesichtspunkte seiner Arbeit hinreichend vollständig an. „Es werden deutsche, französische und englische Themata gleichzeitig geboten,“ sagt er, „und zwar aus dem Grunde, weil sehr viele derselben recht wohl eine Bearbeitung und eine Benutzung des Hülfsmaterials auch in einer anderen Sprache gestatten, als in der, in welcher sie hier auftreten.“ Der Verf. will keine ins Einzelste ausgearbeiteten Dispositionen geben, welche die geistige Initiative des Lehrers oft in lästiger Weise beschränken, sondern vielmehr nur anregende Gedanken. „Gedanken erzeugen Gedanken,“ von denen manche die Disposition gleichsam in nuce enthalten, Er glaubt „eine solche Fülle trefflicher, fruchtbarer Gedanken beigebracht zu haben, dass diese Seite des Buches ihm einen gewissen Werth sichert, selbst für den Fall, dass es seiner Haupttendenz nach verfehlt wäre.“ Es werde erlaubt sein, meint er, das ohne Anmassung von diesen kernigen, edlen Gedanken zu sagen, die er den besten, gediegensten Schriftstellern verdankt. Und in der That, er darf dies ohne Anmassung sagen, denn jede Seite des kleinen Buches giebt von der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des ausgewählten Stoffes genügenden Beweis. So finden wir beispielsweise auf Seite 24 und 25 Chrien aus Voss, Goethe, Schiller, Shakspeare, Ovid, Horaz, Virgil, Properz, Cicero und Seneca und der

* Von demselben Verfasser erschien im Laufe d. J.: Wörterbuch der Coblenzer Mundart. Coblenz, Rud. Friedr. Hergt. 1869. II. und 68 S. 8. — ein Idiotikon der Stadt Coblenz und ihres Umkreises mit 78 theilweise zum erstenmale gedruckten interessanten provinciellen und Local-Sprichwörtern nebst einer Priamel, sämmtlich in mundartlicher Form. Hierüber demnächst.

Buchstabe D (die Anordnung ist eine alphabetische) bietet auf neun Seiten Themata mit Belegstellen aus Schiller, Goethe, Jakob Grimm, den Preussischen Jahrbüchern, Lamennais, Bulwer, Buckle (Civilisation in Europe), Ovid, Martial, Catull, Pindar und beispielsweise im Anschlusse an die Stelle von Jakob Grimm: „Was haben wir denn Gemeinsames als unsere Sprache und Literatur?" die Themata: „Zu welchen Betrachtungen giebt die vorstehende Frage Veranlassung?" mit in den Hauptpartien angedeuteter Disposition. „Welchen Einfluss hat die central-europäische Lage auf Deutschland ausgeübt?" — „Welche Umstände sind geeignet, das Bewusstsein der nationalen Zusammengehörigkeit der Deutschen zu kräftigen?" (mit in den Hauptpartien angedeuteter Disposition). „Friedrich der Grosse, Luther und Schiller als Repräsentanten von Nord-, Mittel- und Süddeutschland," oder: Dialog. „Schwert und Pflug. Ein Dialog." — Dialogue between two friends one of whom has just returned from a distant country. — Dialogue entre deux amis dont l'un va faire un grand voyage u. s. w.

Indem wir schliesslich noch bemerken, dass der Verf. sein Buch für die drei obern Klassen höherer Schulen bestimmt und mit richtigem pädagogischen Tacte die Einrichtung getroffen hat, dass die fremdsprachlichen Themata in der Regel der Schwierigkeit nach etwas tiefer stehen, können wir diese neueste Arbeit des auf dem sprachlich-pädagogischen Gebiete bereits wohlbekannten Herrn Verfassers allen mit dem sprachlichen Unterrichte in den oberen Klassen unserer Gymnasien, Real- und höheren Töchterschulen betrauten Herren Collegen aus voller Ueberzeugung empfehlen und wünschen daher, dass dieselben sich baldigst durch den Augenschein überzeugen mögen, wie sehr das Büchlein einer recht ausgedehnten Verbreitung würdig ist.

Sprottau. M. Maass.

---

L. de Belloc. De la formation des mots en allemand. Complément indispensable de toute grammaire allemande. Leipzig. Brockhaus. 1868. IV und 116 S. 8.*

Der Verfasser geht davon aus, dass das Deutsche eine sehr geringe Anzahl Stämme (mots-racines) besitzt, etwa fünfhundert bis tausend, aus denen durch Präfixe, Suffixe und Zusammensetzung viel mehr als eine Million Wörter gebildet werden. Er will durch Darlegung dieser drei Mittel der Wortbildung Nichtdeutsche in den Stand setzen, deutsche Wörter, die ihnen noch unbekannt sind, auch ohne Hülfe des Wörterbuches zu verstehen, und ferner je nach Bedürfniss neue Wörter zu bilden, „faculté qui, dans cette langue, n'a point de limite." Ausländer, welche diese Anzeige lesen sollten mögen hier gleich gewarnt werden, sich nicht zu sehr auf diese unbegränzte Fähigkeit des Deutschen, neue Wörter zu bilden, zu verlassen; sie könnten leicht Gefahr laufen, unverständlich zu sein oder komisch zu wirken.

Das Büchelchen verfolgt also vor allen Dingen einen praktischen Zweck, und wird unzweifelhaft von Franzosen, die über die Elemente der deutschen Grammatik hinaus sind, mit Nutzen gebraucht werden können. Das Material, welches es bietet, ist jedenfalls reichhaltiger, als das, welches sich in den dem Verf. bekannten deutschen Grammatiken für Franzosen findet, und ist übersichtlich angeordnet, indem zuerst die Präfixe, dann die Suffixe, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt werden, und zuletzt die Zusammensetzung von Substantiven, Adjectiven, Verben und Zahlwörtern unter sich behandelt wird.

* Zu wünschen wäre, dass die Verleger auch den Preis der eingesandten Bücher angäben.

Nach dem Zweck, den die Schrift verfolgt, darf kein eigentlich wissenschaftlicher Massstab an dieselbe gelegt werden. Doch hätte auch von rein praktischem Standpunkte aus, manches bestimmter und klarer gefasst werden können. So vermisst man bei den meisten Vorsilben, wie ab, an an der Spitze des sie behandelnden Abschnittes eine Angabe ihres eigentlichen Sinnes, aus dem dann die verschiedenen Bedeutungen abgeleitet werden. Bei anderen ist dieser eigentliche Sinn unrichtig angegeben, z. B. bei after mit selon, en tant que, d'après statt mit derrière. Ferner könnte die verschiedene Bedeutung der zur Wortbildung dienenden Silben theils schärfer, theils einfacher gegeben, und damit übersichtlicher gemacht werden. So liest man unter After als zweite Bedeutung in der Zusammensetzung die von „mépris, mauvais aloi, Ex.: Afterarzt“, etc., und als dritte Bedeutung die von „illégimité, Ex.: Afterkönig“ etc., zwei Bedeutungen, die offenbar zusammengehören.

Trotz mancher solcher Mängel dürfte die Schrift doch Franzosen empfohlen werden, denen es nicht um wissenschaftliche Erforschung, sondern praktische Erlernung des Deutschen zu thun ist.

F. S.

---

## Dr. C. Abel. Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise. Ein Vortrag. Berlin. Dümmler. 1869. 29 S. Kl. 8.

Wo dieser Vortrag gehalten worden, ist nicht gesagt; jedenfalls wol vor einem „gebildeten Publicum“. und es ist dem Verfasser dafür zu danken, dass er der gerade in solchen Kreisen noch vielfach geltenden Meinung entgegentritt, dass Wörter, die im Wörterbuch neben einander stehen, sich in ihrer wirklichen Bedeutung auch vollständig decken. Er sucht dies zuerst an den Wörtern ami und Freund nachzuweisen, wobei die Seitenblicke auf das Gefühlsleben des Franzosen wol eine ganz geschickte captatio benevolentiae vor einem deutschen Publicum sein mögen, aber jedenfalls weder fair noch equitable sind, Wörter die der Redner dann mit unserem billig vergleicht. Bei diesen Wörtern ist es wol nicht ganz richtig, dass fair aus Hochgesinntheit mehr zugesteht als was equitable ist. Es werden dann noch die Wörter determination und resolution mit Beschluss und Entschluss; rose colour und pink mit rosa; auburn, hazel und bay mit braun verglichen. Der Vortrag mag interessant, sogar anregend für den Kreis gewesen sein, vor dem er gehalten wurde, doch ist es fraglich, ob er auch gedruckt noch seinen Werth bewahrt.

F. S.

---

## K. Hillebrand. De la réforme de l'enseignement supérieur. Paris, Germer Baillière. 1868. 196 S. 8. 3 fr. 50 c.

Wie in Preussen ist auch in Frankreich die Unterrichtsfrage an der Tagesordnung; während es sich bei uns aber namentlich um Volks- und höhere Schulen handelt, wird dort vorzugsweise das enseignement supérieur, das Universitätsstudium, in Betracht genommen. Was Renan über die französischen, deutschen und englischen Universitäten in der Revue des deux Mondes vor einigen Jahren veröffentlichte, ist in Deutschland durch Berichte in den Zeitungen auch in weiteren Kreisen bekannt geworden. Am 15. September 1869 brachte dieselbe revue wieder einen Artikel über unsere Universitäten von Pouchet. Von diesen beiden Aufsätzen unterscheidet sich oben genanntes Buch dadurch, dass es nicht nur die Einrichtung der nicht-

französischen Universitäten in Frankreich bekannt machen will, sondern auch Vorschläge zur Reform des enseignement supérieur macht.

Selbst ein Deutscher, jetzt professeur des littératures étrangères an der faculté des lettres in Douai, ist der Verfasser doch weit davon entfernt, die Einrichtung deutscher Universitäten ganz so wie sie sind in Frankreich einbürgern zu wollen. Unsere Hochschulen sind ihm geschichtliche, aus dem Volksgeiste hervorgegangene Entwicklungen; sie auf einen anderen Boden übertragen, hiesse dem Volksgeiste Gewalt anthun und Abgestorbenes wieder beleben wollen.

Nachdem der Verf. im ersten Theil seines Buches die Einrichtung der deutschen Universitäten geschildert, deren Eigenthümlichkeit er im Gegensatz zu Frankreich in der Selbstverwaltung, der Lehr- und Lernfreiheit und der Vereinigung aller Facultäten sieht, Punkte, die er im Vergleich mit französischen Einrichtungen vortrefflich klar zu machen versteht, geht er im zweiten Theil zur genaueren Betrachtung dieser französischen Einrichtungen über. Dabei sieht er jedoch ab von den écoles spéciales, wie die école normale, école des mines u. a., und ebenso von der classe de philosophie und der Classe de mathématiques spéciales, die schon auf dem lycée Dinge behandeln, die bei uns der Universität zufallen. Ferner lässt der Verf. auch die Theologie ausser Augen, da er die Einrichtung dieser Facultät nicht näher kennt;* er spricht also eigentlich nur von den école de droit und école de médecine und den faculté des lettres und faculté des sciences.

Nachdem die alten, berühmten französischen Universitäten, die unter dem Druck des Jesuitismus und der absoluten Monarchie schon zu Mumien vertrocknet waren von der Revolution vollends fortgefegt worden, suchte Napoleon den höhern Unterricht wieder zu beleben. Da er aber in der reinen Wissenschaft, die um ihrer selbst willen getrieben wird und nicht greifbare Vortheile für den Staat bringt, eine Ideologie sah, so gelang es ihm nur statt der vorrevolutionären orthodoxen Wissenschaft eine officielle zu gründen, in der die Autorität herrscht und die vorzugsweise zur mechanischen Vorbereitung auf die Examina dient. Freie Forschung, ächte Wissenschaftlichkeit werden in diesen Anstalten nicht gepflegt.

Im dritten Theil seines Buches macht nun der Verfasser Vorschläge, um diesen Uebelständen abzuhelfen. Zunächst wünscht er die Vereinigung aller Facultäten, damit durch gegenseitigen Verkehr Lehrer wie Lernende von den Fortschritten auf allen Gebieten des Wissens unterrichtet werden. Ferner möchte er unser Privatdocententhum, oder wenigsten etwas dem ähnliches eingeführt sehen, theils weil dies den Wetteifer der Lehrer anregen würde, theils weil es eine Vorschule für das eigentliche Professorat wäre, während bisher die Facultätslehrer, die doch die reine Wissenschaft vertreten sollen, aus den Lehrern an den lycées meist nach dem Dienstalter genommen werden. Um den Privatdocenten aber einigermaasun die Mittel zur Existenz zu geben, müsste auch Bezahlung der Vorlesungen eingeführt werden. Mit dieser Bezahlung würden sich dann auch die conférences, unsere Privatcollegia vermehren, namentlich wenn die programmes aufgehoben würden, die dem Facultätslehrer vorschreiben in einer bestimmten Zeit ein bestimmtes Pensum zu absolviren. Um das Privatdocententhum zu ermöglichen dürften ferner die Examinationscommissionen nicht mehr, oder nicht mehr ausschliesslich aus Facultätsmitgliedern bestehen, da in Frankreich die Facultätsexamina zugleich auch Staatsexamina sind. All diese Einrichtungen will der Verf. nicht plötzlich durch Decrete, sondern durch die Entwicklung des theils

---

* Protestantisch-theologische Facultäten giebt es in Frankreich zwei, in Strassburg und Montauban. Die katholisch-theologischen Facultäten sind von der Kirche nicht anerkannt; die Geistlichen werden ausschliesslich in den Priesterseminarien gebildet.

thatsächlich theils gesetzlich schon Bestehenden herbeigeführt sehen, wie er dies selbst näher ausführt.

Schliesslich spricht sich der Verf. noch gegen die Unterrichtsfreiheit in dem Sinne aus, wie sie jetzt in Frankreich vielfach verlangt wird; eine solche würde zu einer katholischen, spiritualistischen, materialistischen etc. Wissenschaft führen und nur Parteizwecken dienen. Der Unterricht sei Sache des Staats; allerdings aber müsse das Lehramt jedem offen stehen, der seine Befähigung dazu nachgewiesen. In einem Vorwort macht übrigens der Verf. darauf aufmerksam, dass einiges von dem, was er wünscht, während des Druckes des Buches vom Unterrichtsminister schon ins Werk gesetzt worden, eine Bemerkung, die sich wol auf die École des hautes études bezieht.

Dies ist ganz kurz der Inhalt des Buches: auf alles Einzelne genau einzugehen ist hier nicht möglich; ein Urtheil über die Vorschläge des Verf. muss denen überlassen bleiben, die eigne Erfahrungen über die vorliegenden Fragen gesammelt haben. Jedenfalls kann die Schrift allen denen empfohlen len werden, die sich für den Universitätsunterricht bei uns oder in Frankreich interessiren.

F. S.

---

## De Francicae linguae recta pronuntiatione, Theodoro Beza auctore. (Genevae, apud Eusthatium Vignon. MDLXXXIV.) Berolini sumptus fecit Ferdinandus Schneider (jetzt W. Weber). 1868. VIII und 94 S. 8. 20 Sgr.

Die Genfer Originalausgabe dieser Schrift von 1584 war so selten geworden, dass sie nur wenigen bekannt war, und man sich meist mit dem begnügen musste, was man bei Diez und Livet daraus angeführt fand. Es liegt aber auf der Hand, wie wichtig es für die Geschichte der französischen Laute und ihrer Bezeichnung ist zu wissen, was ein Mann wie Beza für die zu seiner Zeit richtige Aussprache und zum Theil auch Schreibweise des Französischen hielt. Die Romanisten sind also Herrn Prof. A. Tobler in Berlin dafür zu Dank verpflichtet, dass er, wie aus der Vorrede hervorgeht, diese neue Ausgabe besorgt hat. Dass Beza's Ansichten über die Aussprache seiner Zeit nicht auch für das Altfranzösische maassgebend sind, eine Bemerkung, die der Herausgeber gegen Génin* richtet, darin wird ihm wohl jeder deutsche Sprachforscher beistimmen; wenn derselbe aber auch einzelne Ansichten Beza's selbst als irrig für seine Zeit ansieht, so glaubt Ref. doch, dass man wenigstens bei einigen derselben wol unterscheiden muss zwischen dem, was man als sprachgeschichtlich richtig ansehen muss, und dem, was der Gebrauch als richtig sanctionirt hat. So hält im Deutschen Niemand mehr die Aussprache lieben (zweisilbig mit ie als Diphthong) für richtig, ja nicht ein Mal mehr Könik, obgleich beides sprachgeschichtlich die richtige Aussprache wäre und auch dialektisch noch vorkommt. Eine grosse Anzahl von Druckfehlern der Originalausgabe hat der Herausgeber verbessert; andere allerdings etwas zweifelhaftere Stellen, die er zum Theil auch in der Vorrede anführt, hat er jedoch in den Text aufgenommen, so wie sie sich

---

* Wie wenig Beza selbst Génins Ansicht getheilt haben würde, dass das Altfranzösische ziemlich so gesprochen wurde wie das Neufranzösische, geht aus folgenden Worten hervor (S. 63): Literas quiescentes habet Gallica lingua Hebraeorum more, quarum plerasque tamen probabile est olim fuisse pronuntiatas et paulatim usu quodam veluti attritas, ut ex eo liquet quod vix ulla est Galliae provincia cuius dialecto nonnullae literae non sileant quae in aliis efferuntur.

in der ersten Ausgabe finden. Eine wörtliche Ausgabe des alten Textes mit emendirenden Noten wäre vielleicht vorzuziehen gewesen. Jedenfalls ist das Büchlein auch so den Romanisten eine willkommene Gabe.

F. S.

---

Dr. S. Nagel Französisch-englisches etymologisches Wörterbuch innerhalb des Lateinischen. Für Studierende und Lehrer des Französischen und Englischen an höheren Unterrichtsanstalten. Berlin. S. Calvary & Co. 1869. 378 S. Lexicon f.

Wie aus dem Vorwort und dem Programm der Realschule zu Mühlheim a. d. Ruhr 1864 von demselben Verf. (vgl. Archiv, Band 36, S. 471) hervorgeht, beabsichtigte Dr. Nagel zuerst ein Buch für die Schüler der obern Classen zu schreiben. Doch wuchs dasselbe so an, dass er selbst darauf verzichtet es in den Händen der Schüler zu sehen, und es jetzt Studierenden und Lehrern der modernen Sprachen bestimmt. Diese werden es hoffentlich mit vieler Freude begrüssen, da es das erste etymologische Werk ist, das vom Lateinischen ausgehend alles zusammenstellt, was aus dieser Sprache in das Französische und Englische herübergenommen oder auch auf dem Gebiete der beiden Sprachen selbständig entwickelt worden ist.

Die Einrichtung des Buches ist durchaus übersichtlich. Auf jeder Seite stehen links die lateinischen Wörter, welche Stämme französisch-englischer sind, in alphabetischer Ordnung und mit grossem Anfangsbuchstaben; unter ihnen mit kleinem Anfangsbuchstaben diejenigen lateinischen Ableitungen, die ebenfalls Wörter in den beiden neuen Sprachen hervorgebracht haben, und zwar je nach dem Grade ihrer Entfernung vom Stammwort mehr oder weniger eingerückt. Rechts stehen die neuen Bildungen, und zwar stets auf denselben Linien wie die entsprechenden lateinischen, und ebenfalls je nach dem Grade der Ableitung eingerückt. Wörter, die keine lateinischen Vorbilder haben, stehen zwischen denen, welchen sie am nächsten kommen. Wo es nöthig schien, ist in kurzen aber klaren Worten die Ableitung, z. B. auffallende Lautveränderungen, erklärt. Französische und englische Wörter sind durch stehende und cursive Schrift unterschieden; mehr als zweisilbige, beiden Sprachen gemeinsame Wörter sind halb stehend, halb cursiv gedruckt. Man hat so mit einem Blick das ganze Schaffen der wortbildenden Kräfte der beiden Sprachen vor sich, in so fern sie aus dem Lateinischen hervorgehen und ihre Erzeugnisse auch für die neuere Zeit noch Geltung haben.

Eine eingehende Würdigung eines Buches, das so reiches Material liefert, kann nur nach längerem Gebrauch desselben gegeben werden. Ref. würde sich daher auch mit dieser Anzeige begnügen, wenn nicht der Verf. selbst wünschte durch Bemerkungen von Fachgenossen in den Stand gesetzt zu werden seine Arbeit zu vervollkommnen. Deswegen soll hier einiges besprochen werden, was dem Ref. bei näherer Einsicht in das Buch aufgefallen. Möge der Verf. es so auffassen wie es gemeint ist, als ein Scherflein zu möglichster Vollkommenheit einer zweiten Auflage, die wir ihm von Herzen wünschen.

Die lateinischen Wörter sind so geordnet, dass Ableitungen unter den Wörtern aufgezählt sind, die zunächst* als ihre Stämme erscheinen. So

---

* Wir sagen „zunächst", da der Verf. auf Stämme oder Wurzeln, wie sie linguistische Studien ergeben, keine Rücksicht nimmt, und mit Recht, da hier noch vieles zu unsicher ist, um in seinem Buche verwerthbar zu sein.

finden sich z. B. *conus*, *seditio* unter *ire*. Um nun das Auffinden der französichen und englischen Wörter denen zu erleichtern, welche sich wenig mit Etymologie befasst haben, findet sich zu Ende des Buches ein Verzeichniss solcher Wörter, deren Abstammung nicht klar auf der Hand liegt. So ist darin z. B. bei *comte* auf *ire* verwiesen. Dieses Verzeichniss müsste wol aber reichhaltiger und gleichmässiger durchgeführt sein. Man findet z. B. in demselben *sédilion* und *sedition* nicht, wol aber das gewiss leichter abzuleitende *impôt*; *abolir* ist nicht gegeben, wol aber bei *abolish* auf *alere* verwiesen: *examen* ist nicht aufgeführt, während es doch im Text selbst für nöthig gehalten wird unter *agere* die Ableitung dieses Wortes durch „(= exagimen)" zu erklären.

Um ferner einen vollständig genügenden Blick in die wortbildenden Kräfte der beiden Sprachen thun zu können, müsste das Buch auch die vorhandenen Wörter möglichst vollständig aufzählen, mit Ausnahme etwa der vielen neuen wissenschaftlichen Kunstausdrücke, die man wie im Deutschen als Fremdwörter betrachten kann. Nun sind die vorhandenen Wörter aber weder vollständig gegeben, noch scheint ein bestimmter Grundsatz für die Auswahl der gegebenen vorhanden zu sein. Ref. hat hier namentlich den französischen Theil näher geprüft. Fuchs gibt in seinem Buch: „Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältniss zum Lateinischen" S. 168 f. bekanntlich die Ableitungen von *juniperus*, *caballus*, *carta*, und selbst diese noch nicht einmal so vollständig, wie sie neuere Wörterbücher enthalten. Von diesen von Fuchs schon vor zwanzig Jahren zusammengestellten Ableitungen fehlen z. B. von *carta* zehn, abgesehen von Wörtern wie chartographe etc., die als Fremdlinge angesehen werden können; von diesen finden sich *cartonnage*, *cartonnier*, *chartrier* sogar im Wörterbuch der Académie, ausserdem auch noch *cartulaire*. Aehnlich verhält es sich mit *juniperus* und *caballus*. Warum sind ferner Ableitungen wie *cartonnage*, *cartonnerie*, *cartonneur* nicht gegeben, da doch Wörter mit denselben Ableitungssilben wie *éclairage*, *raisonneur*, *étourderie* aufgeführt werden? Als fehlend namentlich aufgefallen sind dem Ref. noch folgende Wörter: *adulation* (Académie), das nur als englisch aufgeführt wird — wol ein Druckfehler; *baser*; *oblongus*, *oblong* da doch *barlong* gegeben ist; *abbas* nebst Ableitungen; *planchette* nebst dem als entlehnt zu bezeichnenden *Blankscheit*; *marmotte* nebst dem entlehnten *Murmelthier* (oder hält der Verf. germanischen Ursprung für wahrscheinlich?): *perca*, während doch *alausa* gegeben wird; *destin* und die dazu gehörigen Ableitungen fehlen gänzlich. Ungleichmässig ist ferner auch die Vorsilbe *pré* behandelt, wo z. B. ausgelassen sind *préambule* etc., *préalable*, *préconçu*, *préchantre* und *précenteur*, dagegen aufgenommen *prédominant*, *prééminent* und das englische *precentor*. Warum sind diese Wörter nicht gegeben, deren Bildung durchaus nicht selbstverständlich ist, während Wörter mit dem Präfix *in*, unserem *un*, sehr zahlreich aufgeführt werden, also Bildungen, in deren Schöpfung der Franzose ziemlich eben so frei ist, wie wir mit unserer Vorsilbe *un*? Dieselbe ungleichmässige Behandlung findet sich auch bei griechisch-lateinischen Wörtern; so fehlen beispielsweise *académie*, *bible* mit ihren Ableitungen, dagegen sind *asylum*, *pygmaeus* gegeben, obgleich sie doch nicht häufiger im Gebrauch sind als jene, und nur durch je eine Form vertreten sind, während jene zwei und mehr hervorgebracht haben.

Dass der Verf. bei zweifelhafter Abstammung sich für die ihm wahrscheinlichste entscheidet, z. B. bei *brise*, *caillou* (man könnte auch *aller*, *ouvrir* anführen) ist gewiss nur zu billigen, eben so, dass er der Raumersparniss wegen, nicht auf andere mögliche Herleitungen hinweist. Wünschenswerth dürfte es aber sein, dass solche nicht allgemein anerkannte Etymologien etwa durch ein ? oder * gekennzeichnet würden. Hier sei auch bemerkt, dass bei den beiden *errer* von *errare* und *iterare* von

einem auf das andere hingewiesen werden sollte, weil sie im Sprachbewusstsein mit einander verschmolzen sind.

Andere romanische Sprachen, namentlich das Altfranzösische, sind überall da herbeigezogen, wo sie die Enstehung der jetzigen Formen erklären; z. B. bei chirurgia das pr. surgia, afr. surgien wegen des engl. surgeon. Hier ist vielleicht manches überflüssig, und durch Wegfall desselben könnte Raum gewonnen werden So ist bei homo die Bemerkung „afr. hom, om, acc. home“ wol entbehrlich.

Die englischen Wörter, welche aus lateinischen Stämmen mit germanischen Ableitungssilben gebildet sind, hat der Verf. ausgeschlossen, wahrscheinlich um das Buch nicht zu umfangreich zu machen. Ref. vermisst sie ungern.

Eine recht angenehme Zugabe ist es, dass diejenigen deutschen Wörter, welche als Uebersetzung der lateinischen oder französisch-englischen aufgeführt werden, die aber selbst einer dieser Sprachen entsprungen sind und als bei uns eingebürgert betrachtet werden können, durch gesperrten Druck hervorgehoben werden; es betrifft dies sowohl die Fremdwörter im engern Sinn, z. B Notar, wie auch die sog. Lehnwörter z. B. dauern. Zu diesen sind unter den Zusätzen und Berichtigungen S. 378 noch einige hinzugefügt; doch müssten auch einige im Buch selbst schon vorkommende Wörter durch den Druck als entlehnt hervorgehoben werden, z. B. Aberraute nach J. Grimm, Gruft von crypta, wenigstens nach Wackernagel, Gletscher u. a.

Dies sind die Bemerkungen, die wir uns dem Verf. nach erster, oberflächlicher Durchsicht vorzulegen erlauben; manches ist ihm vielleicht wol bewusst, und verhinderten ihn nur praktische Rücksichten, namentlich die Furcht sein treffliches Buch zu sehr anschwellen zu sehen, so zu verfahren, wie es hier gewünscht wird.

Auch die Ausstattung empfiehlt das Buch. Das Papier ist gut, der Druck zwar nicht sehr gross, aber durchaus deutlich, so dass er auch empfindliche Augen nicht angreifen wird Druckfehler sind dem Verf. nur höchst wenige aufgestossen, was um so mehr anzuerkennen ist, als bei der Verschiedenheit der Druckart, durch die auch Verschiedenes abgesondert werden soll, die Correctur eine sehr mühsame gewesen sein muss.

F. S.

# Miscellen.

---

## Proben aus einer vorbereiteten Uebertragung von Henry W. Longfellow's sämmtlichen Werken, von Ed. Nickles.

### I.

**Aus dem Epos „Miles Standish's Brautwerbung."**
(Schluss zu Band XLIV, Seite 466.)

Inzwischen hatte sich John Alden, welcher in der letzten Nacht vor dem frühen Abmarsche Miles Standish's mehrmals vom Lager hatte aufspringen wollen, um denselben zuvor noch zu versöhnen, einige Stunden später an's Meeresufer begeben, um mit der ‚Maiblume' in die Heimat zurückzukehren, war aber, mit einem Fuss schon in dem Boote stehend, an seinem Verzweiflungsentschluss irre geworden, als er unter den Zuschauern plötzlich Priscilla gewahrte, welche, wie es in

**Gesang V,**

**die Abfahrt der Maiblume,**

heisst:

Theilnahmlos für das Treiben umher bei dem wartenden Volk stand.
Ihn nur blickte sie an, als ahnete seinen Entschluss sie;
Aber der Blick war so bang, so vorwurfsvoll und so flehend,
Dass vor dem Plan sein Herz mit plötzlichem Schauder zurückfuhr
Wie vor der Felskluft Rand, wo noch ein Schritt mehr in das Grab stürzt. —
Menschliches Herz und menschliches Sein, du Wunder der Wunder:
Drehen für dich doch oft sich in einer bedeutenden Stunde,
Wie auf den Angeln die Thür, die demantenen Pforten der Zukunft! —
„Ja, nun bleib' ich!" — so rief er und schaute, des innigsten Danks voll,
Auf zu dem Herrn, der die Schatten des Wahns von den Blicken ihm wegnahm —
Schatten, von denen umhüllt, er blind in den sicheren Tod ging. — —
„Schimmerndes Wölklein dort an dem blauenden Himmel, du winkst mir,
Gleich einer lockenden Hand, in die wogende Weite des Weltmeers.
Aber ich weiss eine Hand, die, weniger Nebel- und Dunstbild,
Bangend zurück mich zieht und flehend die meinige festhält:
Schwinde denn immer dahin, du wolkige Hand, in den Luftraum!
Balle dich nur zur Faust: dein Warnen und Zürnen und Drohen
Kümmert mich nicht, noch schreckt mich das Bild nachstürzenden Unheils!

Heiliger ist kein Land und reiner ist nirgends der Himmel,
Als, wo die Liebliche athmet, die Luft, wo sie wandelt, der Boden.
Ja, hier bleib' ich für *sie*, und helfend und tragend und schützend
Will ich sie unsichtbar, doch allgegenwärtig umschweben:
Und wie zuerst *mein* Fuss auf den Fels hier trat bei der Landung,
So auch tret' er zuletzt, will's Gott, einst d'rauf bei der Heimfahrt!" —

Und als nun nach Monden und Tagen die Nachricht in der Ansiedlung anlangt, der Hauptmann sei mit den Seinen im Kampf gegen die Wilden gefallen, da reichen sich die treu Liebenden — Alden und Priscilla — die Hand zum Lebensbund, einem Bund, dem am Schluss von

Gesang VIII

das Spinnrad,

die schöne Stelle gewidmet ist:

Wie zwei Bächlein klar, die, weit von einander entsprungen,
Wann beim Sturz von den Felsen herab sie von fern sich erblickten,
Erst sich fliehen im Lauf, dann näher und näher sich kommen,
Bis sie zuletzt am traulichen Platz sich im Walde vereinen:
Also mieden sich auch in strenge gesondertem Laufe,
Als sie einander erblickt, wie Bäche die Leben der Beiden,
Kamen sich dann auf dem felsigen Weg stets näher und näher,
Bis sie sich fanden zuletzt und eins in dem anderen aufging.

So folgt demgemäss in

Gesang IX

der Hochzeitstag —

ein Gesang, den wir, zum Theil auch wegen der darin enthaltenen versöhnenden Ueberraschung, unverkürzt hier folgen lassen.

Aus dem Gewölk hervor, dem Gezelt von Scharlach und Purpur,
Trat in lichtem Gewand, wie der Priester der Priester,*) die Sonne,
„Heilig ist Gott!" in leuchtender Schrift auf der Stirne geschrieben,
Rings an dem Saume des Kleids die Granaten und goldenen Glöcklein.
Segnend erschien sie der Welt, und im Rücken die dampfenden Stralen
Waren das Gitter von Erz, und zu Füssen das Meer war das Waschfass.

---

* Das ebenso prachtvolle wie eigenartige Bild vergleicht die hinter den Vorhang der Wolken hervortretende Sonne — welche dem Engländer wie dem Hebräer ein Männliches ist — mit dem aus dem Allerheiligsten der Stiftshütte herausschreitenden Hohenpriester. Einzelheiten, welche sich in demselben auf die Einrichtung der Stiftshütte beziehen (2. Mos. XXIV.), sind: die Zeltteppiche, ein Theil der Bedeckung des Heiligthums, aus gewirktem weissen Byssus, mit Blaupurpur-, Rothpurpur-, Karmesinwolle künstlich durchwebt zu Cherubbildern (2. Mos. XXVI, 1); der Prachtvorhang, welcher die beiden Theile des Zeltes, das Heiligste und das Allerheiligste, von einander schied (2. Mos. XXVI, 31); das eherne Gitter, welches um den Brandopferaltar in dem die Stiftshütte umgebenden Vorhof herumlief (2. Mos. XXVI., 4); und das Handfass, ein kupfernes, zwischen dem Brandopferaltar und dem Eingang ins Heiligste stehendes Waschbecken (2. Mos. XXX., 18). Besonderheiten, welche in der Vergleichung die Kleider des Hohenpriesters betreffen (2. Mos. XXVIII.), sind: das goldene Stirnblatt an der Kopfbinde, mit der Inschrift „Heiligthum Jehova's" (2. Mos. XXVIII., 36); und das purpurblaue Oberkleid, dessen unterer Saum mit baumwollenen Granatäpfeln und goldenen Glöckchen behängt war.

Das war der Hochzeitstag, der das Paar zum Hause des Herrn rief.
Voll von Volk war der Raum, und der Aelteste sammt den Behörden
Hatten die Feier beehrt, und sie harrten mit ihren Geschenken:
Die mit dem weltlichen Spruch, und der mit dem himmlischen Segen.
Schlicht und kurz war das Fest, wie von Ruth und Boas* die Heirath.
Fromm wiederholte das Paar die geordneten Formeln der Trauung
Nach puritanischem Brauch und der löblichen Sitte von Holland:
Vor den Behörden das Eine zum Gatten erwählend das Andre.
Brünstig erflehte sodann vom Himmel der Aelteste Gnade
Ueber den Herd und das Haus, die heut in Liebe gegründet,
Leben erwähnend und Tod und dem Höchsten empfehlend das Eh'paar.

Sieh, da erschien wie ein Geist, nach beendetem heiligen Trauamt,
Völlig in Eisen gehüllt, eine finst're Gestalt an der Schwelle.
Warum entsetzt sich des Bräutigams Herz bei der fremden Erscheinung?
Warum erbleichet die Braut und birgt ihr Gesicht an des Freunds Brust?
Ist es ein Schemen der Luft, ein leeres, gespenstisches Trugbild?
Ist es ein Schatten des Grabs, der kam, um die Feier zu hindern?
Lang schon war's wie ein steinerner Gast an der Thüre gestanden,
Während zuweilen ein Blick aus dem nachtumdüsterten Auge
Leuchtend verrieth, dass ein Herz voll Wärme darunter versteckt war,
Wie durch Regengewölk, das trüb am Himmel dahin treibt,
Oft sich ein sonniger Stral aus zerreissenden Schichten hervorstiehlt.
Einmal hatte die Hand es erhoben, die Lippen geöffnet —
Und sie geschlossen darauf, einem eisernen Willen gehorsam.
Doch wie das heilige Amt mit Gebet und Segen vorbei war,
Schritt's ins Zimmer hinein — und inmitten der staunenden Menge
Steht, wie er leibt und lebt, Miles Standish, der würdige Hauptmann!
Herzlich ergriff er des Bräutigams Hand und sagte: „Vergib mir!
Lange genug hab' ich Aerger gehegt und Verdruss im Gemüthe;
Herzlos war ich und rauh: Gottlob, nun ist Alles vorüber!
Wahrlich, der Standishe Blut, auch mir rollt's heiss in den Adern;
Doch wenn ich Unrecht that — nie reute mich je das Bekenntniss.
Standish war nimmer zu Alden ein besserer Freund, als er jetzt ist!" —
John antwortete drauf: „Lass Alles uns heute vergessen —
Eins nur nicht: uns theuerer stets als Freunde zu werden!"
Vor trat Standish sodann und verneigte sich gegen Priscilla,
Ernst und steif nach der Art des Gutsherrnadels in England:
Etwas von Lager und Hof, von Land und Stadt in der Haltung.
Als den Gemahl er belobt und ihr Segen gewünscht in den Ehstand,
Sprach er in scherzendem Ton: „Ja, richtig behauptet das Sprichwort:
‚Diene dir selbst, dann bist du bedient!' und ein anderes lautet
Ebenso richtig: ‚In Kent pflückt Niemand Kirschen an Weihnacht!'"

Gross war das Staunen des Volks, doch grösser der stürmische Jubel,
Wieder zu seh'n das gebräunte Gesicht des erstandenen Hauptmanns,
Welchen für todt sie beklagt, und sie sammelten drängend sich um ihn.
Gänzlich vergessend des Paars, nur Aug' und Ohr für den Gast noch,
Fragten, erwiederten, lachten sie jetzt in dem buntesten Wirrwarr,

* Die Erwähnung der Heirath des Stammvaters David's, des Boas mit Ruth (vergl. das gleichnamige Büchlein der heiligen Schrift), sowie später des Bundes des Erzvaters Isaak mit Rebekka (vergl. 1. Mos. XXIV.) ist ein überaus glücklicher Griff unseres Dichters: der ganze Zauber der schlichten Einfalt, der lieblichen Kindlichkeit, des harmlosen Glückes jener beiden — echt idyllischen — Erzählungen trägt sich dadurch in die unsrige über.

Doch das Gesicht schwand bald in dem lärmenden Treiben der
Freunde verliessen das Haus und mahnten zu baldigem Aufbı
Harrte doch heute daheim noch unvollendet das Tagwerk.
Siehe, da leitete John, der besorgliche, sinnige Gatte,
Glücklich und stolz auf sein Weib, zum Erstaunen der ja
Menge,
Aus einem Nachbarstalle den schneeweiss schimmernden Bruc
Handzahm folgte der Stier, einen eisernen Ring in den Nüst
Schmuck mit Scharlach gedeckt, auf dem Rücken als Sattel e
Nicht einer Bäuerin gleich, in dem Staub und der Hitze des
Sollte zu Fusse sie geh'n: nein, reiten im Glanz einer Fürstin
Etwas erschrocken zuerst, doch bald von den Andern beruhig
Fest an dem Polster die Hand und den Fuss in der Rechten d
Schwang Priscilla sich leicht und mit lachendem Mund auf d
„Prangte dir jetzt“ — sprach Alden im Scherz — „noch d
am Sattel:
Wahrlich es fehlte dir Nichts zu der lieblichen Königin Berth

Vorwärts ging es im Zug nach des Ehherrn neuer Behausung
Glücklich im Stillen das Paar, und mit lautem Geplauder die
Leis auf rauschte der Bach, als im Wald sie die Furt übersc
Froh des Bilds, das über ihn zog: ihm war es, als schwebte
Ueber sein blauendes Nass in den Lüften ein freundliches Tr
Sonniges Licht floss stralend herab durch's goldene Blattwerk,
Ueber das Reblaub hin, das purpurroth am Gezweig spann
Und in der Fichten erquicklichen Hauch den gewürzigen Duf
Stark und süss, wie der Trauben Geruch in dem Thale von
Hold war das Bild: es erinnerte traut an der seligen Urzeit
Harmlos ländliches Glück und an Isaak's Bund mit Rebekka;
Alt, und neu doch immer, und schlicht, doch immer erhaben:
Liebe, die niemals stirbt, so viele der Liebenden starben.
Also bewegte sich froh zum Haus in dem Walde der Festzug

## II.

### Aus der „König Olaf's-Sage."

(Schluss aus Band XLIV., Seite 463.)

Die verbündeten Fürsten warteten nur Olaf's Heimkehr von dem schon früher erwähnten Zug behufs der Wiedererwerbung der in Wendland gelegenen Güter seiner Gemahlin Thyri ab, um ihn gemeinsam anzugreifen, wozu ihnen Jarl Sigwald, welcher Olaf über die Absichten seiner Feinde getäuscht hatte und ihnen denselben verrätherisch in die Hände lieferte, die gewünschte Gelegenheit bot. Der Ort, wo der Dreimächtebund ihm auflauerte, war die oben gleichfalls schon erwähnte Insel Swald. Heldenmüthig liess sich Olaf mit weniger Mannschaft, da der grössere Theil seiner Flotte zerstreut war, in den ungleichen Kampf ein (1000). Als er sich aber trotz verzweifelter Gegenwehr in der unvermeidlichen Gefahr sah, seinen Feinden als Gefangener in die Hände zu fallen, stürzte er sich zugleich mit seinem Marschall Kolbjörn in die Meeresflut, wo er höchst wahrscheinlich umkam, obwohl das Volk sich noch lange mit dem Glauben trug, es sei ihm gelungen, sich zu retten, und er habe sich, nach einer unternommenen Pilgerfahrt, in ein Kloster zurückgezogen. Wir stellen hierher noch eine Episode aus der für König Olaf so verhängnissvollen Schlacht bei Swald (Swolderö), wie sie beschrieben ist in

### Gesang XX,

### Einar Thamberskelfer,

Der jugendliche Held der Ueberschrift ist einer der Kämpen Olaf's auf dessen Schiff, das Ziel seiner Pfeile aber Jarl Erich, wie schon oben bemerkt, (natürlicher) Sohn des auf der Flucht vor Olaf ermordeten Jarl Hakon und Schwiegersohn König Swend's mit dem Gabelbart.

Einar Thamberskelfer lehnte
An dem Mittelmast:
Sein Gewaff, das wohlbesehnte,
Schwirrte sonder Rast:
Jeder seiner Pfeile zuckte
Stracks nach Erich's Bild,
Der gewandt sich niederduckte
Hinter Bord und Schild.

Eins der Rohre traf des Recken
Gold'nen Helmesknauf;
Doch der muntert ohne Schrecken
Seinen Skalden auf:
„Singe mir voll Rachefeuer
Hakon's Todtensang!" —
Rief's, als schon ein Pfeil, ein neuer,
Ihm vom Panzer sprang.

Jetzt zu einem seiner Finnen
Spricht der Jarl das Wort:
„Schaff den Schützen mir von hinnen
An dem Maste dort!"
Und das Wort war kaum gesprochen,
Als der Pfeil entfuhr —
Einar's Bogen war zerbrochen;
Doch der lachte nur.

„Horch, was war das?" — rief der König —
„Fuhr ein Kiel zu Riff?
Scholl mir's doch so eigentönig,
Gleich als bärst' ein Schiff!"
Einar aber sprach: „Ich deute
Mir's auf unser Land —
Norweg ist es, Olaf; heute
Bricht's in deiner Hand!"

„Bist du mir kein bess'rer Seher" —
Gab der Fürst zurück —
„Dann verhilft vielleicht mir eher
Deine Kunst zu Glück!"
Sprach's, und seinen schönsten Bogen
Bot er Einar dann,
Dem das Blut in leichten Wogen
Aus dem Stulpen rann.

Aber wie der junge Schütze
Prüfend biegt das Holz,
Schleudert er's als wenig nütze
Fort zusammt dem Bolz.
Glühend schiesst das Blut, das warme,
Ihm zu Angesicht:
„König, einem Heldenarme
Taugt die Waffe nicht!"

In Strömen das Blut in
Und starrend von Pfeil u
War rings auf den Sch

Schon reissen sich Wand
Die Schiffe mit eiserner
Und über den niedrigen
Springt lustig der Ente
Die Kämpen, wie zogen
So freudig mit Olaf sie
Nun kehren sie nimmer
Zu hören den heimisch

Zwar hielt noch, die Faus
Des Schwertes, der Köni
So wild ihn der Hagel u
Der Würfe von nah un
Und mitten im heissesten
Trat Kolbjörn in muthige
Zur Seite des Fürsten un
Den Schild ob dem Ha

Da dringt auf des Schiffe
Das morsch schon gescho
Jarl Erich, der Norweger
Vor Zorne die Lippen
Und kappt mit dem Beile
Der stürzt mit der hänfen
Wie, schimmernd vom sch
Die Fichte sich beuget

Er sucht nur des Königes
Der, stets noch gedeckt v
In's Enge gehetzt wie ein

Da blitzten in dämmrigem Duft
Zwei Schilde von Gold in der Luft,
Und deckte die flutende Gruft
Zwei Scharlachgewänder mit Schaum.

Dann fischten, von Blute noch roth,
Den einen der Schilde mit Noth
Die Mannen des Jarl in ihr Boot
Und jubelten: „Olaf ertrank!“ —
Indess, wie im Schutz einer Fee,
Umspielt von dem wogigen Schnee,
Der andere fern in der See
Achtlos mit dem König versank.

Dem Volk war der Glaube genug,
Es habe der Fürst sich im Flug,
Als nieder der Strudel ihn trug,
Entkleidet der wuchtigen Wehr;
Doch wurden die Jüngeren alt,
Und Olaf, die Heldengestalt,
Die einst ihm gebot mit Gewalt,
Erblickte der Norden nicht mehr.

In würdiger Abrundung des Ganzen kehrt nun der Schluss der Dichtung zum Anfang derselben zurück. Es vernimmt nämlich in

Gesang XXII

die Nonne von Nidaros,

Astrid, zweifelsohne die Mutter des Helden des Epos, ebenfalls in erhaben dichterischer Auffassung, die Antwort auf jene Forderung Thor's, deren Gegenstand die Frage, ob Kreuz oder Handschuh, gewesen, in folgenden durch die Nachtluft klingenden Worten:

„Dein trotziger Aufruf
Zum mächtigen Zweikampf —
Ihm wurde die Antwort;
Ihm wurde die Antwort,
Doch mit dem Gewaff nicht,
Das kühn deine Hand schwang!

Das Kreuz für den Handschuh,
Und Liebe für Todhass,
Und Friede für Kriegsschrei!
Wer wartet und ausharrt,
Beherrschet mit Allmacht
Die Völker des Erdballs.

Wie Sommers ein Giessbach
Im trocknenden Felsbett
Bei heiterem Luftblau
Urplötzlich emporschwillt,
Weil fern an dem Quellort
Ein mächtiger Guss fiel:

So wächst in der Ohnmacht
Dem Herzen die Kraft oft,
Und staunend bemerkst du
Den Wechsel und weisst nicht,
Dass fern in den Urquell
Vom Himmel die Flut sank.

Das Schwert, das der Geist schwingt,
Ist stärker als Stahlhieb;
Die Leuchte der Wahrheit
Ist schneller als Pfeilflug;
Allliebende Demut
Ist grösser als Zornthat!

Du bist nur ein Trugbild,
Ein Schatten des Seedunsts,
Ein Schemen der Nachtluft,
Gehalt- und gestaltlos:
Es dämmert das Taglicht,
So rinnst du in Nichts hin!

Nicht fern ist die Dämm'rung,
Und sternlos die Nacht nicht,
Die Liebe vergeht nie!
Und Gott — er ist Gott noch,
Sein Glaube verbleibt uns,
Und ewig ist Christus!“

Karlsruhe. Eduard Nickles.

---

dienstes dürften doch in der Stadt Mail
Auch ist die Bergspitze den localen T
verdient, wie Herr Lütolf richtig bemerkt
zu dem er mehrfache Beläge noch sonst

---

## Mundartliche Prol

### I. Schwäbisch-altwi

### Schwäbische Neuj

zur Beherzigung für Hoch und N

Also schon wieder a Jährle rum, me
ander. und wir äls gmach au mit. —
Sind heuer au nemme all' do, die :
woisst wer über's Johr noh singt?! — U
a Anderer do obe. Nu a Gott's-Name!
de Kalt-Herberg net, noh darf ich doch
lang g'nueg leer Stroh drosche, und will
d'Hand ge, der kan noh au seahn, was
nutzt und battet Aelles nex, was ich si
in a Sieb g'schüttet! — Mei Zunge ist doc
aber 'sisch grad als wenn mer mit eme S
Was hent ihr heut Nacht wieder fü
a Lärm und a G'johl und a Durchenande
dass mer g'moint hat der Jüngsttag komm
Prosit's Neujohr!!! Piff! Paff! Puff!
hu! hu! So ischt's bei euch wieder zum A
Jo 'sEcho, dees ihr mit äller G'walt aus
im Zorn au mittobt und donnert.
Ei! und Oiner hat g'wiss em Neujoh
Finger wegg'floge sind — der Nachtwäc
g'funde und dem Balbierer brocht. Der

Schoppeglas ist mer's gar net bang um ihn, denn er ist in dem Stück mit boid Händ nie links g'we, und d'Haue und d'Schauffel hot er älleweil lieber z'wische d'Füess als in d'Händ gnomme. Er hot amol g'wiss g'sait 's Trinke sey 's best' G'schäft — 's gang älleweil bergab. Jetzt ist ihm sein gottloser Wunsch erfüllt! denn „Gott strof mi!" ist alleweil 's ander Wort bei ihm g'we. Jetzt hot er's. Und vom Schultes kriegt er au noh a paar Frevel ang'rechnet, ohne d'Balbierers Koste. Aber so gohts wemmer net g'horcht. Ich hanns net umesunst vor acht Täg uf der Kanzel g'sait, und schon viel Johr her äll Johr g'sait: lent 's Schiesse bleibe! und der Schütz bot's au noh ausg'schellt; aber noi! g'schosse hot's müesse sey.

Dass ihr so a Freud am Schiesse hent! — ich glaub wenn mer eme manche d'Wahl liess zwische der Bibel und eme G'wehr, d'Bibel blieb liege — ja, ih woiss g'wiss, und wenn er au koine uffem Brittle dahoim stehn hätt'; ausser wenn a paar schwere silberne Schliesse an dem Buech wäret, noh thät ihm vielleicht d'Wahl weh, b'sonders wenn dui Versueching grad kurz vor der Kirbe käm.

Ihr machet's akrad wie de Wilde, dene au a Mooss Schnapps oder a G'wehr das se zahle müsse, lieber ist als a ganz Duzzend Bible die se g'schenkt han könntet.

So a Freud am Schiesse! und doch so an Daule vorem Soldateleba?! — Wenn so a Bürschle d'Rothhausstiege zum Spiele nuf goht, da pockelt ihm's Herz, dass er sein oigene Tritt net hört, und wenn er noh so viel Nägel in de Schueh stecka hätt, do hoisst's noh akkrad als wie beim Profete Jeremias: „Wie ist mir so herzlich wehe! Mein Herz pochet mir im Leibe, und habe keine Ruhe. Denn meine Seele höret den Posaunenschall und eine Feldschlacht." —

Jetzt wenn er's noh mit sammt seim Schutzbrief gege's Verspiele in der Tasche doch verspielt, noh wurd Angscht versäuft und verjohlt — z. B. mit:

Wohlauf Kameraden! aufs Pferd, auf's Pferd!
In's Feld in die Freiheit gezogen,
Im Felde da ist der Mann noch was werth,
Da wird ihm das Herz noch gewogen;
Da zteht kein Anderer für ihn ein etc.

Jetzt, wenn noh des wirklich der Fall ist, dass er koin Einsteher zahle kan, noh goht's mit schwerem Kopf und Herza zum Regiment. Do hoisst's aber noh glei: „Koph in d'Höh! Brust raus! Bauch nein!" und do wurd er noh noch und noch g'schält, gerbt und g'färbt, dass er von weitem schon glitzt und blitzt als wie'ne Spiegel, so dass ihn oft de oige Mueter fascht nemme kennt, denn statt dem zwilchene Kittel und de oierdottgele Hose kriegt er d'Kornblueme Montur, roth und blo, wie de Ackerschnalle und d'Rittersporn, d'Ordning wurd sein Spieluhr, noch dera muess er sich im Stehen und Gehe richta. Der Schuelsack wurd ihm ausbessert, 'sGedächtnuss g'stärkt: kurz, er wurd putzt und polirt wie'ne G'wehr, der Rost wurd ihm usse und ihne rabthun.

Dehoimt versoomt oft so a Bürschle de nöthigste Arbet, und hockt ins Wirthshaus oder lauft seim Schatz nooch, und lasst die alten Eltern sorge und worge, aber jetzt parirt er 24 Stunde lang, Tag und Nacht uf der Wacht, wo's ihm dieweil treffe kan, dass er mittle in der Nacht bey Sturm und Wetter zwoy g'schlagene Stund uffem Poste stehe muess, und wenns ihn friert, vorem Schilderhäusle hin und her goeht wie d'Unrueh ane're Kirchenuhr. Do fallt ihm aber's „Wohlauf Kamerade" net ein, noi, do denkt er vielleicht mit Zähnklappen an „Steh ich in finstrer Mitternacht so einsam auf der fernen Wacht, so denk ich an mein fernes Lieb" u. s. w.

Oder wenn er bey der Hitz z'nächst am Wirthshaus schildert, dass er d'Sonn oder d'Adler mit dem Bankenet rah'steche könnt, so muess er der-

für stehe bleibe und wenn er de Sonnenstich kriegt und vor Durst es „abglöst“ sage kann.

Ja, do werdet die ungattige Stämmle boge und zoge. Was Vatter und Muetter, der Schulmeister, Pfarrer und Schultes all mitenander in zwanzig Johr net an ihn nan brocht hent, dess geschiecht beym Regiment in a par Monat.

Wenn i nu fur de andere Knorre und Storre au di Mittel wisst, z. B. für des sündig Gspiel, über des ihr werli hättet scho zur B'sinning komme könne; denn erstens: bey dene vier Zehner sollt euch einfalle, dass des d'Schwobejubeljohrszahl isch, besonders für die, die s'vierzigst Johr auf'm Buckel hänt, denn ihr Verstand isst heuer zum erstemol de Liechtbrote.

Zweitens: bey dene vier König könntet ihr noh denke wie viel ihr dene schon gesteuret und g'frohnt hent.

Drittens: bey dene Dame und Buebe solltent euch eure Weiber und Kinder einfalle, die dehoimt sitzet und oft nex z'beisset und nex z'nagat hent. Wenn se oft noch dean Wein hättet den eure Ermel vom [illegible] Tisch anschlucket, und dean ihr übers Brusttuch nahtriehlet.

Viertens: könntet ihr beim Anblick von dene vier Säu au dean Schade berechne, den se euch schon thun hent, jo, währle meh als de wilde die euch vor Zeite eure Aecker umg'wüehlt hent. Do sott mer d'Landjäger derzue ufstelle, dass sie euch die wegschiesse thätet, denn die papierene verstöret euren Hausfriede, und unterwühlet z'letzt 's ganze Hauswese. — Und wie viel Fluech und Scheltwörter leset ihr aus dem Lumpepapier raus?! Denn es ist von Lumpe und macht zu Lumpe! — Vom Geld verspiele will ih net amol ebbes sage, denn dees kan hie und do wieder amol oiner g'winne, und mehnstens wurd ja bey euch mit Kreide oder Schlüg zahlt. Aber Zeit verlieret älle gleichviel darbey, und dui ist nemme [illegible] g'winne, mer kan se net kaufe, net erbe und net bettle, furt ist se!

Dees ist a Kreuz, dass ich älleweil soviel ufz'romet han bey euch, eh ich an mein Text komme kan! und der hoisst heut:

„Was ihr wollet das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen!“

Geltet, dees ist a kurz Wünschle für so a Kirchle voll Leut? wo jeder gern ebbes b'sonders hätt' und au net wenig; aber wenn ihs ausleg wie's g'moint ist, noh wurd's denk ih oineweg für älle lange, so vielleicht kriegt mancher meh als ihm lieb ist, aber net meh als recht, denn bey mir hoisst's: „Thue recht und scheue niemand.“

Dees Sprüchle kommt mer akrad für, als wie Somekorn vomme nützliche G'wächs. Ih will z. B. a Oichele nemma, dees kennet ihr älle, jung und alt, weil's au glei der best Soome zue dem Fleisch ist, dees heut de hoim in euerem Sauerkraut schwitzt. Schon um desswille sottet ihr de Wald meh schone, jo, die Schunke und Würst, dia ihr im Rauch hange hent, sottet stärkere Warningszoicha für euch seyn, als dia Strohwisch, die der Jäger in seim Wald rumhenkt. Euer Kamin sott a Sprachrohr für euch seyn, dees euch in Wald noochschreit: schonet da Wald! Wenn mer euch im Wald schalte und walte liess, do wär am Ende a Schleebusch 'sgrüest Laubholz, dees no z'finde wär, und in a paar Jährle könnt 'sganz Land singa: „Nun ruhen alle Wälder!“ Was a mal oiner von meine Amtsbrüder hot am Grab vomme Holzdieb singe lasse: „Zum Wald, zum Wald steht nur mein Sinn!“ dees ist manchem von euch sei Morgen- und Ob[illegible] au von eure Mädle hot ällbott oine so grüene Gedanke! So fr[illegible] der Christelehr s'Haase-Hannes Hanne: „Was ist dein bester S[illegible] was han ih höre muesse?! — „Der Jägerbursch von Sann[illegible] Do hot's wärle g'hoisse: „wessen das Herz voll ist, davo[illegible] über.“

Mir gohts 'sHerz au uf und 'sMaul übe[illegible] wenn ih [illegible]

in meiner Herzkammer hangt koi Beil, koi Säge, koi Büchs und koi Haseschlauf. Noi, heut, also mitte im Winter, stoht a tausedjährige Oiche in äll ihrer Pracht wie im Sommer drin, grad wie dui Ulma z'Hirsche im Kloster, wer's scho g'seah hot, dia ihr Krone zum Dach naus streckt.

Und do sieh ih so in meine Gedanke äll dean Nutze, der aus so emme Bom rauswachst und freu mi drüber, wie eure Kinder vor acht Täg über ihre Christbäumle. Wie herrlich stoht so e Bom do unterem Himmelszelt? Jo, wenn er grad wo stoht, wo d'Sonne a mol hinterem uf oder untergoht, sieht er do net aus wie der Waldkönig, dem d' Sonne sein Königsmantel mit Gold durchwirkt und d'Strahlekrone uf sei hoch's Haupt setzt? Und wie lang prang er in seiner Herrlichkeit? wie viel tausedmol sächt ihm d'Nacht: „guete Tag!“ und der Tag: „guete Nacht!“ wie viel hundertmol zieget d'Johrszeite an ihm rum? Der Früehling bringt em äll Johr a neu's Prachtkloid und sproitet en schöne Fuessteppich um ihn, mit Himmelfahrtsblüemle und Maieglöckle und älle mögliche Gräsle und Kräutle neigwobe. Der Sommer glüeht, sprüeht und donnert um ihn, der Herbst mit seine Weinwäge knallt und schallt lustig an ihm vorbei und lässt ihn von seim Rothe versueche. Der Winter orgelt ihm's Schloflied und deckt ihn mit dem wullene Teppich zue, bis ihn der Früehling mit seim Sängerchor wieder ufweckt.

Und was verlebt so a Bom sonst no älles?! Wie oft hot er d'Bet- und Grabglock scho läute höre und loider au d'Sturmglock heute! Wie viel hent scho unterem gscherzt und g'herzt und g'sunge und g'sprunge, von dene jetzt schon d'Ur-Ur-Urenkel von dene Maiglöckle und Himmelsfahrtsblüemle aus seinem Teppich zopfet? Wie viel lustige Vögele hot er scho pfeife höre? und loider au Diebspfeife! — Wie viel Büchse hent scho um ihn kracht von Kriegs- und Jagdvolk? und wie viel Jäger- und Baurefluech hot er schon höre müesse, dass er sich drüber verschüttelt hot!

Und wenn no endlich 's Stündle zu seim Fall au schlägt und 'sgoht an d'Erbschaftstheilung, was könnet er do net älles hoimschloife! Ich will euch noh 'sNächst Best dervon raussueche, als z. B. Hacblöck, Mahl-, Back- und Brunnetrög, Kelterebōm, Mosttrotte, Mühlräder, Kirchethüre, wo ihr gern raus, Wirthshausthüre, wo ihr gern neigganget, Feueroimer, aber koine Brandstiller, sondern Brandstifter (Fässer moin ih), Wegzeiger und Ruehbänk für Lebige und Todte, und was woiss ih äls no meh!

Und wie viel Samekörner trägt so a Bom, so lang er stoht? und in jedem steckt a Oiche! Jetzt denket a mol, wie viele Oiche aus oim Oichele werde könnet, und erst aus eine Morge Oichewald? — wenn ih's ausrechne sott — de Verstand stoht mer still.

Des wär a Rechenexempel für de Schuelmoister, do thät aber d'Schuelstub mit Tafel, Thüre, Tisch und Bänk net lange zu dem Oimoloins. Noi, er thät d'Stiege au noh nahkreidle, und wenn ihm d'Kreide ausging, noh ging er zum Nachber Traubewirth nüber und thät dem sein zweizüngige Zechkreide darzue verthlene und d'Weinprob am Wirthstisch über's Exempel mache, wenn ihm Notabene sein Weib koin Strich durch d'Rechning macht.

Ih sag noh no so viel, dass wenn mer wött, so könnt mer de ganz Welt mit Oiche anpflanze, wenn's Klima überall derzue wär, älles aus oim Oichele! — — —

Was ist do dergege a Perle, aus der mer so a Wese macht. Nex! gar Nex! Ih muess lache, wenn ih an dees Sprichwort denk: „werfet eure Perlen nicht vor die Säue.“ — Ih glaub's wohl, insofern hat des Sprichwort scho recht, denn es thät koin Spatz satt, viel weniger a Sau fett dervon were, und wenn mers scheffelweis in Trog schütte thät.

Und wenn mer so a Unschätzbare auf de Bode falle lässt und tritt aus Versehe a bisle druf, het d'Herrlichkeit z'mol a End, wie beim a Schoppeglas, wo oims Bucke au derbei verspart ist, wenn's nah fällt.

Do lob ih mir mein Oichele! des ist a anders Korn. Wenn z. B. a

Des sind Perle! die hanget an de Backe rothe Rose, und machet a schö's G'sicht r Freudethräne moin ih.

Dees ist der wahre Seelehimmelsthau, v gedeiht, und von dem ih no han sage wolle aus dem sprosst und wachst, als aus dem ( wie de ältest Oiche und thät älle Sonntig u au derzue, Vor- und Nochmittags dervon pre so könnt ih doch net älles sage, wie viel Nu steckt.

Und dees kan no derzu in der ganze \ kalte, im truckene und nasse, kurz in alle I

Ih will euch geh a bisle ebbes dervon v in Gedanke nochfahre.

Also: „was ihr wollet, dass euch die I dem Wolfelste anfange, was mehr sich wüns mit dem Gruess. — Was ist a Gruess? a ( Buess — 'sist a Heilwunsch, wo mer em wohl!" an ächter Gruess ist was der Blüescl böm. Es geit au Zierpflanze, von dene s'B Frucht geit (wenigstens koi gniessbare), w au, dees gar net riecht und nex trächt, v goht's mit gar viele Grüess.

Der Kuchegruess aber ist oiner der s mer mit dem Pomeranzebom vergleiche, an hangt, weil Wort und That Hand in Hand Mustergruess, das fasslichste und vollständig der Grüess. Ist aber loider fascht so rar a äll' in der Fehlhalde standet.

Aber au selber beim Kuchegruess kan noch ere Speckseite g'schmisse! —

Man kan's Grüesse au mit ere Münz gäb ist, und wo Jeder, der Arm wie der R

Aber ih sieh scho, ihr theant koi guet meh und wöllet mir lieber recht lasse, was ih heut scho a mol g'sait han, dass ihr lieber zur Kirch naus als nein ganget.

S'st zwor wohr, mei Predigt ist freile a bisle z'lang ausg'falle. Z'erscht han i euch d'Levite glese, und wie ih an mein Text komme bin und hane auslege wölle, bin ih, wie mer sächt, mit der Kirch um's Dorf komme. S'ist mer mit gange, wie oim, der uf en Ort zuegoth, wo aber der Weg bald grad, bald krum, bald rum, bald num und berguf und bergab goht. Manchmol sieht mer s'Ort und no z'mol wieder nemme, und do wurd oim oft Zeit so lang, dass mer moint, mer verlebts gar net, dass mer derzue na kommt. Und dass euch so goht, dees merke an aurem G'huest und Gschlurf.

Ih moin aber, an so emme Tag därf mer scho ebbes übrigs thue, und ihr hent so doch derzue sitze därfe und net im Schnee stehe, wie's dieweil bei Leichepredigt der Fall ist, wo a mol bei oim von meine College d'Loidträger um's Grab rum nag'frore sind, dass se hent müesse d'Füess aus de nag'frorne Schueh herausziehge und in de Strümpf hoimspringe, denn der hot dui G'wohnheit g'het, seine Predige uf endlos Papier z'schreibet.

Ih mach's kurz bei de Leichepredige, dees müesst ihr selber sage; denn do lass ih 'soffe Grab und die Todeköpf, die drum rum lieget für mih predige. I denk, wem dees koin Ermahning git, dean nutzt a ehlenlange Red au net viel, und da Todte verklage und richte, des stoht mer gar net zue, denn dia kennet sich jo au nemme verantworte. (Wohl gesprochen!) Drum hoisst's: „Lasst die Todten ruhen." —

Am Grab soll die Liebe walte, en fromme Spruch bete und d'Thür in de Stille schliesse. Und jetzt zue meim Predigschluss, dass net der Kirchethüreschluss heut au no an mih kommt. Also in Summa Summarum: Wenn mein heuriger Neujohrswunsch für euch in Erfülling gehe soll, so müesset ihr z'erschte der Oigeliebe de Spiegel z'ämmeschlage, der Habsucht d'Nägel b'schneide, em Neid s'Schiele vertreibe, der Verläumding de Giftzahn rausziehge und d'Unz'friedeheit af de Kirchhof spaziehre führe: Prosit s'Neujohr! Amen!

A. Birlinger.

---

## II. Alemannisch.

# Der Wilchingerhandel.

Episode aus der Geschichte Wilchingens in den Jahren 1718—1729.

Dramatischer Versuch in drei Acten. Von Halevy.

---

Ort der Handlung: Wilchingen.

Personen:

Der Landvogt von Neukirch.
Dessen Weibel.
Erster Rathsherr.
Zweiter Rathsherr.
Hauptmann Schramm, ehem. österr. Offizier.
Hauptmann Siegerist, Kommandant der Executionstruppen.
Vogt Gisel.
Hans Meyer.
Adam Rüger.
Schreiber.
Erster Bürger.
Zweiter Bürger.
Elsbeth Meyer, Tochter von Hans Meyer.
Stubenurschel.
Stubenwirthin.
Gerichtsmannen.
Soldaten, Executionsmannschaft.
Volk, beiderlei Geschlechts.
Ein Ausrufer.

---

## Erster Akt.

### Erste Scene.

(Stubenwirthin und Stubenurschel vor ihrer Hausthüre. Letztere mit untersetzt Armen neugierig auf und abwärts schauend.)

Stubenwirthin:

Wa luegist so s'Dorf uf und ab --
s'chunt doch näne kann schöne Chnab —
Du wartist g'wüss uf grossi Herre —
Die nu bi der Urschle wend ichehre.

Stubenurschel:

Da würd jo di nüd a-gu —
Wa für Gäst thönd zu-mer chu —
Wenns de Herre bi dir thät g'felle —
Wurid sie nid zu mir nu welle —

Stubenwirthin:

I mag di dumm G'schwäz gar nit g'höre —
Du thust jo alli Manne bethöre —
Si gönd nu zu-dr zum Zitvertrieb —
Du bist halt e liederli Wib —
De Tüfel würd di woll no hole —
Du häst-is üsi Gäst absg'stoble —
Mir e lah hend s'Recht zum Wirthe do --
s'cha nid en jedere Lump no cho. —

Stubenurschel:

Los Lisi, i wett au stille si —
Ihr händ jo so en schlechte Wi —
Dass de Rossbuebe thuet drab gruse —
Verschwiege de Herre vu Schaffhuse.
Wart nu, i wills im Landvogt säge.
We du de Lüte chast abe fege. —

(Der Landvogt und sein Weibel erscheinen zu Pferde und steigen bei der Stub urschel ab. -- Dieselbe dem Landvogt vom Pferde helfend und ihn bekomplim tirend fährt fort unter der Hausthüre, dass es die Stubenwirthin noch hören kan

Der Herr Landvogt wird so gütig si
Und e Gläsli trinke vum beste Wi,
Derzu mach i derno gueti Strübli
Und im Schlag obe holi jungi Tübli.

(Landvogt, Weibel und Stubenurschel gehen ins Haus hinein.)

Stubenwirthin (zu den Leuten):

Send-er iez, wes ali wil got,
Die do hät Gäst früeh und spot
Und wenn mir nüt lösed us Wi und Spise,
So chönned mer au der D'mand nid zise.

(Geht ab.)

---

### Zweite Scene.

Hans Meyer:

Wa wot denn de Landvogt i üsem Dorf?

**Ein Bürger:**

Der Stubenurschle wend si e Taväre schenke
Und de Landvogt wot-si selber use henke.

**Hans Meyer:**

Da würd er wol no blibe lu;
So Sache chöned bi üs nid gu,
D'mand hät e la s'Recht zu-nere Taväre
Und das Recht cha-nis niemerd wehre.

**Adam Rüger:**

Sind doch au nid so dumm, ihr Lüt,
Mir wüssed jo vu der Sach no nüt,
De Vogt do söll-is Uskunft gi,
Er ist ja gester d'Schaffhuse g'si.

**Vogt Gisel:**

Ich ha gester frili müese vor Roth
Und ich glaube, d'Stubenurschle chunt z'spot,
Die Herre hent si wieder abstelle lu,
De Landvogt ist allweg nid wege dem chu.

(Unterdessen hat der Landvogt das Fenster geöffnet und spricht zu den Leuten.)

**Landvogt:**

Wege wa da-ii do abe chu bi,
Mini gnädige Herre hämmer de Uftrag gi,
A da Hus here e Taväre z'henke,
Da d'Urschle cha ihren Wi usschenke.

**Mehrere Stimmen:**

Da lömmer nid g'scheh!

**Landvogt:**

Im Name vu mine gnädige Herre . . .

**Adam Rüger:**

(hebt einen Stein auf und zielt gegen den Landvogt.)
Söll sie de Landvogt zum Tüfel scheere.
(Landvogt wirft das Fenster zu, und entflieht mit dem Weibel.)

---

## Dritte Scene.

(Gerichtssitzung. Viele Bürger als Zuschauer.)

**Vogt Hans Gisel:**

Ihr Gerichtsmanne und ihr Bürger all,
Mer rothet do über en wichtige Fall,
Mini gnädige Herre hemmer büte lu
Und gester hani müesse uf Schaffhuse gu,
Do hät de Junker Ludwig Kron
De gnädige Herre en Vorschlag thon
I Wilchinge müe-me no e Taväre ha,
s'Ort sei gross und s' d'Mandhus e la.
Es sei e Frau schu binim gsi,
Er wüssi, si hei en verdammt guete Wi;
Er möcht dene Herre rothe derzue,

Denn gönd-er der Urschle s'
So wurd dur da üse d'Mandl
Wo wettid-mer au sus s'Geld
d'Rütene mö-mer de arme Li
Ufs Holz verchaufe chönnet-
Da brucht me zum Füre und
Druf hät me gsat, i söll uss
Und wie-ni wieder ie bi chu,
So hät de Burgermeister g's
Mer händ iez bschlosse im
Me well die Sach ganz falle
Ihr chöned iez wieder hame
Jez sieh-ni, me hät mi zum
Mi, en ehrsame Burema,
Und Ihr, warum sind all so
Und kan will säge, wa-n-er

Hans Meye

Woll frili, Vogt, säg ich mi
Da Ding got nu so ganz al
Mit-der Urschle und ihrer
S'würd nid ase gar lang wä
Die gnädige Herre d'Schaff
Die chöned sie mira hinder
Bis da-mer ene folge wend,
Und Taväre usse henke lö
Es wohnt en grosse Herr i
De kennt alli Herre Lände
Vu dem ha-ni öpmis g'hört
Und ich will-i säge, was-s't
Me got mit-is om, we mit
Mir sind mit alle Freiheite
Vum Graf vu Sulz a Scha

De Hauptma Schramm ist vor der Thüre,
Söll-i-n nid grad do here führe?

Mehrere Stimmen:

Woll, uf der Stell!

Vogt:

So söll-er chu!

Hauptmann Schramm:

(halb militärisch gekleidet und mit vornehmem Wesen tritt auf)

Ihr Männer des Gerichts und Bürgersleute!
Ihr wollt wohl wissen, wie die Sachen stehn.
Ich weiss nur wenig noch von eurem Handel,
Doch das weiss ich, dass man euch Unrecht thut.
Die Herrn von Sulz, das waren güt'ge Herren
Und habens mit dem Volk nie bös gemeint,
Dies wird euch eine Klausel klar beweisen,
Die in dem Kaufcontrakt enthalten ist.
Die Klausel lautet so: Die Stadt Schaffhausen
Ist Herrin dieses Orts, doch mit dem Vorbehalt,
Dass an den Briefen und Gerechtigkeiten
Nichts darf geändert werden ohne
Des Kaisers und des Reichs Genehmigung.
Noch habt ihr euer volles Recht in Händen,
Der Stadt Schaffhausen habt ihr nie geschworen.
Wenn euch die gnädigen Herren zwingen wollen,
So wird der Kaiser euch zum Recht verhelfen.

(Tritt ab.)

Vogt:

Er händ iez g'hört, wa-ner g'sproche het.
E Schand wärs, wemme-ne nogi thät.
s'Recht ist klar uf üserer Site.
Da cha-nis gwüss ka Mensch abstrite.
Und wenn's-is d'Schaffhuse wend ploge und schinde
So thömmer no bim Kaiser Schutz finde.

Alle:

Der Kaiser lebe hoch! hoch! hoch!

---

## Zweiter Akt.

### Erste Scene.

am Rüger und Elsbeth Meyer, Hans Meyers Tochter. Letztere sitzt in ihrer Stube und spinnt. Rüger tritt herein.)

Elsbeth:

s'ist guet, dat chunst, we hani blanget,
We ist mi Herz am Marter g'hanget!
Wast du no nid, wa g'gange-nist,
We-me wot bruche Gwalt und List.
Min Vater ist uf de Schramm versesse,
Het ganz an-im de Narre g'fresse.
Wenn nu dä Kerli wär ussem Hus,
Er ploget mi, es ist en Grus.

De Hauptma ist en nue Ma,
Es lached-en alli Meitli a.
E so-ne Herzli ist gär gli g'
Wenn so-ne Hand derno thu
Du würsch halt au we die a
Und lieber welle en riche M
Dat nid alliwil ploget bist
Mit Gülle träge und mit Mi

Elsbeth:

O, Odem, du söttst mi doch
Uf-der Welt cha-nis nüt me
I mim Herz hät kan andre
Du bist und blibst min lieb

Rüger:

I glaub-der, Chind, und bli
Und schu im nächste Mona
Do mue e lustig Hochsed s
Kann Hauptma cha-mer di

Elsbeth

Jez öpmis mue der au no
Ich chas nid länger bi-mer
Lo di nid i die Gschichte
Denn s'Unglück chunt, me
Und da no wot-mer gar ni
Da-me de Schramm obe-na
I b'hauptes grad zu dieser
De Ma ist halt e chlechte

Rüger:

Los, Elsbeth, da sind b'su
Do lo du mi elage mache.
I müast io kan rechte Wi

## Zweite Scene.

(Leute strömen herbei. Ein Trommler geht auf und ab und ruft aus:)

Es ist üse gnädige Herre Bifehl,
Da Alt und Jung söll uf der Stell,
Wenn sie nid wellid Strof usstuh,
Zur Huldigung zum d'Mandhus chu!

(Interdessen sind zwei Abgeordnete des kleinen Raths, der Landvogt und sein Weibel hereingeritten und nehmen auf der Tribüne Platz.)

Erster Rathsherr:

Ihr G'richtsmanne und ihr Burgerslüt!
Worum da-me eu iez zäme büt,
Da will-i mit churze Worte säge,
Und hoffe-ner werdit-mers nit no-träge.
I letzter Zit ist-me mit euem Ort
Gar nümme z'fride. Es gönd so Wort
Vu Mund zu Mund, die dem Regiment
Vu der Stadt Schaffhuse nid g'falle wend.
S'ist en böse Geist ini g'fahre,
Vor dem si d'Oberkeit mue wahre.
Er müend nid glaube, me sei blind,
Mer wüssed wohl, woran mer sind.
Mer führed e väterlich Regiment,
Er chöned, wenn er z'chlage hend,
Ganz unscheniret zu-nis chu,
Wer Recht hät, würd-me au Recht lu.
Doch glaubet nid, da d'Herrschaft schloft,
De Widerspenstig wird bistroft.
Mer wend iez wüsse, wer thut ahange
Der Oberkeit und thüend verlange,
Dass uf der Stell zu dieser Stund
Chli und Gross zur Huldigung chunt.

Zweiter Rathsherr: (die Huldigungsformel vorlesend)

Kund und zu wissen sei insgemein,
Dass meine gnäd'gen Herren von Schaffhausen
In ihrem kleinen Rath beschlossen haben,
Dass ihre Unterthanen im Ort Wilchingen
Den Eid der Treue schwören sollen.
Nicht länger hören will man diese Stimmen
Des Aufruhrs und des offnen Widerspruchs.
Es wird sich jezo bald genug beweisen,
Wer treu hält zur rechtmässigen Oberkeit,
Und wer verblend'ten Sinns nichts wissen will
Von unserer väterlichen Huld und Gnad.
Nun will die Eidesformel ich verlesen,
So höret denn und sprecht getreulich nach,
Wir schwören unsrer strengen Oberkeit,
Dem klein und grossen Rath der Stadt Schaffhausen,
Treu und Gehorsam ohn' Gefährde,
Wozu uns möge Gott der Herr verhelfen.

(Einige Stimmen sprechen halblaut nach.)

Vogt:

We-mer iezed thätid huldige,
So wur-is d'Nochwelt no beschuldige.

Hans Meyer:

Mer wäred doch kani Esel si
Und üsi Freiheit so vergi!

Mehrere:

Mer thönds halt nid!

Erster Rathsherr:

Wenn d'Sach e so stoht, wemmer gu,
Mer chöntid do no s'Lebe lu.
Wemmer nid chöned meh usrichte,
Göm-mers grad im Roth gu brichte.

Vogt:

Mer zahlet der Stadt Abgobe und Stüire,
Mer wend-i i allem de Wille vollführe,'
Wem-me-nis d'Rechte respektirt,
We si i de Briefe sind garantirt.

Zweiter Rathsherr:

Vogt, ihr redet we nen Rebell!
Wenn-er iez nid uf der Stell
Eui Lüt wend huldige lu,
So luegid für-i, wes würd gu!

Ein Bürger:

Und wenn-er is nid lönd in Ruh,
So schlömmer mit de Bengle zu!

Mehrere:

Druf los! Druf los!

(Sie dringen auf die Rathsherren ein. Diese schwingen sich auf die bereit haltenen Pferde und sprengen zum Dorf hinaus.)

---

Dritte Scene.

(Ein Bürger kommt athemlos gelaufen und spricht:)

Ihr Manne, s'ist en Unglück gscheh,
De Hauptma Schramm lebt nümme meh;
Bim Pfarrhus obe lit er todt,
E fröhlich Urständ geb'-ihm Gott.

Hans Meyer:

So säg-is doch, wa isch denn g'gange?

Der Bürger:

So will-i denn vu vorn afange:
S'ist iez allweg no ka Stund
(In Chilchhofrebe trägi Grund),
G'hör-i bis Pfarrers Nussbom obe
En lute Strit, en Lärm und Tobe.
Uf a-mol g'höri en Chnall und Schrei,
Ich springe gu luege, wa do sei.
Do lit de Hauptma Schramm am Bode,
Mustodt und cha ka Glid me rode.
Dernebed chneulet en junge Ma,
De hät en Brief in Hände g'ha.

De junge Ma ha-ni nid recht kennt,
I bi nu gschwind do abe g'rennt.

Adam Rüger:

(die Flinte in der Hand tritt herein; er hebt einen Brief hoch empor und spricht:)

I ha dem Kerli schu lang nid trauet.
So gohts, wem-me nu ufs Uesseri schauet.
Wer het au glaubt, da de nobel Herr
En schlechte Hund undVerröther war?
Ich stande dobe vor-mir Thüre,
Do chunt de Hauptma Schramm nebed füre
Und fangt mi grad so z'föpplea,
Er well iez recht bald Hochsed ha,
Er wär-mer de Name nid müesse nenne,
Ich wär jo s'Hanse Elsbeth kenne.
Er chöm aber nümme uf Wilchinge abe,
Er fürch-si vor dene grobe Chnabe.
Er hei iez, wa ner hei welle ha,
Uf dem Brief stöndid Ma für Ma
Wer de G'horsam gschwore hei
Und wer zur Huldigung nid chu sei.
Er göng iez, da i d'Stadt ga b'richte,
Me wür die Schuldige schu richte.
We de so frech sin Verroth verzellt,
Do bini grad vum Bode ufg'schnellt
Und hanen welle niederschla,
Er ist aber drus, über Stock und Sta.
Ich springe i d'Stube und hole s'Gschoss,
I rennim no und drucke los,
Und ab ist gsi sin Lebesfade,
De würd i kam vu üs meh schade.

Elsbeth:

springt daher und fast seine beiden Hände mit verzweiflungsvoller Geberde.)

O Odem! wa hest du au d'macht?
I mim Gmüth ist fistri Nacht,
I wass mer nümme z'helfe meh,
I vergange fast vor Angst und Weh!

Hans Meyer:

Hä, Chind, thue doch iez nid so läz,
Und schwigmer mit dim dumme G'schwäz;
Me mue iez denke wemen rette cha,
Sus ist er en verlorne Ma.
Gang hol an mis best Ross im Stall!
Und do hest öpmis (ihm seinen Geldbeutel gebend) für de Fall,
Wenn d's Brod nit grad verdiene chast,
Dat doch derno no z'lebe wasst.
Iez rit druf los de gschlagne Tag,
So wit da s'Ross nu laufe mag!

(Unterdessen hat man ein Pferd gebracht, und Rüger sprengt davon.)

---

Und warid is muesse dri e

Hans Mey

So Vogt, du wotscht di d
Es nimmt mi Wunder! W
Wenn schu de Schramm e
Und is so wit brocht het
So hät er is doch au z'me
Wo mer mit dem Strit mö
Zum dütsche Kaiser mömm
Dört würedmer Recht übe

Ein Gerichts

Ihr Manne, de Hans hät fr
Wemme nu Botte z'säme b
Es ist halt allweg fürchig
Und Weg und Steg, die ke

Hans Mey

Wa si mue, würd halt müe
S'würd woll ka ander Mitte
Ich will uf agni Chöste gu,
Wenn no e Paar wend mit
Mer blibed iez grad bine n
Und uf Chöste vu der d'Ma
Thömmer füf oder sechs us
Uf die ni au für gwüss cha
s'Gricht, da stellt is e Volln
Und grad morn früh gots fu

Ein Gerichtsm

Ich will mit!

Fünf ander

Ich au!

### Fünfte Scene.

(Vogt, die Abgesandten, das Volk.)

**Vogt:**

Ihr wüssed, um wa sichs handle thut,
Ihr stönd alli i mit Gut und Blut.
Gege Herreübermuth und Trutz
Holed ihr üs s'Kaisers Schutz.
Mer wend i sorge für Wib und Chind,
Bis er alli wieder zruckkehrt sind,
Iez iled, wa ner chönned ile
Und thönd i näne lang verwile.
Und chömmed er nocher Hus nid leer,
Die ganz d'Mand bringt i Dank und Ehr.

**Hans Meyer:**

Und mir verspreched der ganze d'Mand,
Druf git der en niedere si Hand,
Da mer nümme ha chu wend,
Wemmer nid Brief und Siegel hend!

(Alle geben dem Vogt die Hand, ordnen sich und gehen ab.)

**Mehrere Stimmen:**

B'hüeti Gott! mer wünsched i Glück
Und bringed is üsi Rechte z'rück.

---

## Dritter Akt.

### Erste Scene.

ne Truppe Executionsmannschaft rückt auf. Die üblichen Commando's ertheilt der Hauptmann. Nachher:)

**Hauptmann Siegrist:**

Do wärid mer i dem Rebellenest,
Aber allweg unagnehmi Gäst.
Mer wäred da Burevolk schu z'winge
I dem widerspenstige Wilchinge.
Er dörfed iez plündre und raube,
Mini gnädige Herre thönds erlaube.
Zaaged iez dem Lumpepack,
Wa Platz hät im e Begginger Sack!

ıbel unter den Soldaten. Sie dringen in die umliegenden Häuser und bringen allerlei Gegenstände heraus. Die Weiber füllen ihre Säcke damit.)

**Ein Bürger:**

Nei so cha doch da Ding nid gu.
Lieber Lib und Lebe lu,
Als luege, we mer werdet arm,
Si hused jo! dass Gott erbarm!

**Zweiter Bürger:**

Mer hettid halt doch besser thu,
Wemme d'Oberkeit het mache lu.
Si träged is jo alles us,
Es blibt ka Möckli Brod im Hus.

[redacted]



## Zweite Scene.

**Ein Rathsherr:**

Er send doch endlich, we d'Sach lit.
Iez wender oder wender nid?
Es wur allweg kam s'Lebe g'schenkt,
Es wurid all mit enand ufg'henkt.
An Soldate hani en guete Hort,
I rede iez en ander Wort.
Wer iez der Stadt nid huldige thut,
De muess halt büesse mit Gut und Blut.

**Zweiter Bürger:**

Ihr Manne, losed, wa ich will säge.
Wer mönd die Sach recht überlege.
Me nimmt is üse Waar und Hab
Und bringt is a de Bettelstab.
Wenn ich der Oberkeit will huldige,
So cha mi gwüss ka Mensch bischuldige.

**Mehrere Stimmen:**

De Joggeli, de het ganz Recht.
Und wer nid huldiget, de mands schlecht!

**Rathsherr:**

Mer lönd no Gnod für Recht ergu,
Wenn er insgesammt wend Abbitt thu.
Doch d'Rädelsführer mömmer ha
Da me ne Bispil dra ni cha.
Do stoht en Hans Meyer obe a,
De hät alliwil s'Mul off g'ha.
Derno ist en Odem Rüger ufg'schribe,
De hät da Ding no ärger triebe,
De hät de Hauptme Schramm verschosse
Und hät uschuldig Blut vergosse.
Die zwä lifereder is zerst us,
Sus jaged mer all vu Hof und Hus.

**Vogt:**

Gestrenge Herr, da chönned mer nid,
Denn beid sind furt, was nid we wit.
Mer wäred doch nid entgelte müesse,
Wa die zwei hettid sölle büesse.

**Rathsherr:**

So Vogt, ihr chömmet mir ebe recht!
Mit eu stohts jo ganz bodeschlecht;
Uf dem Rodel sind ir de dritt
Und z'Obed mönder g'schlosse mit.

(Während der Rathsherr dies spricht, drückt sich der Vogt durch die Meng lässt sich nicht mehr blicken.)

---

## Dritte Scene.

**Erster Rathsherr:**

S'gman Volk, da siehts doch endlich i,
Dass mit em Widerstand isch verbi.

Mer wend i eui Freiheit lu,
Wenner wend zur Huldigung chu.
Wenneris d'Rädelsführer nennet
Und reuig eui Schuld bikennet.

**Erster Bürger:**

Mer wend is nümme länger wehre.

**Zweiter Bürger:**

Und folge üse gnädige Herre.

**Mehrere Stimmen:**

Si chömmed! Si chömmed!

**Andere Stimmen:**

Si händ Brief und Siegel!

e Wiener Abordnung kommt daher gezogen. Schon von Weitem hebt Hans ver die Briefe, an denen grosse Siegel hängen, empor. Ein Mitglied der Deputation ruft, während sie sich der Bühne nähern:)

Juhe! üsi Sach ist gunne!
Z'Wien bim dütsche Kaiser unne!

**Erster Bürger:**

Mer hättid is bald lu bithöre,
Vum huldige wemmer nüt meh g'höre!

**Zweiter Bürger:**

Z'bifehle hend si's nüt, da ist wohr!
Furt mit dem ganze Junkerekor!

s Volk dringt unter Geschrei und Schimpfen auf die Rathsherren ein. Diese fliehen. Die Abgesandten treten auf. Hans Meyer referirt.)

---

## Vierte Scene.

**Hans Meyer:**

Wa mached er au ihr dumme Lüt?
Me verspricht i alls und halt i nüt.
S'ist mi Seel di höchste Zit,
Da me-ni gueti Nochricht git.
Vu der lange Reis will i nid vil säge,
Mer sind halt greist z'Fuss, z'Schiff und z'Wäge.
Und wo mer i d'Kaiserstadt chu sind,
Verwunderet hämmer is do we d'Chind.
Do ist en Luxus, e Kleiderpracht!
Do fahred d'Schese Tag und Nacht,
S'Wibervolk, da het si putzt,
Die fini Herrli sind ufg'stutzt!
Ues händ si gar für Türke g'halte,
Wege de Hose mit tusig Falte.
Aber erst i der Hofburg inne,
Do sind is gschwune alli Sinne,
Vor e njeder Thüre stoht en Ma,
De glitzt vu Gold und Edelsta,
Im Kaiser ist da si Libwacht,
Die mönd en b'schütze Tag und Nacht.

De Grof vu Sulz, de hat
A d'Stadt verchauft mit d
Dass alls bin alte Rechte
Wenns im Kaiser und den
Do spricht de Kaiser, ihr
Mer wend is mit der Sack
Wa Recht ist, da mue au
So wohr ich dütsche Kais
E paar Tag druf, so chun
Wo mir sind gange i und
En Kammerher vum Kaise
Und bringt is disi Dokum
Drin stoht: Mer hei id d'
Mer seüd Unterthan der S
Doch gege G'walt und Ue
Stöndid mer i des Reiches
Wemmer us alte Brief chö
Dass im Ort nu z'd'Mandb
Dörf e Taväre usse thu,
So müessids die Herre blil
Iez chunt halt Alles uf da
Da me die Briefe wise ch
De Schriber chas am best
Sie liged im Archiv verbor

**Schreibe**

Leider sind si nümme dert
I ha alls omme nandere k
Wass nid, worom is nümm
I wass doch, wo si glege s

**Hans Meyer**

Hans Meyer:

He, so schla doch s'Wetter dri!
Iez wär jo alls vergebe gsi.
Mer stönd wie armi Sünder do
Und wüssed gar nid wie und wo.
Mer möged alls und alls anwende,
So ist doch s'Recht us üse Hände.
Me wots halt sehe schwarz uf wiss,
Sus gilts gar näne als Bewis.
Mer wüssed jo, mer händ d'Schufle voll.
Die Herre d'Schaffhuse merked wohl
Da mer sind in ihrer Gwalt.
Sie wäred nid schone jung und alt.
Die grösste Bure mönd verdlaufe,
Me thut ene ihri Sach verchaufe,
Und Wib und Chind, die werded arm,
Es ist e Noth, dass Gott erbarm!
Mer chöned is uf nüd meh stütze,
Widerstand wur nüd meh nütze.
Am beste isch, mer wend no gi
Und der Oberkeit gehorsam si.
Mer schicked iez an grad in d'Stadt
De d'Sach klar usse nander lat,
Und bittet om en guete Bescheid,
Me sei zur Huldigung bereit.

lle treten ab. Die Bühne bleibt eine Zeit lang leer. Soldaten, die zwei Rathsrren, der Landvogt und sein Weibel treten auf. Viel Volk ist versammelt. Hans Meyer und mehrere Bürger werden gefesselt vorbeigeführt.)

Erster Rathsherr:
(auf diese deutend)

Do chöned er e Bispiel ni,
Wemme nid will g'horsam si
Der rechtmässige Oberkeit,
Wie's die heilig Schrift gebeut.
Mer händ bischlosse im chline Roth:
Me well nid richte noch der Thot,
Mer send i eu verirrti Schof
Und er verdienetid frili e Strof.
Thönd er reuig Treu verspreche,
Wemmer is a eu nid räche.
Doch wer thut länger widerstrebe,
De muess büesse mit Lib und Lebe.
Sid da d'Stadt eu hät erworbe
Ist eui d'Mand gwüss nid verdorbe,
Da ist e väterlich Regiment,
Wo mir i de Hände händ.
Und wie nen Vater sini Chind,
Wenn si nid recht folgsam sind
Mit Liebi abstroft und ermahnt,
So macheds mir mit üsem Land.

Zweiter Rathsherr:

Mit euem harte Chopf und Sinn
Stecked ihr iez im Elend drinn,
Säged mer, wa händ er gunne

Bi euem dütsche Kaiser unne?
Ihr sind halt ganz läz brichted gsi.
Zwor ist Schaffhuse über em Rhi,
Wege dem g'hörz amig zur Eidsgnossschaft.
Durch Bundesbrief und Gsetzeskraft.
D'Schwiz ist bald hundert Johr vum Rich
Abtrennt durch Abschid und Verglich.
Halted treu zum Schwizerland;
Gelobets üs üs mit Herz und Hand!

Erster Bürger:

Mer wend si treui Eidgenosse!

Zweiter Bürger:

So seis i der ganze d'Mand beschlosse!

Erster Rathsherr:

So isch recht, iez glaubed mer eu,
Bliebet fest und schwöred Treu
Der Stadt Schaffhuse unbedingt,
Wie's d'Eidesformel mit sich bringt.

(Alle entblössen das Haupt.)

Zweiter Rathsherr:

Wir schwören unsrer strengen Oberkeit,
Dem gross und kleinen Rath der Stadt Schaffhausen
Treu und Gehorsam ohn'n Gefärde,
Wozu uns möge Gott der Herr verhelfen.

(Alle sprechen Wort für Wort nach. Feierliche Stille.)

Erster Rathsherr:

So het di Sach e glücklich End!
Wenn er öppis z'chlage händ,
So säged eui Sach nu g'schwind,
Will mer no versammlet sind.

(Elsbeth Meyer tritt hervor und umfasst die Knie des Rathsherrn.)

Elsbeth:

Iez ist im Ort wieder Fride und Ruh,
Nu i muss luege trurig zu.
Min Vater lit in Chette und Bande,
Min Brütigam irrt in frömde Lande.
Ich bitte om Barmherzigkeit
I mim Jommer und grosse Leid.
Lönd doch eui Herze rühre,
Thönd si wider zu mer führe!
S'ind jo die brävste Manne gsi
Wos im ganze Dorf het gi!

Erster Rathsherr:

Glaub mer, Chind, du durest mi,
Aber da cha doch nid si,
Wat du wotscht vu üs verlange,
Die zwä händ si z'schwer vergange.
Dir z'gfalle will i bim Roth i chu,
Me söllene Lib und Lebe lu.

**Zweiter Rathsherr:**

Soldate, mehr händ do nüt meh z'mache,
Es hät iez Orning i alle Sache,
Vu nun a lönder d'Bürger in Ruh
Und gönd iez stille der Hamed zu.

(Hauptmann kommandirt. Soldaten marschiren ab. Rathsherren, Landvogt, Weibel und alle handelnden Personen gehen ebenfalls ab, während die Soldaten abmarschiren. Einzig Elsbeth bleibt in betender Stellung auf der Bühne zurück und spricht:)

**Elsbeth:**

Wenn i bin Mensche ka Hülf cha finde,
Wenn alli mini Hoffnunge schwinde,
So lebst doch du no guete Gott,
Du würst mer helfe us grosser Noth.
Lenk du die chalte strenge Herze,
Erlöse mich vu mine Schmerze.

(Bleibt einen Augenblick in betender Stellung und geht dann ab.)

A. Birlinger.

---

## Das Mümmelchen.

### Ein Märchen in allemannischer Mundart. Von A. Schreiber.

Obe[1] uf[2] de Hornesgrinde isch[3] e'See, de mer[4] de Mummelsee heisst, denn vor Ziten hen[5] Mümmele oder Seewible drin g'wuhnt. E' junger Hirt het mengmol in der Näh si Küe un Schof g'hüet, un e Liedli g'sunge. 's isch e sufrer[6] Bue g'si,[7] mit gele,[8] gruse Härle un e me G'sichtle, wie Milch un Bluet. E'mol,[9] gege Obed,[10] do kummt e Jungfrau zu em, ime grüne G'wand, un über de Zöpfe het se en Schleier trage. D' Jungfrau setzt si zuem Hirte, und seit:[11] „s'isch do[12] guet lenze,[13] s' Moos isch weich, un's weiht[14] e' küel Lüftli us de Tanne her.“

Der Hirt het nit 's Herz ebbes[15] z'antworte; so e' schüns Frauebild het er si lebti[16] nit g'sehne, un 's wurd em fascht wunderli d' Sinn. Do guckt se en an mit ihre grosse, schwarze Aue,[17] und mit ihrem Mündle, wie Griese[18] so roth, und seit: „Mögscht mer nit e' Liedle singe? do hobe hört mer niks as d' wilde Waldvögel.

Ein Hirt isch's just nit singeri g'si,[19] aber er het do ang'fange:

Es schwimmt e' Rösli, so wiss wie Schnee,
Gar lusti dört uf em schwarze See,
Doch gückelt numme[20] e' Sternle runter,
So duckt's au gli sie Köpfle unter.

Weiter het er nit singe künne; denn 's Mümmele het en ang'schaut mit eme Paar Aue, der Schnee uf de Grinde wär schu[21] im Merze dervun g'schmolze. Wenn mer aber Fir[22] zuem Strau thuet, so brennt's, un mit em Lösche isch's so e' Sach. Kurz un guet, der Hirt verplempert[23] si in's Seewibel, und sie isch au nit von Stahl und Ise[24] g'si.

---

[1] oben. [2] auf. [3] ist. [4] man. [5] haben. [6] sauberer. [7] gewesen. [8] gelben. [9] einmal. [10] Abend. [11] sagt. [12] da. [13] hingestreckt ruhen. [14] weht. [15] etwas. [16] Lebtag. [17] Augen. [18] Kirschen. [19] gewesen. [20] nur. [21] schon. [22] Feuer. [23] verliebt sich. [24] Eisen.

Aber alles in Ehre! Si hen kurzwilt, und Narrethei trieben, un am End isch der Hirt kek wore,[1] und het em Mümmele e Schmüzle[2] gen, un se het em seldrum[3] d' Aue nit uskratzt. Bim Abschied aber het se zuem g'seit:[4] „Wenn i au[5] e' mol nit kumm, se blib mer vum See weg, un rief mer nit.“

E' Zit lang isch's so gange, un der Hirt het g'meint, der Himmel wer jetzt allewil klor blibe, aber hinter em isch e' gar schwarze Wolk uf g'stiege. E'mol losst si[6] mi Mümmele zwei Tag mit keim Au mer sehne, und do isch's em Hirte winne und weh[7] worre; denn mit der Lieb isch's, wie mit em Heimweh; mer kann dabei nit ruege noch raste,[8] un mer sot[9] glaube, böse Lüt hätte 's eim angetun. Z'letscht kann's der Hirt nimm ushalte, un lauft an de See: do guke en d' Seerösle an, as[10] wenn se Mitlid mit em hätte; er merkt's aber nit, un rieft d' Jungfrau bim Name. Uf eimol wurds Wasser unruehig,[11] un us em See kummt e' Zeterg'schrei, un er färbt si mit Bluet. De Hirte wandelt e' Grusen[12] an — er lauft in d' Berri[13] ni, wie wenn en e' Geischt[14] jage thät, un vun[15] der Zit[16] an het me niks[17] meh vun em g'sehne no g'hört.

Aloys Schreiber.

---

## 's jetzig Badewiler. (Von E. F. Kammüller.)

### Erster Theil.

Ietz isch's bim Bluest e wahri Freud,
Wie sich's um Badewiler draiht.
In Gärte, Weg' un derlei Sache
Will's eis im andre vorweg mache,
Un goht das Ding e Rung e so,
So wird's dermit ball anderscht schtoh.

Der neue Stross vor alle Dinge,
Der wemmer jetzt e Loblied singe:
Denn wenn mer nit guet uffe chunnt,
Se freut's ein dobe au kei Stund,
Un abezue der Hals dra z'woge
Sell g'hört halt zue de Lebesfroge.

Si isch au g'rothe un isch schön;
Denn die wu fahren oder gehn,
Scheniere wohl die Ränk nit gross,
Un d'Ussicht die isch ganz famos;
Im Hiweg so wie abezue
Het's Aug au kei Minute Rueh.

Sie sin verschied'ner Meinig gsi
Wu d'Stross denn eigetli sott hi;
Do henn si's, um der Berg z'umgoh
's halt dasmol nit bim Alte g'loh.
's isch frili au kei Chleinigkeit
Sie z'mache, dass es Alli freut.

De Here, die der Plan henn g'macht,
Sei's drum derbi mit Dank bidacht,

---

[1] geworden. [2] Küsschen. [3] deshalb. [4] gesagt. [5] auch. [6] sich. [7] unleidlich. [8] ruhen und rasten. [9] sollte. [10] als. [11] unruhig. [12] Grausen. [13] Berge. [14] Geist, Gespenst. [15] von. [16] Zeit. [17] nichts.

Die wiss'es au, wie's bergab goht
So z'Obe in der Dämmrig spot,
Bim Laufe wie im Omnibus;
Wenn's z' g'schwind goht, so git's licht Verdruss.

Zwar obe bi's Herr Köchlis Hus,
Wu sie vu unte mündet us,
Sin au no etlich Umschtänd do,
Die schwerli werde bliebe schtoh.
Sunscht schtüend's dört mit em Ganze schlecht
Un G schäft wär numme halber recht.

Der Gasthof link's isch's Römerbad,
E Wirthschaft drinn zum helle G'schtaat,
Mit proprem Saal un schöne Zimmer!
Grad übere d' Ruinetrümmer,
Wu almig stolzi Ritter g'hust,
So dass es eim no jetzt drob grusst.

Churzum es isch e wahri Pracht,
Wie sich das Badewiler macht.
Der prächtig Weg der Alag no,
Wu Jedes jetz cha ebe goh,
Der macht jo alle Lüte Freid
Des het scho menge Badgast g'seit.

Zum Belvedere chunnt me jetz
Uf Umweg, wie der Fisch, in's Netz.
Durane sieht me au de Rhi,
Wie's wirkli nit chönnt schöner si
Am Morg früeh bi's z'Obe spoot,
Bis d' Sunne endli abe goht.

Un isch me z'lezscht vum Laufe müed,
So suecht me si mit frohem G'müeth
E Grüppli, die z'verlese sinn
An Ussicht rich und Bänkli drinn;
Es thuet eim wäger d' Wahl oft weh
Wurin me wohl sie Platz will neh.

Drum isch der Gärtner au der Ma,
Der zeigt's de Lüte, dass er's cha;
Denn findt si no e Plätzli vor,
So rueht er nit, bis es im Flor,
Vu Blüemli aller Sorte isch
In alle Farbe grün und frisch.

's isch wohr, d' Regierig isch bidacht,
Was Geld chost, wird jetz dobe g'macht;
Sie thuet em g'hörig Schutz verleihe.
So het sie erscht e nagelneue
Grossmächt'ge stolze Bau ufg'füehrt,
Der selle ganze Eke ziert.

Er isch au baut für alli Lüt,
Drumm chömme si vu nooch un wit
Am Suntig zu der Luschtbarkeit
Un in der Wuche sunscht zur Freid.
Der Gascht het si Pläsir do inn;
Denn 'sisch ranschirt mit Chopf und Sinn.

's sieht andersсht us als selli Zit,
Wu Grether Beck un sini Lüt
Do bache henn und sunscht g'handirt,
Un bis uf d'Schtross barrikadirt.
So macht halt eis im andre Platz,
Doch bis es g'schieht, gits mengi Hatz.

Dört wis a wi im Amthof inn
Mein i, so wieni mi no b'sinn,
's heb au nit g'seh so proper us,
Uf jede Fall nit vor em Hus;
Denn wer hätt almig denkt do dra,
So z' pflanze die Hortensia.

Jetz' wemmer ende in der Zit,
Un g'fallt das B'schribigli de Lüt,
So werde mer im zweite Theil
Versueche unser witer Heil,
Un sage, wie's im Ort inn schtoht,
Un au wie's in der Gegnig goht.

## Zweiter Theil.

Es Neusch't was chürzli worden isch
Verdients, dass ich's au gli uftisch.
„Es isch de rüehrig Telegraph,
Der isch gar selli flink und brav."
Er brichtet Jedem hi und her
Un wer en zahlt, dem dienet er.

Der Docter d'obe het's is g'seit,
Wie sich die Sach derbi zuetrait.
Er seit: er spiel elektrisch uf,
Un wie's am Droht mach buff uf buff;
So wisses d'Lüt sei's nooch wie fern,
Was die, wo brichte hätte gern.

Der nämli Docter weiss scho B'scheid;
Er het au am Verbessere Freid.
Das zeigt sie eige proper Hus,
Das er im Summer lehnt als us
An Russe, Pole un dergliche,
Natürli meistes an die Riche.

Un's Büechli, wo ner g'schriebe het,
Es gilt e Moos un no ne G'wett,
Dass keis eso meh exischtirt,
Dess ein uf's Alt un Neu hifüehrt;
Denn's b'schribt uf's Hoor die alte Zit,
Wie's Tribe vu de jetz'ge Lüt.

Jetz chömmemer an d'Apothek,
Dört übere vu's Docters schräg.
S'isch au e Bau im Modestiel
Un Sache drinn grad wie mes will,
Nit numme für die chranke Lüt,
Nei Allerley no zum Debit.

's neu Rothhus isch grad nebedra;
Doch sieht's just Nieme für eis a.

Bis dass d'katholisch Chilche schtoht
Wird es no brucht derfür zur Noth.
Me redt jetz ase frisch dervo,
Wohi der Bau sott anecho.

Vorm Schneider dem Herr Architekt,
Heb Jedes g'hörige Reschpekt.
Der het zwei Hüsli ane g'stellt,
Wu's Düpfli uf em i nit fehlt.
Jetz baut er dört bis Köchlis eis,
So het es dobe no ne keis.

Der Fabel het de Hirze baut,
So dass mes chum het z'glaube traut
Im nagelneuschte Schwizerbruch —
Un chönnt mers mache mit 'me Huch;
So müesst au no der Eke z'ruk;
So wie der Sunne Saal am Bugg.

Do d'Chrone un der badisch Hof,
Wie's Reinhardt's und der Frau Hedloff
Sin Baute us der neue Zit,
Die herg'richt sin für Badgästlüt —
Für jede Grad und jede Stand
Un chäme sie vum witste Land.

De Gasthof zur Stadt Carlisrueh,
De muess me zu de erschte thue
Vu wegenem Tisch! — der Zimmerzahl,
Der schöne Ussicht usem Saal!
Er isch mit Oelg'mäld frisch garniert
Un so uf's prächtigst usschtaffiert.

Me schönnt no eis un s'Ander lobe,
Doch wemmer z'lang verwile dobe,
So blibt üs d'Gegnig öd un leer,
Was wirkli nit z'verzeihe wär.
Drum wemmer jetz der Ort verloh
Un no ne wengeli witers goh.

Potz! 's Wichtigst hätti bal vergesse,
Was ich mi doch nit möcht vermesse. —
Denn, der nit hie an d'Römer denkt,
Die eim e sone Denkmol g'schenkt
Isch no nit mit der Rechnig quitt,
Wil er nit chennt der Bauchunst Zit.

Lueg numme, was d'Vergangenheit
An Pracht het unter d'Erde g'leit,
Bis dass im vierachtzger Johr*)
Der Zuefall sie het grabe vor.
I mein das alti Römerbad,
No jetze Badewilers G'schtaat.

Dört hinterm Ort rechts use zue
Goht's Berga zur Sophierueh,
Wu sie die schönsti Ussicht g'macht,
Wurab eim 'sHerz im Lieb inn lacht.

---

* 1784.

Me sieht d'Ruine und der Rhi,
D'Vogese au grad wis a wi.

Vu do füehrt ein e Weg ganz schön
Uf dem mehr denn im Schatte geh'n,
Zum alte Ma — e Felse-Schlucht,
Wu Nieme selli Lüt me suecht
Die siner Zit — no Sag un Wort,
Verschlunge het de schrekli Ort

Chum her, mer blibe do nit z'lang,
Es schuderet mi un wird mehr bang
Mer geh'n do uf Hus Bade füre,
Wu mir nit chönne wohl verirre.
S'isch heimliger as do am Steg;
Doch hani g'hört s' seig nit recht z'weg.

## Dritter Theil.

Jo do isch's mit em Bergbau us,
Vor allem mangelt s' Steigers Hus.
Denn an dem Ort isch's almig g'schtande,
Un wie ni sieh, isch es abhande.
O wie het do der Zitgeist g'hust,
Dass es eim wirkli jetz drob grust.

I weiss no wohl us früeh'rer Zit,
Wie 's g'wimmlet het vu Bergwerkslüt,
Un denk au no mit Freude dra,
Was sie henn für e Musik gha.
Am liebe Herrgott'stag scho früeh
Do het me's g'seh uf Neuberg zieh! —

Der Obersteiger, der's als g'füehrt
Het mit eme Schimmel paridirt,
Uf dem er g'ritte isch im Schritt,
Und d'Berglüt, die sinn alli mit.
In Unifurm mit Federebüsch
Ein wie der Ander, kei so G'misch.

Jetz loss die alte G'schicht in Rueh,
Un mach' di mit mer Vögise zue,
Das isch jetz wirkli mehr im Flor
As do Hus Bade churz dervor.
Dört cheremer in der Chrone i,
Un trinke guete Felsner Wi.

Un chömmemer uf Mülle abe,
So wemmer is dört au no labe,
Am br'üehmte Reckehaager Wi,
Der gang e so wie's Baumöl i,
Het jo der Hebel selig g'seit,
Was d'Müllemer no hüte freut.

Vu do geh'n mir uf's Luegisland
Das isch au wit un breit bikannt,
Als Liebligsort der fremde Gäscht;
Sowie vum zweievierz'ger Fescht,*

---

* Es wurde dasselbe im Spätjahr 1842 in tiefster Verehrung für
Königl. Hoheit unsern höchstseligen Grossherzog **Leopold** von der
meinde Müllheim veranstaltet.

Wu unser Fürscht die Gnad het gha
Un isch mit Frau un Chindere dra.

I mein mer wenn jetz wieder z'ruk
Mer henn nit numme s'one Ruck;
Denn bis mer z'Oberwiler sinn,
Denki sinn d'Hüenli alli dinn.
Mer machen is im Ochse zue
Un legen is dört gli in d'Rueh.

's isch wohr me isch do wirkli gern.
B'sinscht du di no vu wege fern?
Wu mir vum Neuefels chu sinn
Un Neue trunke henn dört inn?
Het nit der Lindema gli g'seit?
I gib de Here selber 's Gleit!

Im Ochse — Blueme, Wildema,
Do trifft me d' Sach ganz g'hörig a
Zur Bad- als wie in and'rer Zit,
Für d' Here wie für de Burelüt.
Un zieht me ne Privathus vor,
So het me d' Sach au dört uf's Hoor.

Der Ort, der het sie wirkli g'macht
Un sits im Ofe wieder chracht,
Un's Hammerwerk au wieder goht,
Vu morge früeh bis z' obe spot,
Se isch e rüehrig Triebe do;
Denn jedes goht der Arbet no.

E Zit lang hen sis dobe g'spürt,
Dass Nieme me der Ofe fürt.
Der Fuhrma het kei Erz me brocht,
Kei Massle het im Sand me chocht,
Kei Holz, kei Chole het me brucht
Un d'Blosbälg hen au nimme g'chucht.

Jetz isch au wieder Lebe dört,
Sit dass mer wieder prassle hört,
Und wär der Faktor Berg no do,
Er seiti au — „'s seig recht e so!" —
Drum leb der Marggrov un si Hus
Will's Gott! So goht er nimmi us. —

Der Weiher isch au g'hörig z'weg,
Derbi verbei füehrt ein der Weg
In Schweighof un der Sunne zue,
Wo menge Badgast scho in Rueh
Bequem dört isch im Garte g'sesse
Un het d'Forelle nit vergesse.

Der Blaue stoht im Hintergrund,
Vu Badewiler just zwei Stund.
Uf der die Gäst am liebste geh'n,
Wil d'Ussicht isch so wunderschön.
Un die wu nit gern ufe laufe,
Thüen miethwies sich en Esel chaufe.

Die nimmt me au uf Bürgle mit,
Sie laufe gar e sich're Schritt.

Un b'sunders die us Piemont
Sinn's Berggo scho vu Juged g'wohnt;
Sie henn au Bei wie d' Hirze als,
Sinn g'modleter am Chopf un Hals.

Jetz, glaubi, chönnt me halte do
Un es der Zuekunft überloh,
Was Badewiler z'lezscht no wird.
In jedem Fall isch nit gross g'irrt,
Wenn guete Wille, Chraft un Mueth
Ihr Sach derzue bitrage thuet.

C. Krieg.

---

## Vinegar Bible.

In Macaulay's Essay Frederick the Great (Biogr. Essays Tauchn.-Ausg. p. 4) heisst es, gelegentlich der Vorliebe Friedrich Wilhelms für die Potsdamer Riesengarde, ‚But to Fr. William this huge Irishmen was what a brass Otho, or a Vinegar Bible is to a collector of a different kind'. Diese Bezeichnung einer gewissen Bibelausgabe hat schon manchen deutschen Lesern ein unlösbares Räthsel aufgegeben. Was wir darüber folgen lassen, beruht auf der Mittheilung eines namhaften englischen Gelehrten. Die Vinegar Bible ist nichts als eine Prachtausgabe der ‚Holy Bible; printed by John Baskett, printer to the King's most excellent Majesty for Great-Britain and the University. Oxford, 1717'. Sie sollte schlechthin ohne Druckfehler aus der Presse kommen; aber ein boshafter typographischer Kobold hatte seine Hand im Spiele und so stand denn im Evang. Lukas XX zur Parabel vom Weinberge als laufender Titel vinegar statt vineyard zu lesen. Uebrigens ist der Fall nicht vereinzelt; derselbe Gelehrte, welchem wir diese Auskunft verdanken, citirt eine Adultery Bible, weil das sechste Gebot in ihr gedruckt sei ‚Thou shalt commit adultery', Breeches Bible,* weil es Genes. 3, 7 heisse They made themselves breeches (statt aprons) (Bibelausgabe von 1598), eine Bugs B., in welcher an einer Stelle bugs — heutzutage nur als cimex lectularia bekannt — anstatt terrors, wie es bei Shakespeare (Cymbel. 5, 3) lautet, gedruckt ist. —

Magdeburg. O.-L. Dr. Jensch.

---

* Auch bei Lucas Engl. Wörterbuch s. v. Breeches citirt.

# Bibliographischer Anzeiger.

## Allgemeines.

K. Bartsch, Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der romanischen Philologie. (Wien, Gerold.) 10 Sgr.

## Lexicographie.

Ditscheiner, Grammatisch-orthographisch-stilistisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 2. Aufl. bearbeitet von Schmuck. 15. und 16. Lfrg. Schluss. (Weimar, Voigt.) 10 Sgr.

W. Obermüller, Deutsch-keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch. 11 Lfrg. (Leipzig, Denicke.) 15 Sgr.

Fr. Spatny, Deutsch-böhmisches Wörterbuch für Jäger und Jagdfreunde. (Prag, Rziwnatz.) 20 Sgr.

## Grammatik.

Fr. Bopp, Vergleichende Grammatik. 3. Ausg. 2. Bd. (Berlin, Dümmler.) 4 Thlr.

G. F. Burguy, grammaire de la langue d'Oïl. 2. Edit. Glossaire étymologique T. III. (Berlin, Weber.) $2^{2}/_{3}$ (compl. $7^{2}/_{3}$ Thlr.)

## Literatur.

W. Wackernagel, Joh. Fischart von Strassburg und Basels Antheil an ihm. (Basel, Schweighauser) $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Das Melker Marienlied. Aus Pfeiffer's Nachlass mit Musikbeilage. (Wien, Braumüller.) $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn v. Lassberg und L. Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. (Wien, Braumüller.) 4 Thlr.

Schiller's und Goethe's Briefe mit geschichtlichen Einleitungen und Erklärungen. (Berlin, Allgem. Deutsche Verl.-Hdlg.) 3 Thlr.

Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuche. Unter Mitwirkung von. K. Goldbeck, herausg. von E Maetzner. I. 2. Ablthl. (Berlin, Weidmann.) 4 Thlr.

English Essays Vol. II. (Hamburg, Meissner.) 15 Sgr.

Rob. Burns, Lieder. In das Schweizerdeutsch übertragen von August Corrodi. (Winterthur, Bleuler-Hausheer & Co.) 1⅓ Thlr.

A. Mussafia, sul testo del Tesoro di Brunetto Latini Studio. (Wien. Gerold.) 1 Thlr.

## Hilfsbücher.

Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht in den Volksschulen. (Prag, Grosse.) 8 Sgr.

F. Tomberger, Praktischer Lehrgang beim Unterrichte in der deutschen Sprache (Graz, Leuschner.) 12 Sgr.

Ch. Boehm, Das Lesebuch als Schule für den schriftlichen Gedankenausdruck. (Reval, Kluge.) 15 Sgr.

H. E. Bonnell, Auswahl deutscher Gedichte systematisch geordnet in Anschluss an ein Lehrbuch der Poetik. (Berlin, Habel.) 1⅔ Thlr.

Plau-Thomery, Französische Sprachlehre zum Gebrauche für Deutsche. (Wien, Braumüller.) 15 Sgr

A. Anselme Ricard, Lectures dramatiques. (Prag, Salon.) 26 Sgr.

C. v. Sandoz, Modernes Französisch; Gesprächbuch. (Wien, Lechner.) 20 Sgr.

Le journal des familles et de la jeunesse Réd. p. Ch. Dupont. (Constanz, Fritz.) 1. Heft. 6 Sgr.

Behn-Eschenburg, Elementarbuch der engl. Sprache für Mittelschulen. (Zürich, Schulthess.) 18 Sgr.

V. A. Pedemont, English spelling-book, für Kinder und Erwachsene. (Wien, Gerold.) 20 Sgr.

Booch-Arkossy, Englisch-deutsch-dänischer Dolmetscher. (Leipzig, Matthes.) 20 Sgr.

Booch-Arkossy, Englisch-deutsch-spanischer Dolmetscher. (Leipzig, Matthes). 20 Sgr.

---





